3 1761 09704210 5

Praktische Auslegung des Alten Testaments

von

Friedrich Niebergall

3. Band

Die Geschichtsbücher

Bible
Comment(OT)
N

Praktische Auslegung des Alten Testamentes

Methodische Anleitung zu seinem Gebrauch in Kirche und Schule. Im Anschluß an „Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl"

von

D Friedrich Niebergall
Professor in Heidelberg

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Dritter Band:

Die Geschichtsbücher

Angewandte Geschichte im Dienst religiös-nationaler Volkserziehung

Mit Namen-, Sach- und Verwendungsregister

295259
10. 1. 34

Göttingen ✣ Vandenhoeck & Ruprecht ✣ 1922

Otto Baumgarten

gewidmet

Printed in Germany

Vorwort.

Dieser dritte Band bringt die praktische Auslegung des A. T. zum Abschluß. Er behandelt die Geschichtlichen Bücher, also die Geschichte Israels von ihrer Vorgeschichte an bis zu ihrem Ausgang, wo sie zur Vorgeschichte des Neuen Testamentes wird. Daß die ersten Bücher des A. T. so erst an letzter Stelle kommen, während ihnen die poetischen und prophetischen vorangegangen sind, hängt mit der Reihenfolge zusammen, in der die der Behandlung zugrunde gelegten „Schriften des A. T." erschienen sind. Es will wie ein glücklicher Zufall scheinen, daß nur der erste Band mit seinem mehr zeitlosen Inhalt schon vor dem alles umwälzenden Krieg erschienen ist. Der zweite, der die Propheten behandelt, fiel mitten in ihn hinein. Der vorliegende dritte will im Anschluß an die schicksalsreiche israelitische Geschichte all die großen Fragen und Aufgaben besprechen, die uns aus dem Gebiet „Religion, Moral und Politik" die schwere Zeit auf die Schulter gelegt hat. Das ist der Sinn seines Untertitels. Weit davon entfernt, endgültige Lösungen geben zu wollen, hat das Buch seinen Zweck erfüllt, wenn es dem nachdenkenden Leser zu seiner eigenen verhilft.

Heidelberg, Herbst 1921. **F. Niebergall.**

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Menschheit

Die Urgeschichte

Die Schöpfung, Gen. 1 5
Das Paradies 2 13
Übel—Sünde 3 16
Kain und Abel 4 21
Die Sündflut 6—8 25
Noah und seine Söhne 9, 18—28 27
Der Turm von Babel 11, 1—9 28
Reich Gottes und Menschheit 31

Familie

Die Patriarchen 33

Abrahams Berufung und Zug nach Kanaan 12, 1—8 36
Abraham in Ägypten 12, 9—13, 4 40
Trennung Abrahams von Lot 13, 2—18 41
Abrahams Sieg über die vier Könige 14 43
Gottes Schwur an Abraham 15 45
Hagars Flucht 16 47
Die drei Männer bei Abraham zu Gast 18, 1—16 49
Sodoms Untergang 18, 16a, 33; 19, 1—28 51
Isaaks Geburt und Ismaels Verstoßung 21, 1—21 53
Die Opferung Isaaks 22 55
Rebekkas Brautwerbung 24 58
Jakobs und Esaus Geburt und Aufwachsen 25, 21—28 60
Jakob kauft von Esau die Erstgeburt 25, 29—34 61
Jakob betrügt Esau um den Segen 27 62
Die Bethel-Sage 28, 11—22 64
Jakob und Laban 29—31 65
Jakobs Heimkehr und Begegnung mit Esau 32 u. 33 67
Josef 69
Josef kommt nach Ägypten 37 71
Die ehebrecherische Ägypterin 39 72
Josefs Traumdeutung im Gefängnis, Pharaos Träume und Josefs Erhebung 40 u. 41 73
Begegnungen der Brüder mit Josef 42 u. 45 75
Der Ausgang 46. 47. 48. 50 77
Familie und Reich Gottes 79

Volk

Der Auszug aus Ägypten.

Die Not des Volks und die Geburt des Retters, Ex. 1. 2 82
Moses Berufung 3, 1—17 87

Seite

Moses Glauben und Zweifel 4, 1–17, 27–31 92
Politik und Moral 5–12 94
Mose der Führer und Retter 13, 17–15, 21 103
Gott, der Hüter bei Tag und Nacht 13, 21. 22 105
Der Gott der Geschichte und der Wunder 14 106
Gottes Hilfen 15, 22–27; 16, 17–35; 17, 1–7 108
Der Sieg über Amalek 17, 8–16 110
Jethros Rat 18, 1–27 (ohne 10–12) 111
Allerlei Züge am Bilde Gottes und Moses 33 u. 34 114
Das goldene Kalb 32, 1–35 115

Das Gesetz.

Allgemeines 116
Inhalte 128
Gesetz und Reich Gottes 137
Gegensatz und Widerstand Num. 11–16 139
Macht und Recht 20–24 143
Bileam 22–24 144
Stammesselbstsucht 32, 1–38 145
Moses Abschied und Tod Dt. 34, 1–10 146
Mose 147

Die Eroberung des Landes.

Der Gott der Heerscharen 151
Josua 155
Am Ziel Jos. 11, 16–24 157
Die Richter 159
Die Ansiedlung Ri. 1 u. 2 161
Debora 4 u. 5 164
Gideon und Abimelech 6–9 166
Jephta 7; 10, 6–12 171
Simson 13–16 172
Das geraubte Gottesbild 17–21 173
Volk und Reich Gottes 173
Ruth 176

Staat

Saul.

Die nationale Not I. Sam. 4, 1–7, 11 180
Saul wird König 11, 1–15 181
Das Königtum von Gott durch den Propheten eingesetzt 7–10 u. 1–3 184
Samuels Geburt und Jugend 1, 1–3, 21 192
Väter und Söhne 13, 2–14, 52 (ohne 13, 7–14) 193
Sauls Konflikt mit Samuel 13, 7–13 und 15, 1–35 194
Sauls Abstieg und Davids Aufstieg 16, 1–23 197
Sauls und Davids Kampf um die Macht 18 200
Der Kampf um die Macht und die Moral 19–27 204
Die Hexe von Endor 28 208
Saul 211

David 212
Politik und Diplomatie II. Sam. 2, 1–5 228
Freiheit und Einheit 5, 6–25 231
Staat, Religion und Kirche 6 u. 7 235
Der Staat, seine Träger und Aufgaben, Krieg und Recht 8 239
David und Rizpa 21, 1–14; 9, 1–13 252
Die Volkszählung und die Pest 24, 1–25 253
Der Krieg mit Ammon 10, 1–11 u. 12, 26–31 254

Seite

Urias Weib 11, 2–12, 27 255
Ammon und Absalom 13, 1–14, 35 257
Absaloms und Sebas Aufstand 15, 1–19, 41 258

Salomo 262
Der Thronwechsel I. Kö. 1 u. 2 263
Der weise Salomo 3, 5. 10 264
Der Ausbau des Staates 4 265
Der Tempelbau und die Tempelweihe 5, 15–7, 50; 8 267
Glanz und Welthandel 7, 1–12; 9, 10–27; 10, 14–29 270
Aufstieg und Abstieg 11 271
Die Trennung des Reiches 11, 29–31; 12 273

Elias.
Not und Errettung der Gläubigen 17 275
Jahwe und Ahab 18 279
Verzweiflung 19, 1–21 281
Naboth 21, 1–19 . . . . . .
Ahab und Benhadad 20, 1–43; 22, 1–40 286
Elia und Ahasja II. Kö. 1, 1–18 288
Elias Himmelfahrt 2, 1–25 288
Baal und Jahwe 289
Elisa 2, 13–14, 29 291
Aram und Assur 11 u. 12 294

Propheten, Könige und Priester 296
Amos und Hosea 298
Jesaja 301
Jeremia 306
Im Elend 312
Schuld und Verhängnis 313
Bedeutung des Exils 315
Schauen und Bauen 318
Der Wiederaufbau 319
Esra. Esr. 1 320

Nehemia, der Organisator.
Rasse und Volk. Neh. 1–5 321
Die Mischehen. Esr. 9 u. 10 328

Esther.
Nationalstaat und Reich Gottes 329

Kirche

Kirchenstaat und Kirchengeist.
Das Gesetz. Neh. 7, 73b–9, 37 331
Tradition 332
Kirche und Reich Gottes 334

Menschheit 336

Register
I. Namen- und Sachregister 344
II. Verwendungsregister 347
III. Literaturangabe 347

Einleitung.

Unter zwei Gesichtspunkten sollen die geschichtlichen Stücke des Alten Testaments behandelt werden.

1.

Von jeher hat man es nach Texten und Unterrichtsstoffen abgesucht, die für jede Zeit Normgedanken im Geist der biblischen Religion zum Inhalt haben. Man hat sie in jeder Form a.t.licher Geschichtsdarstellung gefunden. So etwa in Gestalten der Sage, Abraham oder Josef, in Mythen mit allgemein menschlichem Gehalt wie etwa der Geschichte vom Sündenfall, aber auch in geschichtlichen Gestalten und ihren Taten und Erlebnissen wie etwa in der Davids oder Elias. Überall fand man vorbildliche Züge, die nur einer leisen Umgestaltung bedurften, um in dem Rahmen einer wesentlich durch den Geist Jesu bestimmten Verkündigung hineinzupassen. Über diese Behandlung, die sich an einzelne Seiten der Gestalten und ihre Erlebnisse hielt, griff von jeher die messianische hinaus, die mit mehr oder weniger Gewaltsamkeit die ganze Geschichte Israels in engste ursächliche oder sinnbildliche Beziehung zu Jesus und dem Reiche Gottes zu bringen versuchte. So entsprach es einer bloß auf das höchste Ziel gerichteten Betrachtung, die es nicht über sich brachte, den Gestalten und Geschehnissen der Vergangenheit ihren Selbstwert zu belassen.

Sobald man darauf verzichtete, alles, was sich nicht in dieser Art behandeln und deuten ließ, allegorisch zu erklären und zu verwerten, war die größte Strecke der Darstellung des israelitischen Geschichtsverlaufes totes Gestein. Denn es handelte sich in ihr um das Werden des israelitischen Staates und um sein langsames Sterben, das für uns keinen andern Wert zu haben schien, als daß es die Offenbarung des Reiches Jesu negativ vorbereitete, das nicht von dieser Welt war. Dieser Ertrag aber ist viel zu gering. Es läßt sich eine Fülle von Werten gerade aus diesen anscheinend toten Feldern herausholen, die uns gerade heute von großer Bedeutung sind. Oder muß uns nicht in unsrer traurigen nationalen Lage überaus viel daran gelegen sein, dem Auf und Ab in der politischen Geschichte eines Volkes zuzusehen, die so klar und abgeschlossen vor uns liegt? Kann sie uns nicht manches sagen, wie ein Volk, eine Nation, ein Staat entsteht, wächst, abstirbt; wie er sich dazwischen einmal wieder zu neuem Leben erhebt, um schließlich unter dem furchtbaren Druck gewaltiger Weltmächte völlig unterzugehn, aber nicht, ohne der Welt dauernde Güter von Ewigkeitswert zu hinterlassen? Woran muß uns als Deutschen, als Christen mehr gelegen sein, als an Erkenntnissen dieser Art, die für uns, wenn auch nicht maßgebend, aber doch Anlaß zu eignen Gedanken über jenes ganze Gebiet des völkischen und staatlichen Lebens sein können? Darauf allein kommt es uns an: wir suchen ein Modell für unsre

Überlegungen dieser Art und glauben es in der israelitischen Geschichte gefunden zu haben. Natürlich liegt jeder Gedanke weit ab, als wenn es sich dabei um so etwas wie eine auf Offenbarungsgrundlage ruhende Politik handeln könnte. Bei einem derartigen Vorurteil wird immer das Ideal und das Modell mit einander verwechselt. Wir suchen nur ein Modell, um unsre Gedanken für heute an ihm zu klären, aber keine göttliche Norm für alle Zeiten.

2

Die Geschichte Israels bietet sich uns nicht bloß darum als solches dar, weil sie so klar und abgeschlossen, dazu auch in Urkunden, die für jedermann erreichbar sind, vor uns liegt. Sie hat auch noch einen andern Vorzug. Diesen muß man jedem zu Gemüte führen, der etwa sagen könnte: Warum denn dieses so unsympathische und gerade gegenwärtig so wenig beliebte Volk? Wir antworten anders als Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechtes auf diese Frage; wir sagen, daß es um der geschichtlichen Verbindung mit dem Christentum willen gerade am geeignetsten ist, uns zu Gedanken über alle Fragen zu verhelfen, die zu dem ganzen Gebiete gehören. Wir sind doch Geist vom Geiste Moses, Davids, Elias, von den Propheten ganz zu schweigen. Was uns hier anzieht, das ist das Eine, daß stets Männer aufgestanden sind in der Geschichte Israels, die sie unter dem religiösen Gesichtspunkt aufgefaßt und in sie eingegriffen haben. Wir halten uns an das Wort von Fr. Wilhelm Foerster, daß dem Judentum eine besondere Fähigkeit zu eigen sei, Überzeugungen und Ideale des Glaubens in der irdischen Welt mit all ihren Widerständen kraftvoll zur Geltung zu bringen, Metaphysik und Geschichte, Denken und Vollbringen zu vereinigen und eine Gottesherrschaft auf Erden zu begründen. „In seinen großen Zeiten war der jüdische Genius der erhabenste Träger prophetischer Einsicht in die unsichtbaren Fundamente des Lebens, und zugleich war er tief bewegt von dem Verlangen, diese Fundamente im wirklichen Leben zur Geltung zu bringen und die Gotteswahrheit aus der Welt des rein Geistigen in das Diesseits hineinzutragen." Darin liege eine Sicherung sowohl gegen weltfremden Idealismus wie gegen die gottlose Vergötterung realer Machtinteressen, wie sie den arischen Kulturen eigen sei. — Das ist genau das, was uns bei unserm Vorhaben bestimmt. Dabei versteht es sich von selbst, daß immer auf die ganz andre Lage unsres Volkes und Staates Rücksicht genommen wird, wie sie durch den Abstand an Ort und Zeit bedingt ist.

Unter diesen Voraussetzungen glauben wir den Versuch wagen zu können, im Dienste unsres Vaterlandes religiös-sittliche Gesichtspunkte für unsre Beteiligung am Leben von Volk und Staat aus der Geschichte Israels herauszuholen. Es handelt sich also dabei um das, was man angewandte Geschichte nennt. Man kann dafür auch Staatsbürgerkunde sagen, wie Kabisch sie auf die Geschichte des preußisch-deutschen Staates gegründet hat. Etwas derartiges haben wir nötig in einer Zeit, die es verlangt, daß von überall her Ideale und Kräfte für die Erneuerung unsres Volks- und Staatslebens gewonnen werden. In diesem Wettstreit wollen wir Christen um so weniger zurückbleiben, als wir mit dem Stolz echter Demut wissen, woher die stärksten Kräfte für

jegliches ideale und gemeinsame Leben kommen können. Es handelt sich für uns um eine religiöse Staatsbürgerkunde oder um den Beitrag, den wir als Christen zu dem Wiederaufbau und der bessern Führung des gemeinsamen Volkslebens leisten können. Wenn sich niemand außerhalb unsrer Kreise darum kümmert, so ist das sehr zu bedauern. Aber das entbindet uns nicht von der Pflicht, uns und unsre Gemeinden auf die rechte Straße zu bringen. Und wenn wir auch ein Verhängnis nicht mehr abwenden könnten, weil der Fäulnis zu viel und des Salzes zu wenig wäre, so haben wir nicht nach dem Erfolg, sondern nach unsrer Pflicht zu fragen.

Noch genauer gesagt handelt es sich darum: was uns die letzten schweren Jahre an Fragen auf dem Gebiet des politischen Lebens gebracht haben, das soll im Anschluß an die politische Geschichte Israels behandelt werden. Es ist mit einem Wort das unausschöpfbare Problem, das mit dem Wort Politik und Moral bezeichnet wird. Es scheint, daß die Erörterung über seine einzelnen Teile zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, wenn wir nicht der Behandlung grundsätzlicher Probleme müde und durch praktische Aufgaben ganz in Anspruch genommen sind. Unser Vorhaben in diesem Werke ist nun dieses, um es noch einmal genau zu sagen: wir wollen möglichst alle Fragen von dieser Art an einem abgeschlossenen und allen zugänglichen Volksleben studieren, das uns den Vorzug vor andern entgegenbringt, daß es die Welt so religiös ansah wie wir auch; das vor allem auch eine durchaus sittliche Grundrichtung in seiner Religion besaß und dabei von glühendem Nationalsinn erfüllt war. Aller gegenwärtigen Abneigung zum Trotz sagen wir es frei heraus: das israelitische Volk ist in seinem Kern ein Vorbild an religiös-sittlichen und zugleich nationalem Sinn, und darum ist es von großem Reiz, sich mit seinen Wortführern über jene Fragen auseinanderzusetzen.

3.

Gehen wir seiner Geschichte nach, so wirft sie noch einen ganz besonderen Gewinn ab. Wir können sie verfolgen von den ersten Anfängen an bis zu ihrem Ende: jene sind in prächtigen, wenn auch sagenhaften Familiengeschichten enthalten, dieses besteht darin, daß der Fluß des Volkslebens in den Strom der Menschheit einmündet, der sich selbst wieder in das Meer der ewigen Welt ergießt. So haben wir große soziologische Formen geschichtlichen Lebens vor uns: Familie, Volk, Staat, Menschheit. Fügen wir noch das soziale und wirtschaftliche Gebiet, das sich von Salomo an bis zu den großen Propheten bemerkbar macht, und die Kirche hinzu, die das Volksleben nach dem Exil zusammenhält, so dürften wenig Formen fehlen, an denen wir als Christen im Blick auf die Gestaltung unsrer Gegenwart ein Interesse haben. Knüpft die Geschichte Israels mit den ersten Mythen der Genesis an die Anfänge der Menschheit und der Schöpfung überhaupt an, so mündet sie mit ihrem besten, aber auch mit ihrem schlechten Ertrag wieder in die der Menschheit ein. Leiden wir unter diesem, so leben wir von jenem: wir dürfen nicht vergessen, daß wir auf einer großen Linie stehen, die von Mose über die Propheten, Jesus, Luther zu Kant geht, die sich schon frühe mit der andern Weltlinie, der Antike, verschlingt, um auf die höchsten Erträge unsres Kulturlebens hinzuführen.

Diese Gesichtspunkte dürften es rechtfertigen, die Geschichte Israels einer eingehenden Behandlung zu unterziehen. Steht doch dem mystischen Trieb in der heutigen Religion ein anderer gegenüber, der auf eine gründliche Befassung mit den großen Fragen des öffentlichen Lebens im christlichen Sinne hinweist. Daß das Christentum darin nicht aufgehen darf, daran braucht nicht erinnert zu werden. Es ist und bleibt überweltlich, und das höchste Gut steht jenen andern niedern weltlichen gegenüber. Aber dringend bedarf es einer Auseinandersetzung darüber, wie es sich zu jedem von ihnen verhält. Darum beende jeden Abschnitt, in dem die sich in der Geschichte des Volkes Israel emporringenden Gemeinschaftsgüter behandelt werden, die Antwort auf die für uns entscheidende Frage: Wie verhält sich Familie, Volk, Staat, Kirche zum Reich Gottes?

Die Menschheit.

Die Urgeschichte.

Die Schöpfung.

Gen. 1.

1. Wir erhalten zugleich eine Übersicht über die in der Gemeinde verbreiteten Auffassungen von diesem einzigartigen Bericht, wenn wir kurz einige Hauptpunkte aus der Geschichte seiner Auslegung zusammenstellen. Gott selbst, sagte man früher, hat natürlich diesen Hergang bei der Schöpfung den ältesten Menschenfamilien mitgeteilt. Man machte daraus das Dogma von der Schöpfung der Welt, das wie andre articuli mixti aus Erkenntnissen natürlichen und göttlichen Ursprungs gebildet wurde. Darnach hat die heilige Trinität in sechs Tagen die Welt aus dem Nichts geschaffen zum Zweck der Beseligung der Menschheit. Die Wahrheit dieser Lehre ruht auf der Heiligen Schrift. Bald aber drang tieferes Nachdenken in das Kapitel ein. Zwischen V. 1 und 2 fand man die Andeutung von einer großen Epoche mit allerhand wichtigen Ereignissen, die den Sündenfall erklären und den Ausgleich mit der Naturforschung erleichtern sollten. Solche apologetischen Bemühungen ziehen sich durch die Zeiten hindurch und werden immer noch verbreitet; will man es doch durchaus nicht gelten lassen, daß hier an offenen oder geheimen Erkenntnissen über den Ursprung der Welt im physikalischen Sinne gar nichts zu finden sei. Hat man so etwa auch lange den Ausdruck für Tag als Weltperiode gefaßt, so hat in neuerer Zeit das Radium dazu dienen müssen, um es zu bekräftigen, daß auch vor Sonne und Gestirnen Licht in der Welt möglich gewesen sei. Immer ist darum weithin in der Kirche daran festgehalten worden, daß in dem einheitlich auf Gottes Offenbarung zurückgehenden Stücke die Wahrheit über die Anfänge der Welt enthalten sei; besonders hat die Schule dafür sorgen müssen, daß sich dieser so leicht abfragbare und zu Prüfungen geeignete Stoff tiefer in das Gedächtnis der Leute einprägte, als für ihren Glauben gut war. Denn wie die bekannte Umfrage von Rade nach der Religion der Industriebevölkerung, wie auch jede beliebige populäre Äußerung über diese Dinge beweist, hat nichts so sehr dem Glauben geschadet, wie als die übliche halbgläubige und halbwissenschaftliche Art, wie dieses Kapitel behandelt wird. Aus einem Grundstein des Glaubens ist es zu einem Stein des Anstoßes geworden, an dem wer weiß wie viel Frömmigkeit zerschellt ist. Denn man haßte in unserm Bericht den kulturfeindlichen Geist einer Kirche, die eigensinnig um ihrer Schwachen willen, nicht ohne gewaltsame und halbwahre Künste, auch über Dinge unbedingt Gültiges aussagen wollte, die sie gar nichts angingen. Vor solcher Gefahr rettete mancher geschichtlich denkende Pfarrer und Lehrer den Glauben seiner Hörer, indem er in dem Kapitel einen Hymnus auf den Schöpfergott er-

blicken lehrte. Damit war der Nachdruck von der geoffenbarten Kosmologie auf den lobpreisenden Glauben eines frommen Dichters gelegt.

Viel weiter führt uns die religionswissenschaftliche Analyse des Kapitels. Was als geoffenbarte Einheit galt, zerlegt sie mannigfach in seine Bestandteile. Nicht nur daß sie babylonische und vielleicht phönizische und andre Grundlagen aufdeckt; sie sieht auch einen Mythus von dem Frieden der Urzeit mit dem Schöpfungsmythus vereinigt. Dazu unterscheidet sie auch zeitgeschichtlich bestimmtes Wissen und Erkennen von einem religiösen Glauben, der, auch noch für uns gültig, die Welt als Schöpfung Gottes deuten will. Genauer noch weiß unsre Forschung unter jenem Wissen und Erkennen ein Weltbild und eine Weltanschauung auseinander zu halten; ist jenes durch die sechs Tage und durch naturwissenschaftliche Einzelerkenntnisse wie etwa den Aufstieg von den Pflanzen zum Menschen gekennzeichnet, so ist das Merkmal dieser die stark ausgeprägte Gesamtanschauung, die den Menschen in den Mittelpunkt und einen von Gott bestimmten Sinn an das Ende der Weltentwicklung stellt. Mit dieser anthropozentrischen und evolutionistisch-teleologischen Auffassung ist dann jener Glaube an Gott verbunden, der als idealistisch-optimistischer Monotheismus bezeichnet werden muß. Heim sagt dazu mit Recht, daß die Weltanschauung der Bibel Lebensfreude gebe. Nimmt man den lehrhaften und doch seltsam feierlichen Ton hinzu, der sofort stark auf die Seele fällt, wenn das Stück etwa am Altar vorgelesen wird, dann bedarf es bloß noch der Wahrnehmung, welche wichtige Rolle der Sabbat in dem Ganzen spielt, um „das kluge Antlitz eines Priesters" als seines Verfassers hinter dem alten Berichte hervortauchen zu sehn. Damit ist der Nachdruck ganz auf die subjektive Seite verlegt; wir fragen nicht nach den Wahrheiten über die Schöpfung selber, sondern nach dem Eindruck, den sie auf einen gläubigen Mann etwa aus der Königszeit gemacht hat; dieser hätte ihm dann einen Ausdruck verliehen und uralte mythologische Klänge mit einer für ihn modernen Wissenschaft verbunden. — Was ist das für ein weiter Weg von dem Diktat Gottes an seine ersten Menschen bis zu diesem Produkte priesterlicher Lehr- und Erbauungskunst! — Begleitet und gefördert wird diese Entwicklung im Verständnis des Kap. von der Einsicht in die Wandlung, die sich mit dem Begriff des Glaubens vollzogen hat. Glaubte man früher an bestimmte Wahrheiten, die wichtige Fragen lösen oder Glauben und Wissen vereinigen sollten, glaubte man noch lange um irgendwelcher Autoritäten willen an sie, so ist es nun anders; wir glauben nur an die Person Gottes mit dem Vertrauen des Herzens, das natürlich von Erkenntnissen nicht entblößt, sondern in ihnen ausgesprochen ist; wir glauben mit Gläubigen und Boten Gottes, die uns mit ihrem Glauben Vertrauen einflößen. Wir haben aber gelernt, solchen Glauben möglichst von zeitgeschichtlichen weltlichen Erkenntnissen loszulösen, um ihn mit den unsrigen teils auseinanderzusetzen, teils zu verbinden. Darum wollen wir hören, was unser priesterlicher Lehrer von der Schöpfung über Gott, Mensch und Welt im Glauben zu sagen hat.

2. Diese religiösen Gedanken werden um so reiner heraustreten, je mehr wir sie von jenen beiden andern Bestandteilen des ganzen Stückes abzuheben versuchen. Das Weltbild, das mit dem Glauben hier verbunden erscheint, ist durch folgende Merkmale ausführlicher, als es oben geschah, zu kennzeichnen:

Aus dem Wasser erhebt sich die Erde, wie im Frühjahr in wasserreicher Gegend das Land. Eine Feste ist zwischen Erde und Himmel angebracht, und an ihr sind Sonne und Gestirne befestigt. Das Werk der Schöpfung ging in einzelnen Tagewerken vor sich, die im Ganzen einen Aufstieg in Stufen nach dem Menschen hin darstellen. Die Erde selbst besitzt schöpferische Kraft und läßt aus ihrem Schoß die Welt der Pflanzen hervorsprießen. Diese haben wieder wie auch die Tiere die Kraft mitbekommen, sich fortzupflanzen und ihre Art zu erhalten. — In diesem Weltbild sind offenbar Züge, die uns fremdartig berühren, mit solchen vereinigt, denen wir Verständnis entgegenbringen können. Gilt jenes von der Zahl der Tage, von der Feste des Himmels, von der Schöpfung der Welt aus dem Wasser heraus, wie auch von dem Werden des Lichts vor den Gestirnen, so gilt dieses von dem Fortschritt der Schöpfung in Stufen auf den Menschen zu, sowie von Kraft, Leben hervorzubringen, die der Erde und den Arten der Geschöpfe mitgegeben worden ist. Wie diese höhern Zwecken dient, geht aus der Weltanschauung hervor, die mit dem Weltbild verbunden ist. Denn deren Mittelpunkt bildet sicher die Aufgabe des Menschen samt der übrigen animalischen Schöpfung, sich zu mehren und die Welt zu erfüllen, eine Aufgabe, zu der für die Menschen die zweite tritt, sich die Erde untertan zu machen samt allem, was darinnen ist, und darüber zu herrschen. Tief ist auch in die Grundlagen der Welt der Sabbat eingebettet, der die andre Seite der Bestimmung des Menschen zum Ausdruck bringt: soll er nach jenem Befehl über die Schöpfung herrschen, so bedeutet der Sabbat, daß er Gott ehrfürchtig zu dienen hat. Kultur als Herrschaft über die Welt und Kultus als Dienst und Anbetung Gottes, das ist der Sinn des Menschenlebens, das zwischen Schöpfer und Schöpfung gestellt ist. Daß dazu aber alles Geschaffene vorbereitet wurde und darum zweckdienlich sein muß, liegt in dem Optimismus ausgesprochen, mit dem der Verfasser unsers Berichtes seine teleologische Auffassung der Welt zu krönen weiß: Zweck und Mittel passen zu einander, denn „Siehe, es ist alles sehr gut."

So gewinnt diese Weltanschauung ihre Grundlage in dem Glauben, den bewußt und unwillkürlich das Stück zum Ausdruck bringt. Was für ein starkes und eindrucksvolles Bild von Gott tritt uns hier entgegen! In den prachtvollen Tätigkeitswörtern: schuf, sprach, schied, nannte — erscheint ein klarer und fester Wille, der von seinem überweltlichen Bereich her in die Welt eingreift; es ist, als ob jener mythologische Zug vom Geist Gottes, der über dem Weltenei brütete, durch den Gegensatz ungewollt diese kraftvollen persönlichen Züge des handelnden Gottes hervorheben sollte. Dieser Gott greift mit seiner Tat darum so kräftig ein, weil er mit der Welt selber unverworren, über ihr im Himmel thront als ihr erhabener Schöpfer und Herr. Das Bild von ihm als einer geistigen Persönlichkeit wird dadurch vollendet, daß Gottes einziges Mittel und Werkzeug kein andres ist als das Wort, das auch die höchste Kraft des Menschen bedeutet, mit der er seinen Willen auszudrücken und durchzusetzen vermag. Denn dieser Gott hat nicht nur eine Natur, sondern einen Willen, mit dem er sich Zwecke setzt, um diese mit seiner Tat frei und selbständig zu verwirklichen. Indem uns der Verfasser diese Zwecke im Leben und Gedeihen der Geschöpfe schauen läßt, fügt er zu dem Zug der Ehrfurcht vor dem Erhabenen den des

Vertrauens zu seiner Güte hinzu, und erweckt so in uns einen Eindruck von der Majestät des ewigen Schöpfers, wie Michel Angelo mit seinem Bild von der Erschaffung Adams. Offenbar kann man sich auf diesen Gott, der Macht mit Güte verbindet, unbedingt verlassen, wenn man sich seine Ziele und Wünsche zu eigen macht; nicht weniger freilich gibt dieses Bild von Gott allen Nachdruck jedem Wort, in dem er seinen Willen kundtut; denn die Macht über die Welt steht ihm zu Gebote. Solche praktischen Zusammenhänge stehen ohne Zweifel für den Priester und Dichter im Hintergrund; aber für uns bilden sie den entscheidenden Sinn des Berichtes. — Die Welt bietet der Verwirklichung dieses göttlichen Willens kein Hindernis; denn sie ist nicht bloß ganz und gar abhängig von diesem Gott, der die Macht über sie mit seinem sorgenden Walten in seinen Händen vereinigt, sondern es gibt neben ihr auch nichts, das nicht von Gott abhängig wäre. Er hat sie ganz und gar in den Dienst jener Bestimmung gestellt, die in der Verbreitung der beseelten Schöpfung und in der Herrschaft der Menschen über die ganze Schöpfung besteht. Nennt er sie mit all ihren Bestandteilen immer wieder gut, so ist damit gesagt, daß Mittel und Zweck genau zueinander passen. Das gilt vor allem von dem Menschen, den Gott ebenso hoch über die andern Geschöpfe erhoben, wie unter sich selber gestellt hat. Mit besondrer Feierlichkeit ins Leben gerufen, ist er das Ebenbild der Gottheit nach Würde und Aufgabe und die Krone der Schöpfung, wie Gott ihr Herr ist. In ihm will Gott seine Zwecke verwirklichen, um deretwillen er alles ins Dasein gerufen hat. Ohne irgendwelches Bedenken gilt er dem Dichter als der Mittelpunkt der Welt und Gott am nächsten verwandt; darum ist er der höchste Gegenstand der Sorge seines Schöpfers, wie es die seine bleiben muß, Gott zu dienen und ihn zu verehren, ihm gleichend in der Arbeit an der Welt, sie sich untertänig zu machen, ihm gleich in der Ruhe, die diese Arbeit nach göttlicher Regel unterbricht.

So schauen wir durch diese Darstellung der Schöpfung in das Gemüt eines Priesters, der voller Ehrfurcht vor dem Erhabenen nicht ohne etwas Pedanterie und Engigkeit Gedanken über Gott, Welt und Mensch zum Ausdruck bringt, die, selber ein Erbe langer Entwicklung, ungeheuern Einfluß auf die Jahrtausende gewonnen haben. Wir schauen durch sein Gemüt in eine Welt hinein, die einfach und sonnig, ohne Klüfte und Untergründe vor dem freundlichen Beschauer liegt, der sich herzlich daran freut, wie schön doch alles eingerichtet ist. Immer wieder kommt dem nachdenklichen Leser Gellert mit seiner lehrhaft gereimten Weltanschauung in den Sinn, wie er sie in seinen bekannten Liedern „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" und „Wie groß ist des Allmächtigen Güte" vorgetragen hat. Daß diese dem Geist des Rationalismus entstammen, darf uns an dieser Verknüpfung der Gedanken nicht irre machen; denn es ist sicher auch der Geist einer lehrhaft freundlichen Aufklärung, die nüchtern und weltfroh alte Fabeln über die Welt beseitigt und sich brav und tüchtig auf einer dem menschlichen Nutzen und Lebenszweck eingerichteten Welt zu erfreuen weiß.

3. Das sicherste Urteil gewinnen wir über diesen Bericht von der Schöpfung, wenn wir ihn mit seiner vermutlichen Quelle, dem altbabylonischen Mythus, und mit dem aus ihm entstandenen christlichen Schöpfungsbegriff zusammen-

halten. Eine kurze Zusammenfassung von jenem entnehmen wir dem Heft von Wendland (Religionsgeschichtliche Volksbücher, 3. Reihe, 6. Heft); eine ausführliche Wiedergabe von einem Teil des Originals gibt das Quellenbuch zum Religionsunterricht im A. T. von Rothstein. — Eine Reihe von göttlichen Wesen tritt durch Erzeugung ins Leben. Die Meerflut Tiamat fühlt ihre Herrschaft von dem später entstandenen Göttergeschlecht bedroht, das Ordnung in die Welt hineinbringen will. Tiamat erschafft zum Kampf gegen diese einige greuliche Ungeheuer, sodaß die Götter erschrecken und willig dem Marduk, dem Gott Babels und des Frühlings, die Oberherrschaft verheißen, wenn er sein Versprechen wahr macht, Tiamat zu vernichten. Marduk läßt einen Orkan in ihren Leib eindringen, sodaß ihr die Besinnung schwindet; dann stößt er ihr das Schwert in den Leib und teilt sie in zwei Hälften, von denen er die eine zum Himmelsdach macht, vor dem er einen Riegel befestigt, damit es die Wasser nicht herausläßt. Die andre Hälfte setzt er dem Himmel gegenüber fest und macht sie zur Erde. — In diesem Mythus erkennt man bald den Urstoff zu dem biblischen Bericht; aber es ist ein ganz andrer Geist darin: alles was mythologisch und besonders was Gottes unwürdig ist, ist ausgeschieden, und die ganze Darstellung im Sinn des Glaubens an einen geistigen, über die Welt erhabenen Gott umgestaltet.

So hoch unser Kapitel über diesen traumartigen Phantasieen steht, so hoch steht wieder über ihm selber der eigentlich christliche Schöpfungsgedanke, wie ihn etwa Eckardt darstellt. Es ist wahr, führt Eckardt aus, daß dieser von Jesus Christus nicht Umgang nehmen darf. Dabei aber genügt es nicht, über die Schöpfung zu denken wie Jesus, nämlich sie sich vorzustellen als das Werk und den Schauplatz der fürsorgenden Arbeit seines himmlischen Vaters; sondern im Geist der paulinischen und johanneischen Schriften wird Christus selber, vermittels des Logos-Gedankens, als Ziel und Sinn der Schöpfung zu verstehen sein. Kommt es für den Glauben vor allem darauf an, von dem Gedanken des Zweckes aus Sein und Werden zu erfassen, so tritt als solcher ein Wert ein, der groß und hoch genug ist, um als Sinn des Geschaffenen und als Absicht des Schöpfers zu dienen. Im Geist des christlichen Glaubens ist es begründet, daß als solcher Wert nur das Reich Gottes, das Reich vollendeter Persönlichkeiten, verstanden werden kann. Gott, das Urbild und der Quell alles naturüberlegenen und der Gemeinschaft eingeordneten persönlichen Lebens, soll Macht gewinnen über die wilden Triebe, die den Menschen gemein machen und vereinzeln. Ist dies das Höchste, was uns in der Geschichte der menschlichen Ideale geschenkt worden ist, so ist es gerade gut genug, um als Zweck des Schöpfers und als Sinn der Schöpfung zu gelten. Und wenn sich dieser Wert und Zweck an Jesu Person und an sein Wesen knüpft, das wir Christus nennen, so sind wir nicht weit von dem Gedanken des johanneischen Prologs, daß durch den Logos, der kein andrer als der Christus ist, die Welt geschaffen worden ist. In diese Tiefe der Erkenntnis reichen auch andre Stellen hinein, die wie Kolosser 1_{16} und $_{17}$ die Schöpfung mit dem Christus in Verbindung setzen. Dann ist sie angelegt auf ihn, dann ist Erlösung und das Reich des Geistes von Anfang an als Ziel des Weltverlaufes vorgesehn. Dann bekommt auch jener Wert im Geschehen seinen festen Grund und das Geschehen und Werden

im Werte seinen erleuchtenden Sinn. Sein und Sollen fügen sich in einander, der Gott, der die Welt erschaffen hat, ist zugleich der Ursprung und Hort der höchsten Güter, und der Herr Himmels und der Erde der Vater von Jesus Christus. So bekommt der Glaube in einem teleologischen Verständnis der Welt seinen Halt und seinen Antrieb in Einem. Licht für den Verstand, Wärme für das Gemüt und Feuer für den Willen gehen zusammen aus von diesem Mittelpunkt aller Gedanken über Gott, Leben und Welt. Der Geist wird als das Endziel der Welt der Stoffe übergeordnet, die ihm als Schauplatz und Mittel vergänglicher Art zur Verfügung steht, dazu bestimmt, in einem Endzustand der Hoffnung zurückzutreten oder gänzlich zu verschwinden. —

4. Leicht erkennen wir hier dieselbe Grundneigung aller religiösen Erkenntnis wie in Gen. 1, den höchsten Werten die Macht über die Welt zur Verfügung zu stellen, nur daß es ein andrer Wert ist, dem diese Absicht gilt; ist es das eine Mal Kultus und Kultur, so das andre Mal die Herrschaft Gottes und das Reich der Geister. Ein Weg zum christlichen Gebrauch unsers Kap. wird sich nun ergeben, wenn wir das Verhältnis dieser beiden Arten von Gütern in Betracht ziehen. Kultus und Kultur können nun dem Reiche Gottes in mancherlei Weise gegenüber treten: als Voraussetzung und Förderung, aber auch als Hindernis und als Gegensatz. Oder ist es nicht so, daß nur auf der Grundlage einer gewissen Herrschaft über die Welt und die Natur außer- und innerhalb des Menschen erst das Sittliche und das Heilige möglich wird? Daß der Kultus dazu führt, in der Gemeinschaft mit den Gläubigen und in der mit Gott selbst das Ewige zu finden? Aber auch auf der andern Seite — gibt es nicht sowohl eine Verachtung wie auch eine Vergötterung beider, die dem Reich Gottes unübersteigbare Hindernisse in den Weg legen? Die Boten des Reichs sind immer kritisch gegen Kultus und Kultur gestimmt gewesen, weil wir Menschen so gern in dem hängen bleiben, was vor Augen ist und was man abmachen kann, statt einzudringen in Wesen und Sein. Kultur hat wie Natur auch ein Nachtgesicht; wie diese so vermag auch sie nicht nur zu schaffen, sondern auch zu zerstören, wie sie dazu die Hand reichte, im Krieg den Kosmos, den sie mühsam im Frieden geschaffen, wieder in Chaos zurückzuverwandeln. Lotze hat Recht mit seinem Wort, daß uns jede Beherrschung der Materie auch wieder tiefer in die Abhängigkeit von ihr verstrickt.

Aber vor solchen Bedenken braucht der Optimismus des Glaubens nicht die Waffen zu strecken, sondern nur sein Ziel und sein Gut auf eine Höhe zu erheben, wo sie ihm nichts mehr anhaben können. In der Tat schlingt sich für ihn ein neues Band gerade zwischen der Nachtseite der Kultur wie der Natur und dem ewigen Reich: aus dem Ungenügen an ihr, das immer tiefer wird, schaut die Seele nach dem aus, was volle Genüge gibt, und im Kampf mit ihr geht zwar manche Seele zugrunde, aber manche wiederum reift zur Stärke und Hoheit einer Persönlichkeit heran. Und so trifft denn Goethe das Richtige, wenn er von dem göttlichen Schöpfer der Welt sagt: Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt der Geister heranzuziehen.

5. Aus all diesen Ausführungen folgt, was für die Verwendung des Kap. in der Praxis zu sagen ist. Am genauesten trifft man den Willen des Verfassers, wenn man über das Gott gefällige Verhältnis von Arbeit und Ruhe oder von Kultur und Kultus spricht. Beide zusammen bilden den rechten vor Gott geheiligten Rhythmus des Lebens, so sehr sie sich auch unter einander befehden und ausschließen mögen; denn sie ergänzen sich, weil eines vom andern lebt und sie so das volle Wesen des Menschen bilden, der als Persönlichkeit nach Gottes Willen das Ewige in ruhiger Ehrfurcht verehren und das Irdische in verheißungsvoller Arbeit unter seine Füße bringen soll. Der Beziehungen zwischen jenen beiden Stücken gibt es außerdem noch genug: Kultur hat es ebensowenig allein mit dem äußern Menschen zu tun, wie der Kultus mit dem innern; denn auch im Innern ist ein Universum, das gebändigt und geordnet werden will, und der Kult bringt dem äußeren Menschen nicht nur Ruhe des Leibes, sondern schmückt und verklärt auch die äußere Welt. — Die freundlichen Beziehungen zwischen Kultur und Reich Gottes herauszuarbeiten, ist mitunter einmal sowohl einem kulturfeindlichen Pietismus wie einer glaubensfeindlichen Kulturseligkeit gegenüber am Platz; in der Sittlichkeit und in dem Ideal der Persönlichkeit besonders ist das Mittelglied gegeben, das beide verbindet, da Kultur ebensowohl diese Werte anzubahnen vermag, wie sie ihrer bedarf, um auf ihre eigne Höhe gebracht zu werden. Dabei ist Kultur natürlich scharf nicht nur von Religion und Gottesdienst, sondern auch von Sittlichkeit zu unterscheiden, wenn man es nicht vorzieht, in diesem Wort die ganze Pflege des innern Menschen einzuschließen und jenes Werk des Schöpfungssegens mit dem Worte Zivilisation zu bezeichnen. Auch dieses als den Wunsch Gottes in der entgötterten Gotteswelt durchzuführen, verträgt sich mit dem höchsten Sinn des Reiches Gottes, wenn der Geist des Protestantismus Maßstäbe und Ideale hergibt; nur muß die Herrschaft über die Dinge nicht um eignen Vorteils, sondern um der Menschen willen erstrebt werden, die nicht leben können, wenn nicht Chaos in Kosmos verwandelt wird. — Daneben bietet sich mancher Gedanke über Einzelnes für Predigt und Unterricht dar: der kraftvolle Ton, in dem von Gott gesprochen wird, muß immer wieder erschallen, wenn wir von ihm reden, und er kann auch einmal ganz für sich angeschlagen werden: es ist ein Gott, von dem wir in der männlichen Form des Er und nicht in der so ganz andern des Sie oder Es sprechen. Er hat einen Willen und er hat Macht, sodaß unsre Werte wohl bei ihm geborgen sind. Die Erde ist sein und nicht des Teufels, trotz alles andern Scheins, mag auch noch der Kampf weiter gehn, den er wider die Finsternis und das Chaos begonnen hat. Aber auch das Gute ruht neben den Gütern sicher in seiner Hand; es ist der Welt von Anfang an eingestiftet und die Hand der Allmacht ist ebenso voll Segens über denen, die es tun, wie voll Fluchs wider die, die es hassen. Dazu aber wehrt noch der Geist des Kap. einer allzugroßen Vertraulichkeit dem Ewigen gegenüber, indem es den Ton tiefer anbetender Ehrfurcht vor dem Heiligen und überweltlichen Schöpfer erklingen läßt. — Solche Ehrfurcht hege der Mensch vor dem Schöpfer, aber auch vor der Schöpfung, dem Werk Gottes, ohne sie freilich zu vergöttern und das Mittel an die Stelle des Zweckes zu setzen. Vor allem aber hege er sie gegen sich selbst, wie es das

tiefe Wort Goethes gebietet; denn sie ist die Triebfeder zu der edelsten Kultur der Persönlichkeit, die das Werk Gottes nicht verderben, sondern vollenden will. — Und ein nachbiblisches Wort drückt einen sehr zeitgemäßen Gedanken aus: Es wurde nur ein Mensch geschaffen um des Friedens willen unter den Menschen, damit nicht ein Mensch zu dem andern sage: Mein Vater war größer als der Deine. — Die Welt ist für uns ja tiefer geworden, als sie jener etwas trockne Geist des Verfassers geschaut hatte; wir leiden nicht nur unter ihrer Unzweckmäßigkeit, sondern unter ihrer Feindschaft gegen das Gebilde der Menschenhand und unter ihren den Geist immer wieder hinabziehenden Kräften. Aber wenn wir kühn und tapfer gerade darin Reize zu tieferer Erfassung unsrer innern und äußern Aufgabe sehen, dann stellt sich allmählich in neuen Formen jener Optimismus wieder her, ohne den unser Streben den Mut verliert. Die schönen und starken Gedanken aus Kants Kritik der Urteilskraft, gleichem Geist der Aufklärung entsprungen, lassen sich so christlich vertiefen und apologetisch verwerten: Wir sollen das höchste Gut zu befördern suchen, also fordert die moralische Teleologie den Glauben an Gott als den Schöpfer der Welt; denn die Natur muß für diesen praktischen Glauben so beschaffen sein, daß Moralität möglich ist.

Diese religiös-praktischen Gedanken müssen auch immer herausgearbeitet werden, wo wir im Schul- oder im Volksunterricht auf die biblische Schöpfungssage zu sprechen kommen. Immer sicherer muß man unterscheiden lehren zwischen dem, woran uns als Gläubigen etwas liegt und woran nicht. Mit Eckardt, der sehr gut über all diese Fragen unterrichtet, legen wir den Hauptnachdruck auf die Teleologie, ohne zu vergessen, daß eine vollkommne innerweltliche Zweckmäßigkeit außerweltliche Zwecke ausschlösse. Diese Teleologie ist gleich dem Naturzusammenhang und von Gott selbst für seine Zwecke und sein Wirken gesetzt. Die Schöpfung hat Realität, aber nicht Substantialität, wenn mit diesem Ausdruck die selbstgenugsame Existenz und Kausalität bezeichnet werden soll; denn damit wäre ein unerträglicher Dualismus in die christliche Weltanschauung eingeführt. Der Wunderglaube besagt nur, daß sich geistige Kräfte in den Kausalzusammenhang hineinfügen lassen, wogegen keine Wissenschaft etwas einwenden darf. Zwar schließt das Christentum ein Verständnis der Welt im Sinn des Materialismus wie des Idealismus aus, wenn sich mit diesem der Stoff und mit jenem der Geist zu verflüchtigen droht; aber es verträgt sich mit ihm sowohl ein mechanisches wie ein vitalistisches Verständnis der organischen Schöpfung, wenn nur dem Psychischen die Selbstbetätigung gewahrt bleibt. Kein Glaubensinteresse haftet an der Berechnung des Alters der Erde, ebensowenig wie an der Zeitdauer der eigentlichen Schöpfung; auch die Entstehung der Arten und sogar die leibliche Herkunft des Menschen geht allein die Naturwissenschaft etwas an und nicht den Glauben und die Theologie. Mit der Deszendenz und der Entwicklungslehre überhaupt kann sich das Christentum vertragen wie mit der antiken Kosmologie, wenn sie nur rein naturwissenschaftlich bleiben und nicht in materialistische Philosophie ausbiegen. Überhaupt kann das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Christentum friedlich-schiedlich bleiben, wenn sich dieses davor hütet, jener irgend welche zu erzielenden Ergebnisse als geoffenbarte Tatsachen vorzuschreiben, und jene,

einen materialistischen Hintergrund für die Welt als Ergebnis der Forschung zu errichten. Ja, sie können sich fördern, wenn der Christ und Theologe mit tiefer Ehrfurcht das Wirken Gottes in der Natur unter dem Gesichtspunkt heiliger Gesetzmäßigkeit und mit dem Blick in die Größe und wunderbare Nähe der Welt betrachtet. Dafür kann den Naturforscher der Einblick in die innere Welt des Glaubens davor schützen, Arbeitshypothesen wie die Lehre vom Naturgesetz und der Materie zu metaphysischen Wesenheiten auszugestalten, die den andern Bestandteil der Wirklichkeit, das Leben des Geistes, beseitigen wollen. — Solche Gedanken werden im Unterricht in den höheren Klassen sowie in volkstümlichen Vorträgen und Schriften noch lange offen und gründlich behandelt werden müssen: bis der Fluch, der über diesem Kapitel liegt, in einen Segen verwandelt ist. Dabei kann man immer einmal eine jener andern orientalischen Schöpfungsgeschichten zur Kenntnis bringen, etwa gerade die oben angeführte babylonische, um zu zeigen, daß die Offenbarung gerade nicht in den aus Babylonien entlehnten Stücken, sondern vielmehr in dem Geist des sittlichen Gottesglaubens besteht, der Gen. 1 von jenen unterscheidet und in die Form gebracht hat, wie sie nun vor uns liegt.

Das Paradies.

Kap. 2.

1. Die religionsgeschichtliche Analyse, die diesen Bericht von der Schöpfung von dem ersten trennen lehrt, da die Welt das eine Mal aus dem Wasser, das andre Mal die gesamte organische Welt aus der vom Regen befruchteten Erde hervorgekommen ist, unterscheidet auch in dem zweiten Kap., wie im ersten, einen Mythus des Urfriedens von dem der Schöpfung selbst. In Bibelstunden und in höhern Klassen bietet auch diese Unterscheidung der Selbsttätigkeit ebenso große Freude wie Überzeugung von der Wahrheit der Sache. Dabei wird sich herausstellen, daß uns die Erzählung vom Paradies weniger bedeutet als die von der Schöpfung. Oder haben wir nicht große Bedenken gegen die Vorstellung vom höchsten Gut und von Gott selbst, die sie uns als Christen aus einer sehr tiefen geistigen Ebene heraus anbietet? Ein Paradies mit Bäumen und Wasser und wenig Arbeit ist für uns bloß erträglich, wenn alles vergeistigt wird. Wertvoll ist für uns bloß der tiefe Gedanke, daß der Mensch, vom Augenblick immer unbefriedigt, das Glück am Anfang und am Ende der Tage sucht, wo der ewige Wechsel der relativen Dinge dem beständigen Verweilen des absoluten Gutes Platz macht; in diesem Verlangen liegt doch das tiefste Geheimnis von allem, was nur Menschheit heißt. Aber wie dies hier befriedigt gedacht wird, das ist bloß für sehr einfache Menschen und Kinder jedes Alters bestimmt. Ist schon die Erwartung Jesaia's vom Ende der Tage viel höher, weil sie auf den Frieden und die Herrschaft des Guten gerichtet ist, so dürfen wir Christen in unsrer Vorstellung vom höchsten Gut nicht unter der paulinischen Linie der Erwartung bleiben daß Gott einst alles in allen werde. Dazu kommt noch das bittere Los dieser ins Paradies gesetzten Menschen, daß ihnen jeglicher Aufstieg und Fortschritt versagt ist. Zwar haben sie, gemäß der köstlich naiven Denkweise des Mythus, die Mittel dazu in den Wunderbäumen ganz nahe, die ihnen den Auf-

stieg zur Erkenntnis von allem, was nützt und schadet, also zu den Anfängen der Kultur, sowie zur Unsterblichkeit ermöglichen; aber ein hartes Gebot Gottes hält sie davon zurück und zwingt sie zu bleiben, was sie sind, vernunftbegabte Geschöpfe und nicht viel mehr als die Tiere. Gerade mit dieser Vorstellung von Gott können wir nicht viel anfangen; sind wir doch an den Glauben gewöhnt, daß uns Gott alles Gute an Erkenntnis und Leben von Herzen gönnt und anbietet, weil er uns liebt. Höchstens kann dazu die uns hier begegnende Vorstellung eine Ergänzung geben, die sich uns noch öfter anbieten wird, daß es im Geist der Antike und auch des A. T. selber heißt: sunt certi denique fines.

2. Was sich trotzdem aus dem Kap. an Erkenntnissen gewinnen läßt, ist nicht wenig und nicht gering. Man kann es so zusammenfassen:

Die Ur- und Grundverhältnisse der Welt, wie sie sich dem Geist des A. T. darstellen, treten klar und bedeutsam heraus. Sie umfassen alle Glieder der großen Schöpfung, und zwar in einem Geist, der, jeglicher monistischer Mystik und Sentimentalität bar, den Grund zur ganzen Auffassung der Geschichte der Menschheit legt. Dieser Geist ist kein andrer als der der Über- und Unterordnung, die alles zu einem gegliederten Ganzen zusammenfügen soll. Gott und Mensch erscheinen schon gleich im Anfang, sogar im Paradies in diesem Verhältnis; Gott lebt weder im Menschen, noch der Mensch in Gott, sondern Gott befiehlt und der Mensch hat zu gehorchen. Es ist also ein ethisches und kein mystisches Verhältnis zwischen beiden ins Auge gefaßt; Gott ist Wille und Autorität, und vereinigt Ernst mit Güte. Das Wesen des Paradieses sieht G. Flemmig (Neues Werk 1920, 6) in der Nähe Gottes in der engsten Berührung mit der Natur, in bauender, bewahrender Arbeit und in der Gemeinschaft mit andern Menschen. Auch seine Bestimmung hat Gott dem Menschen mitgegeben. Er hat ihm zu seinem irdischen, in prachtvoll tiefer Sinnbildlichkeit dem Acker entnommenen Teile, dem Leib, etwas von sich selber und seinem Leben verliehen und dadurch, wie nach Gen. 1, den Adel der Gottesverwandtschaft mit ins Leben gegeben; daß dieser Hauch von Gott das der Erde entstammte Teil des Menschen regieren soll, liegt nicht so weit entfernt. Auch über die Tierwelt soll seine Herrschaft reichen, wie es in dem Auftrag, jeglichem Tier seinen Namen zu geben, enthalten ist; denn was ich benennen kann, das ist auch nach unsrer psychologischen Erkenntnis mein Eigentum. Findet der Mensch in der ihm leiblich verwandten Tierwelt kein seelisches Echo und keine ihm völlig angepaßte Hilfe, so hat ihm Gott eine solche im Weibe gegeben, aber nicht ohne die Bestimmung, daß sie seine Gehilfin und er ihr Herr sei. Endlich ist dem Menschen doch eine Aufgabe im Paradies gestellt, den Garten zu bebauen und zu bewahren und damit auch, geschichtlich angesehn, der Anfang zu aller „Kultur" gemacht; denn sie beginnt damit, daß die Natur den Gedanken des Menschen, der ihrer bedarf, unterworfen wird.

3. Es bedarf nur weniger Worte, um darauf hinzuweisen, welche unendliche Fülle von tiefen Gedanken hier verborgen liegt. Der Mensch, Gott untertan und Gottes bedürftig, lehnt sich immer wider ihn auf und sucht sein Elend, von Gott los und ferne von ihm. Seele und Leib, auf einander berechnet, suchen auch so oft erfolglos ihr Gleichgewicht, weil die starken Triebe alles verdrängen oder die Seele sie leichter ausrotten als beherrschen kann. Den Tieren gegenüber

schwankt der Mensch zwischen Sentimentalität und Brutalität hin und her, indem er sie bald, von den Menschen erbittert und zurückgewichen, vermenschlicht und sein Leben in ihnen sucht, bald sie wie gefühllose Dinge behandelt, um selbst dabei tierischer als jedes Tier zu werden. Mann und Weib, auch für einander geschaffen, werden durch den rätselhaften Haß der Geschlechter von einander getrennt, und der Feminismus unterwirft den Mann dem an seiner Stelle zum starken und beherrschenden Geschlecht werdenden Weib. Endlich hassen immer noch die Elemente das Gebild der Menschenhand, und siegreich umkränzt der Efeu die Ruinen der Kultur. Und doch sucht immer wieder der Mensch das absolute Ziel seines Lebens in Gott; und doch findet so mancher Mann seine volle Genüge ohne oder neben Gott in einem treuen Weib, dem so ganz anders gearteten und gerade darum ihm so willkommnen Echo seiner Seele, während ihn die Flut der Dinge und der Geschehnisse immer wieder mit dem Jammer über die Flüchtigkeit und den Unsinn der Welt erfüllt. Und doch ruft das Getriebe des körperlichen Lebens nach seinem Licht und seinem Leben, wie auch die Seele vom Leibe Halt, Glück und schmerzliche Reize zu ihrer Vollendung empfängt. Auch bedarf die Natur der Kultur, um nicht zu verwildern trotz der in ihr herrschenden blinden Vernunft, die auch den Leib des Menschen so oft in seinen Instinkten die Seele an Klugheit übertreffen macht; nicht anders bedarf die Kultur der Natur als ihrer Unterlage und zu ihrer Erfrischung im unbewußten triebhaften Genießen.

So liegen hier die Grundlagen aller menschlichen und menschheitlichen Entwicklung bloß; aber auch die Spannungen sind offenbar, die Glück und Weh, Fortschritt und Rückgang der Menschen bedeuten. So viel Gedanken, so viel Predigt- und Stundenthemata: über die sittlich geartete Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen, über die Ehrfurcht vor sich selber, besonders vor dem Leib als einem Geschöpf Gottes, über den Mann als Träger der Kultur und das Weib als seine Gehilfin im äußern und innern Leben oder über die gegenseitige Ergänzung der Geschlechter, in der die Frau den Mann auch zur Entfaltung seiner Geistigkeit und seelischen Eigenart helfen, aber nicht gezwungen dienen soll, weil das volle Menschenwesen auf zwei verschiedene Ausprägungen verteilt ist (v. Rhoden); über Tierschutz und das Recht auf die Tiere, weil sie doch den Dingen näher stehen als den Menschen; über die Kultur als göttlich angeordnete Herrschaft über die Natur, in der der Mensch wie auch schon in allem schöpferischen Tun auf jedem menschlichen Gebiet an Gottes Herrlichkeit teilnimmt; über die Schranken, die unsrer Erkenntnis und unserm Streben nach Leben gesetzt sind. Auf jedem Satz über solche Dinge liege aber etwas von dem Hauch dieses Mythus, um das Wahre aus dem, was nie wirklich war, herausempfinden zu lassen; also etwas von der Stimmung der Dämmerung vor dem Tag, da das kindlich Naive dem Sittlichen weicht, vor dem Tag, der Sonnenschein bringen kann wie auch Sturm, oder von der spannenden und reizvollen Stimmung des Vorspiels, das zu einem erhebenden Schauspiel oder zu einer erschütternden Tragödie führt.

Übel – Sünde.

Kap. 3.

1. Hier ist die ganze Schöpfung in Aufruhr, und alle von Gott gesetzten Ordnungen sind umgeworfen. Und das hat alles das Böse getan, wie es mit Macht und List an die Menschen in der Gestalt der Schlange herangekommen ist. Wir beginnen die Untersuchung und Auslegung der unergründlich tiefen Erzählung mit dem Versuch, diese Gestalt in ihrer Eigenart zu deuten. Verwandt mit dem Menschen als ein Stück der animalischen Schöpfung mit von Haus aus sittlich unbetontem Lebenstrieb, stellt sie wohl das Grundböse dar, wie es dem schrankenlosen und völlig blind gewordenen Trieb nach Leben und Emporsteigen entstammt und, mit ihm immer noch verwandt bleibt, mag es sich auch in seiner blinden Wut immer wieder gerade zum Verderben alles Lebens überstürzen. Dieser dämonische Lebenstrieb wird zum Bösen und zur Sünde, wenn er wie hier mit dem sittlichen Verbote tatsächlich und bewußt zusammenstößt. Wir müssen uns, die wir mit Menschen zu tun haben, gerade dieses Dämonische immer klarer machen, das, als wahnwitzige Gier mit allem, was sie an Lüge und Haß in ihren Dienst zu ziehen vermag, wie der Teufel die Seele verblendet und in jegliche Art von Verderben jagt. Es erfaßt die Guten wie die Bösen zu ihrer Stunde, Eva und Adam, Faust und Gretchen, wirbelt sie umher, erfüllt sie mit gräßlicher Freude an allem, was gemein ist, verblendet sie gegen Nutzen und Schaden, Gedeihen und Verderben, und rast mit ihnen so lange dahin, bis es zu irgend einem Ende gekommen ist, meist einem Ende mit Schrecken. Wer dies Dämonische mit all seiner abgrundtiefen Freude am Bösen und an der Vernichtung von Gut und Leben nicht kennt, wer gemächliche Theorien über freie Wahl und Beweggründe samt Hemmungen weiterspinnt, der kennt sie nicht, die himmlischen und teuflischen Mächte, die den Menschen ins Leben hineinführen, schuldig werden lassen, um ihn dann der Pein zu überlassen. In ihnen steckt die furchtbarste Kraft, die wir im Seelenleben kennen, die den Menschen bald zum Tier hinunterdrückt, bald es ihn als Hybris nicht aushalten läßt, nicht Gott zu sein, wenn es einen Gott gibt. Bald beginnt jener Dämon damit, daß er den Menschen hinaufpeitscht, um ihn dann verzweifelt im Schmutze enden zu lassen, bald jagt er ihn geradezu durch die große und die kleine Welt, um ihm den Weg durch die Hölle des Genusses als den zur Vollendung im Übermenschen vorzuspiegeln. Damit haben wir das tiefste Grundrätsel der Menschennatur erfaßt, an dem alle großen Geister herumgeraten haben, wie uns ja die Muhme, die berühmte Schlange, immer schon auf Mephisto, den gefallenen Engel und unheimlichen Gefährten des Doktor Faust, hingeführt hat, der bei seinem Streben nach dem Übermenschen dem Listigen in das Garn geht, um vorab in seiner dämonischen Gewalt sich und ein andres unschuldiges Wesen zu verführen und ins Verderben zu treiben.

So naht sich die Schlange, an der alles sinnbildlich ist, den beiden Kindern im Paradies der Unschuld, wie sie sich zwar immer und überall wieder allen in gleicher Lage naht, aber doch tatsächlich einmal den „ersten Menschen" genaht hat, um in ihnen das Böse aufzurufen, das als rätselhafte Anlage, wie in dem unheimlichen Dämon selber, als alles beherrschende Macht, unter jenem

Lebenstriebe verborgen ruht. Immer noch spiegelt sie mittels der Phantasie, die stets so leicht dem Wunsche, auf die Einflüsterung der Gier hin, gefällig ist, durch Wort und Anschauung die herrlichste Erfüllung alles Verlangens und volle dauernde Befriedigung vor, und leicht gelingt es ihr damit, ungefestigte Grundsätze eines halben Gehorsams ins Wanken zu bringen. Heilsame Schranken, die Gott dem Genuß und dem Aufstieg des Menschen gezogen hat, werden als Neid der Gottheit dargestellt und erkannt, die dem Bedürfnis, sich gottgleich auszuleben und das Höchste an Erkenntnis von Gut und Übel und von Gut und Bös als einen Raub davonzutragen, arglistig in den Weg tritt, wenn nicht die gute Schlange den Vorhang lüftet, hinter dem sie sich scheinheilig verbirgt. Unübertrefflich ist die Dialektik des Bösen im arglistigen Kampf mit der naiven Unschuld des Lebenstriebes geschildert. Nachdem durch Ohr und Auge die Verführung mächtig geworden ist, wird schnell die kritische Zeit der delectatio morosa mit einem „Verweile doch, du bist so schön" überwunden, und der Griff nach der Frucht, die kein Apfel ist, wie alle volkstümliche deutsche Überlieferung in Schule und Gespräch immer wieder sagt, ist geschehen. Wer will verdammen? Nur der darf es, der nicht die Gewalt des Triebes nach Gold und Gut, nach Ehre und Scheinruhm, nach dem Genuß und dem Dämonischsten von allen, nach dem Weibe, kennt und auch den letzten, schon beinahe besinnungslosen Augenblick im Kampf zwischen der Gier und dem Gewissen immer siegreich überwand; wer immer der hetzenden und Zweifel erregenden Begier widerstand, die mit ihrer Halbwahrheit lockende Genüsse übertreibend entschleiert und absolutes Glück vortäuscht, wo sich nach ganz kurzem Rausche elender Ekel vor dem Gemeinen und vor sich selber zu innerm und äußerm Verderben gesellt, um dem entsetzten und ernüchterten Ich ein andres Antlitz an der vollbrachten Tat zu zeigen. Wendet sich Mephisto an den nach Erkenntnis dürstenden und von ihr unbefriedigten Mann, so die Schlange an das viel sinnlicher gerichtete und dämonischere Weib; „denn geht es in des Bösen Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus." Sie bedarf darum noch mehr als der Mann aller Schranken, die die Sitte und das Gesetz ihr auferlegt. Nachdem das Weib genascht hat, verfällt sie dem alten und immer neuen Trieb, der noch immer Jung und Alt beherrscht, den der Marlowsche Mephisto auf die Frage nach dem Grund seiner Lust an der Verführung in die unvergeßlichen Worte kleidet: socios habuisse malorum, — was wir übersetzen könnten „Geteilte Schuld ist halbe Schuld", wenn es nicht doppelte wäre. Wie mit dem Bösen die Unterordnung des irdischen Teiles am Menschen unter den Geist, den Hauch aus Gott, beseitigt ist, so mit der Verführung des Weibes durch die Schlange die der Tiere unter den Menschen und mit der Adams durch die Eva die Unterordnung des Weibes unter den Mann und mit ihrer beider Sünde die des Menschen unter seinen Schöpfer und Herrn. Zugleich ist ihre Naivität gebrochen, denn sie sehen, daß sie nackt sind; tatsächlich haben sie einen Schritt über den Stand der Tierheit und der Kinder hinausgetan und damit etwas von der Erkenntnis gewonnen, die ihnen die Schlange als Gewinn von ihrem Ungehorsam vorgespiegelt hatte. Die Scham, als Rückschlag des Geistes gegen die empfundene Untertänigkeit unter den Trieb und die Sünde, ist zugleich der erste tatsächliche Schritt, den unter Schmerzen der Geist in die Höhe eines geistig persönlichen Lebens tut, das die

Wahrheit an dem Versprechen der Sünde bildet, ihrem willigen Opfer ein gottgleiches Übermenschentum zu bescheren. „Ich schäme mich, folglich bin ich, und zwar bin ich als Mensch vorhanden, weil ich mich meiner tierischen Natur schäme" (Solovjeff nach v. Rhoden). Zunächst freilich noch rettet sich die Scham, gierig wenigstens den Schein des Bösen zu vermeiden und den des Guten zu bewahren, auf die feigen Künste der Lüge und des Weiterschiebens; fortzeugend gebiert die böse Tat Böses. Dabei ist ihre Dialektik so geschickt nach der Tat, wie die des Bösen im Kampf mit dem Gewissen vor ihr war. Der einfältige Mann schiebt die Schuld auf das Weib, das ihm Gott beigesellt hat, also mittelbar auf Gott selbst; dieses Weib schiebt sie auf die Schlange, die ja Gott selbst geschaffen, also auch wohl auf Gott selbst. Diese Lüge, der Schatten aller Schuld und das Feigenblatt aller Scham, so schmählich feig sie ist, verheißt immer noch mehr Rettung aus der Verlorenheit als der freche Zynismus, der sich des Bösen rühmt, weil er jenseits von Gut und Böse steht.

Sofort bricht das Gericht herein. Der Schlange unheimliche Weise sich fortzubewegen, kommt von dieser Sünde; die Feindschaft zwischen ihr und dem Menschen, von der jede durch Kinder gesteinigte Blindschleiche Zeugnis gibt, kommt von dieser Sünde. Des Weibes Sklavenstellung gegenüber dem Mann, nach dem sie unstillbares Verlangen hat wie er nach ihr, und ihre Schmerzen, mit denen sie ihre Lust zu büßen hat, stammen von dieser Sünde. Und wenn sich Acker und Natur mit Dornen und Disteln wehren gegen das Joch, das ihr der Mensch auflegen soll in der Arbeit der Kultur, auch das kommt von der Sünde. Und wenn endlich der Mensch vertrieben wird aus dem Paradies der Unschuld und des leichten Genießens, wenn er aus der naiven Gemeinschaft mit Gott verjagt, die Schranken der Gottheit spüren muß, die sich wohl die Erkenntnis, aber nicht unsterbliches Erdenleben abringen läßt, so kommt das von der Sünde. Alles Erdenwehes Rätsel löst niederschmetternd die Erinnerung an diese erste Schuld, die so rätselhaft in die Welt gekommen ist, in der Glück und Friede bis dahin geherrscht hat.

2. Schwer und düster ist die Stimmung, die über dem Ganzen liegt. Schmerz und Leid ist das Merkmal des Lebens, Mühe und Kampf das Kennzeichen der Welt. Und das Schlimmste ist bei all diesem Elend, was noch immer das Leid schwerer macht, als es schon ist: eigne Schuld hat die Welt für die Menschen aus einem Paradies in ein solches Jammertal verwandelt. Sie wollten über sich selber hinaus vermöge ihres tief eingewürzelten Triebes nach Leben; aber das wurde ihnen zur Schuld, denn sie stießen dabei an die Grenzen, die die Gottheit dem Geschlechte der Sterblichen gezogen hat. Von dieser Schuld her ist die ganze Erde für sie so anders geworden; denn sie ist aller Übel größtes und greift weit über das Leben der Menschen hinaus in die Welt hinein. Sie ist ein kosmisches Verhängnis; so groß und schwer ist es, Schuld auf sich zu laden gegenüber Gott und seinem Gebot. In dieser ernsten sittlichen Auffassung des Lebens und der Welt, die die Menschen schuldig spricht und die Welt zu einem Strafort macht, liegt das innerste Geheimnis dieser Dichtung; sie ist ein mythologisiertes, sittliches Werturteil über den Zusammenhang zwischen dem Elend in der Welt und dem Aufwärtsstreben der Menschen, das sie zur Kultur und zum Leben der Gottheit führen soll. So haben wir hier in einer

verschärften sittlichen Gestalt das echt antike Motiv von den Grenzen, die dem titanischen und prometheischen Streben der Menschen durch höhere Gewalten gezogen sind. Das Tragische seines Wesens liegt darin: er hat den unbändigen Durst nach dem Absoluten und Unendlichen in sich, stets unbefriedigt von dem Augenblick und in dem Genuß schon verschmachtend nach Begierde; und doch stößt er überall mit der Stirn an die Schranken des Endlichen und kommt nicht darüber hinaus. Unentbehrlich ist diese schwermütige Ergänzung zum sonnigen Bild des ersten Schöpfungsberichtes. Anstatt der Krone der Schöpfung ist dem Menschen hier die Qual mit ins Leben gegeben, die ihn auf Kosten seines Gegners über sich selbst hinaustreiben soll. Unendliches Streben und Sehnen, gebannt in die engen Schranken der Endlichkeit und jeder kleine Aufstieg bezahlt mit Lebensglück und innerm Frieden — diesen Klang aus der Antike dürfen wir nicht außer acht lassen, und wenn es auch bloß als aufzulösende Dissonanz für frohere Töne des Evangeliums diente. Mit dieser dürfen wir aber nicht so schnell bei der Hand sein und jene andre düstere ins Unrecht setzen wollen. Es sind jene Schranken da; die Arbeit hat viel mehr Mühe, als unser idealistischer Lobpreis zugeben will; uns umlauert immer noch die Feindschaft der Schlange und andrer böswilliger Kreatur; das Weib hat seine schwere Last, und das Paradies ist verschlossen oder besteht höchstens als Erinnerung und Hoffnung. Wir erkaufen jeden Schritt auf unserm Weg mit zahllosen schmerzlichen Opfern, und der Krieg vor allem hat uns gezeigt, wie furchtbar die Schatten sind an der gepriesenen Kultur, wie diese geradeso oft dem Menschen die Waffen liefern muß, um — tierischer als jedes Tier zu sein

3. Aber immerhin, das letzte Wort braucht dies nicht zu sein, sondern bloß, wie gesagt, der Mißton, der für Töne einer andern Welt desto empfänglicher macht. Diese andre Welt liegt schon in einer andern Schätzung von Dingen dieser Welt; im evangelisch-protestantischen Geist ist eine andre Schätzung der Arbeit als Norm begründet: sie ist der Fluch, mit dem Gott die Menschen gesegnet hat. Aber vor allem: es gibt eine Erlösung aus jenem Fluch, der Menschen und ihre Welt entzaubern kann durch die Gewalt des Geistes Gottes und unsers Herrn Jesus. Es gibt einen Baum der Erkenntnis und einen des Lebens; aber beide Güter sind in einer Persönlichkeit zu haben, weil sie persönliches Leben ausmachen und darum nur von einem persönlichen Träger solches Lebens zu gewinnen sind. Und Gott, weit davon entfernt sie uns vorzuenthalten, bietet sie uns an, weil er ein Gott der Gnade ist, der noch mehr tut, als daß er, wie hier, die Menschen nicht dem Tode überliefert: er will ihnen Erkenntnis und Leben schenken. So ist dem Urdrang des Menschen nach Übermenschentum die Bahn geöffnet: nicht durch die Kultur, sondern durch die Gemeinschaft mit Gott kommt er über sich hinaus. Die Schranken im Diesseits bleiben für das Streben; aber sie werden geöffnet nach dem Himmel Gottes zu durch die Gnade.

4. So eröffnet sich die einzigartige Erzählung, unerschöpflich wie jeglicher gedankentiefe Mythus, mannigfacher Verwendung für die märchenfrohe Jugend wie für tiefsinniges Alter. Man kann sie psychologisch und erziehlich auswerten als Warnung vor der lockenden Verführung, ein Gedanke, der trivial

sein mag, aber angesichts unsrer so leicht zu entzündenden Natur immer wieder angebracht werden muß. Man kann kulturgeschichtlich auf die Tatsache aufmerksam machen, daß nach der Antike aller Fortschritt nur durch Frevel geschieht, daß aller Aufstieg vom Tier zum Menschen mit der Scham, und der vom Menschen zum Übermenschen mit der Erkenntnis beginnt. Oder ethisch kann man darauf hinweisen, wie die Unschuld des Naturzustandes verloren geht, wenn wir wissen wollen, was gut und böse ist; wie wir zu philosophieren beginnen aus Übermut und uns dadurch um unsre Unschuld bringen; seitdem wir unsre Nacktheit erblickten, machen wir uns Gedanken über unsre Not und über unsre Erlösung. Mit Heim kann man in sozialethischen Gedankenreihen dem Fluch nachgehen, der noch immer auf dem Boden, dem Geschlechtsleben und dem Tode liegt. Oder es eröffnet sich ein Blick auf die noch immer gültigen Zusammenhänge zwischen Schuld und Erkenntnis samt geistigem Wachstum überhaupt, wie sie in den zwar gefährlichen, aber nicht unrichtigen Worten vom Größerwerden durch die Schuld (Heimat von Sudermann) oder vom Segen der Sünde (O, felix culpa, Augustinus) ihren Ausdruck gefunden haben. Oder dem tiefen Spekulierer tun sich die Fragen auf nach der Möglichkeit und dem Ursprung der Sünde und des Bösen überhaupt in dieser Welt Gottes; über die Antwort kommen wir nicht hinaus, daß sein Warum in dem Wesen der Sittlichkeit als einer persönlichen Entscheidung und sein Weshalb in ihrer Überwindung durch den Geist und in der Festigung des Charakters im Kampf gegen sie enthalten ist. Oder man kann endlich auf den umgekehrten Evolutionismus hinweisen, der hier nicht ohne tiefes Recht bezeugt wird, daß die Dinge in der Welt nicht notwendig immer besser, sondern auch schlechter werden.

Verwandte und ergänzende Klänge in der Bibel und in der Literatur gibt es genug, um Unterricht und Predigt mannigfach zu befruchten und zu bereichern. Als Parallele ist der düstere Psalm 90 unübertrefflich. Wichtiger aber sind die Ergänzungen aus dem N. T., die mit unsrer Stelle in ein liturgisch homiletisches Verhältnis von Text und Altarlektion treten können. So etwa ein Wort vom Streben nach der Vollkommenheit wie Matth. 5 oder von der göttlichen Gnadentat, die alles Streben der Menschen übertrifft, wie Röm. 7 und 1—3; oder das wunderbare Lied des Apostels von dem Sehnen der Kreatur nach der Freiheit der Kinder Gottes, das auch ihr Erlösung bringt, wie die Sünde sie in Banden geschlagen hat; oder der ins Ewige hinaufragende Optimismus einer Stelle wie Röm. 8,28. Man kann diese Stelle auch in einer Osterpredigt verwenden, in der man zeigt, wie Gott im Gegensatz zu ihr nach unserm Glauben uns Aufstieg und Leben darbietet, aber nicht in einem Märchenbaum, sondern in einer Persönlichkeit. Vor einer gebildeten Zuhörerschaft kann man auch tiefere Fragen des allgemeinen Lebens im Anschluß an die alte Erzählung behandeln: von jenem unersättlichen Urdrang nach Leben und dem Drang nach höherm Dasein aus kann man einen Blick auf die indische und auf die christliche Erlösung aus der Not werfen; und wenn man noch den Faust oder Nietzsche heranzuziehen weiß, dann hat man das Grundproblem des Lebens samt seinen wichtigsten Lösungen gepackt, und man kann der Aufmerksamkeit jedes Zuhörers sicher sein.

Kain und Abel.

Kap. 4.

1. Im Gegensatz zu der Lehre von der Erbsünde zeigt die Geschichte von Kain und Abel Adams und Evas Kinder in genau derselben Lage der Sünde gegenüber wie ihre Eltern; die Geschichte ist mehr eine Parallele als eine Fortsetzung zu der des sog. Sündenfalls. Auch hier erfassen wir bewundernd den hohen Geist alttestamentlicher, nein, überhaupt biblischer Offenbarung, der eine Sage über die Lebensweise oder ein besondres leibliches Kennzeichen der kenitischen Beduinen zu einer solchen Höhe religiösen Verständnisses und psychologischer Erkenntnis emporgehoben hat. Damit hat er auch eine von jenen unerschöpflichen und unendlichen biblischen Sagen geschaffen, die nicht nur dem Schatz religiösen Denkens typisch klassische Gestalten, sondern auch dem allgemeinern der bessern Umgangssprache ein für alle Mal bezeichnende Sätze hinzugefügt haben. Bleibt auch Abels Gestalt völlig im Dunkel, was ihre innere Beschaffenheit angeht, so wird es keine Kritik dem volkstümlichen Unterricht wehren können, ihn gemäß jenem Geist der biblischen Offenbarung, ebenso wie im N. T. den Lazarus, zu einem reinen Gegenspiel der bösen Hauptperson auszugestalten. Auch wird immer wieder das Bedürfnis nach bildhafter Anschaulichkeit zu einer Darstellung greifen lassen, die es wenigstens vor Augen führt, wie Gott das Opfer der Brüder ungleich ansah: indem sich der Rauch von dem einen erhob und der vom andern sich niederschlug. Das Hauptlicht aber wird natürlich auf die beiden Gestalten fallen, die in Wechselwirkung mit einander treten und die Gedanken der Erzählung verkörpern. Für Kinder und für reife Geister ist die seelische Entwicklung Kains von der höchsten Anziehungskraft. Hier ist die Psychologie des Sünders zu gewinnen, wie sie auch das N. T. nicht klarer und erschütternder geben kann. Zunächst ist es einmal eine ganze andre Art von Sünde als im vorhergehenden Kap. War es bei den ersten Menschen der Grundtrieb des Verlangens, das zur unersättlichen und alles über den Haufen werfenden Gier werden kann, so ist es hier der Neid. Dieser gehört, möchte man sagen, zu den Sünden zweiten Grades, die sich da aus der Gier entwickeln, wo es sich darum handelt, ihre Wünsche andern, also Wettbewerbern gegenüber, durchzusetzen. Hat es die Gier mit den erstrebten Gütern, so hat es diese zweite Reihe von Sünden mit den andern Menschen zu tun. Zeigt uns die erste Geschichte zwei Menschen, die die Sünde mit einander verbindet, so die zweite ihre Söhne, die sie auseinanderreißt, weil der eine hat und der andre nicht hat. Zorn und Haß mit ihrem dämonischen Willen zur Vernichtung gehen von der Gier aus, samt vielen andern ähnlichen Färbungen dieser bösen Grundgesinnung gegen den Nächsten, wie etwa Eifersucht und andre Feindseligkeit, so lange der Wettkampf um das erstrebte Gut dauert. Ist er entschieden, so befällt den Sieger ebenso oft Eitelkeit und Hochmut, wie den Unterlegenen bittrer Neid. Kann man wohl sagen, daß auch die Seele von Edlen in solcher Lage ein Hauch dieser Sünde streift, wenn es ihnen auch gelingt, nach dem Rat des mit Recht über ihn erhabenen Goethe, Liebe und Bewunderung samt herzlicher Mitfreude an der Gabe des andern an die Stelle zu setzen? Immer wieder wird der menschenkundige Prediger und Lehrer in dieses üble Sündennest hinein-

greifen und auch den Neid treffsicher da aufzuweisen suchen, wo er sich hinter der scheinbar so sachlichen Kritik, daß es jener gar nicht verdient habe, was er empfing, herauszuholen wissen; denn das Wort „Neid" klingt von Alters her so häßlich, daß es sich niemand angehängt wissen will, so allgemein auch die Erscheinung selber ist. Und doch gibt es für den Menschen nicht nur keinen Frieden, solange er neidisch an dem Bild des glücklichen Andern nagt, sondern er verfällt auch wie Kain bösen Lastern, die diesem üblen Grunde entspringen. Ist es auch nicht gleich Mord mit der erhobenen Hand, so ist es doch die Verleumdung und die Gehässigkeit, die sich an jenem Bilde schadlos zu halten suchen. Der Kulturmensch weiß nun in der Regel besser als der grimme Sohn der Natur seinen Neid zu verstecken, auch unter den schönen Worten und den bunten Blumen eines „aufrichtigen Glückwunsches", wie es auch die Haltung von dem Gebildeten erfordert, sich nie in einer der hier geschilderten ähnlichen Lage mit verstellter Gebärde oder mit hängendem Haupte zu zeigen, sondern lächelnd und aufrecht aufzutreten. Nur durch seine Klugheit oder durch Angst läßt sich dieser gebildete Neidhals davon abhalten, wenn er sich wirklich dem Neid ergeben hat, mit dem glücklichen Wettbewerber Streit anzufangen; oft entlädt er sich dafür in kleinen Häckeleien und Bosheiten hinter dem Rücken, weil er auf eine Entladung nicht verzichten kann. Ehrliche Selbstprüfung wird da jedem Menschen einen andern zeigen, den er um dies und das beneidet, was um so unschuldiger ist, je offener er es sagt.

2. Hier läßt der Erzähler Gott eingreifen. Gott erscheint hier als der völlig erhabene Herr, der unter den beiden mit einer Selbständigkeit wählt, wie sie dem Apostel Paulus und seinen größten Jüngern den starken Eindruck gemacht hat, den sie in der Lehre von der Vorherbestimmung zum Ausdruck brachten. Dann aber ist er voller ernster Güte gegen den vom Neid umdrohten Mann. Immer wieder sollte man diese Warnungen Klein und Groß in die Seele rufen. Sofort wirkt, wenn auch noch so verborgen, der böse Vorsatz auf das Antlitz, den Spiegel der Seele; entstellt er naive Kindergesichter zu häßlichen Fratzen, so zwingt er bewußter Heuchelei jenes üble Lächeln ab, hinter dem sich die Falschheit verbirgt, mag auch das Auge nur mühsam davon abgehalten werden, einem jeden festen, geraden Blicke auszuweichen. Trotz aller textlichen Unklarheit kann man auf den tiefen Vers 7 nicht verzichten: die Sünde, die gleich einem Wolf vor der Türe lauert, um jede Ritze zum Eindringen zu benutzen, und ihres Opfers mächtig zu werden, das ist eine ebenso eindrucksvolle und unentbehrliche Warnung, wie der Befehl Gottes das Rechte trifft, wenn er dem bedrohten Menschen die Herrschaft über die Versuchung anempfiehlt, die ihn zu einer Persönlichkeit macht, anstatt ihn zum Spielball der Sünde zu erniedrigen. Wenn man solche Worte Kindern ernst einschärft, kann man hoffen, sie der dämonischen Leidenschaft jeder Art etwas sicherer entgegengehen zu lassen, als wenn man ihnen bloß sagt, daß sie das Böse unterlassen sollen. Liegt doch die Entscheidung über Gut und Böse immer viel weiter zurück, als wir denken. Hier setzt auch die Aufgabe einer Askese ein, die nicht nur die Brut der Schlange, so lange sie noch jung ist, zu erwürgen, sondern ihr auch jegliches Futter bei Zeiten zu entziehen sucht, das sie in einem untergeordneten und unbeherrschten Innern findet. Den erwachsenden Kindern den Blick für

die überall, außen und innen, lauernde Sünde zu schärfen, wird immer mehr zum Gebot, statt holde Unschuld ihr ungewarnt in die Arme laufen zu lassen. Von welchem Gebiet des Lebens dies vor allem gilt, bedarf keiner weitern Worte. So gewarnt, wird Kain verantwortlich, und zwar für sich und seinen Bruder. Und nachdem die Tat geschehn, zieht ihn Gott zur Verantwortung; denn Gott ist der, der uns für unsre Taten verantwortlich macht, wie auch alles in uns, das nach einer solchen ruft, von Gott ist. Mit der Frage Gottes nach dem Bruder Abel ist ein Ton angeschlagen, der, als Ruf zur Fürsorge und zum Schutz für den Menschenbruder, alle Zeiten bis zur Gegenwart durchklingt und für alle Höhenlagen der Kulturgüter gilt. Dem Trieb gegenüber, der den Menschen selbstsüchtig und gehässig macht, erhebt sich hier die andre Urstimme, die ihm das Gegengewicht bieten will, um Sorge für sich mit der für andre in dem Menschen, dem Kind des Fleisches und des Geistes, in einen ewig schwankenden Ausgleich zu bringen.

3. Kain antwortet, wie alle feigen Sünder tun, mit einer Lüge und zwar mit einer frechen. Er weiß nicht, wo Abel ist, und er will von keiner Verantwortung wissen. Wunderbar beobachtet ist diese Reihenfolge: der Sünder wirft sich, andern und sich selber gegenüber, in die Brust, um äußere und innere Anklagen mit dem Schein der Sicherheit zu übertönen; und fast immer muß die Lüge die Schuld bedecken, wenn nicht gar die Frechheit so weit geht, aus ihr ein Verdienst zu machen. In beidem liegt immer noch eine gewisse Möglichkeit der Rettung, einem Zynismus gegenüber, der die ganze Sache noch nicht einmal einer Lüge für wert hält, weil ihm Sünde nicht Sünde, sondern einfaches Geschehen oder tatsächliches Recht bedeutet. So stürzt auch Kain auf das Wort Gottes von dem Blut, das zum Himmel schreit, in sich gebrochen zusammen. Wie immer auf jede Höhe im seelischen Leben ein Absturz kommt, so ist auch das Herz des verschuldeten Sünders ein trotziges und verzagtes Ding. Dafür gerade sind diese ersten Geschichten der Genesis bezeichnend, daß sie diesen jähen Wechsel in der Seele des Sünders mit feiner Psychologie malen; wie sich Adam und Eva schämen, so wird Kain, auf die größere Schuld und die gröbere Ausflucht hin, eine Beute der Verzweiflung. Hart trifft ihn der Fluch des Herrn, der noch einmal, wie bei Adam und Eva, dem Acker gilt und zugleich ihn in die Ferne treibt, nur daß er auch noch zum unstäten und flüchtigen Wandern verurteilt wird. Daß hier das Bild der Erinnyen für gebildete Hörer heranzuziehen ist, die auch die seltsame und aufregende Unruhe des bösen Gewissens mit äußern Mitteln versinnbildlichen, bedarf keines Wortes. Oder das deutsche Volkslied kann noch den Zug hinzufügen, daß der Sünder nach des Lebens „Raum" selbst im Grabe keine Ruhe findet. Die Verzweiflung des Mörders äußert sich, wie es das böse Gewissen immer tut, in tiefer Hypochondrie, die den vorher so wilden und üppigen Lebenswillen, nach dem Betrug durch die böse Lust, auf das äußerste bedrückt und auch lähmt. Gemäß dem tiefen Instinkt von allem was Mensch heißt, für die Gerechtigkeit, die in der Welt herrscht und die sich auch gegen uns wenden kann, fürchtet er für sein Leben und sieht lauter Gespenster, eine härtere und wirklichere Strafe als die Mühe auf dem verfluchten Acker. Das ist das Elend des Sünders, wie es neben der Gebundenheit durch die Macht der bösen Triebe, die Reformation

und der Pietismus neben allen andern ernsten christlichen Gestalten und Bewegungen der Geschichte, geschaut haben.

4. Diesem schweren Druck auf einem Menschenherzen hilft aber auch der Gott des A. T. ab. Mit demselben beinahe unwillig hinter der Strenge verborgenen Zug der Gnade, der schon Adam und Eva nicht sterben ließ, hält Gott seine schützende Hand auch über den ersten Mörder und verleiht ihm das Kainszeichen der Verschonung, das ungenaue Volksüberlieferung zu einem des sich selbst verratenden bösen Gewissens gemacht hat. Verschuldete Menschen durch Wort und Sakrament, durch allgemeine und besondre Zusprache dieses schrecklichen Druckes, der sie lähmt und doppelt elend macht, zu entlasten, ist die besondre Aufgabe des Evangeliums, die schon hier nicht nur als eine Verheißung, sondern als wirkliche Gabe Gottes auftritt. Heil und Leben ist tatsächlich erst da möglich, wo Vergebung ist; wie das böse Gewissen alles zur Hölle macht und die Kraft lähmt, so befreit die Vergebung, wo sie geglaubt wird, die tiefsten und verborgensten Lebensgeister und schenkt das Zutrauen zum Leben und zur eignen Person wieder.

5. Für die Praxis bleibt Kain eines der besten Modelle in der Bibel und Kirchengeschichte für zwei christliche Hauptgedanken, für den der Verzweiflung nach der Schuld und für den andern der Verantwortlichkeit. Die starken Anschauungen und Gefühle, die mit seiner Gestalt verknüpft sind, geben dem einen wie dem andern Gedanken im Anschluß an sein Bild darum so großen Nachdruck, weil in ihm alles so mächtig ins Typische herausgearbeitet ist. Gilt das von der Entwicklung des Sünders, wie es auch von Adam und Eva galt, so ist es zumal der Jugendunterricht, der mit Kains Gestalt einen starken Eindruck von der Furchtbarkeit der Sünde und dem Jammer und der Verzweiflung der Schuld erwecken kann. Und wenn das Bild, an dem diese Gefühle gewachsen sind, schon verblaßt ist, kann noch das Grauen in der Seele nachbleiben, was ja immer der Vorzug einer konkreten Verfahrungsweise gegenüber einer abstrakt-doktrinären ist. Eine Predigt über den Neid oder die Verzweiflung mit dieser Geschichte als Text findet man nicht oft; eine psychologisch eindringendere Predigtweise sollte sich diesen einzigartigen Stoff nicht entgehen lassen. Mit einem andern Bibelwort über Vergebung und Erlösung, wie etwa „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe", könnte die auch als Altarlesung ausgezeichnet wirkende Geschichte in ein Verhältnis der Ergänzung treten. Wie glücklich, wenn etwa das Wort über Vergebung oder Erlösung immer wieder auf die am Altar gezeichnete Gestalt zurückgreifen darf und das leichte Morgenrot der göttlichen Gnade zum vollen Sonnenscheine erheben kann! Für die seelsorgerliche Diagnose bedeutet die seelenkundliche Ausschöpfung der Geschichte auch reichen Gewinn, wenn man nur nicht vergißt, daß sie eine idealisierte und typisierte Darstellung enthält.

Ist schon immer an Festen der beiden Missionen mit Kain die Verantwortlichkeit für unsre nähern und entferntern Menschenbrüder eingeschärft worden, so muß uns die Zeit nach dem Krieg noch ganz anders die Pflicht auferlegen, allen unmaskierten Egoismus oder alle grundsätzliche, aber im Grunde nicht bessere individualistische Persönlichkeitsmoral durch jenes Gefühl zu ersetzen, das einen Stand für den andern, das auch die Kirche für das Leben in Staat

und Wirtschaft, das jeden Einzelnen für seinen Nächsten verantwortlich macht. Als ergänzendes Gegenbild empfiehlt sich hier, da man sich doch nicht gern mit Klagen und Anklagen begnügt, das Bild vom guten Hirten, der keine Mietlinge duldet, oder das Bild vom Leib und den Gliedern 1. Kor. 12.

Die Sündflut.

Kap. 6 – 8.

1. Wenn auch nicht in derselben feinen psychologischen Ausprägung, herrscht doch auch in der Geschichte von der Sündflut derselbe Geist einer sehr strengen göttlichen Gerechtigkeit, die freilich eines milden Scheines nicht ganz entbehrt. Der religionsgeschichtliche Vergleich mit andern Flutgeschichten hat uns ganz davon abgebracht, in der Tatsache selber, daß es einmal eine solche Flut gegeben hat, ein Stück der Offenbarung zu sehn; vielmehr spüren wir gerade in jenem Geist, in dem die Tatsache des natürlichen Geschehens geschildert wird, ihre Eigenart und ihre Kraft. So stark ist in dem prophetisch gerichteten Sinn der Erzähler die Macht des sittlichen Gewissens, daß sie gar nicht anders können, als eine so gewaltige Tatsache, wie jene Flut, auf das Schlimmste zurückzuführen, was sie überhaupt kennen, und das ist die Sünde und die Schuld der Menschen. Wir haben also hier wieder eine Bußpredigt in der Gestalt einer Geschichte, wie wir sie in den beiden vorigen Geschichten auch hatten und noch manchmal wieder finden werden. Es ist historisiertes Gewissensurteil voll unerbittlicher Einseitigkeit und Strenge. So treten hier drei mächtige Eindrücke zu einer Geschichte zusammen: der Gedanke von dem absolut heiligen Willen Gottes, die Entrüstung über der Menschen Bosheit und die Erinnerung an eine furchtbare Naturbegebenheit. Unsre Aufgabe ist es, die religiös-sittliche Weltanschauung herauszuheben, die als tiefster Eindruck in der Seele des Verfassers in dieser Geschichte nach Ausdruck ringt. Diese hat es, wie immer in einer jeden Weltanschauung religiöser oder philosophischer Art, mit den Menschen, Naturwelt und Gott zu tun.

2. Es ist ein bitteres und scharfes Urteil, das hier von einem sehr ernsten Gewissen aus über die Beschaffenheit der Menschheit gefällt wird: sie ist böse von Jugend auf und ihr Dichten und Trachten ist böse. Wir, die wir den Krieg miterlebt haben, mußten in eine Hölle von Bosheit und Gemeinheit hineinsehen lernen, die uns für alle Zeiten von jedem idealistischen Optimismus über die Güte der Menschennatur befreit hat, weil vor ihr all die große Hingebung und Vertiefung leider allzusehr in den Schatten trat. Grundböse und unrettbar verdorben bis auf den ernsten Teil, der hier in Noah seinen Vertreter hat, so hat sich uns auch die sog. christliche Menschheit dargestellt und das Bedürfnis nach Erlösung und Herausholung der wenigen ganz außerordentlich verstärkt. Dabei haben wir nicht zu vergessen, wie von jenem grundbösen Wesen auch in den andern mehr steckt, als sie zugeben wollen, mag es auch sein, daß vor unserm noch höhern Ideal von Menschentum das Dunkel der Sünde noch schwärzer und allgemeiner wird.

Nur können wir mit dem Erzähler nicht eine Naturtatsache wie die Flut auf diese Sünde mit solcher Sicherheit und allgemeinen Gültigkeit zurückführen. Da wir das Eigenleben der Natur genauer kennen gelernt haben,

als jene naive Zeit, so können wir in ihren furchtbaren Geschehnissen (im religiösen Glauben) höchstens eine auf Vertiefung hinzielende Stimme des Gottes erkennen, der das Reich des Gewissens mit dem der Natur in seinen Händen vereinigt. Und das ist immer eine Betrachtung, die schon diesen Glauben voraussetzt und darum nur persönlich für jeden Einzelnen gültig ist. Ganz anders aber steht es mit solchen großen Zusammenstößen und Zusammenbrüchen auf dem Gebiet der Geschichte; diese sind mit dem Leben des Gewissens nicht nur durch den Gedanken von Zweck und Absicht, sondern auch von Grund und Ursache verbunden. Kriege und Revolutionen, wie wir sie erleben, entstammen der Sünde, der ungehemmten Sünde der Völker und ihrer Regierungen. Häuft sich deren Verfehlung gegen den Geist des Guten, der die Gemeinschaften zusammenhält und den Einzelnen damit auch glücklich macht, so bricht auf einmal, wie mit Naturgewalt, der Rückschlag in allgemeinen Zusammenbrüchen herein, die mit Fug und Recht ursächlich als Strafen über die Völker und damit über viele Unschuldige, die zweckgedanklich als Versuche aufgefaßt werden müssen, die faulen Säfte auszuscheiden und die Gesellschaft von innen her zu erneuern. Damit daß man sie so auffaßt, ist freilich nicht gesagt, daß diese Wirkung immer eintritt: der Erzähler läßt Gott sehr trübe Gedanken äußern, wie erfolglos solche Heimsuchungen sind: das Menschenherz ist nun einmal böse von Jugend auf, und man muß sich damit abfinden, daß es so ist und daß solche Strafen es nur noch verstockter machen. Diese Beobachtung ist auch uns nicht erspart geblieben.

Dagegen hat wiederum die Naturwelt ihren Vorzug in den Augen des Darstellers: sie bleibt, um es in unsrer Sprache zu sagen, ganz unberührt von jenen schweren Schäden und Strafen des geschichtlichen Lebens: in den Schlußworten des Berichtes über die Bundesschließung erscheint sie in ihrer ganzen zuverläßlichen Regelmäßigkeit, die wir mit dem Begriff der Naturgesetze zum Ausdruck bringen. Gläubig angesehen ist sie hier wieder als dieselbe zuverlässige Grundlage für menschliche Arbeit aufgefaßt, als die sie in dem segnenden Wort ihres Schöpfers erschien: Es ist alles sehr gut.

Das Bild von Gott selbst ist wie auf Grund eben dieser Geschichte der Schöpfung, durch den Vergleich mit jenen andern Flutsagen, in seiner ganzen Erhabenheit und Würde herausgestellt, auch wiederum nicht ohne leisen Hinweis auf einen gleichsam stehen gebliebenen mythologischen Zug aus der Vorlage, der in der Freude an dem Geruch des Opfers enthalten ist. Dieser Zug tritt aber völlig gegen den großen schweren Ernst zurück, mit dem er die Krone seiner Schöpfung anschaut und bedauert, den Menschen geschaffen zu haben. Hier darf man nicht von alttestamentlicher Strenge reden oder sich über die Auffassung Gottes nach dem Bild eines wankelmütigen Menschen aufhalten; hier spricht das ernsteste Gewissen über das, was das Furchtbarste ist in der Welt Gottes, und das ist die Sünde und die Schuld der Menschen. Daß aber auch der Zug der Freundlichkeit nicht fehlt, der von der Geschichte des Sündenfalls an allen Ernst des göttlichen Strafurteils mildernd begleitet, dafür sorgt der schöne Schluß der Erzählung, der als Zeichen der Vergebung den Regenbogen erstrahlen läßt; ein Zug, den man ebensowenig zu entschuldigen braucht wie den Versuch, die Beschaffenheit der Schlange auf ihre Verführungskunst

zurückzuführen; wie die strafende Gerechtigkeit, so schaut der naive Erzähler auch die Barmherzigkeit und Treue Gottes naiv in die Natur hinein und sucht anschauliche und eindrucksvolle Stellen, um Gedanken mit ihnen klar zu machen und für immer mit stets vor Augen stehenden Bildern verbunden zu halten.

3. Gegenüber diesen Gedanken tritt die Gestalt Noahs zurück, da er nur sehr schematisch gekennzeichnet ist. Arche und Tiere machen die ganze Geschichte zu einer Lieblingserzählung für alle Kinder, nicht ohne daß etwas von ihrem Ernste mit in die Seele schlüpfen kann, die auch durch diese Geschichte aus „einer uns ganz fernen Kultur" einen viel eindringlichern und kindlichern Unterricht in den Grundlagen aller Sittlichkeit empfängt als mit dem besten Moralunterricht. Höhern Schülern macht immer der gemeinsame Versuch große kritische Freude, an den Wiederholungen und Abweichungen selbständig die ersten Untersuchungen der biblischen Quellen vorzunehmen. An Einzeltexten ist kaum viel zu gewinnen, wenn man nicht mit dem sinnbildfrohen Geist des Origenes die Arche auf die Kirche oder andres auf irgendwelche andre religiösen Wahrheiten und Geschehnisse ausdeuten will, eine Kunst, die wir in unsrer Auslegung nicht zu berücksichtigen oder gar zu pflegen haben. Auf dem Boden der Erzählung kann man bleiben, wenn man in der oben angedeuteten Weise das Wort über die Erde als ein Zeugnis der Treue Gottes oder als eine Bürgschaft für die Arbeit unsrer Kultur und als religiösen Ausdruck für die Tatsache der Naturgesetze darbietet. Fein und tief ist es, wenn in den Reden, die 1916 auf der Versammlung der Christl. Studenten-Konferenz in Wernigerode gehalten wurden, das Wort vom Bogen in den Wolken so ausgelegt wird: Die Wolken sehe ich wohl, aber auch den Bogen, für schwere Zeiten im persönlichen und allgemeinen Lehrerberuf ein eindrucksvolles Losungswort.

Noah und seine Söhne.

9, 18–28.

1. Auch diese peinliche Familiengeschichte enthält wie die von Kain und Abel einen geschichtlich eingekleideten Schlag wider einen benachbarten Stamm, dem hier der Preis des eignen gegenübersteht, mag beides auch naiv auf Kosten des Stammvaters Noah geschehen, der nicht gerade als ein vor Gott gerechter Mann, wenigstens in unsern strengern Augen, erscheint. Auch hier holen wir natürlich nur die nebenbei abfallenden seelischen und sittlichen wertvollen Stücke heraus, die in einen ganz besondren Lebensumkreis hineinführen.

Noah entblößt sich im Rausch. Es ist den meisten Theologen noch lange nicht aufgegangen, wie der Rausch das ganze Werk der sittlichen Erziehung und Selbsterziehung zur Persönlichkeit vernichtet. Besteht diese darin, daß man sich selber straff in der Hand hat und daß alle Hemmungen der Lüste und Leidenschaften ganz von selber arbeiten, so werden von dem Rausch diese Dämme eingerissen und die ganze Selbstherrlichkeit des Menschen wird von Anarchie bedroht. Das äußert sich schon körperlich darin, daß die Glieder und ihre einzelnen Verrichtungen allein ihren Weg gehn, ohne von dem Mittelpunkt ihre Leitung zu empfangen. Es geht dazu weiter, daß die Scham, jener erste Aufstieg von der Natur zur Kultur, vom Menschen zum Tier, zurücktritt und ihre hemmende Bedeutung verliert. Dazu aber tritt noch oft eine Entblößung viel schlimmerer

Art: die Zunge, ihrer Bande ledig, verrät, was den gewöhnlichen oder auch was den sonst schamhaft verhüllten heiligsten Bestandteil der Seele bildet, Gedanken, die den Menschen meist noch weit unter das Tier stellen müssen. Damit wird der Trunkene unter die Linie der Persönlichkeit hinabgeworfen und verliert seine Würde, die das gar nicht nachzuahmende oder ersetzbare Ergebnis einer sittlichen Selbsterziehung ist. Mit der Würde aber verliert er auch die Autorität und die Achtung der andern, wozu sich bei einem ernstern Menschen noch der Verlust der Selbstachtung gesellt.

Wie man an Ham sieht, wirkt solche Einbuße an väterlicher Autorität übel auf Kinder und andre Leute ein, die Achtung vor dem Vater oder dem Herrn haben sollen. Wer eine solche Respektsperson einmal unter der Gewalt des Rauschtrankes gesehen hat, vergißt es nie wieder, und für immer hat die Autorität einen Schlag bekommen. Bald ist es in edlern Seelen die Trauer, ein haltendes und bewahrendes Bild verloren zu haben, bald ist es die dämonische Freude, auch an dem sonst so strengen und hoheitsvollen Wesen eine allzumenschliche Stunde oder gar eine solche Seite entdeckt zu haben, die einmal dazu dienen kann, im Kampf mit ihrer anmaßenden Autorität der Kritik und der Rache eine Waffe zu bieten.

2. Prachtvoll ist die feine und taktvolle Art, wie die andern Söhne ihres Vaters Sünde und ihres Bruders Schamlosigkeit wettzumachen suchen; am schönsten ist dabei der kleine Zug, daß sie ihres Vaters Blöße nicht nur für andre, sondern auch für sich selber unsichtbar machen wollen, um sein Bild in ihrer Seele zu retten.

Die ganze Geschichte eignet sich natürlich nicht zum Gebrauch im Gottesdienst, wohl aber zu dem im Unterricht und besonders in der freien Rede über die Gefahr des Rausches und über die Bedeutung der Pietät. Wenn die Autorität gewarnt werden muß, sich durch Rausch und andre menschliche Schwächen zu entblößen und zu gefährden, so muß die Pietät sich bitten lassen, mit den Schwächen der Träger der Autorität Geduld zu haben und, aller Freude am Bösen und an der Kritik zum Trotz, das ideale Bild fest im Auge zu behalten, das jene für gewöhnlich der ehrfurchtsvollen Liebe bietet. Man kann dabei auf den tiefsten Sinn der Erzählung selber eingehen, wenn man solche Pietät als eine Macht erscheinen läßt, die Volk und Staat bewahrt, während boshafte Freude am Gemeinen, verbunden mit Mangel an ihr, die Grundsäulen derselben untergräbt.

Der Turm von Babel.

11, 1–9.

1. Noch einmal erschallt das traurige Leitmotiv der Urgeschichte, dumpf und schwer und ohne den sonstigen versöhnenden und mildernden Ausklang. Es ist der schwermütige Ton, der in der Geschichte vom Paradies erklungen war, das Lied vom Streben des Menschen über sich empor zu den Gefilden der Gottheit, die sich ihm aber hart und streng mit der dira necessitas ewiger Schranken entgegenstellt. Das macht das Ergreifende dieser Geschichten aus, daß sie zwei urgewaltige Mächte im Ringen mit einander zeigen, den dämonischen Urtrieb des Menschen nach einem Leben über seinem gegenwärtigen

Leben, und die Macht, die ehern hinter den Dingen der Welt steht und sich diesem Streben widersetzt. Diese tragische Grunderfahrung nicht nur der Antike, sondern alles Menschentums überhaupt bringt die vorliegende Geschichte gleich in zwei verwandten und miteinander verbundenen Fassungen, die ihre äußere Einheit in dem Orte Babel haben.

Die sog. Turmbaugeschichte knüpft an ein uraltes Gemäuer an, das hoch in die Lüfte ragt, von Efeu und von Sagen umwoben, als ein düsteres Zeichen der Vergänglichkeit alles Menschenwerkes. Auf die sinnende Frage nach dem Wann und dem Warum wußte die Sage zu antworten, daß einmal die Menschen versucht haben, den Himmel zu stürmen, um der Gottheit gleich oder gar ihre Herrn zu werden. Da aber sei Gott, der sich in seiner Erhabenheit bedroht gefühlt habe, hernieder gefahren und habe den Turm zerstört. — Im Anschluß an diese Fassung kann man von jenem Drang in uns Menschen reden, über uns selbst hinauszukommen, um den Zustand zu überwinden, in dem wir abhängig bleiben von der Gewalt der Gottheit. Andere antiken Sagen klingen herein, von den Titanen, die den Himmel stürmen, von Prometheus, der das Feuer stahl, von Dädalus, der fliegen wollte, von Tantalus, der es nicht vertrug, in der Gesellschaft der Götter zu sein. Immer dasselbe uralte Lied: die Menschen zwingt ein Urtrieb über sich hinaus in die göttergleiche Freiheit, erhaben zu sein über die Bedingungen des Lebens in der Welt, in die Herrschaft über das Leben und über den Tod, in die Seligkeit eines ewigen Herrenlebens hinein. Sie wollen werden wie die mächtigen und seligen Götter und dulden nicht die Schranken, die ihnen gezogen sind. Wir nennen es Kultur oder genauer Zivilisation, mit all ihren Zweigen, mit Wissenschaft und mit Technik zumal, auf die hier diese Erzählung hinweist, während die Wissenschaft mehr in der andern gefunden werden kann, wo der Baum der Erkenntnis im Garten steht. Aber die Gottheit ist gleichsam neidisch und eifersüchtig; sie läßt sich bloß mit unsagbaren Opfern einiges abringen von dem, was ihr Vorrecht bildet, und andres wie die Herrschaft über die Welt und das ewige Leben, gibt sie überhaupt nicht dem an die Erde und die Vergänglichkeit gebannten Geschlechte preis.

Die andre Fassung, die die Stadt Babel in den Mittelpunkt rückt, knüpft die Verwirrung der Menschheit durch die der Sprache an dasselbe Streben der Menschenbrust an. Gott hat sie gleichsam geteilt, um über sie zu herrschen. Was brächte sie fertig, wenn sie einig geblieben wäre: der Himmel wäre nicht zu hoch und Gott nicht zu stark. So aber hat Gott sie getrennt und dadurch in den Schranken der Erde festgebannt. Wir haben im Krieg die Wahrheit dieser Sage aufs tiefste auskosten müssen. Wir waren daran, die Stadt der Kultur zu bauen mit den vereinten Kräften der Menschheit, die Stadt, die die Herrschaft über die Erde und zumal über viel Krankheit und Schaden in sich schloß. Trotz aller Schatten, die diese Kultur an sich trug, sehen wir an ihr so viel Licht in der düstern Stimmung der Gegenwart. Wie viel Verkehr war zwischen denVölkern hin und her, wie viel gegenseitige Förderung, wie viel Verträge, wie viel Verständnis und Gemeinsamkeit! Es entzieht sich noch unserm Urteil, ob diese Stadt der Zivilisation dem Himmel oder der Hölle zu nahe war, um nicht dauernd so bestehen zu können. Jedenfalls bedeutet dieser Krieg die

Entdeckung, daß die Stadt zerstört und die gemeinsame Sprache verloren ist. Die Völker verstehen sich gar nicht mehr; zwar gebrauchen sie dieselben Wörter, aber sie reden an einander vorbei. Sie haben dieselbe Ausdrucksweise, aber mit ganz andern Begriffen. Sie richten sich gegenseitig und schieben sich die Schuld an allem zu und zwar mit denselben oder mit dem Sinn nach verwandten Wörtern. Babel war ein Traum, die Ruinen sind Wirklichkeit. Wir sind auf dem Weg zur Einheit des Menschengeschlechtes weit, weit zurückgeworfen, denn des Hasses ist so überaus viel, daß er, wie wir fürchten, in Jahrzehnten nicht vergeht; wenn es nicht Gott gefällt, gerade durch die Verwirrung des Krieges zur Einheit hindurchzudringen. Aber jetzt sehen wir noch nicht, wie die Schranken überwunden werden sollen, die uns so furchtbar daran erinnern, daß wir an die Erde gebunden und nicht zur Herrschaft über sie geeignet sind.

2. Für alle schwärmerische Kulturseligkeit und Menschheitsverbrüderung bleibt dieser traurige und wirklichkeitstreue Bericht eine ernste Mahnung zur Nüchternheit und Bescheidung. Aber dennoch darf er nicht das letzte Wort bleiben. Das Ja muß über das Nein, das Neue Testament muß über das Alte das Übergewicht bekommen. Und im N. T. finden sich auch zwei Gedanken, die sich als weiter führende Linien verwenden lassen. Einmal bietet es eine Hilfe für die Menschen, als einzelne über sich selber hinaus zu kommen. Unser Übermenschentum aber heißt christliche Persönlichkeit oder Mensch Gottes und der Ewigkeit. Darin liegt eine, wenn auch ganz anders geartete Herrschaft über die Welt und all ihr Gut und Übel, die Herrschaft, die in der Freiheit des Geistes begründet ist, wie sie den Kindern Gottes zu teil wird. So ist das letzte Wort nicht schwerer Verzicht, sondern frohe Hoffnung, wenn auch auf einer ganz andern Grundlage und in einer andern, der geistigen Welt. Aus diesem Verhältnis ergibt sich, wie trefflich wir die Erzählung vom Turmbau als Voraussetzung für jegliches Wort verwenden können, das von dem Aufstieg des Menschen oder von seiner Himmelfahrt in der Nachfolge Jesu handelt. Der Gott, den uns Jesus verkündigt, stellt diesem Aufstieg nichts entgegen, sondern er will ihn uns möglich machen. Er will nicht nur die Gemeinschaft mit ihm nicht verhindern, sondern mit aller Liebe und Treue herbeiführen. So findet jedes Wort über die Vollkommenheit oder unser Lebensziel in Gott seine Vorbereitung in dieser Sage. Ob man über Matth. 5 oder über 1. Joh. 3,1—3 spricht oder über Phil. 2,1—10 — immer macht sich der traurige Verzicht auf äußere Gleichheit mit der Gottheit gut als Vorbereitung für die Empfehlung der innern.

Zeigt die andre Fassung, wie auch die Gemeinschaft unter den Menschen selbst zerrissen ist, so bietet das N. T. auch hier bekannte Gedanken, die auf ihre Wiederherstellung und Vollendung in frohen Tönen der Hoffnung hinweisen. Kommt Gott dem Trieb nach aufwärts entgegen, indem er seinen Geist gibt, der uns über uns selbst erhebt, und uns seinen Himmel öffnet, in dem das unruhige Streben der Menschenseele Ruhe finden kann, so unterdrückt er durch denselben Geist den bösen Trieb, der uns Menschen auseinander zwingt und widereinander führt, und verbindet durch gemeinsame religiöse, kulturelle und soziale Ideale immer mehr einzelne in den verschiedenen Völkern unter einander, die mit denselben Wörtern dieselben oder wenigstens ähnliche Be-

griffe verbinden. Freilich braucht damit das alte Verhältnis, wie es die Sage malt, nicht mehr hergestellt zu werden, weil die Einheit nicht mehr möglich ist. Aber es ist die Einheit nicht, dann ist es die Einheitlichkeit, die verschiedene Völker mit einander verbindet, die jedes für sich ihrem eignen Ideal zustreben, wie es ihnen gemäß ihrer Natur und geschichtlichen Entwicklung als ihr leitendes Gesetz zugefallen ist. Die einheitlich geordnete Völkerwelt, die den Leib der Menschheit aus eigenartigen Gliedern bildet, das dürfte nun nach dem Krieg ein Ton sein, den wir nach all dem bösen Haß nicht oft genug anschlagen können. Dazu eignet sich Pfingsten zumal, das in dem Gegenbild zu unsrer Sage die einzelnen Völker aufweist, wie sie gleichermaßen die Sprache des Geistes Gottes verstehn. Sicher dürfen wir über der nötigen Pflege, die unser Volkstum von unsrer Kirche erwarten muß, nicht diesen Ton vergessen, der uns über die böse Trennung auf biblischen Gedankenwegen zu einer Verbindung der Völker unter einem Hirten führt, wie sie als goldenes Zeitalter den Anfang und das Ende der Weltentwicklung kennzeichnet. Damit wird es freilich gehen, wie es immer geht: Der Idee muß die Not die Bresche schlagen. Wer nicht allzu düsteren Auges in die Gegenwart schaut, gewahrt, wie sie es ist, die, allen Völkern gemeinsam, alle zuerst widerwillig zusammenbringt. Vielleicht gelingt es der List der Idee, die harten Köpfe zu einander zu zwingen; es wäre nicht das erste Mal, daß der Schwärmerei der Ideologen die Wirklichkeit mit ihrer Not zu ihrer Gestaltung geholfen hätte. Wer an das Werden dieser Idee glaubt, wer in ihr ahnt, was Gott mit uns will, der tut das Seinige, um ganz langsam die Gemüter zu bereiten, daß sie wieder die Sprache der Menschheit im Verkehr mit andern Völkern vernehmen und erschallen lassen.

Reich Gottes und Menschheit.

Man kann es bedeutsam finden, daß diese Erzählungen, obwohl zum Teil erst später entstanden, am Anfang des Alten Testamentes und damit an der Spitze der Bibel stehen. Ziel und Sinn der ganzen israelitischen Religionsgeschichte leuchtet darin auf, das Asien-Erlebnis, der Sinn für das Allgemeine und Unendliche, ringt sich zu einem nationalen Ausdruck empor, der Fluß israelitischen Empfindens und Denkens treibt seine Wellen dem Strom menschheitlicher Frömmigkeit zu. Zwiefach kann man diesen Sagen und Mythen einen universalen Charakter zusprechen. — Sie legen in der Gestalt von geschichtlichen Erzählungen die Grundlagen menschlichen Lebens und des Kosmos bloß. Gott und die Welt, Gott und der Mensch, der Mensch und die Natur, der Mensch und die Kultur, Arbeit und Ruhen, der Mensch und die Tiere, Mann und Weib — diese ewigen Fundamente alles Seins erscheinen, wie sie der fromme Glaube schaut. Und daneben tun sich vor seinem ernsten Blick auch die Störungen auf, die die Sünde in die Welt hineingebracht hat; die Sünde erscheint schon in ihrem ganzen Verlauf: von ihrem Erwachen aus animalischen Tiefen an bis zu ihrer dämonischen Verführungskunst und ihrer Auflehnung gegen Gott, und von da an wieder bis zu der Lüge als ihrem Feigenblatt und bis zur Scham und Verzweiflung als ihren innern Strafen, denen als äußere der Verlust des ursprünglichen Glückes im Paradiese Gottes und tausend irdische Mühsale gegenüberstehn. Und damit hängt auch die tragische Stellung des Men-

schen in der Welt zusammen: nie vom Augenblick befriedigt, strebt er nach den Höhen Gottes empor, um an den ehernen Schranken der Ewigkeit ohnmächtig zurückzuprallen. Wo sind je tiefere Blicke in das Geheimnis von Leben und Welt getan worden?

Darum hat sich auch immer jeder tiefere Geist, wohin auch immer der Gang der Entwicklung diese Urklänge gebracht hat, in ihnen wieder gefunden und die Stimme der Wahrheit zu vernehmen geglaubt. Mit dem Christentum sind sie auf der Straße der Mission in die Welt gezogen und werden mit ihm verbunden bleiben, wo nur immer das Unservater gebetet wird und die Seligpreisungen der Bergpredigt erschallen. Denn sie stellen teils den Rahmen dar, in den das Evangelium geschichtlich und systematisch gehört, teils den dunklen Untergrund, den sein helles Licht voraussetzt.

Aber es ist alles, Evangelium und dieser sein Rahmen und Hintergrund, aus dem Genius eines Volkes hervorgegangen. Israel hat mit seinem nationalen Erbteil die Welt reich gemacht und ihr den Tribut seines besten Geisteslebens gezahlt, wie es Griechenland und Rom und andre weltbedeutende Völker getan haben. Das Wesen jenes seines Genius ist nichts anderes als der personalistisch gerichtete religiös-sittliche Sinn, wie er auf Grund einer Uranlage vor allem durch die Propheten zum Ausdruck und zur Macht gekommen ist. Aus ihm heraus werden jene Weltverhältnisse angeschaut: Das ist die Idee, die der Schöpfer als Urtriebskraft in dieses Volk hineingelegt hat. Hier ist die Offenbarung Gottes zu finden; sie liegt im Blick auf die Dinge, aber nicht in dem stofflichen Inhalt der Erzählungen, in denen sie Gestalt gewinnt. Denn diesen teilt sie mit ältern Kulturen. Ihr Eigenes aber ist das Sieb, mit dem sie alles wesensfremde Gut ausgeschieden, und die Hand, mit der sie das andere geformt hat.

Das ist die letzte Absicht, die wir verfolgen, wenn wir nun dazu übergehn, die Geschichte dieses Volkes unter unsern Gesichtspunkten zu behandeln: es soll herausgestellt werden, soweit das möglich ist, unter welchen Einflüssen persönlicher und geschichtlicher Art jenes kostbare Erbteil des Volkes sich gebildet, geklärt und vollendet hat, um schließlich dem großen menschheitlichen Gesamtgut zuzufließen.

Es ist wiederum bedeutsam, daß der eigentlichen Geschichte des Volkes, wenn auch ebenfalls später als manche nachfolgenden Berichte zusammengestellt und geformt, die Geschichte einer Familie vorausgeht, aus der das Volk hervorgewachsen sei. Dient sie auch dazu, teils seine Ideale, teils seine Ansprüche auf den Besitz seines Landes und auf die Herrschaft über die Welt zum Ausdruck zu bringen, so fallen doch viele Gesichtspunkte allgemeiner Art ab, die uns das Wesen der Familie und der Aufgaben in ihr im Zusammenhang mit allgemein menschlichen und nationalen Dingen beleuchten helfen. Wenn auch hier alles nicht anders als israelitisch und antik gesehen ist, so erinnern wir uns daran, daß es sich für uns nicht um immer gültige Ideale, sondern um leicht erreichbare und verständliche Modelle handelt, die der religiös-sittlichen Urteilsbildung immer noch fruchtbringend dienstbar gemacht werden können.

Familie.

Die Patriarchen.

1. Wieder besinnen wir uns auf den letzten geschichtlichen Punkt, der uns wirklich erreichbar ist, wenn wir auf Grund der Historie Anleitung zu praktischer Auslegung in der Gegenwart geben wollen. Das ist aber weder der naiv gefaßte Wortlaut und Sinn der Erzählung, wie sie jetzt vor uns liegt, noch etwa das, was von wirklich geschehener Geschichte dahinter ist, sondern die Absicht des Erzählers, soweit sie sich von uns erkennen läßt. Unsre Frage hat also zu lauten: Weswegen sind all diese Geschichten erzählt worden? Und daraufhin: Gilt für uns noch der Sinn dieses Erzählers? Denn das Was der Erzählung steht viel zu weit von uns fern, sowohl zeitlich wie inhaltlich; aber ihr Weshalb steht uns darum näher, weil es selber im Dienst einer ähnlichen Absicht zum Ausdruck gebracht wurde, wie wir sie verfolgen, nämlich einer praktisch gerichteten Erbauung. Wir wissen, daß die eigentliche geschichtliche Auffassung einer solchen Erzählung nach dem praktischen, also erbaulichen Sinn zu fragen hat, den ihr Urheber hineinlegen wollte; dann ist unser wissenschaftliches Gewissen aufs beste gewahrt, indem wir diese Absicht in unsere gegenwärtige Lage hineinstellen und fragen, wie weit sie noch für uns maßgebend sein kann.

Es ist ein alter Brauch, die Patriarchen, zumal Abraham als Träger des gehorsamen Glaubens anzusehn und als Vorbild für unsern Glaubensgehorsam hinzustellen. So ist gleichsam ein zweites Bild von Abraham entstanden, das über dem des wirklich einstmals vorhandenen schwebt, ein Bild, an dem alle Zeiten mitgearbeitet und in das sie etwas von ihrem Besten hineingelegt haben. Von dem ersten Erzähler, der für uns in der Bibel erreichbar ist, an bis zu Paulus und der üblichen Behandlung in Predigt und Unterricht, geht diese Überlieferung, die das Ideal des Glaubens in Abraham und das des geprüften und bewährten Dulders und Kämpfers in Jakob und Josef zu sehen gewöhnt ist. Dieses Bild Abrahams ist auch Geschichte geworden; darum dürfen wir an ihm aus geschichtlichen Gründen und um der Kraft des sichtbaren Vorbildes willen nicht vorüber gehn. Der aus Babylonien stammende Beduinenscheich Abraham, wenn er und wie weit er geschichtlich ist, geht uns gar nichts an, sondern nur das Gewand, in dem ihn die fromme Sage erscheinen läßt. Wir könnten diesen als „Abraham" von jenem Abraham unterscheiden, in dem Sinn, daß wir in dem ersten das Bild sehen, das dem Erzähler und denen, die auf seinen Spuren gehen, immer vor Augen schwebt. Natürlich werden wir auch an diesem Bild unser Urteil ausüben; denn manches, was der Absicht und dem Maßstab zumal des erstern entspricht, ist für uns durch die prophetische und besonders die christliche Entwicklung überwunden; daß gerade da besonders wertvolle, wenn auch nicht immer leicht zu übertragende praktische Erkenntnisse zu gewinnen sind, versteht sich von selbst. In der Hauptsache aber wird es unser Anliegen sein, darauf zu achten, wie etwa wieder die Gestalt Abrahams vom Glauben aus zu verstehen ist: so haben Menschen ihren Gott erlebt, daß sie unbedingt auf ihn vertrauen lernten; diese Erfahrungen

haben sie in einer Gestalt gesammelt und sie geschichtlich untergebracht, und zwar in einer Zeit, in der es, wie sie glaubten, noch wirkliche ideale Personen gab. Der Glaube hat das Bedürfnis nach andern, die schon vor ihm geglaubt haben und ihm darum Autorität sind. Das gilt freilich bloß von der praktisch und gläubig gehaltenen Auffassung selbst, nicht von dem theologischen Nachdenken über die Gründe des Glaubens: sie lebt von altem Glauben, einerlei ob und wann es die gläubigen Gestalten wirklich und geschichtlich gegeben hat. So wird Abraham zum Träger und Darstellungsmittel des Glaubens, „Abraham", wie er selber dem Glauben entstammt und dem Glauben erscheint. All diese Dinge werden sehr einfach für den, der überhaupt dahin vorgeschritten ist, zu verstehen, daß Glaube Gott sehen und auf Gott bauen heißt. Mit dem Auge des Vertrauens froh und sicher all seine Dinge mit Gott in Verbindung bringen, darauf kommt es allein an. Dieses tief erfaßt und verbreitet zu haben, ist nun einmal der Vorzug der spätern israelitischen Religion, der sich geschichtlich an das Bild von „Abraham" knüpft.

2. Neben diese älteren auf das Einzelwesen achtende Art, die Geschichten zu behandeln, tritt für uns noch eine zweite, die wir der neuern religionsgeschichtlichen Auffassung verdanken, hinzu. Wir wissen, daß in der Gestalt der Patriarchen nicht nur israelitische Ideale für das fromme Leben des einzelnen, sondern zugleich noch völkische Gedanken verwirklicht sind. Sie sind Gestalten, in denen sich nationale Erinnerungen, Ansprüche und Hoffnungen einen sinnlich greifbaren Ausdruck geschaffen haben. Man muß darum ihre Geschichte mit völkisch und volksgeschichtlich eingestellten Augen lesen. Dieser Gesichtspunkt wiegt in manchen Erzählungen so stark vor, daß sie überhaupt nur so ihren Sinn empfangen, während er in andern wieder ziemlich gegen den ersten, den einzelmenschlichen, zurücktritt. Es ist ohne weiteres klar, wie gerade dieser zweite uns gegenwärtig vom größten Werte sein muß. Ringen wir doch um Antwort auf die großen Fragen, die uns der Krieg so nahe gelegt hat: wie steht es mit Volkstum und Religion, wie verträgt sich Weltüberwindung im christlichen Sinn mit dem Anspruch auf die Behauptung von Recht und Macht, wie er von einem Volkstum nicht zu trennen ist? Für solche Fragen soll uns die Behandlung auch dieser Geschichten behilflich sein. Wenn uns dieser Gesichtspunkt durch die ganze Behandlung der Geschichte des israelitischen Volkes begleiten wird, so werden wir ihn in der Patriarchengeschichte um so erfolgreicher anwenden, weil in ihr als einer Sammlung von Sagen die nationale Absicht der Erzähler reiner Gestalt gewinnen konnte, als wo immerhin mit geschichtlichem Stoffe zu rechnen ist. Der aus biblischem Geist stammende Geist, in dem diese Dinge in der Patriarchengeschichte behandelt werden, gibt uns die Gewähr, daß es sich lohnt, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Wir können, wie das schon in der Einleitung zum ganzen Werk, Bd. I S. 23, gesagt ist, darauf vertrauen, daß wir im ganzen Antworten erhalten, die zu jenem biblischen Gesamtgeist passen; eben aus ihm heraus werden wir natürlich auch manche abzulehnen haben, die zu dem des N. T. nicht im Verhältnis der Ergänzung, sondern des Gegensatzes und des Widerspruchs stehn.

Das wird immer der Fall sein, wo sich der Sinn einer Erzählung noch ganz auf vorprophetischem und widerprophetischem Boden bewegt, wo sich also

polytheistischer und naiv chauvinistischer Geist geltend macht. Aber wo das nicht der Fall ist, werden wir den Sinn dieser Erzählungen mit allem Nachdruck geltend machen, wenn dem nationalen Bewußtsein aus religiösen und sittlich humanen Gründen das Recht innerhalb der Religion verweigert werden soll, das ihm in dem biblisch reformatorischen Denken gebührt. Ist chauvinistisch nicht religiös, dann ist es übernational noch lange nicht. Wir können es als einen sinnvollen Zusammenhang für unsre Deutung, wenn auch nicht als beabsichtigten Sinn auffassen, wenn auf den an Zusammenbrüchen so reichen menschheitlichen Anfang der Genesis die Geschichte eines Mannes und eines Volkes einsetzt, die ganz und gar von dem freudigen Gefühl getragen wird, daß hier ein wirklicher Wert, gerade auch für den Frommen gegeben ist. Es ist, als wenn der Erzähler sagen wollte: Adam hat die ganze Entwicklung auf eine üble Bahn gebracht; nun kommt Abraham und bringt sie auf den rechten Weg. Auf jenes traurige Nein in all den schwermütigen Erzählungen folgt nun ein frohes anspannendes Ja. Wenn die Menschheit als Ziel versagt, das Volk gibt Aufgaben und Freuden genug. So kann man es deuten, daß auf den Zerfall der Menschheit in der Geschichte vom Turmbau der Beginn eines Volkes folgt: der Weg zur Menschheit geht nicht über die einzelnen Völker hinweg und hinaus, sondern durch das Nationale gerade hindurch. Nicht die Einheitlichkeit des Gleichen, sondern die Einheit des Verschiedenen gilt auch hier als die höchste Norm. Wie der einzelne nur in seiner Gruppe etwas gilt, so ist diese Gruppe auch wieder maßgebend für alle Religion und Kultur; und die Menschheit soll sich zusammensetzen aus durchgebildeten eigentümlichen Kulturen und Religionen. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß auf den einzelnen Gebieten verschiedene Völker die Führung haben. Diese ist auf religiösem Gebiet ebenso geschichtlich dem jüdischen Volke zugefallen, wie auf künstlerischem den Griechen. Und zwar sammelt sich die Kraft, mit der es für seine Religion zu werben und Einfluß zu gewinnen wußte, hauptsächlich um jenen Begriff des Glaubens und Vertrauens.

3. Auch von dieser Seite her wie von jener persönlich religiösen wird uns die Patriarchengeschichte manchen Ertrag abwerfen, wenn es uns darauf ankommt, unser eignes und unsres Volkes völkisches Selbstgefühl zu stärken oder zu reinigen. Denn die großen Fragen der Menschheit und der Religion haben über die Zeiten hin viel Verwandtes mit einander, und das fremdartige Äußere verbirgt nur eben, daß es auch Menschenherzen sind, die unter jener Hülle schlagen. Wenn wir in unsrer Weise der praktischen Auslegung aus dem Damals und dem Dort in das Jetzt und in das Hier „übersetzen", so wollen wir von jenem fremdartigen Äußern so viel belassen, wie es irgend geht. Denn es ist nicht wahr, daß wir alles in unsre Heimat versetzt haben wollen, sondern gerade das Fremdartige zieht uns an; und es ist nicht wahr, daß Abraham mit dem Schnellzug oder gar dem Auto nach Hebron fahren muß, selbst für Großstadtkinder nicht. Denn das Fremdartige zieht ebenso an, wie es auch abstoßen kann. Und wenn die Religion etwas nicht alltägliches, sondern ein besondrer Schmuck und besondrer Schatz des Lebens sein soll, dann ist es besser, wenn sie in dem Gewand des Fernen erscheint, das ja zugleich zu dem des Hohen und Ehrwürdigen werden kann. Dabei ist von dem ästhe-

tischen und gemütlichen Gewinn noch gar nicht geredet, den es für ein abgehetztes und kulturüberdrüssiges Volk des Fernsprechers und der Straßenbahnen haben muß, in jene von Goethe so gepriesene morgenländische Welt der Patriarchengeschichte mit ihren Oasen und Palmen und rauschenden Quellen und vor allem mit ihrem Behagen und ihrem großen Überfluß an Zeit zur Erquickung der Seelen einzukehren. „Flüchte du im reinen Osten — Patriarchenluft zu kosten!" Man gönne uns doch den Genuß, den uns im Gegensatz zu unserm Lärm jene uns sicher mannigfach überlegene Welt mit ihren Zelten und Kamelen, ihren Hirten und Heerden, ihrer Pracht und ihrer Ruhe gewährt. Nur ja sie nicht in die moderne Zeit und in den Westen versetzen, auch vor Kindern nicht! Auch die Arche Noah ist kein Zoologischer Garten, sondern eben die Arche. So gebe man der Phantasie und der ganzen Seele Raum, auszuruhen in dem Fremden und Seltsamen, das wirklich einer Religion der Ehrfurcht besser ansteht als das modische Straßenkleid. Und endlich sind diese Patriarchen keine Juden, wenigstens so wie sie uns Luther gedolmetscht hat, sondern echte deutsche Bauern, die wie kleine Könige mit ihrem Anhang auf ihrem Hofe hausen mit ihren Äckern und ihrem Vieh. Und solche Gestalten sind jedem großen und kleinen Stadtkinde heute sehr anziehend und auch leicht verständlich zu machen. Dazu siehe den Aufsatz von Lehrer Philippi in den Monatsblättern für ev. Religionsunterricht 1912, S. 241.

Abrahams Berufung und Zug nach Kanaan.

12, 1–8.

1. Dem volksgeschichtlich eingestellten Sinn klingt hier das hohe Lied von dem Recht, der Herrlichkeit und der Hoffnung des eignen Volkes entgegen. Man kann Israel um diese Gestalt beneiden, in der es sein höchstes völkisches Ideal zusammenfaßt; wir haben dergleichen nicht, weil Teut und auch Arminius zu nebelhaft sind. Erst was wir von spätern Helden, etwa im Nibelungenlied, besitzen, kann uns etwa diesen Dienst tun, uns zu zeigen, was wir sind, auf daß wir es werden. Unser völkisches Sonderideal steht auch noch in andern großen Nationalhelden vor uns, in denen wir uns mit der uralten Sehnsucht nach der Wirklichkeit des Ideals, ein stilisiertes Selbstporträt unsrer deutschen Art geschaffen haben, das immer, zumal an Festen, nicht nur zur Masse stärker spricht als alles andre. Was unsres Volkes „Wille", was vor Gott seine Idee, was Gottes Wille mit ihm ist, das immer deutlicher erkennen zu lehren, daran muß dem Glauben, der in der Wirklichkeit fußen will, nicht weniger gelegen sein als dem Sinn für das Volk selber, der nicht ruht, bis er im Metaphysischen, also in dem Ewigen, verankert ist. Ohne aus allzu gewissenhafter Selbstprüfung vor jedem andern selbstbewußtern Volke zu erröten, sollen wir, trotz allen Schäden und Mängeln, die festzustellen immer einer unsrer Vorzüge war, fest auf dem Glauben an uns bestehn: wir sind, wenn auch nicht das Volk Gottes, so doch auch eines seiner Völker, und nicht das schlechteste — trotz allem. Nur daß wir uns nicht, aus Scheu vor dem Nur-Glauben der besondern Erwählung, von den andern in die Ecke drücken lassen, vielmehr im tiefen frohen Glauben an Gott und uns selber einer ganzen Welt auch weiter, wenn es sein muß, so trotzig entgegentreten wie im großen

Völkerkrieg. Viel Feind, viel Ehr. Und wie sich Israel in dieser Geschichte auf sein Recht von Gottes Gnade her besonnen hat, das es auf das Land zwischen Dan und Beersheba hatte, so ist unsre Gewißheit fest im Glauben an desselben Gottes Führung verankert: das Land zwischen Maas und Memel gehört uns, und wir wollen ein großes Volk werden. Und wer uns jenes Land läßt und diese Zukunft, den segne Gott, und wer es nicht tut, den strafe er, den soll der Teufel holen! — So im naiven oder geschichtlich nach unsrer Weise wiederhergestellten Glauben an uns selbst, dem tiefen Trieb nach Selbsterhaltung und Aufstieg der Nation, mit festen Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehn oder vielmehr im Willen Gottes wurzeln, müssen manche zaghafte Fromme und Gebildete immer noch lernen, weil sie gemäß alter deutscher Unart gewissenhaft jedem andern, nur nicht sich selber, alles Recht und allen Raum an der Sonne gönnen, nur nicht uns selber. Daß uns die große vaterländische Geschichte darin stärken kann, die uns unsre Helden und unsre Taten und damit unser Recht und unsre Größe zeigt, versteht sich von selbst. Aus lauter Angst vor Hohenzollernlegenden ungerecht gegen uns selber zu werden, bringen doch nur wir Deutsche fertig. Sichert sich so unser Vaterlandssinn sein religiöses Recht und unser Glaube sein nationales, weil Gott nicht nur im sittlichen Soll, sondern auch im starken Naturtrieb eines Stammes und im erfolgreichen Geschehen in der Welt der Völker spricht, so gehen wir auch noch einen Schritt weiter: statt bloß dankbar das, was uns auf jenem Gebiet des Volkslebens geschehen ist, auf Gott zurückzuführen, wagen wir auch, was noch fehlt, von Gott zu erbitten und in seinem Namen zu fordern. Ein Volk braucht Land, und ein wie das jüdische und das deutsche Volk fruchtbares Volk braucht viel Land. Wie wir den Osten kolonisiert haben, so müssen wir, wo es immer sei, mit dem besten Gewissen von der Welt, weil wir es ja doch nicht anders können, als mit gutem Gewissen, Land für unsre Millionen haben. Spricht in dem gesunden Trieb nach Vermehrung des Volkes die Stimme Gottes, so wird er uns auch erlauben und dazu verhelfen, daß wir Land kriegen, unser verlorenes zurück, und wenn nötig, einmal wieder neues dazu; einerlei ob auf dem Weg des Rechtes oder dem der Gewalt. Etwas von dieser nach der Ackerscholle duftenden Urfrömmigkeit tut heute unsrer allzu ätherischen sehr gut.

So glauben wir von Gott gesegnet zu sein und immer mehr zu werden. Was uns an Glanzzeit in unserm Volke beschert war und in später Zukunft noch einmal wieder beschert wird, das soll uns Gläubigen Gottes Segen sein. Dieses sei sich dankbar bewußt ein jeder, der zu ihm gehört. „Ich bin ein deutscher Mann und bin stolz darauf", das sei auch dem Frommen ein Ruhm. Unsre gewissenhafte Art wird dem Ursinn den feinen, tiefen Sinn des Wortes vom Segnen vorziehen, den Luthers freilich mehr messianisch als national gerechter Geist hineingebracht hat: ein Segen für die Völker sollen wir sein. Wie tatsächlich Abrahams bestes Erbgut, trotz aller Schwächen und der Unbeliebtheit seiner Kinder, zu dem großen und heiligen Erbgut der Menschheit neben dem Erbe von Hellas gehört, so können und sollen auch wir hoffen, daß die Welt, um einmal das mißbrauchte Wort zu gebrauchen, am deutschen Wesen genesen werde. Der beste Weg freilich dazu ist, es nicht aufzudrängen, sondern es zu pflegen und in diese Welt hineinleuchten zu lassen, eine Lockung für jeden,

der es mag, wie die andern sich reichlich damit gesegnet haben. Auch ist wiederum unsre ängstliche Art davor behütet, das Erbgut andrer Völker gering zu achten. So treffen wir das Rechte, wenn wir fern von jedem stolzen oder kleinlauten „Nur" in Gott den großen Herrn der Gaben schauen, der seine Menschheit zu einer großen Harmonie von verklärten Volksarten emporziehen will, von denen keine entbehrlich und keine ohne Recht ist. Denn für unsern Glauben als Christen und als Deutsche ist die Volksorganisation der Weg zur Menschheit; die Welt braucht nicht deutsch, sie soll nicht englisch werden, wie ja übernational bis hierher englisch hieß; aber sie soll große, starke Volksarten, verklärt durch den Geist Gottes, als Bestandteile ihres höchsten, hier nie zu verwirklichenden Ideales, aufweisen und anbahnen.

2. Die persönliche Seite an Abraham zeigt zunächst den ersten unter den Vielen, die sich um des Glaubens willen von ihrer Umgebung getrennt haben. So dürfen wir es wenigstens auffassen, indem wir uns auf Hugo Winkler berufen, dessen Ansichten A. Bonus im Tag 1917 Nr. 97 zusammengefaßt hat. Darnach hat es in Babylonien — Abraham ist Babylonier, Judentum und Christentum sind babylonische Sekten — als Geheimreligion eine Astralspekulation gegeben, die den Himmel als Urbild der Erde und alles irdische Geschehen als Abbild des astralen angesehen hat. Abraham hat, an aller verkrusteten Priesterweisheit vorbei, als der erste Prophet wieder unmittelbar mit Gemüt und Willen Gott erkannt und diesen Gott verkündigt. Seit dem ist die Erde nicht mehr bloß totes Abbild des Himmels, sondern selbständiger Stoff für den Willen Gottes und auch für den Willen des gläubigen Menschen. Mit diesem Evangelium trennte er sich von seinem Volk und seiner Familie und zog gen Westen, samt denen, die sich ihm anschlossen, wie sich die Quäker von ihrer Heimat trennten und die Salzburger in die Fremde zogen um des Glaubens willen. Diese erste schmerzliche Trennung um des Gewissens willen samt dem Auszug im Glauben in ein gelobtes Land ist typisch für alle großen und kleinen Ereignisse ähnlicher Art, ob wir sie nun zu feiern haben, wie Reformation, Bildung von Kirchen und Gemeinschaften, oder ob sie sich erst vor uns selber abspielen, gewärtig eines ermunternden und tröstenden Wortes. Wo nur ein „Los" oder ein „Hin" um des Glaubens und des Gewissens willen die einen von den andern trennt, wo der Gegensatz des Geistes die Bande des Blutes und der gemeinsamen Vergangenheit sprengt, da ist es am Platz; also bei einem Übertritt aus einer andern Religion und Konfession, wie etwa bei Judentaufen oder bei der Aufnahme eines Katholiken, bei einer gemischten Ehe, bei einem entscheidenden Berufs- und Ortswechsel vermag ein solches Wort die Trauer des Fleisches und die Stimme des noch unklaren Gewissens zu trösten und die Kraft des guten Gewissens darzureichen. Gott ist oft wider Gott, Gewissen wider Gewissen, weil Gott auch im Durchbruch durch das Alte zum Neuen spricht und waltet; da freilich ohne den Frieden, aber mit dem tragischen Kampfe und bittern Schmerz, den er keinem seiner Auserwählten, die durch Wüsten in gelobte Länder führten, erspart hat. Dann gilt es still, im ernsten Gefühl klaren Sollens, gehorsam gegen das bittere Muß, das in den Dingen übereinstimmend mit der Stimme im innersten Herzen spricht, seiner Straße zu ziehen, wie Abraham wortlos folgt, ohne religiöse und sittliche Reflexionen oder Ent-

schuldigungen anzubringen. Und ist Schweres zu befahren, dann gilt es, sich in seines Gottes Arme zu werfen und sich in sein Schicksal hineinzubeten. Wohl dem, dem dann in seinem gelobten Land Gott wieder erscheint und ihm Recht gibt in seinem Tun. Der baue Altäre und bete an. Er ist des Herrn wert, um deswillen er Vater und Mutter nicht nur, sondern das heilige Recht der Vergangenheit im Stich gelassen hat, um Neuland zu gründen oder zu suchen. So spricht man stets von Abraham, aber nicht von Tarah und Haran; selber ausziehen ist noch leicht; aber schwer ist es, andre, die ausgezogen sind, nicht zu verdammen, sondern auch in ihrem Tun den Gott mit seinem ernsten Muß zu ehren, der uns selber das tiefste Recht zu unserm Dasein als solchen gibt, wie wir nun einmal sind. Wie wir aus der römischen Kirche, so sind die Sekten aus unsrer ausgezogen; jeder darf seinem Herrn stehen und soll es auch. Wie die freier gerichteten Kreise aus dem Haus der alten Frömmigkeit auswanderten, des eignen Rechtes froh und ihrer Zukunft gewiß, so müssen sie es ertragen, wenn sie gemäß der beständigen Wiederkehr der Dinge, ihre Kinder und Schüler wieder weiter nach Westen oder zurück ins alte Vaterhaus wandern sehn. Ein jeder steht und fällt seinem Herrn.

3. Zuletzt gilt Abrahams „Los" und Abrahams „Hin" von einem jeden idealen Werk, das einen Menschen räumlich oder geistig in die Ferne zieht. Wie Abraham ganz aus dem vollen „Ja" dem Leben gegenüber handelt, in seinem innern Herzen seines Weges klar bewußt, wie er im Vertrauen auf hohe himmlische Mächte seines Weges zieht, so muß mancher entsagen und wagen in seiner persönlichen und häuslichen Lebensbahn, in seinem Berufsleben, in seinem Innenleben. Wie es im Volkslied heißt, es muß um das Glück mit Wagen und Entsagen gestritten sein. Wer des göttlichen Willens gewiß ist, wandle ohne Angst vor Wüsten seines Weges; denn jeder hat nach Matthias Claudius sein gelobtes Land, nach dem er strebt. Bei Hochzeiten, bei Reisen in eine ungewisse Zukunft hinein, beim Wechsel eines Berufs, der Heimat, des Geschicks, bei einer Umkehr des ganzen äußern oder innern Lebens, kommt es immer darauf an, ohne Zweifel, im frohen, sichern „Ja" Stellung zu nehmen zu dem, was als Gotteswille aufgegangen ist, ohne ein Zurück nach Babylon, ohne Angst vor der Wüste, das Auge allein auf das gelobte Land gerichtet, auch bereit, in diesem Kanaanäer und die ewigen Kämpfe zu finden, ohne die es im Leben nie abgeht.

4. In der Predigt über diesen Text — er steht leider nicht in den Perikopen und wird darum selten verwendet — wird man immer auf das notwendige Wagnis hinweisen, das in allem Glauben und Vertrauen liegen muß. Nur Vertrauen ohne Einsicht in die Folgen, die unser Tun hat, ist Vertrauen. Nur das paradoxe, scheinbar auf Widersinn beruhende, stammt aus der Kraft und stärkt diese Kraft, der die Verheißung gegeben ist. Wer im Gewissen und im Glauben seine Sache ganz sicher ist, ohne sich Wunsch und Trotz als Gewissen und Glauben maskieren zu lassen, der gehe fest seinen Weg: ihm geschehe, wie er geglaubt hat. So aus dem Ja heraus das Leben anzupacken, entspricht dem Willen Gottes und führt aufwärts, weil alles Leben aus dem tiefsten Triebe heraus, der uns eingeflößt ist, nach dem Ja hin drängt. Darum ist aller Skeptizismus wider die Natur, und Kinder und Einfältige sind größer

als die Allzuwissenden, die sich durch Überernährung ihres Zwar-Aber-Verstandes um die frische Farbe der Entschließung gebracht haben. So kann man etwa, an einem ganz unbetonten oder an einem durch besondre Lebenswendungen ausgezeichneten Tage das Vertrauen als den entscheidenden Schritt zu einem gesegneten Leben hinstellen, wobei allem Dunkel der Zukunft zum Trotz, das Auge ein den andern unsichtbares Licht gewahrt und in ihm gläubig seinen Weg vor sich sieht. Man kann auch über das eigentlich religiöse Gebiet hinaus bei mancher aus Welt und Leben entlehnten Gelegenheit in das Gebiet des praktischen Idealismus hineinschweifen, auf dem dieselben Regeln wie auf jenem gelten. Was ist Großes im Leben des Staates, der Wissenschaft, der Technik, der Fürsorge begonnen und vollendet worden ohne den Glauben, der das Vollendete fertig vor sich sah, und es, wenn auch nicht ohne die übliche schmerzliche Einbuße an Gehalt und Glück, verwirklichte? Wo ist etwas Großes geschehen, ohne eine ähnliche Trennung von Freundschaft, Jugend und Überlieferung, die immer allem Großen den tragischen Ton beimischen muß? Wenn wir Erfinder wie Zeppelin, Wohltäter wie Francke und Georg Müller, wenn wir Staatsmänner wie Bismarck erwähnen oder feiern, dann wird immer der Weltglaube dieser Idealisten neben ihrem Besitz an religiösem Glauben, aber auch ihre Tragik, das profane Gegenstück zu dem harten Befehl ihres Gottes, in die Tiefe der Personen und der Welt überhaupt hineinleuchten.

Nirgends fehlt die Geschichte von Abrahams Berufung im **Unterricht**, wo sie stets das Vorbild des Glaubens und Vertrauens im allgemein religiösen Sinn des Wortes darbietet. Unter den vielen Darstellungen und Weisen, sie zu behandeln, ragt die von R. Kabisch hervor, die er in seiner Methodik, „Wie lehren wir Religion?" — als Muster darbietet. Geschickt verwendet er religions- und kulturgeschichtliche Erkenntnisse zu einer schönen Erzählung, in der er Abraham sich weigern läßt, auf den Befehl seines Vaters dem Fluß und dem Gott des Baumes im schweren Unwetter zu opfern; dafür aber bricht aus seiner Seele jenes Vertrauen heraus, das die Stimme in ihm erweckt hat, die leise in ihm sprach. Daß Kabisch diesem Vertrauen in Worten des Katechismus Ausdruck gibt, entspricht der von ihm befürworteten Lehrweise, solche Stücke in die Geschichte selbst einzuflechten, indem man sie ihren Personen in den Mund legt.

Abraham in Ägypten.

12, 9—13, 4.

Wirft die dunkle volksgeschichtliche Erinnerung in dieser Erzählung wenig für unser völkisches Leben ab, so ist auch der Ertrag für das persönliche auf den mittelbaren Gewinn an einigen kritischen Erkenntnissen beschränkt. Die vorkritische Auffassung schaut wieder auf Abraham selber, um ihn unreif zu finden, weil er mit einer Sünde Vorteil gewinnen will und nicht abwarten kann, wie Gott ihm hilft (G. Mayer). Dann weiß sie die Bibel zu preisen, die uns auch die Sünden ihrer Helden nicht vorenthält und darum als das durch und durch wahrhaftige Wort Gottes bestätigt wird. Die kritische Auffassung sieht freilich die Dinge anders an, weil sie nur den Volksdichter und sein Bild von „Abraham" kennt. Sie fühlt ihm nach, wie stolz er ist, daß die ägyptischen Großen nach der schönen Stammutter Verlangen haben, sie freut sich an des

Stammvaters List, mit der er nicht nur sich rettet, sondern auch noch Hab und Gut herauszuschlagen weiß; sie lacht des dummen Ägypters, der so gründlich hereinfällt und noch dazu gestraft wird. — Diese ganze Auffassung freilich unterliegt nicht erst unserm durch Jesus, sondern schon dem durch die Propheten geschärften Gericht unsers Gewissens. Denn diese widersprechen laut, wenn der Stolz auf das Volk von allem sittlichen Gefühle entblößt ist und auf deutsch oder auf englisch sagt, daß es mein Land ist und bleibt, einerlei ob etwas recht oder unrecht ist. Sie kennt keinen Gott, der mit dem listigen Abraham gegen den gutgläubigen Pharao ist. Darum ist es auch gegen unser sittliches Empfinden, das Nationale vom Sittlichen zu entblößen und auf alle Fälle, in eitlem nationalem Vortrefflichkeitswahn und ohne sittliche Selbstkritik, eine Tat oder einen Mann für gut zu halten, ohne daß unser Gewissen zustimmen kann, bloß weil die Tat oder der Mann zu Deutschland gehört. Wir fangen nun nach dem Krieg an darüber zu erschrecken, wie stark unser Gewissen von der Leidenschaft verwirrt worden ist, und ein wichtiges, aber unendlich schweres Stück des Aufbaus wird darin bestehen, daß wir die Gewissen sich wieder an Gott zurechtfinden lassen; dabei werden wir an manche Stimme von Friedensleuten und Neutralen denken, über die wir einst hinweggehört haben. Denn es ist nicht genug, Abraham zum Vater zu haben, weil diese reine Naturtatsache im Reich Gottes nichts gilt, sondern nur die Umkehr und die Besserung im Geist macht uns zu Kindern Gottes. Von jenem sittlichen Standpunkt aus müssen wir auch daran Anstoß nehmen, daß nicht der Betrüger, sondern der Betrogene gestraft wird, was erst recht das sittliche Urteil verwirren muß. In dem Erzähler und in seinem Bild von Abraham können wir unschwer den Bauern erkennen, wie es ihn auch noch in deutschen Dörfern geben wird. Auch er ist noch wie sein Feind, der Jude, dieses Abraham echter Sohn, auf dem Standpunkt anzutreffen, daß Dingwert über Personwert geht, wofür manche schmerzliche oder auch humorvolle Bauerngeschichte Zeugnis gibt. Auch er macht sich aus einer ähnlichen List und sog. Notlüge nichts, um sich herauszuziehen und den andern hineinzulegen. Abraham erscheint hier im Sinn des Volks, also der Bauernlegende, als der verschlagene und auch heimtückische Bauer, der seinen Vorteil zum Schaden andrer zu wahren weiß und sich dabei noch über sie lustig macht. Ein derber Bauernprediger könnte anstatt einer wohlgeformten allgemeinen Predigt, seinen Bauern, wenn er sie genau kennt, einmal diese Gestalt als Spiegel hinhalten, und sie würden sich zum Teil wirklich darin wiedererkennen. Offenheit und Wertschätzung des Weibes und aller Personen über allem Geld und Gut werden sich dann von selbst als die Ideale ergeben, die leider vielen Bauernköpfen nur sehr schwer einzuprägen sind. — Vor einer verständigen Klasse oder in einem Kreis von Bibelfreunden kann man darauf aufmerksam machen, wie in den Abwandlungen der Geschichte in Kap. 20 und 26 jener sittliche Geist sich in Abschwächungen und Auslassungen geltend macht.

Trennung Abrahams und Lots.

13, 2 – 18.

Auch das ist eine Bauerngeschichte, aber von ganz anderer Art. Wieder ist der Gehalt an völkischem Gut nicht allzugroß; so wie Abraham hier denkt,

so mag wohl ein Stamm gegenüber dem andern, so darf aber kein Volk gegen ein anderes handeln; denn ein Volk hat vorläufig noch für sich selber zu sorgen, bis die ideale Gesellschaft der Völker und Staaten in Kraft getreten sein sollte. Aber für das Verhalten von Mensch zu Mensch ist diese Geschichte ein viel gebrauchtes, wenn auch kaum häufig befolgtes Exempel. Leicht läßt sich das Gegenbild zeichnen: Dienstboten und Kinder haben im alltäglichen Nebeneinander Zank und Streit; diese kleinen Funken schlagen hinüber zu den Großen und werden zur Flamme, genährt an allerlei anderm verborgenen oder offnen Gegensatz. Man versäumt die Zeit, wo eine offene Aussprache noch hätte helfen können, hetzt und läßt sich verhetzen, wird trotzig und vergilt nach der Weise der Welt; man beruft sich auf sein höheres Alter und längeres Wohnen im Haus, um nicht nachzugeben, und kennt auf einmal nur noch sein Recht. Der Eigensinn des Alters ist nicht besser als der Trotz der Jugend, der Stolz des Vornehmen nicht als der Bettelstolz und Ehrgeiz des Geringern. Auf einmal wütet man widereinander und macht sich das Leben zu einer einzigen Quälerei, wobei tausend äußere und innere Werte in der grimmigen Freude am Schaden und am Bösen zum Teufel gehn. So sieht es überall, in Dorf und Stadt, bei Frommen und Gottlosen aus; Frömmigkeit und Kultur machen oft solchen Streit ums Recht nur noch ekelhafter, weil sie ihn raffinierter machen.

Wie ganz anders hier „Abraham"! Wie erfreulich ist es, ihn zu zeichnen im weißen Haar und mit dem ruhigen, verklärten Angesicht des an Hab und Gut und auch in seinem Gotte reichen Patriarchen! Vom Alter und vom Glauben erscheint sein Wesen verklärt; er kann es sich leisten, ohne Angst für seine Würde die goldene Brücke zu bauen. Er sieht mit der Klugheit der Erfahrung und dem Mut der Wahrhaftigkeit die Rettung allein in der Trennung, während so viele in seiner Lage mit Auskünften und Vermittlungen oder mit dem üblichen Vertuschen helfen wollen. Schiedlich friedlich bei Zeiten auseinandergehn ist die sichere Heilung von solchen Schäden und bewahrt vor dem Bruch, der nie ohne Tränen vor sich geht. Wenn auch oft eine Aussprache Öl ins Feuer gießt, weil dabei alte Kleinigkeiten und argwöhnische Erklärungen für den Beweggrund des andern eine verhängnisvolle Rolle spielen, ist und bleibt sie doch zwischen reifen Leuten ein besseres Mittel, als die Auseinandersetzung in der Form von Tun und Lassen, die freilich wieder besser für Leute paßt, die ohne Bildung und Herrschaft über ihre Zunge das Übel sonst noch größer machten. — Dies gilt für allerlei Auseinandersetzungen: zwischen Eheleuten, zwischen Nachbarn und ach! — Verwandten, zwischen Richtungen und Parteien, Personen und Gemeinschaften. Zumal Leute, die fromm sein wollen, sollten der Welt, der sonst so gehaßten und geschmähten, nicht die Freude machen, sich über Mein und Dein, über Recht und Unrecht öffentlich unter mannigfacher Entblößung der eignen Person und der des Gegners zu streiten und zu zanken. Freilich gehört schon ein großes Maß von innerer Vornehmheit dazu, daß der Ältere und Höhere dem andern entgegenkommt. Aber wenn der Glaube solche Gesinnung nicht fertig bringt, was ist er dann wert? Er muß das Maß der Versöhnlichkeit und Verträglichkeit sein (Pfennigsdorf). Besonders der Verzicht auf das Recht fällt jedem Menschen sehr schwer, auch wer davon überzeugt ist, daß in der Heilsgeschichte die Gnade das Recht überwunden hat. Dem Bauern

zumal ist dieser Sinn für das Recht angeboren wie der für das Geld. Darum wäre es besser, als über irgend eine lehrhafte Perikope, jährlich einmal in einem Dorf über diese Stelle zu predigen und dabei den vornehmen Bauern dem andern als den wahrhaft frommen entgegenzusetzen.

Dabei wird man auch davon Gebrauch machen dürfen, was im Hintergrund dieser Erzählung liegt, daß nämlich in ihrem Sinne vornehm zugleich auch klug und „happig" zugleich dumm ist. Denn wieder gibt uns der Erzähler unter leisem Schmunzeln zu verstehen, wie Lot hineingefallen ist mit seiner Schlauheit, weil er das Land ausgewählt hat, wo er später so schlecht behandelt wird und wo Gottes Strafe niederfährt. Anders ist es nun einmal dem alttestamentlichen Denken nicht möglich, sich für das Gute und das Böse zu entscheiden; beide gelten je als Mittel für Vorteil und Nachteil; erst später tritt die unbedingte Weise an die Stelle dieser bedingten. Ganz kann man auf diese zweite nicht verzichten. Denn das gibt der Selbstverleugnung der meisten eine gute Stütze, bis sie so weit kommen sollten, im Sinn der Bergpredigt den Verzicht auf das Recht um Gottes und um ihrer Seele willen zu leisten. In die höhere Welt dieser Selbstverleugnung führt allein das Vertrauen, als die sichere und immer wieder neu erkämpfte Überzeugung, daß sogar in dieser schlechten Welt die Macht des Guten und der Güte zumal immer noch groß genug ist, um es auch in verzweifelten Fällen zu wagen, einen vielleicht durch eignes Unglück verbitterten Menschen mit Großmut und Nachgiebigkeit zu entwaffnen und zum Glauben an größere Güte zu bringen.

Für den Unterricht bietet S. Tank gute Winke. Anstatt die Eigenschaften beider Männer herauszufragen, soll man die Kinder selbständig Stellung zu ihnen nehmen und die Gründe dazu sagen lassen. Statt eines Katalogs von Eigenschaften ist dies das Ziel: die Kinder sollen die Persönlichkeiten erleben und mit ihrem Empfinden dieses Erleben begleiten. Dabei bleibt die Stimmung, sagt S. Tank, auch dann zugunsten Abrahams, wenn das Gerechtigkeitsgefühl eines Kindes bemerkt, daß Abraham ja Lot die Wahl frei gegeben habe. — Wir haben in unsrer deutschen Sagenwelt kaum eine Geschichte, an der sich so wie an dieser und an den andern das ABC des sittlichen Lebens gewinnen und der Ertrag davon im Bild von klar umrissenen Gestalten festhalten läßt, bis Grundsätze und Gewohnheiten dieser Stütze nicht mehr bedürfen, weil sie in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Abrahams Sieg über die vier Könige.

Kap. 14.

Uns liegt weder etwas daran, was als einzelne geschichtliche Begebenheit, noch auch was als etwa in ihr sinnbildlich angedeutetes völkergeschichtliches Ereignis, noch auch was im Sinn des Hebräerbriefs von dogmatisch-messianischem Gehalt in dieser Erzählung enthalten ist; sondern wir erfassen sie an dem Punkt, wo sie uns ihre innerste Absicht zu erkennen zu geben scheint. Das ist aber die Absicht des Verfassers, auf das Haupt des großen Stammesvaters auch den Lorbeer des Krieges zu seiner religiösen und sittlichen Würde hinzuzufügen. Von diesem Punkte aus gleichsam eine gerade Linie nach unsern Fragestellungen und Verhältnissen zu ziehen, bedeutet dann ein wich-

tiges Stück der praktischen Auslegung. Dazu kommt dann noch der Versuch, gleichsam in einer Wechselrede mit dem Textwort aus seinem Willen und unsrer Lage herauszufinden, was es denn nun uns heute zu sagen hat. — Wenn hier, wie zu vermuten ist, aus unkriegerischer Zeit heraus der Stammvater als Kriegsheld dargestellt wird, so entspricht sicher einem solchen Bemühen und Glauben eine durch und durch männliche und heroische Frömmigkeit, die von jeder weltflüchtigen und sentimentalen Stimmung fern, Gott auch mit dem Schwert zu dienen weiß. Tapferkeit ziemt sich ebenso für den Frommen wie für die Leitung der Welt durch Gott der Krieg. Muß ihn der Glaube als ein Stück der Weltordnung auffassen, so muß er ihn auch tapfer anfassen. Aber hiermit ist nur ganz im allgemeinen die Frage gelöst, die uns im Weltkrieg so viel zu schaffen gemacht hat. Wenn wir nach dem Grund und Zweck des Krieges fragen, der dem Frommen erlaubt sei, so bekommen wir hier eine Antwort, die uns wirklich zu schaffen machen kann. Es ist einmal der reine Verteidigungskrieg und dann ist es der reine Hilfskrieg. Nun müssen wir rund heraus erklären, daß solch ein Krieg wie der letztere gar nicht vorkommt, und daß auch nicht bloß der erstere in seiner reinen Gestalt erlaubt sei. Wir haben gemerkt, wie verwickelt die Fragen sind. Wir müssen uns ganz anders mit unsern Gedanken einrichten. Hier ist es die Privatmoral bester Art, die maßgebend bleibt; so entspricht es ja auch den Maßen dieses Krieges zwischen kleinen Häuptlingen oder großen Bauern, wie er hier erscheint. Wo es sich aber um Völker handelt, muß eine ganz andre sittliche Beurteilung eintreten. Hier ist der Nächste nicht nur der verwandte Stamm, sondern schon der Stamm und das Volk selbst. Und der formale Angriff ist oft nur die Weise, mit der die inhaltliche Verteidigung beginnt. Ja man muß so sagen: es wäre vor der politischen Moral geradezu Sünde, wenn ein Volk aus rein idealen Beweggründen einem andern beispränge und Gefahr liefe, selber die Kosten seines Edelmutes zu tragen. Nur das eigne Wohl hat über das zu bestimmen, was ein Volk zu tun und zu lassen hat. Das Volk muß selbstsüchtig sein, das ist seine Moral, wie sich der Volksgenosse kraft der seinigen ihm hinzugeben hat. Ebenso wäre es unsittlich, in einer gegebnen Lage sich bloß an die Grenze zu stellen, um abzuwarten, was der andre tut, ohne ihm ins Land zu fallen. Das sind alles schwärmerische Ansichten, die auch wir Christen und Anhänger der Verständigung zwischen den Völkern begraben müssen. Die Art, wie hier Abraham vorgeht, sucht aber jedes Volk für sich in sein Verhalten in Anspruch zu nehmen, um eine gute Figur zu machen; die drei größten Mächte im Weltkrieg sind angeblich nur ihrem angegriffenen Lot beigesprungen. Freilich kommt die wahre Sachlage heraus, wenn es an das Kriegsziel geht. Wiederum ist es höchstens klug, aber kein sittliches Gebot, auf die Aneignung von fremdem Land zu verzichten. Denn der Staatsmann hat nicht für das fremde, sondern für das eigene Volk zu sorgen allen Idealisten und Schwärmern für die Verbrüderung der Völker zum Trotz.

Noch ein Gesichtspunkt ergibt sich aus unsrer Erzählung für die Teilnahme des Einzelnen am Krieg seines Volkes. Darin ist Abraham unbedingt musterhaft. Nicht nur daß ein Stamm dem andern, ohne zu fragen, wer schuld und wer am meisten gefährdet sei, zur Seite zu stehen hat; der uneigennützige Sinn

Abrahams angesichts der Beute ist ein leider ganz und gar aussichtsloses Ideal, das noch nicht einmal auf die Scham so viel gewirkt hat, daß man die eigne Beutegier bemäntelte. Und das Schlimme dabei ist doch dies: Abraham hat am Krieg teilgenommen und auf die Beute verzichtet. Manche unter seinen Nachkommen aber und allzuviel sog. Christen haben sich für unabkömmlich erklären lassen, als es in den Krieg ging, waren aber sofort zur Stelle, als es an die Beute ging. Andere dagegen, natürlich auch ohne Unterschied des Bekenntnisses, haben nicht nur ihr Leben, sondern auch ihr Eigentum in die Schanze schlagen und verlieren müssen. — Wenn die übliche Art, den großherzigen und vornehmen Abraham als Muster hinzustellen, auf diese einschneidenden Erfahrungen der Kriegszeit zurückgreift, dann bleibt man ihrem eigentlichen Sinn und dem Geschehen der Erzählung erheblich näher, als wenn man bloß ins Allgemeine darüber geredet hat.

Gottes Schwur an Abraham.

Kap. 15.

1. Auch aus dieser Geschichte hören wir nicht mehr bloß mit dem auf die Stimme des Heils eingestellten Ohr die Gerechtigkeit im Glauben für den einzelnen im Sinne von Paulus und Luther heraus, sondern wir vernehmen aus der Seele des Verfassers Klänge aus dem großen Lobpreis des Volkes und der Nation. Wie unmittelbar und wie ungebrochen ist hier der freudige, stolze Glaube an das eigne Volk zum Ausdruck gekommen! Hier wird unser gutes Gewissen seine Begründung finden, wenn wir viel mehr, als wir es früher taten, Volksreligion in dem Sinn pflegen, daß wir im Volk ein Gut sehen, das der biblischen Religion auch teuer ist, neben dem Heil des einzelnen und dem Reiche Gottes. Dem Glauben liegt am Volk! Gott will Volk! Der Gläubige glaubt an sein Volk! Damit ist jeder einseitige weltflüchtige Pietismus, dem nichts liegt an den durch die Natur und die Geschichte gegebnen Gütern, als unbiblisch gerichtet. Wir haben allen Grund, in unsern Frommen den einfach selbstverständlichen Sinn für das Volk, für unser Volk zu erhalten, der ihm meistens noch naiv innewohnt, weil Volk und Himmel gleicherweise zu den hohen Gütern zählen, an denen dem Frommen dieser Art etwas liegt. Den selbstsüchtigen oder übergerechten Übernationalen freilich werden wir damit keinen Eindruck machen, daß wir auf den ersten Teil der Bibel zurückgreifen; in ihrer skeptischen Kühle ist diese Gesellschaft doch verdorben und verloren für jedes blutwarme Eintreten für ihr eignes Volk, das jedem näher sein muß als die mit Bruderkuß zu umschlingenden Millionen der ganzen Welt. Zu dem Glauben an das Volk gehört die Hoffnung auf sein Blühen und Gedeihen. Lieber begeistert und mit der Träne der Ergriffenheit im Auge mitgesungen: „Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland!", als immer an ihm herumgemäkelt und untersucht, wie weit die Feinde doch am Ende recht haben könnten. Und groß soll unser Volk wieder werden, ganz groß, zahlreich wie die Sterne am Himmel. Darin liegt der entschlossene Wille zum Volk, der starke natürliche Drang jedes unverbildeten Menschen, sein Volk groß und reich an Nachkommenschaft zu sehen. Auf welche üblen

Erscheinungen der letzten Jahrzehnte damit angespielt wird, braucht ja nicht gesagt zu werden. — Über solche Texte werden wir mit diesen Gedanken noch oft genug ohne jede Scheu zu predigen und zu unterrichten haben, um den Rest oder den Keim von dem naiven Sinn für das Volk in den lebendigen Willen zum Volk emporwachsen zu lassen, auch wenn es scheint, als wenn dem Abraham kein Isaak mehr geschenkt werden könnte, der seinen Namen und seine Macht weiter trüge und vererbte. Wie erbärmlich ist doch alle Überkultur, die Kinder nicht um der Lebensnot, sondern um der Taille oder um des Geldes, um des Luxus oder um der Bildung willen verschmäht und nicht nur sich, sondern auch ihr Volk damit beraubt, dem sie noch das Beste verdankt, was sie hat.

2. Neben dieser nationalen Bedeutung behält natürlich die schöne Stelle auch ihre persönliche, mit Abraham als dem Helden des Vertrauens im Lichtpunkt bei. Er traut Gott allen Naturgesetzen und Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz; er traut ihm, wo es sich um eine große Sache handelt, an der auch Gott gelegen ist. Es hat seinen ganz besonderen Reiz, dies scheinbar widersinnige Vertrauen, wo unser Vorteil nicht in Frage kommt, als echtes Kennzeichen biblischer Frömmigkeit mit einem gewissen Trotz den Überklugen hinzustellen, die z. B. manchmal verzweifeln wollten, weil sie die innerste Kraft ihres Volkes aus eigener tiefer Berührung mit ihm nicht kennen gelernt hatten und immer schwarz sahen, weil sie so weise waren, stets das Dunkel neben dem Licht zu gewahren. Solches Vertrauen rechnet Gott als Gerechtigkeit, das ist ihm recht und daran hat er Wohlgefallen; es ist in einer so ganz persönlichen Religion wie in der biblischen das Vertrauen das beste Band zwischen Gott und den Gläubigen, die höchste Ehre, die sie ihm erweisen können; dazu aber auch entbindet das Vertrauen alle Kraft, die in der Seele ist, wie die Furcht und das Mißtrauen sie in Bande schlägt und niedrig hält. Vertrauen, nicht Leichtgläubigkeit und Leichtsinn, aber Vertrauen, dem es nicht an Kritik der eignen Person und der andern fehlt, beflügelt den Schritt und klärt das Auge, es gewinnt Freunde und weckt Zutrauen auch in den andern, wie ja immer der aufs Ungewisse Trauende eine oft dämonische Macht über die zagen Herzen gewinnt: Wer glaubt, jagt Tausende, sagt Luther.

Mit dem, der vertraut, ist Gott; das ist der Sinn des Bundes zwischen Gott und Abraham. Gott mit uns, wie wir mit ihm. Bund mit Gott ist der schönste Ausdruck für das, was wir an Seligkeit hier erlangen können; getragen und bewahrt, gewarnt und getröstet von dem Unsichtbaren, der aber so spürbar und hörbar sein kann, durch das Leben mit all seinen Gruben und Fallstricken zu gehn, ist ein wahrhaft königliches und erhabenes Leben, wie es die fromme Sage in Abraham darstellen will.

Die geheimnisvolle Bundesschließung in der zweiten Hälfte des Kap. hat nur altertümlichen Wert. Zu V. 16 macht H. Holtzmann in seiner Praktischen Auslegung der Thessalonicherbriefe die feine Bemerkung, daß die Bosheit erst ihr Maß erreichen muß, ehe Gott eingreift. Wer Predigten über entlegene Texte und nicht gewöhnliche Gedanken einer Gemeinde anbieten darf, kann hierüber einmal ein Wort sagen, das auch wiederum an dem Krieg, aber auch an sonstigen Vorkommnissen, vielleicht auch örtlicher Art, zu erläutern ist, wie

etwa wenn endlich ein Krug in einer Skandalaffäre gebrochen ist, der lange, allzu lange zum Brunnen zu gehen schien.

Hagars Flucht.

Kap. 16.

Unterscheiden wir wieder das, was wir in die Geschichte hineinlegen von dem, was der Erzähler selber will, so liegt uns gar nichts mehr an seinen einzelnen Absichten: weder geht uns die Herkunft der Ismaeliter und die Erklärung ihrer Beduinenart, noch auch der Brunnen etwas an; auch der heilsgeschichtliche Beweggrund, daß Abraham Kinder bekommt, ist uns gleichgültig. Wohl aber ist uns unter dem Gesichtspunkte des Volkes Abrahams und Saras Wunsch, oder wie man modern sagt, ihr Schrei nach dem Kinde von Bedeutung. Die Kinderlosigkeit als ein Unglück, wenn sie unverschuldet, als eine Schande ansehn zu lehren, wenn sie verschuldet ist, das wird wieder die Aufgabe einer mehr völkisch als persönlich gerichteten Zukunft werden. Freilich sehn wir auch hier schon in die Grenzen hinein, die diesem Verlangen gesteckt sind. Geht hier in der Erzählung der Sinn für die Familie echt antik dem Sinn für die ausschließliche Gemeinschaft in der Ehe voran, so haben wir aus unsrer ganzen personalistischen Vergangenheit doch zu viel unverlierbaren Geist in uns, um auch nur über solche Fragen zu sprechen, wie sie bei manchen der entsetzliche Verlust an Menschen im Kriege gezeitigt hat: ob nämlich nicht ein Mann mehrere Frauen im Dienst der Vermehrung des Volkes haben dürfe. Nicht nur unser sittlicher Standpunkt, sondern das einfache Empfinden jeder anständigen Frau würde darauf eine andre Antwort geben als Sara. — Liegt uns so am eigentlichen Willen der Erzählung nichts, so ist uns doch das Bild nicht ohne Wert, das sich hier ganz naiv von den ehelichen Zuständen im Hause des Erzvaters ergibt. Auf uns wirkt es tief betrübend, so wenig der Erzähler davon empfunden haben mag. Wie die Stammutter der Menschen kommt auch die des Geschlechtes sehr schlecht dabei weg. Sie zeigt die ganze unlogische Art des Weibes, wenn sie ihren Mann büßen lassen will für das, was aus ihrem eignen Vorschlag folgte. Besonders niederdrückend und für immer bezeichnend ist der Kampf zwischen Weib und Weib, genauer zwischen Herrin und Magd, besonders wenn diese zwischen der Frau und ihrem Manne steht. Die treulose Magd, die sich auch heute noch verrät, indem sie frech wird, die Herrin, die sie dafür mißhandelt, der Mann hilflos dazwischen — kein erfreuliches Bild. So wichtig es wäre, die Frauen einmal etwas in ihre eigne weibliche Seele hineinschauen zu lassen, etwa in einer Bibelstunde einfacherer oder in einer solchen besserer Art, wie sie mancherorts mit Damen abgehalten wird, die ganze Geschichte ist doch zu übel, um auch in reinen Händen zwischen Mann und Frauen behandelt werden zu können; es müßte denn gerade sein, daß Alter und unbefangener Sinn, wie es jetzt so häufig ist, den Boden für eine sachliche Aussprache abgeben. Sonst muß man sich damit begnügen, zu zeigen, wie in der Sara, ganz im Gegensatz zu ihrem Mann, der Unglaube, der nicht vertrauen und warten kann, eigenmächtige Wege weist und viel Böses im Gefolge davon ins Herze legt.

Im ursprünglichen Sinn der Erzählung liegt uns vor allem etwas daran,

wie eng hier Volk und Frömmigkeit mit einander verbunden sind. Wir haben noch weithin dasselbe Grundgefühl, daß Gott und unser Volk zusammengehören, und wir wollen es stärken, nachdem es am Anfang des Krieges so mächtig hervorgetreten ist. Frömmigkeit als Sache des Volkes und das Volk als eine Sache der Frömmigkeit — wir müssen uns, mögen wir auch noch so fest im alten religiösen Personalismus gewurzelt sein, in diesen Gedanken zu finden wissen. Die tiefsten Grundlagen für ein jedes völkische Gefühl dürfen keine andern als religiöse sein: Gott will unser Volk als deutsches Volk und er will es auch mehren und fördern, wie er es früher getan hat. Alle großen Werte müssen im Übernatürlichen verankert sein. Völkisches Selbstgefühl und religiöses Grundgefühl sind von Natur aus und vielleicht auch durch die Geschichte Israels auf das engste mit einander verknüpft. Das wollen wir pflegen und erhalten; denn so bekommt das erste seine Weihe und Tiefe, das andere seinen über die einzelne Person hinausreichenden Gehalt. Der Glaube an den Willen Gottes, der uns als Volk will, ist der starke Glaube an uns selbst, eingehüllt in den Glauben an höchste Ideen und Ziele der Welt. Solchen zwiefachen Glauben müssen wir allen eigensinnigen oder hochmütigen Skeptikern gegenüber in jeder Weise zu pflegen suchen. — Mit ihm hängt dann freilich auch eine so einfache praktische Frömmigkeit zusammen, wie sie Gott von Abraham fordert. Für das Volk ist das wirklich der beste Ausdruck seiner Religion: aus Frömmigkeit gut und aus Bedürfnis nach Gutsein fromm. Ebenso wenig paßt für es eine Mystik, die in Gott lebt, wie ein Leben ohne Gott oder gar wider Gott. Vor Gott wandeln: das ist praktisch auch durchzuführen. Bleibt zwar im Drang des Lebens oft der Gedanke an Gott im Untergrund der Seele, er ist doch da; und das unterbewußte Leben ist zumeist mehr als das bewußte von Einfluß. Solche Volksfrömmigkeit muß immer mehr gepflegt werden, anstatt daß man von seinem eignen Stuhl aus hochmütig auf sie hinabsieht, ob man nun mystisch oder pietistisch oder christozentrisch denkt. In ihr liegt die Kraft und der Mittelpunkt des Lebens für den gewöhnlichen Mann; und nicht nur für ihn: hat doch z. B. Hilty eine Frömmigkeit gelebt und gefordert, die sich nicht viel von jener unterscheidet, nur daß sie damit Ernst macht, Gottes Nähe zu spüren und immer bereit zu sein, ihm ins Angesicht zu schauen. Daß eine solche einfache und praktische Frömmigkeit die Verheißung für ein Volk noch immer in sich trägt, wissen unsre konservativen und andre volksfreundliche Kreise wohl; nur müssen sie dann auch selbst davon Gebrauch machen. — Mit jenem starken Grund alles völkischen Selbstgefühls und mit dieser Volksfrömmigkeit hängt auch die Volkskirche eng zusammen, deren Wesen wir in der Beschneidung angedeutet finden können. Wer zum Volk gehört, gehört auch zur Kirche, und wer zur Kirche, auch zum Volk. Natürlich ist von dieser echt antiken Verbindung nur mehr die Möglichkeit dazu stehen geblieben, und zwar aus Gründen, die jeder kennt. Damit ist es aber nicht unmöglich geworden, daß sich die Kirche, wenn auch nicht als die des Volkes, so doch aber als eine solche erkennt, die es mit dem Volk zu tun hat, ohne Unterschied der religiösen Färbung innerhalb der einzelnen Bekenntniskirche und der Stufe der persönlichen Entwicklung. Wir werden an der Volkskirche um beider in diesem Wort verbundener Größen willen festhalten, so lange es geht.

Mit allen diesen Forderungen, die sich auf das Leben des ganzen Volkes beziehen, ist natürlich nicht geleugnet, daß die Religion für uns eine persönliche Angelegenheit ist. Aber das haben wir jetzt so lange gehört und eingeprägt, daß man gut auch einmal wieder etwas nach der andern Seite hinübergehen und sie als eine solche hinstellen darf, die es mit dem Volk zu tun hat. Müssen wir doch alle Kräfte daran wenden, um unser Volk von den hinabziehenden und zerstörenden Mächten zu befreien, wie es auch unsrer Religion gut tut, wenn sie aus der zankerfüllten oder himmelssüchtigen Kirche und Sektenkammer in die heilsame Erprobung des öffentlichen und praktischen Lebens hineingezwungen wird. Es gibt immer noch Kreise genug, die unsrer Stimme zugänglich sind, und auf jeden Fall müssen wir sie in den Chor einmischen, der mannigfach zusammengesetzt, jetzt durch die deutsche Welt schallt: Das Volk, das Volk, unser Volk! Wir können dazu den wertvollen tiefen Grundton fügen, daß das Volk ein Gut von grundlegender Bedeutung ist, dessen Untergrund in das metaphysische oder religiöse Gebiet hinunterreicht. Zwar ist es etwas ganz anderes, wenn wie in dem vorliegenden Kap. diese Gewißheit in prachtvoller Naivität zum Ausdruck kommt, daß man zu einem auserwählten Volke gehört, und wenn sich der Wille zum Volk so unmittelbar aus der Seele emporringt. Aber wir können uns eine Art von Ersatz dafür schaffen, wenn wir als den Weg zum Reich Gottes den über die Völkerwelt aufstellen und uns, im Trotz gegen alle unglaublichen Verunglimpfungen freudig auf alles besinnen, was unser Volk geleistet und durchgehalten hat, in dem festen frohen Glauben, auch einem auserwählten Volke anzugehören.

Die drei Männer bei Abraham zu Gast.

18, 1–16.

1. Uns liegt wieder gar nichts an der heilsgeschichtlichen Sorge um den Stammbaum des zukünftigen Messias noch an der dogmatischen Frage nach dem Wesen der drei Männer. Wir hören mit unserm Ohr in die Erzählung hinein, nicht ohne uns freilich zuerst einmal ganz unmittelbar an ihrem prachtvollen patriarchalischen und morgenländischen Gewande erfreut zu haben. Wir glauben, daß sich der echte Sinn des Stückes begegnet mit einem tiefen Bedürfnis unsrer Lage: es ist natürlich der Wille zum Kinde, das Verlangen nach Nachkommenschaft für Familie und Volk. Dieses Anliegen ist so stark, daß es die himmlischen Boten für nicht zu gering halten, dem Abraham die Erfüllung seines höchsten Wunsches anzukündigen. Und der Wunsch wird unmittelbar von Gott erfüllt, und Kinder sind ein Geschenk seiner Gnade: das liegt darin, daß sich die Ankunft des Erben verzögert, bis es ganz unwahrscheinlich wird, daß er noch kommt. Dieser so häufige Zug in ähnlichen Geschichten des Alten und Neuen Testamentes läßt sonst stets auf einen ganz besonders wichtigen Menschen schließen, der sich aus dem Kinde entfalten wird; da dies aber gerade von Isaak nicht gesagt werden kann, so erstreckt sich diese feierliche Ankündigung mit der ihr innewohnenden Bedeutung auf das Geschenk eines Sohnes und Leibeserben überhaupt. Wir werden es immer mehr lernen, ohne jede falsche Scham und Scheu von dieser Frage zu reden, auch vor Frauen, wenn auch eine „Rede bei Begründung eines Ortsausschusses für Volksver-

mehrung" von D. Eibach in Deutsch-Evangelisch vom April 1917 den Vermerk trägt, daß sie nicht gehalten worden sei. Immer wieder ist es der Glaube, dem Nachkommen und Mehrung des Volkes verheißen werden: allem freudigen Ja, aller frohen Zuversicht gilt solche Verheißung, die den Willen, selbst mit zu sorgen, und die Bereitschaft alles auf sich zu nehmen, einschließt. Wir können nicht oft genug diesen Glauben als die Freudigkeit zu allen großen Gütern und Zielen verkündigen, weil unter Glauben jeder etwas ganz anderes versteht. Glaube ist Hoffnung, ist Wille, ist Liebe und Opferbereitschaft in Einem; woran ich glaube, dafür gebe ich mich hin, und ich brauche gar nicht besonders ermahnt werden, es zu tun. Man glaubt aber an etwas, das in seiner Herrlichkeit gezeigt und ergriffen worden ist, zu dem ein tiefer Zug des Innern hinleitet, weil es die Erfüllung tiefer Sehnsucht ist. So müssen wir wieder an unser Volk glauben lehren und es herrlich machen vor den Augen so vieler, die verbittert und kleinmütig zur Seite stehen möchten. Deren Sinnbild ist etwa Sara, die allen Glauben verloren hat, während Abraham wie immer als Vertreter von allem freudigen Ja erscheint.

2. Liegt in ihrem Zweifel und Lachen bittres Unglück und jämmerliche Ohnmacht, so in seinem Glauben inneres Glück und hoffnungsfrohe Kraft. Jenen bösen Geist zu schwächen und diesen zu stärken, und zwar auf allen Lebensgebieten, das ist die segensreiche Aufgabe einer Verkündigung, die gerade in die Zeit schweren Druckes, wie er immer nach solch furchtbaren Kriegen herrscht, hineinpaßt. Denn darin vor allem liegt die belebende und von unten her aufbauende Kraft der Religion, daß sie Glauben schafft, und das heißt, daß sie wieder die hohen Werte und Leitziele der Menschen als den Sinn der Welt und den Willen Gottes erkennen und freudig ergreifen lehrt. Denn im Glauben liegt die Kraft und in dem elenden lächelnden Sara-Zweifel alle Ohnmacht. „Nicht Furcht und nicht Hoffnung sind die treibenden Gewalten, sondern Glaube, der aus Liebe entspringt, tiefste Not und Gottes Wille" (Rathenau). Dies kann uns das A. T. vor allem für das Gebiet des völkischen Lebens, aber auch für jedes andere Gebiet der menschlichen Werte geben; denn zumal hier in seinen schönsten Stücken ist es ganz unmittelbar aus dem Ja, wie es in dem frohen Lebenstrieb auf Kind und Volk hin und in dem natürlichen Glauben an ihren Wert und ihr Werden zum Ausdruck kommt. — Gegen diesen Hauptzug an der Erzählung tritt für uns alles andre zurück, sowohl der vornehme, gastfreie Abraham, wie auch die wieder recht ungünstig gezeichnete Sara, die neugierig wie Eva und Lots Weib, beim Empfang der hohen Gäste ganz antik und morgenländisch gar keine Rolle spielt. Das geheimnisvolle Unbekannt der drei Gäste hat dem Hebräerbrief Anlaß zu der feinen Bemerkung über das Herbergen gegeben, daß etliche schon Engel beherbergt haben, ohne es zu wissen; so soll man nicht nur Gäste wie Engel aufnehmen und sich von ihnen allen Segen holen, der auch in ihnen ist, sondern vor allem einmal selbst als Gast ein Engel sein. Oder man kann auch etwa in einer Adventspredigt ausführen, wie uns Gott oft so nahe ist mit seinem Segen, und wir wissen es nicht; er geht unbekannt durch das Land, reichen Segens voll; dem freundwilligen Glauben schenkt er sich mit seinen Gaben, den verdrossenen Zweifel läßt er leer.

Sodoms Untergang.

18, 16a–33; 19, 1–28.

1. Hat der Erzähler in der uns schon von dem Sündenfall und dem Turmbau her bekannten Weise unglückliche Zustände auf die Sünde der Menschen zurückführen wollen, so müssen wir auch hier nur dieselbe tiefernste Absicht würdigen, ohne einen Zusammenhang geschichtlicher Art zwischen dem Toten Meer und der Sünde der von ihm bedeckten Städte annehmen zu können. Neben diesem gewaltigen Ernst lockt uns aber auch die dramatische Lebhaftigkeit und der tragische Ton der Erzählung viel zu sehr, als daß wir auf sie in unsrer Verkündigung verzichten dürften. Denn sie kettet klar und fest wie wenig andere den Untergang von engeren Gemeinwesen an die Sünde, und zwar an eine ihrer wüstesten Formen. Daß dieser durch Feuer und Schwefel geschehen sein soll, gehört zum dramatisch-naiven Gewand der Sage, das leicht durch den tiefern Einblick in die Zusammenhänge ersetzt werden kann, die immer zwischen solchen Sünden und dem Bestand eines Gemeinwesens herrschen. Wie sehr wir Ursache haben, in der Zukunft vom vaterländischen Standpunkt aus sehr kräftig vor dem Verderben zu warnen, das gerade an die Herrschaft der Unzucht geknüpft ist, hat uns neben einem so ernsten und traurig eindrucksvollen Buch wie dem von Grete Meisel-Heß über das Wesen der Geschlechtlichkeit, besonders der Krieg mit seinen schmerzlichen Offenbarungen einer furchtbaren Verheerung unsres Volkslebens durch solche dunkle Mächte gezeigt.

Nimmt man die beiden Kap. zusammen, so offenbart sich in dem ersten die Fülle von rettenden Mächten der Hilfe und des Segens und in dem andern die der verderblichen Mächte der Finsternis und des Todes; und diese tragen über jene den Sieg davon. Den immer noch währenden Kampf zwischen beiden in der Gegenwart und in unserm Volk aufzuzeigen, wird eine sehr wichtige Aufgabe sein. Ist es auch die Absicht der offenbar eingeschobenen Verse 17—19 und 22a—33a, den sittlichen Geist der göttlichen Vernichtungstat zu bezeugen, die Gott allein bestimmt haben kann, die Städte zu zerstören, so wenden wir diesen Einschub so, daß wir hier die Bedingungen für eine mögliche Rettung, aber auch für die ebenso mögliche Zerstörung eines Gemeinwesens auffinden. Zu den rettenden Gewalten gehört vor allem einmal Gott selber; er möchte nicht zerstören, sondern erhalten; er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe. Aber auch Gott ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden: es muß in dem Gemeinwesen eine gewisse Minderheit von Gerechten geben, die es verdienen, daß um ihretwillen das Unheil abgewehrt wird. Dabei denken wir weniger an den Gott, der um ihretwillen eine günstige Entscheidung treffen will, als an die Kraft der Bewahrung und Rettung, die von einer Minderheit auf das Ganze ausgehen kann. Es schwebt also dabei etwas von dem Sinn vor, den Jesus mit dem Gleichnis vom Salz in der Bergpredigt ausgesprochen hat. Noch tiefer freilich führt der Gedanke vom Knecht Gottes Jes. 53 in diese Zusammenhänge hinein. Es heißt nur den Wortlaut der vorliegenden Geschichte vertiefen und in unser Denken übersetzen, wenn wir zwei Gedanken darin finden: die Minderheit der Guten ist mit der Mehrheit der Bösen auf

das engste in dem einen Ganzen verknüpft und solidarisch verbunden; diese Verbindung kann ebenso den Guten zum Verderben wie den Bösen zur Rettung gereichen. Darum besteht eine Verantwortung der Guten für die Bösen. Sie müssen sich mit ihrem Leben und ihrer ganzen Person dem Guten immer enger verbinden und ohne Rücksicht und Ängstlichkeit ihren Standpunkt vertreten; vielleicht kann es dann noch gelingen, das Verderben abzuwehren. Freilich bedarf es dazu einer nicht allzu geringen Zahl; wird diese nicht erreicht, dann hat das Verderben seinen Lauf. Daran ändert auch die Segensmacht der Fürbitte nichts, wie allem Überschwang gegenüber unsre Erzählung nüchtern feststellt. So ergreifend auch die Gestalt des Freundes Gottes ist, der sich immer wieder unterwindet, Gott zu bitten, um auch die letzte Möglichkeit zur Rettung zu gewinnen, an der Macht der Tatsachen scheitert seine Fürbitte, da Gott selbst keine Wunder tun kann, wenn er auch aus Kleinem Großes hervorzurufen vermag. So legt die Sage den ganzen Ernst der Aufgabe dar, die dem heilerfüllten Volk gegenüber dem heillosen auf die Seele gelegt ist, ob sie nun darin besteht, tätig zu sein im Kampf gegen das Böse, oder ob es nur darauf ankommt, wie es sich für die meisten geziemen dürfte, ein innerlich gutes und tüchtiges Leben einfach und unbewußt auszuleben. Es ist nun ohne weiteres klar, wohin die Geschichte als Text gehört: wo nur irgend bei einem Fest der Innern Mission oder einer andersartigen Bestrebung zum Besten des Volkes, wie es zumal das Blaue Kreuz oder der Kampf gegen die Unsittlichkeit sind, die göttlichen und himmlischen Kräfte aufgerufen werden sollen gegen die verderblichen Mächte der Finsternis, da wird sie, weil sie von Jugend an bekannt und um ihrer lebhaften Bewegung willen anziehend ist, nicht leicht ohne großen Eindruck behandelt werden. Sonst kann man, ohne Rücksicht auf solche allgemeine Gesichtspunkte den Abraham in seiner kühnen Demut und seinem gläubigen Liebeseifer als Vorbild der Fürbitte vor Augen stellen.

2. Die Geschichte vom Untergang der Stadt Sodom zeigt, wie Gottes Barmherzigkeit durchaus nicht immer zur Rettung führt. Die Mächte, die ins Verderben reißen, lassen sich klar und wirkungsvoll herausstellen, ohne daß man der Erzählung zu sehr Gewalt antun müßte. Traurige sprichwörtliche Bedeutung haben die Sodomiter erlangt, ohne daß allgemein bekannt wäre, worin ihre Schlechtigkeit bestanden hat; vielleicht ergibt sich mancherlei Anlaß, vor ältern Schülern und auch in der Predigt die altgewohnte verderbliche Prüderie fallen zu lassen und ein paar offne Andeutungen darüber zu machen. Es ist die gemeinste und unnatürlichste Form der Unzucht, die am stärksten wie alle Unnatur sonst auch, die Gemeinschaften verwüstet, wie auch eine Gemeinschaft am schönsten blüht, wenn in ihr die einfachen Regeln der Stimme der Natur beachtet werden. Es ist sicher nicht zu gewagt, wenn man neben diese üblen Gestalten auch den Lot als den Vertreter einer schwächlichen Haltung gegenüber der Sünde hinstellt, der mit ihr paktiert und auch das Opfer der eignen Töchter nicht scheut. Auch die Schwiegersöhne, die die Warnung des Boten Gottes nicht ernst nehmen, dürften ohne Bedenken sinnbildlich aufgefaßt und verwertet werden können. Nicht weniger auch Lots Weib, das sich umschaut nach dem Verderben, anstatt stracks geradeaus zu seiner Rettung zu eilen. Dem gegenüber stehn bloß die Engel als Mächte der Rettung da, die Lot ins

Haus zurückziehen, die Familie warnen und mit Gewalt aus der Stadt hinausführen. So retten sie sie nach Zoar, und die Stadt verfällt der Vernichtung. Für jedes Kindergemüt zumal verbindet sich mit dieser Erzählung der Eindruck nicht nur des schauerlich anziehenden Stoffes, sondern auch der des Ernstes aller Sünde und der der Gerechtigkeit Gottes. An solchen Stoffen lernt das Kind das ABC der Sittlichkeit besser als an einer abstrakten Moral. Und wenn man die Geschichte hinstellt offen als Sage und so hübsch zu erzählen weiß wie Suf. Tank in den Monatsblättern für ev. Rel.-Unt. 1913, dann wird man keine Sorge haben, daß die Frage, ob es auch wirklich so geschehen sei, dem starken Eindruck von der Wucht des göttlichen Ernstes und der Gefährlichkeit der menschlichen Sünde erheblichen Eintrag tun könnte. Ob man gegenüber dieser Hauptsache noch einzelne Züge herausheben mag, wie die geringe Schätzung der Töchter, die manchmal auch heute noch als Mittel herhalten müssen, um ein Haus zu retten, oder den Haß der Leute von Sodom gegen den hergelaufenen Lot, der sich zum Richter über sie aufspielen wollte, weil er nun nicht mit ihnen zusammen gehen will, bleibt dem Geschmack und der Gelegenheit überlassen.

Isaaks Geburt und Ismaels Verstoßung.

21, 1–21.

1. Auch hier liegt uns nichts mehr an dem völkerkundlichen Gesichtspunkt, also an der Frage, woher kommt der Stamm der Ismaeliter? Dafür wird uns, wie schon des öftern der dem Erzähler ganz fern liegende volkserzieherische beschäftigen, also die Frage, wie heuzutage für unser Volk jenes Übel, das man dem geringer angesehenen Nachbarstamm in nachbarlicher Neckerei oder Bosheit nachsagte oder mit dem man einfach sein Dasein und seine Art erklären wollte, beseitigt werden kann. Zuvor freilich müssen wir auf die Züge persönlich frommen Lebens eingehen, die uns die Erzählung als Licht und Schatten aufzeigt, ob sie nun so dem Sinn des ursprünglichen Erzählers entsprechen oder ob wir sie mit unserm Auge aus ihr herausschauen. Sicher gehört zu den erstern der Glaube im tiefsten Sinn des Wortes, also jenes Hoffen und Wagen, Trauen und Bauen auf etwas Unsichtbares und schier Unmögliches, das den Kern aller biblischen Frömmigkeit ausmacht. Wir allzurationalen Leute müssen uns das immer wieder einmal sagen und es auch andern verkündigen, dieses tapfere Halten an dem, das man nicht sieht, als sähe man es. Daß es sich dabei nur um hohe Güter handeln kann, wie es im Fall Abrahams ist, also um den Bestand des Stammes und ein zukünftiges Volk, versteht sich von selbst; für kleine Werte im Einzelleben ist das Wort zu schade. Was solches Glauben und Wagen ist und was es fertig bringt, hat uns für alle Zeiten der Krieg gezeigt. Glauben an unsres Volkes Größe und Recht in der Welt, trauen auf die höchsten Gewalten im Himmel, trauen auf die besten Kräfte im Volke selbst, das hat uns einer Welt von Feinden gegenüber vier Jahre zur größten Verwunderung von uns selbst hoch gehalten und uns vor dem sichern Untergang bewahrt, bis uns mit leiblichen Nöten und feindlicher Übermacht auch ein Versagen des Glaubens oder ein Wahnglaube zu Falle brachte. Wenn uns dieser harte Lehrgang im Idealismus nichts

geholfen hat, hilft uns nichts mehr; diese schwere Schule wird uns aber auch für immer die Schwungkraft wenigstens erstrebenswert machen, die es einfach ins Dunkle hinein wagen kann, an etwas Großem gegen alle „klugen" Einwürfe unerschütterlich festzuhalten, vielleicht auch, da wir doch den Verstand nicht ganz ausschalten können, weil sich solches Trauen und Wagen selber am besten rechtfertigt und bewährt.

2. Abraham steht da im vollen Sonnenglanz einer erfüllten Hoffnung, die ihm den Glauben gerechtfertigt hat. Aus der trockenen Erzählung die Töne des Jubels und Dankens heraushören zu lassen, ist eine dankbare Aufgabe der Predigt und des Unterrichtes. Wir Menschen brauchen alle einmal Erfüllung für unsern Glauben, einmal wenigstens, wenn es auch schon dabei anders gekommen ist, als wir gedacht hatten. Sonst müssen wir uns oft mit dem Trauen allein und seiner innerlich erhebenden Kraft begnügen, die uns das Herz stark, das Auge klar und die Hand fest macht, um Gottes Willen da zu finden, wo er sich uns wirklich entgegenstellt, und um zu leisten oder zu tragen, was er uns aufgelegt hat. Der gewisse Trotz, der sich damit verbindet, ist eine kleine Entschädigung an unser geringeres Ich, das oft genug allein so hoch nicht fliegen kann. — Sara zeigt sich auch hier als Gegenbild des Glaubens, der Abraham so hoch gestellt hat. Hatte sie in eigenwählerischem Unglauben Gott vorgegriffen, so muß sie nun die Folgen davon beseitigen. Leicht läßt sich daraus eine Regel machen, die sich oft bestätigt findet; wer nicht abwarten kann, macht Torheiten und fällt in Sünde, und nachher muß er aufs neue sündigen, um die alte Sünde aufzuheben. Wie ein echtes Weib kann sie nun das Kind nicht ertragen, auf das sie einst ihre Hoffnung gesetzt, und erst recht das Weib nicht um sich dulden, das sie als Mittel für ihren Zweck benutzt hatte. Hart und hochmütig, wie nur immer ein Weib gegen das andere im Wettberwerb um den Mann ist, zwingt sie ihren Mann, sie zu entfernen. Dieser tut es, nicht ohne innern Zweifel, das Gegenteil des Glaubens, der stets auf falsche Wege führt, oder wenigstens den richtigen zu einer persönlichen Unwahrheit macht. — Hagar aber zeigt den Glauben in der Not, den wir bei Abraham auf der Höhe der Erfüllung gesehen haben. Zwar genügt ihre Mutterliebe, die ergreifend hervortritt, nicht allein, um sie zum Ausharren und Trauen auf die Hilfe zu bringen; von außen her muß die Stimme des Engels ihr zurufen: Verzage nicht, — ein Beispiel dafür, wie jeder von uns in seiner schweren Not alleine nicht durchhält, sondern immer wieder göttlichen oder menschlichen Zuspruchs bedarf. Aber sie hört auf den Zuspruch und schaut sich um und gewahrt den Brunnen. Wie hier in lieblichster Gestalt mancherlei Gedanken und Hilfen liegen, um Glauben, also jenes tapfere Trauen zu erwecken, bedarf nur eines flüchtigen Hinweises. Schön heißt es in einem schwäbischen Roman, daß früher alle Augenblick ein Engel dagestanden sei, um hilflosen Menschen zu raten, aber nun lasse uns Gott so allein herumsuchen; dabei kann man die Frage behandeln, wie G. Herzog in dem Sammelband Gott und Mensch (Heilbronn 1912) es tut, wie denn Gott gegenwärtig mit uns rede. R. Paulus macht in derselben Sammlung darauf aufmerksam, wie Hagar den Brunnen sieht, der schon da war: es wird kein wunderbarer Brunnen geschaffen, aber Hagar sieht, was sie vorher nicht gesehen hat; es ist also

ein Wunder des Sehens und nicht des Geschehens, wie das so oft der Fall ist. So sagt auch Jesus zu Martha: Wenn du glauben könntest, würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen. So wird das Wunder ganz innerlich: Gott tut die Augen auf, anstatt daß er den Weltlauf verändert, wie wir es wünschen. Und das heißt, daß er Glauben, also jenen Sinn für das gibt, was unsichtbar für gewöhnliche Augen, den tiefsten Sinn des Lebens und die höchste Kraft für die Seele bedeutet. Darüber kann man auch einmal besonders sprechen, etwa im Advent, daß uns Gott und alles Heil meist näher ist, als wir glauben.

Auf Hagar wirkt dieses Glauben ebenso belebend, wie Sara ihr Unglaube hinabgezogen hatte. Sie glaubt an die Zukunft und an das Leben und darum sorgt sie für Leben und Zukunft; über all unser Tun und Lassen entscheidet unser Glauben, ob wir es wissen oder nicht. Wie viel Gedanken sich hieraus für die Erziehung gewinnen lassen, ist ja klar. Für sie gilt vor allem, daß Glauben Ziele stecken und Wege finden, Opfer bringen und Unmögliches leisten hilft, wenn man nur an das Leben und seine hohen Werte glaubt. Ganz besonders freilich gilt alles, was hier zu sagen ist, von der Arbeit an den Schicksalsgenossen Hagars und Ismaels, den unehelichen Müttern und Kindern, in denen auch Gutes steckt, das oft genug gerade durch die Annahme, daß sie alle nichts taugen, zerstört wird, um lauter Bösem Platz zu machen. Über die Arbeit der Volkserziehung zugunsten dieser beiden Arten von Stiefkindern der Gesellschaft unterrichtet Grete Meisel im Ersten Band des Buches „Das Wesen der Geschlechtlichkeit" in einem Sinne, der gleichweit entfernt ist von unsittlicher Sentimentalität und pharisäischer Härte.

3. Wo nur irgend etwas zu sagen ist über die Aufgabe an den Opfern der ehebrecherischen oder unsittlichen Gewohnheiten, also die Arbeit an den gefallenen Mädchen oder den unehelichen Kindern, da ist die Geschichte von Hagar ein einzigartiger Text. Feiern von Rettungshäusern oder von Vereinen zum Kampf gegen Unsittlichkeit oder Predigten über diese Seite der Innern Mission werden hier eine reiche Ausbeute von Gedanken finden: im Gegensatz zu den so harten frommen Menschen ruft der Engel vom Himmel als die Stimme der Barmherzigkeit der Hagar den Trost seines Wortes „Verzage nicht" — zu und zeigt den Brunnen der Hilfe; dazu fügt er das ermunternde Wort „ Stehe auf und nimm den Knaben fest an der Hand", eine Mahnung, in der alles leicht sinnbildlich aufgefaßt werden kann. Ein großes Volk kommt auch aus solchen Kindern, häufig eins im übelsten Geist; aber auch sie sind berufen, etwas Tüchtiges zu werden, wenn man sie nur behandelt, wie es dem Glauben an Gott und dem an die Menschen entspricht.

Die Opferung Isaaks.

Kap. 22.

1. Mit frohem Verzicht auf jegliche Kritik, die uns manch andern Erzählungen über Abraham gegenüber von unserm christlichen Standpunkt aus aufgezwungen wurde, können wir uns hier willig beugen vor der Hoheit und dem schweren Ernst eines Erzählers, der uns voller Verständnis in schmerzliche Lebenstiefen und auf einsame Glaubenshöhen führt. Wie den Herzog der Seligkeit so hat auch Gott den Vater der Gläubigen durch schwere Anfechtung

und bittern Verzicht zu seiner Heldenhöhe und Führerstellung emporgehoben: zweimal läßt er Abraham sich losreißen nach seinem Rat von dem Liebsten, was er hat; und zweimal reißt sich Abraham davon los, ganz still und in sich gesammelt, ein ewiges Zeugnis dafür, daß die biblische Religion für alle Zeit eine solche des Entsagens und des Gehorsams im Glauben bleibt. Ernst und schwer spricht so das Nein des Lebens im zweimaligen Opfer Abrahams zu unserm Lebenstrieb, der trotz aller gedanklichen Bereitschaft zu dem opferbereiten Wort von Gethsemane doch nicht loskann von dem Wunsch, sich Gott für seine, wenn auch noch so ideal ausgedrückten persönlichen Zwecke dienstbar zu machen. So öffnet die eine Seite der Erzählung die furchtbare Seite am Leben und den ganzen unerbittlich stummen Ernst des Gottes, der, anstatt der immer freundliche Geber aller guten Gaben, der harte Zerbrecher unsrer tiefsten Wünsche ist. Es darf aber doch nie neben diesem harten Nein das nicht wehmütige, sondern kraftvolle Ja des Glaubens fehlen. Dieser sieht nicht nur einen Sinn und Willen in dem Befehl zum Opfer, sondern auch ein hohes Gut, das ihm seinen Sinn gibt und zugleich so seine oft schon im kleinern Opfer erprobte Hoffnung stärkt und vertieft, daß auch diesmal und immer der Weg durch die Tiefe in die Höhe, wie der zur Höhe durch die Tiefe führt. Ohne solchen positiven Sinn, der für uns in der Vollendung der Persönlichkeit und in ihrem Segen für andre liegt, ist Opfer nicht Opfer, sondern Quälerei und die Auffassung, die dahinter steht, nicht Askese, sondern Zynismus. Aber durch Entsagen Tiefes und Ewiges zu gewinnen, durch Sterben lebendig zu werden, durch Verlieren zu gewinnen, diese heilige göttliche Paradoxie, von allen tiefen Geistern erkannt und von den Besten zu aller Zeit in schmerzlichem Ringen angeeignet, bildet das durch Jesu Hingebung und Gottes Opfer des Geliebten zum Grundgesetz der Welt erhobene Gesetz des Opfers, das bis weit in die organische Welt der Natur hineinreicht. Erst wenn man dieses begriffen und in saurem Kampf sich zu eigen gemacht hat, weiß man, daß im Grund des Glaubens der Gehorsam und der Verzicht liegt, und zwar mehr als das sacrificium intellectus. Denn beide gehören zusammen: ein Opfer ohne Glauben ist unmöglich, weil es kein Mensch aushält, etwas Teures ins reine Nichts zu geben, ohne sich zu verbittern oder zu zerbrechen; und ein Glaube ohne Opfer ist eine Spielerei mit Begriffen oder eine sehr leicht zu bestätigende Meinung über dies und jenes. Aber ein Opfer rechter Art ist da, wo sich ein Mensch etwas freiwillig abringt im Vertrauen auf einen hohen Willen, der weiser ist als er, und im Hinblick auf ein Gut, das, ob erkannt oder nur geahnt und gehofft, das Gut weit übertrifft, von dem sich das Herz nur mit blutiger Wunde trennt. Daß solches Gut nur im Seelischen oder hier besser gesagt im Überweltlichen liegen kann, versteht sich von selbst. Opfer und solches Überweltliche fordern einander, sonst ist dieses bloß eine schöne Randleiste des Lebens und jenes eine Dummheit oder eine Art von Selbstmord. Glauben aber hilft jeder Lebenslage, auch der grausamsten, Lebenswerte abzugewinnen, die, um es immer wieder zu sagen, nur im Gewinn persönlicher Kraft und im Halt für andre liegen können. Wo uns ein durchgelittenes ernstes Antlitz mit all seinem erkämpften Frieden grüßt, da ist der Geist von Morija und Gethsemane lebendig, ebenso wie in einem verbitterten Gesicht der düstere Widerschein einer

Seele liegt, die die große Niederlage erlitten hat, weil sie zu dem Nein des Lebens nicht das Ja des Glaubens fand.

2. Wenn man mit solchen Gedanken unsre oft so harmlosen Kirchengäste in die Tiefe des Lebens und der Ewigkeit führt, dann muß man auch ihrem Bild von Gott ganz andre Züge geben, als es ihrer gewöhnlichen Katechismusweisheit entspricht. Haben sie gelernt, daß Gott solches auferlegt, um uns zu „prüfen", wie es immer noch billige Schulweisheit nach eignem Modell verständlich macht, so müssen wir einmal Abrahams garnicht selbstverständlichen Gehorsam mit dem Nachdruck auf seinen Gipfel erheben, mit dem etwa sein leidgeprüfter Bewunderer Kierkegaard seine wunderliche und wunderbare Lobrede auf Abraham hält (die Schrift von Eduard Lehmann in der Sammlung: Die Klassiker der Religion), die er mit den Worten schließt, daß er nie vergessen werde, „daß du in 130 Jahren nicht weiter kamst als bis zum Glauben". Dann aber wird man jenen auch ihr Bild von Gott langsam, all ihrem Widerstand zum Trotz, umzeichnen müssen. Denn Gott ist wirklich nicht nur seit diesem furchtbaren Krieg, wo so mancher Abraham seinen Isaak hingeben mußte, sondern seit Jesu Kreuz und schon länger, noch furchtbarer, als er hier erscheint. Sagt unsern Frommen dieser Gott Abrahams, der das Schlimmste verhütet, ebenso zu wie der Gott Hiobs, der ihm alles mehrfach wiedergibt, so müssen wir es den Kindern des Neuen Bundes zu tragen geben, daß Gott auch fordern und nehmen kann, ohne wieder zu geben, wenn er auch immer etwas wieder gibt. Dieses aber stammt aus dem Bereich des Unsichtbaren, das man erhoffen muß, ohne es zu sehn, worin die ganze göttliche Unvernunft unsres Glaubens praktisch liegt. Zwiefach ist es, was Gott dergestalt von uns fordert: einmal den großen Verzicht, den wir aus uns heraus leisten sollen, ganz frei und ganz freiwillig, ob es nun ein Weib, ein Sohn, ein Amt, oder ein andrer Lebenswunsch ist, an dem das ganze Herz hängt; oder er legt uns einen stummen und brutalen Verlust auf, ob es ein Todesfall, eine Krankheit oder eine tiefeinschneidende Einbuße an andern persönlichen und sachlichen Gütern ist. Beidemal verlangt er von uns unser Ja zu seinem Nein, das Ja, das uns allein zum Herrn unser selbst und des Lebens macht, während wir mit dem Nein bloß Sklaven bleiben, die sich unter den Füßen ihres Tyrannen im Staube winden. Wer will sagen, was leichter ist, das freie aus uns aufsteigende Ja zu dem im Gang des Lebens und im Gewissen geforderten Entsagen, oder das Jasagen zu dem, was uns als bitteres Muß in unserm Leben auferlegt wird. Immer aber hat jenes Ja die Kraft einer Befreiung und Stärkung; solcher Gnade geht freilich der verlustig, der bloß mit Worten aus Verlusten Opfer und aus Gottes Nehmen eignes Geben macht, auf daß er von den Leuten gepriesen werde; und zwar oft nicht ohne die Verführung durch eine billige Rhetorik, die gefallsüchtig oder auch nur mit wohlgemeintem Trost, ein bitter getragenes herbes Leid als solch ein Abrahamsopfer aufzuputzen versteht. So geht aller Segen in Unwahrheit verloren, während wahrhaftiges keusches Opfern durch jenen Lohn gekrönt wird, der in der Freiheit von der Welt und sich selber und in der daraus folgenden Macht über beide besteht; wenn nicht doch, wo es möglich ist, dem opferbereiten Abraham zu solchem

Segen der Sohn selber wieder geschenkt wird, als ein Gegenstand ganz neuer Freude und ganz veränderter Sorge.

3. Solche Macht über alles in uns und um uns als Ergebnis der Askese und des Opfers zu verstehn, ist auch der Weg, um die eingeschobenen Verse mit nationalem Gehalt, V. 15—18, tiefer zu würdigen. Wie Nehmen-wollen kraft göttlicher Paradoxie schwächt, so stärkt Opfern auch national; des ist der Krieg ein unvergängliches Zeugnis. Wo Opfern war, da wurde das Vaterland und das Volk dem Willigen um so lieber. Wer am meisten opfern konnte an Geld und Glück und teurem Blut, der gewinnt die Krone der Völker, die hier dem Stammvater Israels verheißen war. Die Tore seiner Feinde wird er besetzen und gesegnet sein, wie er selber den andern ein Segen wird. So hoch reicht in die wirkliche Welt hinauf, was den Wurzeln der Opferbereitschaft entsproßt, aber so tief ins ethische Reich der Gründe aller Dinge muß auch die Weltherrschaft eines Volkes hinunterreichen. Über solche Zusammenhänge wird man in Zukunft an vaterländischen Tagen uno im vaterländischem Geiste ebenso sprechen müssen, wie die erste Art, die Geschichte zu betrachten, etwa in Passionsstunden und bei schweren Anlässen im Leben der Familie am Platze ist. Auch Kinder unterer Klassen spüren nach dem Zeugnis von S. Tank etwas von dem schweren Ernst des Lebens in dieser Geschichte, wenn man ihn durch den Ernst der Behandlung spüren läßt, anstatt den kostbaren Schatz unter dem Stroh einfältiger Volksschulphrasen zu verstecken. Auf höhern Klassen kann man an Agamemnon oder an Tell erinnern.

Rebekkas Brautwerbung.

Kap. 24.

1. Während sich die alte heilsgeschichtliche Auffassung darüber freut, daß sich an dem von Gott auserwählten Stamm des Heils, aus dem einst das Reis der Verheißung, der Messias, emporwachsen wird, ein neuer Trieb hervorkommt, sucht die neuere pädagogische Behandlung die Geschichte nach solchen Zügen ab, mit denen sie das religiöse und sittliche Urteil bilden und läutern kann. Als solche ergeben sich ohne weiteres Abrahams Treue und Glaube, der dem Sohn nur aus dem Stamm der Verheißung ein Weib nehmen will, Eliesers prachtvolle Gestalt voller Dienertreue und Anhänglichkeit an die Familie seines Herrn, die noch dem alten Arbeiter Fischer laut seinen Denkwürdigkeiten einen sympathischen Eindruck von seiner Jugend her macht; ferner Rebekkas liebenswürdiges Wesen am Brunnen und endlich Labans Geiz, von dem der spätere Verlauf der Geschichte noch stärkere Proben bringt. Man könnte dem noch hinzufügen, daß Gott selbst zwei Menschen zur rechten Ehe zusammenfügen muß, wie er hier auf seinem Wege des uns nur als Zufall erscheinenden Wunders es getan hat, ohne daß sich freilich nachher diese Ehe als eine erwiese, die im Himmel geschlossen ist. Von unserm ganz persönlich gerichteten Standpunkt aus können wir es nicht nachfühlen, daß gemäß antiker und auch noch bäuerlicher und aristokratischer Sitte die Rücksicht auf Familie und Stamm der auf die persönliche Neigung vorangestellt wird. Damit grenzen wir schon an ein modernes Verständnis der Geschichte, das über jene einzelheitlichen Gedanken hinausgeht. Der Sinn für das eigne Geschlecht, den wir etwas schärfer

Rassenstolz nennen, spricht uns in dieser Erzählung lebhaft an, die wir so oft nicht nur die Torheit von Ehen mit Ausländerinnen, sondern auch die Rassenschande von solchen mit gelben, braunen und sogar schwarzen Weibern beklagen müssen. Dagegen bäumt sich der richtige Instinkt auf, der hier in Abrahams Verlangen spricht, daß seinem Sohne aus dem Mutterlande ein Weib geholt werde, das ihm in das Land seiner Ansiedelung folge.

2. Aber wichtiger als solche noch so zutreffenden Gedanken älterer oder neuerer Art aus unsrer Erzählung zu holen, will uns etwas anderes scheinen. Sicher gehört sie zu den schönsten und stimmungsvollsten im ganzen A. T. In dieser Novelle oder in diesem Idyll, wie man sagen will, liegt ein solcher poetischer Reiz, daß dagegen jede andre Auswertung zurücktreten muß, wenn dieser dadurch gefährdet wird. Man lasse doch nur einmal ganz ruhig die wundervolle Darstellung auf sich wirken: wie geruhig und voller gemessener Würde geht alles vor sich! Wie haben sie alle Zeit, die hier auftreten, Zeit zum langsamen Reisen und zum ausführlichen Reden! Ja, hier kann man im reinen Osten Patriarchenluft kosten. Wie wohltuend wirkt das gerade auf erregte und ermüdete moderne Gemüter von Großen und Kleinen! Man versteht voll tiefer Ahnung etwas vom Geist des Orientes mit seiner ruhigen Würde und seinem vornehmen Behagen, und wie er auf unsere unruhige und zappelige Welt mit doppelter Ironie hinabschauen kann, weil sie sich allein die Welt der Kultur zu sein dünkt. Und dann: wie anziehend wirkt doch die ganze Umwelt dieser Geschichte auf uns ein! Die Landschaft mit dem Brunnen und den um ihn her malerisch lagernden Kamelen; jener ein Großstadtmenschen und zumal Großstadtkindern ganz unbekannter Ort aller geheimnisvollen Sagen, die von Alters her den Ursprung des lebensnotwendigen Wassers umrauschen; diese wiederum das Bild der Ruhe, ganz und gar eingepaßt in die Weite einer Landschaft, die die von Palmen bestandene Oase mitten in der unendlichen Wüste zeigt. Und auf dieser Bühne spielt sich dann in echt orientalischer Feierlichkeit und Würde, nicht ohne etwas Glanz von kostbaren Geschenken und Schätzen, die so innig gehaltene Familiengeschichte ab. — Wir sind leider alle viel zu sehr durch die geschichtliche Auffassung und durch die moralisierende Behandlung solcher wundervollen Berichte verdorben, um es zu wagen, sie einmal allein durch ihre Schönheit und Stimmung wirken zu lassen. Wir wollen immer erziehen und schulmeistern, anstatt es einmal einer solchen Geschichte selbst zu überlassen, wie sie sich dem Leser und vor allem, gut vorgelesen, dem Hörer ins Gemüt hineinsenkt, bis er den kostbaren Hauch ihres Friedens zu spüren bekommt. Wir verachten zu sehr, weil wir immer darauf aus sind, pädagogisch und erbaulich den Willen zu spannen, die Macht der Lösung, die in aller Religion und auch in aller Kunst eine Rolle spielt. Und wie gut tut es, einmal alle harten Spannungen in der Seele zu lösen und auszuruhen in etwas Hohem und Schönem, das so fein und tief voller Seele unsre Seele sucht. Leider findet in einer allzu einseitig mit Verstandesstoffen gefütterten Sekunda, auch in einer gedanklich und erziehlich überernährten Gemeinde die einfache Verlesung dieser Geschichte viel zu wenig Anklang im ästhetisch eingestellten Gemüt, woraus sich aber nur die Aufgabe ergeben kann, nach immer neuen Wegen zu suchen, wie man diesen wirklich peinlichen Mangel

ausgleichen kann. Bietet der Unterricht dazu immer die Gelegenheit, weil man in ihm machen kann, was man will, so fehlt es uns für die Bildung des Gemütes in einer Gemeinde noch an einer solchen, da die Erzählung zu lang ist, um sie im Gottesdienst zu verlesen, und wir zumeist etwas anderes von Gelegenheiten noch nicht haben.

Jakob und Esaus Geburt und Aufwachsen.

25, 21 – 28.

Weder liegt uns praktisch etwas an den alten Hirtenspäßen und nachbarlichen Stammesneckereien, noch auch an dem ernstern Anspruch Israels, zwar jünger als Edom, aber besser und bevorzugt vor ihm zu sein. Auch haben wir gar nicht die Aufgabe, gemäß der alten heilsgeschichtlichen Auffassung, die durch Gottes Wundermacht immer wieder auch gegen die Natur fortgeführte Linie über alle Erzväter und über den Stamm Davids auf den Messias hin zu preisen, noch auch unter allen Umständen im Sinn der alten idealistischen Betrachtung der biblischen Gestalten Jakob, wenn auch erst nach seiner angeblichen Bekehrung durch das Leid, rein zu waschen. Sondern wir nehmen diese beiden Brüder samt ihren Eltern in unsere Modellsammlung religiös-sittlicher Gestalten auf, mit denen wir auf jeden Fall, trotz der Entfernung von Zeit und Ort, darum immer besser fahren, als mit Morallehren und Bibelsprüchen, weil uns hier das Allzumenschliche in einer zumal Kindern und einfachern Leuten zugänglichen Form von Familiengeschichten anschaulich und dramatisch entgegentritt. So führt man besonders Kinder in das Leben von Menschen ein und läßt sie ihren Charakter verstehen; dann schärft sich der Blick und das Urteil übt sich, nicht ohne daß bereits vorhandene sittliche und religiöse Empfindungen durch solche Betätigung geklärt und befestigt werden. Darum ist die beste Form, wie man solche Geschichten behandelt, die der Unterredung; denn in ihr kommt die Selbstbetätigung der Kinder, ihrem tiefsten Drang entsprechend, am besten zur Geltung. Dafür ist das Heft von S. Tank das beste Zeugnis. Mit ihr kann man aus den paar Zeilen unsres Berichtes ein umfassendes Bild der Familie Isaaks hervorziehen: Isaak, von dem wenig berichtet wird wie von so manchen Söhnen großer Männer, nur daß er gerne Wildpret aß und darum den ältern Sohn bevorzugte, Rebekka, die den häuslichern jüngern Sohn lieber hat, wie ja so oft gerade zwischen Mutter und dem jüngsten Kind ein enges Band besteht. Dann die beiden Söhne noch besonders für sich: der Waidmann, der sich auf dem Feld umhertrieb, die Freude der Knaben; der Hirte, der im Zelte wohnte, ruhig und sittsam, der Günstling der Mädchen; der erste in einem der Urberufe, die ihn der Ordnung auch seiner seelischen Eigenschaften entzog, während der andre in dem Beruf des Hirten mehr äußere und innere Ordnung innehalten und auch dabei einen Verstand betätigen mußte, der über das Heute hinaus an das Morgen dachte. Wie der eine die Tiere jagt und der andre seine Tiere pflegt, das ist zumal für kleinere Kinder immer ein anziehender Zug an dem Bild der beiden Brüder.

Jakob kauft von Esau die Erstgeburt.

25, 29 – 34.

1. Diese Geschichte zeigt die beiden Söhne derselben Eltern in der ganzen Verschiedenheit ihrer Natur und ihres Charakters: Esau in der Leidenschaft des müden und heißhungrigen Mannes, dem für den Augenblick die Zukunft feil ist; Jakob, der mehr schlau als klug die Konjunktur benutzt, um ein gutes Geschäft zu machen. Dahinter aber liegt noch ein tieferer Gegensatz: wenn Esau spricht, daß er ja doch sterben müsse, was helfe ihm dann seine Erstgeburt, dann ist das mehr als Müdigkeit und Gleichgültigkeit unter dem Druck des allbeherrschenden Triebes; darin liegt doch auch etwas von lebensuntüchtiger Gesinnung (M. Weiß, Monatsblätter für ev. Rel.-Unt. 1916). Jakob aber, der mit der Zukunft rechnet, ist auch für ein Leben in ihr bestimmt: die Zukunft hat, wer an sie glaubt. So dürfen wir nicht ohne weiteres den einen bedauern und den andern verdammen: es ist diese Begebenheit zwischen den Brüdern ein Spiegelbild für das Verhältnis nicht nur zwischen Edom und Israel; wer wüßte heute etwas von jenem ohne seine Beziehungen zu diesem? — sondern auch für den Wettkampf zwischen den Völkern gilt das gleiche Gesetz, daß der Lebenstüchtige auf Kosten des Lebensuntüchtigen aufsteigt. Und wenn dies mit einer Sünde geschieht, so bleibt es Sünde, aber gemäß tragischer Notwendigkeit dieser üblen Welt vollzieht sich auch ein solcher Aufstieg nicht immer ohne einen üblen Zoll an diese Art der Welt. Natürlich muß dieser ja auch von Jakob mit schwerer Buße und auch Strafe bezahlt werden, weil sich das sittliche Gesetz, das noch tiefer in der Welt verankert ist als das des Kampfes ums Dasein, nicht spotten läßt. Das muß ein Volk mit in den Kauf nehmen, wenn es nicht bereit ist, sich seinen Weg auf dem steilern, aber reinern Weg sittlichen Strebens zu bahnen. —

Den Ton des scharfen Tadels wird man zuerst einmal auf Esau legen, denn er ist dumm, wie jeder, der sich von seinem Triebleben überrumpeln läßt. Die Anwendung auf unser Volk liegt nicht fern: vielleicht werden wir noch einmal erkennen, wie unser Verlangen nach dem Linsengericht des Mammons und der andern Besitztümer und Genüsse der Welt uns um unsre Erstgeburt gebracht haben, die mit dem geradezu zum Spott gewordenen Wort von dem Volk der Dichter und Denker bezeichnet war. Sicher gibt uns die Zeit nach dem Krieg Anlaß genug, auf unsere Kreise mit diesem so einschneidenden Bilde einzudringen, daß sie sich nicht aufs neue von dem Taumel berauschen lassen, der nach dem letzten Krieg zum Tanz um das Goldene Kalb führte. Zwar hat uns die Not des Krieges Idealismus genug widerwillig aufgezwungen, um ihn an sich selber wieder als den besten Sinn des Lebens zu schätzen; aber nur in kleinen Kreisen merkt man heute etwas davon. Darum ist die Geschichte, die um ihres so behaltbaren und sprichwörtlich gewordenen Bildes vom Linsengericht willen, ein guter Text für alle Bußtage und andre wichtige vaterländischen Begehungen. Auch wo von wirtschaftlichen Dingen im Verhältnis zu sittlichen die Rede ist, also bei jeglicher Veranstaltung evangelisch-sozialer Art, kann sie zu eindrucksvollen Bitten und Mahnungen gebraucht werden. Besonders die Jugend wird sich in Predigten an Festen von Jünglingsvereinen

oder in freien Unterredungen im Sinn von F. W. Förster, wo sie möglich sind, auf das ernsteste an diesen beiden jungen Männern die Grundsätze für ein tüchtiges Leben klar machen lassen können. Daß mit dem Tadel für Esau Jakob nicht frei gesprochen wird, versteht sich von selbst; es ist doch nun eine üble Art, die Notlage eines Bruders in solcher allzu klugen Weise auszunützen, wenn ihm auch der Erfolg Recht zu geben scheint. Aber diesem Schein gegenüber muß man auf die unlautere Art hinweisen, wie er gerade nicht ein ideales Recht, sondern das sehr materielle auf den ganzen Besitz seines Vaters dem Bruder abzuschwindeln versteht. Es ist oft recht schwer, dem Schelmen, der zum Gewinn den Beifall der Lacher hat, eben als einen Schelmen oder als einen Betrüger hinzustellen; aber es ist um so nötiger, weil der Ernst des sittlichen Urteils und die Heiterkeit des eingeweihten Zuschauers zumal bei Kindern und einfachen Leuten einander auszuschließen pflegen.

Jakob betrügt Esau um den Segen.

Kap. 27.

1. Mag mit Recht oder Unrecht der Forscher hinter unserm jetzigen Bericht eine lustige Hirtensage vermuten, die den schlauen Stammvater darstellt, wie er seinen Bruder übers Ohr haut, für uns ist maßgebend der ernste, strenge Stil der Erzählung, in den sie der letzte Darsteller eingekleidet hat. Wenn er auch, wie es sonst ja ebenfalls unterbleibt, ein unmittelbares Urteil nicht fällt, so ist doch nicht nur aus dem ganzen Ton, in dem er erzählt, sondern auch aus dem Verlauf der Geschichte selbst ersichtlich, daß sein ganz und gar sittliches Empfinden jeden Anflug von Lächeln über den alten Sagenspaß vertilgt hat. Dann ist es auch nicht ratsam, vor Kindern den Humor der Geschichte herauszustellen, zumal wenn sie, wie S. Tank berichtet, selber mit Recht in die höchste Entrüstung über dieses Verhalten Jakobs geraten; denn sittliches Urteil über die Sünde und Scherzen über ihre Folgen schließen sich aus. Es ist ja auch ein ganz gemeiner Streich; viel gemeiner als der in der Parallelsage erzählte Handel um Erstgeburt und Linsengericht. War es da noch eine Art von Abmachung, die aus der fixen Benutzung der Lage geboren, den Schein des Rechtes an sich hatte, so ist es hier eine länger vorbereitete abgefeimte Gaunerei, die darum nicht weniger schlimm ist, weil die Autorität der Mutter dahinter steht. Bedenklich, wenn nicht unmöglich als Predigttext, wegen seines ganz und gar negativen Gehaltes, kann das Stück ausgezeichnete Dienste tun, wenn man es versteht, in der Weise von S. Tank mit den Kleinen oder in der von F. W. Förster mit den Großen eine Unterredung durchzuführen, in der man nur behutsam weiter leiten und klären muß, was das immer erregte Empfinden der Kinder, wo es nicht durch angebornen Stumpfsinn oder durch harte Schulzucht ertötet ist, von Urteilen meist sehr starker Art beizubringen weiß. Wie muß es sie schulen, wenn sie angeleitet werden, anders als im Stil der alten Volksschulbehandlung den frommen Lügner mit frommen Halblügen reinzuwaschen, ganz und gar wahrhaftig und schonungslos der Lüge von ihrem Ursprung an bis in ihre letzten Folgen nachzugehen. Wie leicht ist jener aufgewiesen in der Gier und dem Ehrgeiz von Jakob, den die Eitelkeit und Schwäche der Rebekka unterstützt; nebenbei — auch Rebekka ist hier wieder, der lieb-

lichen Schilderung ihrer jungfräulichen Liebenswürdigkeit entgegen, wie die andern Frauen, von denen uns bis jetzt die Genesis berichtet, recht übel gezeichnet: verschlagen, parteiisch und abgefeimt; und Jakob ist ihr echter Sohn und das willige Werkzeug ihrer Ränke. Hier entsteht eine schwere Frage für Lehrer und Kinder, die auch einmal an diesem Modell beim vierten Gebot behandelt werden muß.

2. Da häufig genug die Eltern nicht die für ihre übliche Auffassung als Autoritäts- und Respektpersonen erforderliche Gediegenheit haben: wie stellt man sich als Kind zu einer solchen Mutter oder einem solchen Vater? So bedauernswert ein Kind ist, bei dem derartige Fragen erwachen, es ist oft genug nötig, aus der idealisierenden Einfalt der alten typischen Behandlung in die harte Wirklichkeit des Lebens hinüberzuführen. Vor allem aber muß, wie gesagt, die Aufmerksamkeit der üblen Kunst gewidmet werden, mit Lug und Trug dem eignen Vorteil nachzutrachten. Wie sich die Lüge immer als Mittel für jegliche Sucht und Gier zur Verfügung stellt, wie sie im Augenblick hilft und zum Ziel führt, was jedes Kind weiß; wie sie dann auch die Tat zudecken muß, wenn sich ihre Folgen zeigen — das gibt unerschöpfliche Gegenstände für eine ernste in das Leben hineinführende Besprechung über das enge Verhältnis der Lüge zur Sünde und zur Schuld. Besonders aber muß auf ihre verhängnisvolle Rückwirkungen geachtet werden, die in der vorliegenden Erzählung mit psychologischer Klarheit zu Tage treten. Sie vergiftet und zerstört alles, den Frieden und das Selbstgefühl des Lügners und vor allem jegliche Gemeinschaft. Hat er sich auch sein Ziel erschlichen, so steht er doch unter dem Druck der Schuld, der ihn zum Fliehen veranlaßt. So wird der Segen des alten und blinden Vaters, dessen Bild einen ganz besonders belastenden Zug in die Lüge des Sohnes hineinbringt, zum Fluch; das Anrecht auf Haus und Herde hat Jakob ja wohl, wie S. Tank recht ansprechend ihren Kleinen klar macht, aber auch den Druck des bösen Gewissens, oder darf man nur sagen der Angst, die ihn außer Landes treibt. So hat die Lüge ein Familienleben zerstört, weil ihr Wesen darin liegt, Gemeinschaft aufzuheben und Vertrauen unmöglich zu machen, auf denen sie allein beruhen kann. Wie bei Sara ist es auch bei Rebekka: ohne Glauben an Gottes Macht meint sie in uralter Weiberlist, Gott bedürfe ihrer Lügen und Winkelzüge, um seine Verheißung wahr zu machen. Aber Gott bedarf unsrer Lügen nicht. Glauben heißt, ihm zutrauen, daß er auch auf dem Weg der Wahrheit sein Ziel erreiche. Schaut die Lüge nur auf den nächsten Augenblick und den Gewinn, den er ihr bringen soll, um ihn aber mit langem Fluch zu bezahlen, so vertraut die Wahrhaftigkeit darauf, daß ihr doch, wenn auch später und ganz anders, als sie dachte, nicht nur Segen, sondern auch wirklich greifbarer Gewinn zufallen wird, wie er auch unter den verlogensten menschlichen Verhältnissen immer um so sicherer und reicher ihren Lohn bildet, je weniger dieser erstrebt worden war. So liegt jeder sittlichen Frage, wie allen menschlichen Fragen und Aufgaben, eine Weltanschauung oder ein Glaube zugrunde, ebenso wie ein solcher Glaube auch ganz von selbst zu einem rechten Verhalten führen muß. Immer hat man leider Anlaß genug, allerlei Frommen solches einzuschärfen, die immer noch nicht für sich den Bund zwischen Frömmigkeit und strengster Lauterkeit schlossen

und darum oft das Bedürfnis haben, dem Walten Gottes mit List und Politik etwas nachzuhelfen.

Die Bethel-Sage.

28, 11—22.

1. Wenn es auch ganz unzweifelhaft feststeht, daß diese Erzählung eine Kultsage über Bethel ist, das vor Zeiten Lus hieß, so wird doch keine Kritik den stimmungsvollen Wortlaut der Geschichte unserm auf viel höhere Empfindungen und Gedanken zielenden Gebrauch entreißen können. Hier spricht einmal das Bedürfnis nach der behaltbaren und eindrucksvollen Form gegen die unbedingte Beachtung der Kritik und läßt uns sogar sinnbildlich auslegen, was geschichtlich gefaßt, keine Bedeutung mehr für uns hat. Dabei unterscheiden wir uns natürlich von jedem Versuch, diesen unsern Sinn als den eigentlichen oder tiefern auszugeben; wir sagen nicht, daß dies der Sinn sei, wir hüten uns auch wohl zu sagen, daß wir es so auffaßten, obwohl es nicht der Sinn sei; das eine geht gegen das wissenschaftliche Gewissen, das andre aber gegen den homiletischen Geschmack. Wir sagen ganz einfach, was wir zu sagen haben, und damit gut. Wir müssen immer das Recht behalten, an solche schönen Texte ganz andersartige Inhalte heranzubringen, weil uns das Wie als Praktikern oft nicht weniger wichtig ist als das Was. So folgen wir also mit gutem Gewissen der homiletischen Überlieferung und heben um ihres Wortlautes willen diese Geschichte von ihrer massiven und selbstischen Tiefe zur Höhe des Liedes „Gott ist gegenwärtig" empor.

Man kann ja auch Jakob kennzeichnen, indem man in seinem Traum, den er auf der selbstverschuldeten Flucht hat, seine bessere Seele walten sieht, wie wir ja oft gerade durch die Träume an uns und andern erkennen können, was für lichte Höhen und auch für dunkle Tiefen sich in einem Menschenherzen offenbaren. Man kann sogar so weit gehn, den Traum von der Himmelsleiter als das Verlangen nach Himmel und Gott im Sinn des bekannten Wortes von Augustin hinzustellen, so unbewußt es unserm Tagesbewußtsein auch bleiben mag. Was irgend die Menschen ersinnen, um über sich hinauszukommen, kann man im Sinn von Gen. 3 oder 11 als tragische Versuche deuten, dem tiefsten unsrer Triebe gehorsam, Leben, Macht und Herrschaft über die Welt gleich Gott oder den Göttern zu erlangen. Ist es auch nicht ganz ungefährlich, diese von unten nach oben gebauten Leitern dann als flüchtige Gebilde des Traumes hinzustellen, so ist auf jeden Fall der Gegensatz klar, der zwischen ihnen und der von Gott selbst gebauten Leiter besteht. Der Mensch aber ist, auch unter schweren Sünden und Schulden, zur Seligkeit und zur Macht über das Leben und die Welt berufen, der es erlebt, daß ihm diese Leiter am heiligen Orte erscheint.

2. Wir haben, unbefangener und praktischer geworden als unsre abstraktern reformierten Vorfahren, genug Bedürfnis nach Sinnlichkeit und Vermittlung des Heiligen, um uns jedes Ortes zu freuen, an dem, wenn auch nicht Gott uns, aber unsre Seele ihm näher ist als sonst, und um jedes Mittel zu ergreifen, das wiederum zwar nicht ihn uns, aber uns ihm näher bringt. Wie heilig ist diese Stätte! — dies Wort wird ganz unbefangen von der Kirche

gesagt werden dürfen, am ernst-fröhlichen Weihetag oder an einem andern, wo man, was öfter nötig ist, über die Kirche spricht. Dann aber ist Bethel überall auch da, wo immer wir Gott still und ernst begegnen: es ist jedes gewöhnliche Lager, wo am Morgen oder am Abend oder in schlaflosen Stunden der Nacht unsre Seele mit Gott zusammentrifft, es ist besonders das Krankenbett, wo Gott uns sucht, ohne daß wir es wußten; es ist jeglicher Ort, „der hochtröstlich ist zu nennen, wo wir ihn finden können, in Nachtmahl, Tauf und Wort". Für uns fragt Gott nicht nach Kirchenstil und Weihe, sondern von jedem Ort heißt es: Et hic dei sunt. Die Himmelsleiter läßt sich ebenso auf jegliches Mittel ausdeuten, das uns zum Erleben Gottes hilft, wenn es nur irgend in unsere Verwendung der Stelle und in unsern evangelisch-religiösen Gebrauch paßt. Hält es doch niemand ohne eine solche Leiter aus, da wir zumal in erregtern seelischen Lagen nicht abstrakt über die Welt Gottes und ihre Beziehung zur unsrigen denken können. So kann der Gottesdienst oder die Gemeindefeier eine solche Leiter am heiligen Orte sein, auf der Gottes Gedanken zu uns herab- und unsre zu ihm hinaufsteigen, jene als Kräfte und Antriebe, diese als Wünsche und Gelübde. Oder am Sonntag Rogate kann man das Gebet im besondern als eine solche Himmelsleiter auffassen lehren, oder sonst einmal den Glauben, der den Verkehr mit Gott herstellt. Schließlich ist auch Christus als der Weg vom Vater und zum Vater mit diesem Worte darzustellen, wobei dann die Beziehung auf die Engel wegfällt. Man müßte denn gerade im Sinn von Joh. 1,51 ihn, den Mittler, aufzeigen als den, über dem der Himmel Gottes offen ist, weil sich Gott uns in ihm zeigt mit seiner himmlischen Welt der Seligkeit und der Kraft; und die Engel Gottes umschweben ihn, hinauf- und herabfahrend zwischen ihm und dem Himmel, weil er in der engsten Gemeinschaft mit seinem Vater steht, ein Bild tiefster Gemeinschaft mit Gott, das auf uns anzuwenden als Vorbild und Muster nicht allzukühn sein dürfte. Wer Eindrücke und Einflüsse, wer Ziele und Kräfte aus der unsichtbaren Welt, etwa durch Bücher und Menschen oder rein auf dem Weg irgendwie vermittelter Einfälle empfängt, und wer seine Gedanken immer einmal wieder als Gebet und Dank, als Trauer über sich selbst und als Gelübde „nach oben" sendet, der steht in ähnlichem Verkehr durch solche Gedanken wie durch Engel mit der hohen unsichtbaren Welt.

Jakob und Laban.

Kap. 29 – 31.

1. Musterhaft wahrt der Erzähler seine unerschütterliche Sachlichkeit, ohne mit einem Zug im Antlitz zu verraten, ob er uns eine lustige Komödie oder ein ernstes Drama vor Augen führen will. Vielleicht war die ganze Geschichte zuerst das eine und wurde dann unter der Hand des Erzählers das andere. Dann wieder hätte der ernste sittliche Geist der Bibel gewaltet, um zum Ausdruck zu bringen, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Jedenfalls aber hat man, da doch für die Predigt im allgemeinen diese Geschichten nicht als Texte in Betracht kommen, im Unterricht und, wenn man sie in der Predigt als Erläuterungen etwa für Luc. 12,15 oder I. Tim. 6,9.10 verwendet, den Ton der lustigen Anekdote und der Komödie zu vermeiden. Es gibt eben noch sehr

viele Leute, denen das ein schrecklicher Gedanke ist, daß in der Bibel in solchem Ton überhaupt etwas erzählt wird, und denen der Erzvater Jakob besonders immer noch viel zu hoch steht, um ihn als Helden einer solchen Darstellung ertragen zu können. So sehr wir uns freuen, wenn uns der bunte Grundzug dieser Erzählungen einen Ersatz für Märchen bietet, so dürfen wir doch nie vergessen, daß zumal für ein kindliches Bewußtsein der sittliche Ernst einer Autorität und lose Späße zwei Dinge sind, die sich nicht vertragen. Mit der Sünde scherzt man nicht, besonders nicht vor Kindern.

Abgesehen von diesem Punkt ist die Art, wie S. Tank die Geschichten behandelt, vorbildlich. Sie benutzt sie als Modelle, um die Kinder möglichst in gemeinsamer Arbeit oder gar allein sittlich und religiös urteilen zu lehren. Man spürt ihrer Darstellung noch ab, wie sehr die Kinder mit ihrem ganzen lebhaften Sinne dabei waren. Es gibt sicher keinen bessern Weg, als den, mit Zuneigung und Abneigung bestimmten Verhaltungsweisen und Personen gegenüber die Kinder ihr eignes Urteil finden zu lassen. Dabei bedarf es gar nicht der üblichen Anwendung auf mögliche Fälle im eignen Leben, sondern es genügt, wenn der sittliche Sinn im allgemeinen geklärt und geschärft wird. Dabei kann man auch schon in die Art hineinschauen lassen, wie sich im Getriebe der menschlichen Dinge Sünde mit Sünde straft; vielleicht ist auch das schon klügern Kindern nahezubringen, wie man garnicht mehr anders kann, als B und T sagen, wenn man einmal das Alphabet der Sünde begonnen hat. Habsucht und Lüge treten uns in einer abschreckenden Gestalt in diesen üblen Geschichten entgegen, als echte Kennzeichen nicht nur des Juden, wie er in der Anschauung der Leute lebt, sondern auch als die eines jeden andern Menschen, der keine höhern Ideale hat als Besitz und Genuß. Lug und Trug sind immer die willigen Gefährten einer solchen Habsucht, wie sie uns hier an Jakob und besonders an Laban entgegentritt. Aber immer trifft der Betrüger selbst auf einen andern, der auf einen Schelmen anderthalben setzt. Beide, Jakob und Laban, als die betrogenen Betrüger, bilden ohne Zweifel den Kern der Geschichte, ob man sie nun in dem einen oder in dem andern Sinne auffassen mag.

2. Behandelt man sie zum zweiten Mal auf der kritischen Stufe in den obern Klassen der höhern Schule, so wird man sicher Aufmerksamkeit finden, wenn man jene Umwandlung, die wir angenommen haben, als den Ausdruck für den Einfluß des echt biblischen Geistes, wie er schon die ersten Erzählungen der Genesis gestaltet hatte, erkennen lehrt. Dann kann man den Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, ebenso als eine Regel der sittlichen Welt erkennen lassen, wie den Zug von Humor oder tiefer Gerechtigkeit, daß der Sünder mit seinen eignen Waffen geschlagen wird. Gerade darin gilt es die sittliche und religiöse Seite an diesen Erzählungen aufzuzeigen, daß die Sünde Jakobs zu einem solchen Sündenwirrwarr führt, wie er hier zu Tage tritt; das entspricht der Wahrheit der Erzählung und der Absicht des Erzählers selber sicher viel mehr als die übliche Figur des durch Leiden geläuterten Jakob, der auch nur ein Zugeständnis an das alte Verlangen ist, in den biblischen Gestalten auf jeden Fall Muster und nicht nur Modelle im obigen Sinne zu besitzen. — Man kann noch einiges von dem hinzufügen, was Else Zurhellen-Pfleiderer in der Beilage der Christl. Freiheit, Blätter für reli-

giöse Erziehung 1916/3, aus eindringender Beschäftigung mit diesen Geschichten mitteilt: da sich der Segen Isaaks innerhalb der Jakobgeschichten garnicht erfüllt hat, weil sich ja Jakob vor Esau verneigt, anstatt sein Herr zu werden, so ist im Sinn des feinern sittlichen Empfindens von Israel das Ganze tragisch aufzufassen; denn Jakob muß ins Elend fliehen, anstatt daß er die im Segen verheißene Herrlichkeit in Empfang nimmt. So scheint es, als ob diese Erzählung von Jakob und Laban garnicht die richtige Fortsetzung der ersten Jakobgeschichten sei; setzt doch die Betrugsgeschichte reine Bauernverhältnisse voraus, weil sie 27,15 vom Hause spricht, während sonst die Väter als Hirten in Zelten wohnten. Vielleicht, meint die Verfasserin, stammt jene Geschichte aus kanaanitischen Zeiten und hat ursprünglich in sich übereinstimmend geendet, indem Jakob den Segen wirklich erhält, bis das feinere Empfinden Israels jene Verkettung von Schuld und Schicksal an die Stelle setzte.

Jakobs Heimkehr und Begegnung mit Esau.

32, 33.

1. Mitten in der Aufzählung von all den vorsichtigen und ängstlichen Vorbereitungen, die Jakob trifft, um nicht von Esau, wie er es fürchten mußte, für die alte Sünde bestraft zu werden, steht das wundervolle Wort V. 11: „Ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast.“ Man wird zweifeln, ob man von diesem Worte aus die ganze Geschichte als die des durch Leid geläuterten Jakob auffassen oder ob man es als einen fremdartigen Zug in dem Fuchsgesicht Jakobs verstehen soll; aus dieser Verlegenheit hilft die Erkenntnis, daß das Wort einem Einschub angehört, der in der gewohnten erbaulichen Weise Jakobs Bild übermalt. Hat man das eingesehen, dann wird man zwar nicht auf das Wort, aber auf seine Erklärung und Erläuterung aus der Person Jakobs gerne verzichten. Man kann auch ohne dies seinen wundervollen Gehalt in der einzigartigen Form, bei Konfirmation und Jubelfeier von Ehe und Dienstbeginn und andern hohen festlichen Anlässen, aus der Tiefe frommer Erfahrung heraus entfalten. Wer bei einem solchen Rückblick in festlicher Stunde nur die beleuchteten Gipfel und Höhen seines Lebensweges sieht, der wird sicher, ist er nur einigermaßen echt und gut, ganz von selbst still in sich seine Unwürdigkeit fühlen; wie Petrus nach dem großen Fischfang, wie der verlorne Sohn und der Hauptmann von Kapernaum; und diese wiederum kommt dem feinen Gemüt nirgends stärker und brennender zum Bewußtsein, als wenn es von Gottes Güte zur Buße geleitet wird. In solcher aus Scham vor dem Glück und Gottes Güte entstandener Demut liegt das beste und tiefste Echo auf Gottes Evangelium; denn die Scham vor der Güte ist stärker und hoffnungsreicher als die Furcht vor dem Zorn. Nur muß dieses Gefühl, wenn es echt sein soll, ganz von selbst aus der Tiefe der Seele unter dem Eindruck der Güte Gottes emporklingen, also von Worten weder anfuggeriert noch in seiner empfindlichen Reinheit gefährdet sein. Dann aber genießt man sein Glück ohne die Sorge vor der Götter Neide, weil man es als Gnade genießt; und aus dem überfließenden Herzen kommt eine ganz andere Güte und das Streben, gut zu sein, hervor, als wenn nur die Furcht vor Verlust und Schaden den Willen aufpeitscht. So kann man von der dankerfüllten

und demütig genossenen Gegenwart hoffnungsfroher Jugend oder gesegneten Alters aus auf die kurze glückerfüllte oder auf die lange von Schicksalen bewegte Vergangenheit einen Blick werfen und dann noch auf die lange und an Aufgaben reiche Zukunft oder den ernsten Lebensabend; dazu bewegten Menschenherzen hilfreich zu sein, ist eine der schönsten Aufgaben des Amtes.

2. Das Ringen Jakobs mit Gott V. 23—33 in der alten Weise aufzufassen und auszulegen, daran hindert uns wieder unsre kritische und religionsgeschichtliche Erkenntnis, wie sie uns so manchen altbegangenen Weg verschließt. Jedenfalls dürfen wir nichts von einem Gebetskampf in der Erzählung selbst finden wollen; denn diese ist offenbar sehr massiv und mythologisch gemeint. Sie will auch ja nur den Namen Israel und das Verbot, die Spannader zu essen, zum Verständnis bringen, zwei Dinge, an denen uns gar nichts mehr gelegen ist. Haben wir das Bedürfnis, ein wirkliches Ringen mit Gott zur Anschauung zu bringen, so steht uns in der Passionszeit die Geschichte von Gethsemane näher, die uns alle üblen Künste erspart. Hat man einmal den wahren Bestand der ganzen Erzählungsgruppe erkannt, dann darf man nicht über den Lügner und Betrüger Jakob in Unwahrhaftigkeit sprechen; dann müssen wir auch die Überlieferung in Predigt und Unterricht ehrlich bei Seite setzen und die Bibel wirklich nur das sagen lassen, was sie sagt. Fällt dabei das Erbauliche weg, so schadet das gar nichts; es ist für Kinder einmal eine Erleichterung und eine Freude, wenn sie eine Geschichte nach dem Rat, den Karl Zimmermann in der Christlichen Freiheit gibt, rein für sich, ohne Anwendung auf das Leben, mit all ihrer düstern Schönheit und geheimnisvollen Handlung zuschauend genießen können. Damit ist ein Drittes über der üblichen Erklärung und dem rationalistischen Verzicht auf die ja doch kritisch so anfechtbare Geschichte gegeben, woran sich freilich der Schulmeistergeist noch wird gewöhnen müssen. — Wer aber die Geschichte als Trägerin von ihr fremden, doch an sich richtigen Gedanken nicht missen will, nehme sich an der Konfirmationsrede von Robertson ein Muster, wie man es machen kann. Empfand nach ihm Jakob in jener Stunde das Geheimnis des menschlichen Daseins, so folgt mit Recht, auch bei uns und den Kindern von heute, diese düstere Offenbarung des Lebens der heitern erst sehr viel später nach, da auf der Himmelsleiter die Engel Gottes auf- und abgestiegen waren. Wenn Jakob den Namen Gottes erfahren wollte, so wollte er damit ein wirkliches Wesen und seinen Charakter erfahren; denn ihn zu erkennen und von ihm gesegnet zu werden, ist der Sinn seines Kampfes mit Gott. Es offenbart sich aber Gott damals wie heute in der einsamen, stillen, unbestimmten Dunkelheit, und nicht ohne mancherlei Schrecken, der uns aber mehr Segen bringt als die Freude. Seinen Namen aber sagt Gott nicht, weil der Name, wie das Wort so häufig, das Wesen nur noch mehr vor uns verbirgt, sondern er gibt sich dem Fühlen hin, das immer da am stärksten ist, wo kein Name genannt wird. Daraufhin aber wird man wie Jakob dem halbehrlichen Wesen entrissen und als Kämpfer des Herrn und Fürst Gottes ganz und gar echt.

3. Wer das Stück 33,1—18 aufmerksam liest, muß der Tradition über den geläuterten und durch die Verfolgung erzogenen Jakob widersprechen, weil es genau das Gegenteil besagt. Leider ist das Bedürfnis nach Vorbildern und

Modellen für Bekehrung und Erziehung zu groß, als daß man der Versuchung widerstehen könnte, auch Jakob wenigstens als den geläuterten Sünder auszustatten. So wie Jakob aber sieht nur ein Bekehrter übler Art aus. Jenes schöne Wort über seine Unwürdigkeit darf niemand täuschen über die Niedrigkeit seiner Handlungsweise, die noch aus demselben bösen Gemüt herauskommt. Er ist und bleibt ein Lügner und Heuchler. Das tief Sittliche einer solchen Erzählung braucht nun gar nicht in der Vorbildlichkeit ihres Helden zu liegen, sondern kann sehr wohl in dem ganzen Geist der Darstellung und Beurteilung enthalten sein. Dem genauern Blick zeigt sich hier, von welchen bösen Folgen die Lüge begleitet ist. Wie sich Jakob vor seinem Bruder fürchtet, wie man sich immer fürchtet vor jemand, dem man Unrecht getan hat! Wie er immer weiter schwindeln und heucheln muß, weil er einmal den geraden Weg verlassen hat! Welche Pein er erleidet angesichts der vierhundert Mann Esaus, um nach all seinen Winkelzügen, die ihm den gefährlichen Bruder vom Halse halten sollen, schließlich gegen sein Wort nach Sichem hin auszukneifen! In ein sehr grelles Licht wird dieser Charakter des durch Leiden geläuterten Trägers der Heilsgeschichte durch den Vergleich mit seinem Bruder gerückt, der einfältig und harmlos, wie beim Linsengericht, alles vergessen hat und ehrlich um seinen Bruder Jakob Sorge trägt. Man kann diese ganze Entwicklung entweder in einer Predigt über die Lüge und ihre Folge einfach schildern ohne viel dazu zu tun, oder man kann im Unterricht wieder an diesen Modellen sittliche und religiöse Erkenntnis gewinnen lassen, wenn man nicht auf mittlern Klassen das Wesen eines verlogenen Charakters und die Schwierigkeit seiner Bekehrung oder die unheilvollen Folgen einer Lüge für den Lügner und die ganze Gemeinschaft, zu der er gehört, erläutern will. Beidemal kann man auch darauf hinarbeiten, daß das Wesen der Strafe für die Sünde mehr in der innern Angst als in dem äußern Unglück gesucht werden muß. Zeigt Jakob Furcht in seiner angeblichen Liebe, so treibt das Evangelium aus der Liebe zu Gott und der zu den Menschen die Furcht aus und bindet mit dem kostbaren Band des Vertrauens bisher getrennte Seelen tief und dauernd zusammen.

Josef.

37 – 50.

1. Worin liegt das Anziehende dieser Geschichte, das sie nicht nur für Kinder, sondern auch noch für Erwachsene hat? Es liegt weniger in den völkischen Beziehungen, die sie ohne Zweifel besitzt, als in der Gestalt und in dem Geschicke des Helden selber. Wir haben hier die ausgeführteste Beschreibung eines ganzen Lebens im A. T., wenn wir die von David im zweiten Buch Samuel ausnehmen. Gerade von dieser unterscheidet sich die uns vorliegende durch eine Reihe von Zügen. Ohne Zweifel ist sie viel mehr als jene mit Sagen und geschichtlich dargestellten Gedanken ausgeschmückt, die sich als eine der besten Lebensbeschreibungen aus dem Altertum herausstellen wird. Aber wenn man sie auch ganz als Sage fassen kann, so tritt doch eine so einheitlich gezeichnete Persönlichkeit als Mittelpunkt heraus, daß der Eindruck immer wieder entsteht, als wenn man es mit einer geschichtlichen Gestalt zu tun habe.

Diese ganz plastisch-runde und vollständige Figur Josefs macht es auch kritisch gestimmten Lesern schwer, von ihm anders als von einer wirklich geschichtlichen Gestalt zu reden. Wir haben einen Menschen von Fleisch und Blut und zwar von unserm Fleisch und Blut vor uns. Freilich wird dieser Eindruck dadurch abgeschwächt, daß offenbar durch sein Leben eine bestimmte Leitung hindurchgeht. Es ist ein Lebensgang in aufsteigender Linie, mehrfach durch Senkungen unterbrochen. Das Einzigartige daran aber ist, daß er mit jener Gestalt und ihrem Charakter sehr genau verbunden ist: darum weil der Charakter so war, mußte dieser Lebensgang eintreten und weil dieser eintrat, darum wurde der Charakter so und so. Darin aber haben wir das Ergebnis der Dichtung und zwar gläubiger Dichtung. Zwar erscheint Gott nirgends mehr wie zur Zeit der frühern Väter, weder in körperlicher Gestalt noch im Traum; aber überall ist seine Hand zu spüren, die ernst und gütig seinen Erwählten durch Sünde und Schuld, durch Höhen und Tiefen hindurchleitet seinem Ziele zu, selbst gerettet und der Retter seiner Familie zu werden. Das ist aber nichts anderes als ein Lebensgang im Lichte des Glaubens oder umgekehrt Glaube an die weise Leitung Gottes in Gestalt einer Lebensbeschreibung. Gerade dies aber macht die Geschichte so überaus verwendbar für alle praktische Erbauung. Keine Geschichte mit all ihrer Unberechenbarkeit bedarf einer starken Umwandlung, um erbaulich zu wirken; hier aber haben wir schon die erbauliche Idee als die Macht, die den Stoff gestaltet hat und darum seine Verwertung leicht macht. Jeder Mensch fühlt, wie menschlich die Gestalt Josefs ist mit all ihren Schwächen und Vorzügen, wie anziehend immer noch der Blick in dieses Familienleben wirkt, das sich so offen mit Licht und Schatten vor uns ausbreitet. Jeder aber fühlt auch, wie das Bedürfnis nach einem Sinn des Lebens, und zwar nach einem guten Sinn, hier befriedigt wird: es geht zuletzt doch noch alles gut, und zwar innerhalb des menschlichen Bereiches selber. Und solches hören wir alle gar zu gern; denn es entspricht unserm Lebensdrang, der nach vorwärts und nach aufwärts weist. Dem ernstern Blick schließen sich beide Linien, die der Entwicklung des Lebens und die des Charakters, zusammen: Josef wird erzogen vom Leben oder von der Gewalt, die hinter seinem Leben spürbar steht, ohne daß sie sichtbar hervortritt. Und einem jeden, der aufmerksam sein eignes Leben betrachtet, kommt es immer einmal als sein tiefer Sinn zum Bewußtsein, wie dies und jenes Stück von einem Sinn durchwaltet ist und wie sich auch der ahnenden Erkenntnis ein Stück langsam und leise zum andern fügt, eine erste Gabe aus der Zeit der zukünftigen Vollendung, die uns das einheitliche Band sub specie aeterni schenkt, während wir jetzt nur die Teile vor Augen haben.

So wirkt die Geschichte als Ganzes beglückend und stärkend; schade nur, daß es ihre Länge und Ausführlichkeit so selten gestattet, sie in einem Zug durchzuerzählen. Wo man es aber kann, wie etwa bei Kindern, da wird man merken, wie gespannt sie zuhören. Und als Ganzes wirkt sie sicher mehr, nicht nur in der Art erfreulichen Märchenstoffes, sondern auch für den keimenden Glauben, als wenn man alle Augenblicke eine Pause macht, um eine Anwendung herauszuholen. S. Tank hat freilich wieder für eine andre Art der Behandlung das Beste geboten, wenn sie die einzelnen Stücke der Geschichte

zum Anlaß nimmt, das religiöse und sittliche Urteil der Kinder herauszulocken und ihre lebhafte Zuneigung und Abneigung zu einem Mittel zu machen, das den Ertrag der einzelnen Stücke und der ganzen Erzählung leichter bergen hilft. Eine tiefere Behandlung wird es garnicht zu verschmähen brauchen, auf typische Züge allgemeinerer Art einzugehen, wie ja ganz offenbar zwischen dem Retter Josef und dem Retter Jesus eine Parallele besteht. Warum soll man solche Reize für die anziehendere Darstellung verschmähen, wenn man nur vermeidet, diese als die tiefe Wahrheit des Berichtes selbst erkennen zu lassen? Liegen ihr doch große Grundgedanken alles menschlichen Lebens zugrunde, die immer von dem Retter ein stellvertretendes Leiden verlangen, das dann auch für ihn selbst wie für die, die seiner Sorge befohlen sind, zu einem herrlichen Aufstieg führt.

Josef kommt nach Ägypten.

Kap. 37.

Ob man nun dies Kapitel naiv oder kritisch behandelt — an dem Nebeneinander von Juda und Ruben und von Midianitern und Ismaelitern hat man wieder einen bessern Ausgangspunkt für die Quellenkritik als an einem alten Kollegheft — es gehört zu den bewegtesten und schönsten der ganzen Bibel und ist unerschöpflich an Gedanken, die sich an den verschiedenen Modellgestalten gewinnen lassen. Was auf dem Weg der geistigen Beeinflussung geschehen kann, die immerhin neben der größern Gewalt der Umgebung und des Zwangs der Umstände nicht hoffnungslos ist, besteht darin, daß man in Unterredungen das religiöse und sittliche Urteil bildet, indem man es als das eigne der Schüler hervorlockt. Es überwiegen stark die Fehler und Gebrechen, wie sie immer noch in Familien vorkommen; das ist es ja gerade, was den Eifer kleiner und großer kundiger Sittenrichter mit dem Stolz der Überlegenheit oder dem Trost der Gleichheit erfüllt. Man kann darauf achten, wie hier alle Glieder der Familie in den ihnen gegebnen Umständen einen Anlaß zu ihrer Sünde haben, ohne daß sie damit von der Schuld freizusprechen wären. Offenbar regt sich in Josef das ahnungsvolle Gefühl etwas zu sein und noch mehr zu werden, und das wird ja auch durch den Verlauf der Geschichte bestätigt. Nur zeigt sich das wertvolle Metall seines Charakters mit viel Schlacken verwachsen, die im Feuer der Heimsuchung ausgeschieden werden müssen. Ein Wort über die Träume als über einen manchmal wichtigen Spiegel der Seele, in dem sie sich, ohne durch Klugheit und Verstellung gestört zu werden, in ihren Grundtrieben gleichsam nackt erkennen kann, wird überall bei Alt und Jung auf große Aufmerksamkeit stoßen, mag sich auch mancher nicht gern dieser Selbstprüfung unterziehen. Dumm, wie die Eitelkeit so oft ist, plaudert der siebzehnjährige Jüngling seine Wünsche und Hoffnungen aus, ohne zu bedenken, wie sie den Vater kränken und die Brüder ärgern müssen. Diese sind ohnedies schon gereizt durch die bevorzugte Stellung, die der Jüngste einnimmt, der nichts zu arbeiten braucht, was sich in dem bequemen Rock mit Ärmeln äußerlich kundgibt. Dazu kommt noch das unnatürliche Verhältnis, daß gerade der Jüngste zur Aufsicht und zum Spionieren gebraucht wird. — Den Jüngsten lieb zu haben, der noch dazu der

Sohn der Lieblingsfrau und der seines Alters war, mochte Jakobs Recht sein; aber ihn zu verwöhnen und dadurch mit seinen Brüdern zu verfeinden, war ein Fehler in der Erziehung, der überall auf Verständnis stoßen wird. Denn immer noch wird die Erfahrung gemacht, wie wenig gerade junge Leute, aber auch alte, Güte vertragen können; und zwar weil sie so leicht den Reiz beseitigt, der in dem Zwange liegt, sich erst Menschen zu erobern, an denen uns etwas gelegen ist. Oft genug kehrt sich die solchen Reizes beraubte Liebe der Verwöhnten gegen ihre schwachen Gönner, zumal wenn sie alt oder sonstwie, etwa aus Schwäche des Charakters, minder ehrwürdig geworden sind. — Die Brüder hatten sicher Grund dazu, auf Josef eifersüchtig zu sein; aber wiederum gehen sie über alles Maß hinaus, indem sie ihn beseitigen wollen. Der ausgeprägte Sinn von Kindern für Gerechtigkeit läßt also leicht den Liebling der Eltern in schmerzlichem Ausgleich die Strafe für ihren Unverstand tragen. Juda-Ruben mit seinem besonnenen Widerstand gegen die Leidenschaft der andern gefällt ebenso, wie die wirklich abgefeimte Bosheit in ihrer Botschaft an den alten Vater empört, der trotz all seiner Schwäche des Mitleides von Groß und Klein sicher ist. Wie er über den vermeintlich toten Josef klagt, während dieser seiner Erniedrigung und seiner Erhöhung zu nach Ägypten gebracht wird, dieser ergreifende Schluß krönt dieses an starken Gefühlsklängen so überreiche Kapitel, das auf die stumpfesten Kinder nur dann seine Wirkung verfehlt, wenn es von einem stumpfen Lehrer mißhandelt wird. Zu diesen starken Farben und Tönen kommt noch der feinere Reiz der ganzen Erzählung, daß man gleichsam im Hintergrund den Lenker der Geschicke an der Arbeit sieht, aus hellen und dunkeln Fäden auf seinem Webstuhl das Gewebe herzustellen, das am Ende als Ergebnis seiner nimmer ruhenden Arbeit zum Vorschein kommt. „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht". Dieses Wort schwebt als versöhnende Stimme über so manchem Leben, das dadurch vor noch mehr Irrtum und Sünde geschützt und zur höchsten Entfaltung aller Eigenschaften angestachelt wurde, daß es von Feindschaft und Bosheit, nicht ohne eigne Schuld, umringt und gequält worden ist.

Die ehebrecherische Ägypterin.

Kap. 39.

In andern Verhältnissen zeigt Josef bald, was in ihm ist: ein Glückskind und mit reichen äußern Gaben ausgestattet, läßt er es doch nicht an Klugheit und Gediegenheit fehlen, die ihn zur Freude des auf den Ahnherrn stolzen israelitischen Lesers, immer in leitende Stellung kommen läßt. So macht er sein Glück in der Fremde; der Träumer und Trödler kommt in den heilsamen Zwang der Arbeit. So stärkt er seine Willenskraft (G. Dittrich) und sichert damit schon zugleich das Geschick seiner Familie für eine Zukunft, die vor Gottes Auge offen dalag. Jener gediegene Charakter, Abrahams Segen und Israels bestes Erbe, mag noch immer ein Vorbild für jeglichen jungen Mann sein, den ein Wunsch oder die Not in die Fremde treibt. Zu den Gefahren, die ihn da erwarten, gehört immer das fremde Weib. Diese Gefahr, von gedankenlosen oder unkundigen Eltern zu wenig beachtet, wenn sie ihre Söhne in die Fremde gehen lassen, und von der Leidenschaft oder der Eitelkeit dieser selbst

verkannt, sollte häufiger zum Gegenstand einer offnen Besprechung mit Söhnen und Schülern sein, auf daß sie einst ohne Entschuldigung seien. Was Josef an Selbstüberwindung geleistet hat, geht kaum Sekundanern richtig auf; denn die Kundigen unter ihnen haben vielleicht schon gelernt, über den keuschen Josef die üblichen Bemerkungen zu machen. — Das Weib erscheint hier einmal wieder in der ganzen Gemeinheit seines Wesens. Vom Teufel der Sinnlichkeit oder der Eitelkeit oder auch oft genug der reinen Freude am Verführen zum Bösen geplagt, wirft sie sich auf die junge Unschuld, die ja auch die gemeinsten der Männer am andern Geschlecht dämonisch reizt. Das Wort, mit dem Josef sie abweist, gehört zu denen, die auswendig gelernt werden müssen, bis sie ganz tief im Gedächtnis sitzen, um jeder Zeit als Schutz gegen ähnliche Gefahren aufgeboten zu werden. Auch ohne diesen unmittelbaren Zweck ist es von Bedeutung, weil sich in ihm die Sittlichkeit gleicherweise religiös verankert, wie sich die Religion sittlich wirksam zeigt. Wo ein solcher Schutz in der Seele angelegt ist, da kann auch noch so stark die Leidenschaft anbranden, sie wird eine feste Mauer vor sich finden, es müßte denn gerade sein, daß der Trunk mit ihr verbündet ist und die Sinne samt dem Geiste umnebelt. In Seb. Franks Paradoxa steht ein gutes Wort. „Die Sünde kann man nicht anders überwinden, als mit der Flucht. Denn wie die Liebe des Geldes wächst, so stark das Geld zunimmt, also, je mehr man sündigt, je mehr wächst die Wollust zu sünden, zu huren, zu buben, zu geizen. Darum ist Fliehen hier der Sieg, und weit hintenan gut für die Schüsse, wie einer nicht unartig geschrieben hat: Ju Qua specie Martis venit victoria Parthis, Hac Venerem fuga, quae fuga sola fugat“. Einen tiefen Blick in die Weiberseele verrät die Schilderung, wie sie den verderben will, der ihr nicht zu willen ist; denn nicht nur ihre sofort wirksame Verschlagenheit sucht sich auf diese Art zu sichern, sondern ihr beleidigter Stolz dürstet nach Rache. Wenn man es wagt, in einer höhern Klasse auf solche Dinge einzugehen, dann wird man die geradezu hörbare Stille finden, die immer die Behandlung dieser so anziehenden geheimnisvollen Dinge vor Jugendlichen begleitet. — Mit ihrem Hasse gegen den diesmal unschuldigen Josef gesellt sie sich zu seinen Brüdern, um im unbewußten Bunde mit ihnen vermeintlich Josef zu beseitigen, um ihn aber in Wirklichkeit gemäß der still im Hintergrund alles leitenden Güte Gottes seinem hohen Ziele zuzuführen.

Josefs Traumdeutung im Gefängnis, Pharaos Träume und Josefs Erhebung.

40, 41.

1. Am liebsten möchte man ja diese durch die Träume und den Wechsel des Geschickes so dramatisch bewegten Geschichten auf der Unterstufe einfach erzählen und auf höhern Klassen ebenso vorlesen, um den Zauber der Darstellung allein durch den guten Vortrag wirksam zu machen. Allein vielleicht beruht die Wirkung von solchem Vortrag doch mehr auf dem Wissen um die Schönheit und Tiefe der Dinge, als unser Empfinden ahnt, das solches Wissen in sich aufgenommen hat. Sicher bedürfen sehr viele, auf ästhetischem wie auch auf religiösem Gebiet, nachhelfender oder vorbereitender Erkenntnis, um zum

Genuß und zur Aneignung von solch schönen Dingen zu kommen, wie es diese Erzählungen sind. Außerdem ist es nun einmal doch Religionspflege, um die es sich für uns handelt, und nicht nur ästhetischer Genuß im Vortragssaal. Die ästhetische Seite darf gewiß zu ihrem Rechte kommen, allein schon darum, weil sie der religiösen Erbauung den Weg bereiten kann. Dem tut es aber gar keinen Eintrag, wenn man einer guten Darbietung in freiem Vortrag oder in nachschaffender Vorlesung einige Bemerkungen über den Inhalt folgen läßt.

Dazu gibt vor allem die Gestalt Josefs Anlaß genug, ob man sie nun auf der untern Stufe naiv als wirkliche Person oder auf der höhern als persönlich gestaltetes Ideal auffassen mag. Wieder zeigt die Geschichte, wie er an eine leitende Vertrauensstellung kommt, und das gleich zweimal, im Gefängnis und endlich im ganzen Reiche Ägypten. Wer sich selbst überwindet, dem kann man viel anvertrauen, zumal wer dem Weib widersteht, der ist imstande andere zu leiten, ebenso wie man sich bedenkt, einem ein wichtiges Amt anzuvertrauen, der dem Weibe gegenüber schwach ist. Hier tut sich der enge Zusammenhang im Leben des Charakters auf: solide ist eine Bezeichnung für Zuverlässigkeit eines Menschen, die den üblichen Sinn des Wortes in einem größern Rahmen stellt. Jede Andeutung über solche Dinge findet bei jungen Leuten die Aufmerksamkeit, die sich in der oben angedeuteten Stille verrät. Auf den Mundschenk fällt das ungünstige Licht des undankbaren Menschen, der sofort im Glück seines Helfers vergißt, wenn er, wie das auch Menschenart entspricht, nicht zu stolz ist, einem andern, anstatt nur sich selbst, sein Glück zu verdanken.

2. Ohne Schaden für seine Seele aber verträgt Josef darum alles, was ihm im folgenden Stück an Ehre und Glück zu teil wird, weil er den Mittelpunkt seines Lebens in Gott hat. Gott gibt ihm im Gefängnis und am Hof die Deutung der Träume; er selbst macht es nicht, sondern er empfängt es, was ihn und das Land rettet, in dem er bisher ein Sklave war. Wie ihn dieser sein fester Zusammenhang mit Gott vor der Versuchung bewahrt hat, so auch vor der Gefahr, stolz und hochmütig zu werden unter dem Glanz und der Ehre, von denen sich der arme Sklave auf einmal umgeben sieht. Nicht anders ist es auch nach dem schon herangezogenen Wort, das den Schlüssel zum Ganzen gibt, wieder seine Verankerung in Gott, die ihn jeder Bitterkeit gegen seine Brüder enthebt. So den festen persönlichen Glauben an Gott als die beste Regelung des ganzen Innenlebens aufzunehmen, ist die beste Lebensweisheit; denn nur so wird der Hochmut gedämpft, die Verzweiflung verhütet und die Versuchung abgewehrt. Wir brauchen alle eine solche Regelung unsres Innenlebens durch eine überweltliche Macht.

Diese Macht zeigt sich hier Josef gegenüber aber auch in ihrer wunderbaren Treue und Barmherzigkeit. Schritt um Schritt geht es der Höhe zu, auf die ihn Gott bringen will. Er benutzt, wie das immer seine Art ist, die entlegensten Umstände und widerwilligsten Personen; sie müssen ihm alle zu seinem Ziele dienen. Im Vordergrund geht eine Handlung vor sich, in der die Menschen nach ihren Trieben oder nach ihrem Gewissen handeln. Aber der gläubige Erzähler zeigt, wie im Hintergrunde die mächtige Hand Gottes alles lenkt und leitet. Zwar geht es nicht immer sogleich und nicht immer

den geraden Weg; aber es geht ganz sicher in die Höhe. Immer wieder fallen uns die Verse aus dem Lied „Befiehl du deine Wege" ein, dessen Gehalt und Stimmung genau zur Josefsgeschichte paßt, sodaß sich beide gegenseitig erläutern können. Für das Gefängnis paßt der Vers „Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehen". Für Josefs Aufstieg paßt der andre „Wirds aber sich befinden, daß du ihm treu verbleibst". Und für das Ganze der Geschichte „Weg hat er alle Wege, an Mitteln fehlts ihm nicht". Auf das Ganze gesehen, ist es der Glaube in einem etwas tiefern Sinn des Wortes, also das Vertrauen, daß es doch schließlich zu einem guten Ende kommt, wenn es auch nicht so scheinen wollte. Daß damit die Tiefe des Lebens nicht erschöpft wird, ist ebenso wahr, wie daß gerade um dieses ihres Sinnes willen der Erzählung, wie allen andern ähnlichen, die aus der Tiefe in die Höhe führen, so viel Zuneigung und Freude überall entgegenkommt; denn wer hofft nicht auf einen guten Ausgang, und wer freut sich nicht, wenn er auch bloß in der Sage oder im Märchen diese Hoffnung bestätigt findet?

Begegnungen der Brüder mit Josef.

42–45.

1. Und wiederum — so schön die wundervolle Geschichte ist, wenn man sie einfach oder noch bewegter und ausführlicher erzählt, es ist doch zu viel religiöser und sittlicher Elementarstoff in anschaulicher Form darin, als daß man auf eine Behandlung verzichten könnte. Wir haben sonst nicht viel zugänglichen Stoff, der in gleicher Weise den Kindern das religiöse ABC und den reifern Leuten tiefere Erkenntnis des Menschenherzens nahebringen kann. Auch können wir mit anderm Stoff kaum so wie mit diesem den Geist Gottes an der Arbeit zeigen, wie er Menschen durch scheinbaren Zufall und drückende Not erzieht und umgestaltet. Wie treten die einzelnen Gestalten heraus, den Kindern eine helle Freude beim Anschauen, den Erwachsenen ein unerschöpflicher Gegenstand des Nachdenkens! — Die Hungersnot ist es, die die Entwicklung weiterschiebt. Sie bringt dieselben Leute wieder zusammen, die einst die Sünde getrennt hat, ein Vorgang, der sich oft genug wiederholt. So zeigt die Erzählung die Brüder auf dem Weg dahin, wo sich kraft der Wunderführung Gottes der Traum des Knaben Josef ganz anders verwirklichen sollte, als er und seine Familie gedacht hatten, allen Teilen zur Rettung und zum Segen. Freilich führt Gott die Seinen durch mancherlei Tiefen noch hindurch, ehe es zur Höhe geht. Die Brüder treten vor uns in einer Stellung, die sie uns sehr gedemütigt zeigt, nicht ohne daß eine sittlich geartete Genugtuung zumal die Herzen der auf Gerechtigkeit bedachten Kinder erfüllte. Ganz wundervoll und durch den Nacherzähler möglichst geschickt auszuwerten ist der Zug an der Geschichte, daß Josef mit seinen Brüdern verhandelt, ohne daß sie ihn erkennen. Zum Mitwisser solcher geheimnisvollen Vorgänge zu werden, beglückt jedes Kinderherz, zumal wenn es schon weiß oder auch nur ahnt, daß alles zum Guten ausgehen wird. Man weiß gar nicht, worauf man mehr merken soll, auf die Brüder, denen sich eine neue Not zu der alten gesellt, oder auf Josef, der sein und unser Bedürfnis nach Vergeltung an ihnen in dieser Weise befriedigt. Prachtvoll, wie sie dem „Manne", in dieser verhaltenen Weise von seinem eignen Ge-

schicke erzählen: „und einer ist nicht mehr"; voller Reiz, wie Josef sie als Kundschafter behandelt, nachdem er von ihnen als Kundschafter im Dienst seines Vaters beseitigt worden war. Vor allem aber ergreift ihr Geständnis V. 21: hier findet nicht nur das Kindergemüt seine Befriedigung und auch seine Versöhnung mit den bösen Brüdern wieder, sondern hier lassen sich auch tiefe Blicke in das Wesen des bösen Gewissens und der Strafe tun. Jenes erwacht immer in bösen Tagen, auch wenn sie in gar keinem Zusammenhang mit der Schuld selbst stehn — hier ist es noch ein ganz besonders feiner Reiz, daß es in den Brüdern gerade angesichts des Mannes erwacht, an dem sie gesündigt haben, ohne daß sie ihn kennen. Das ist dann aber der empfindlichste Teil ihrer und unser aller Strafe, wenn uns das böse Gewissen irgend ein Unglück zur Strafe macht; denn das müssen wir immer wieder dem Gefühl der Leute für Gerechtigkeit gegenüber betonen, daß alles Glück und Unglück, aller Lohn und alle Strafe im Innern liegt, und zwar in der Art, wie wir die Dinge des Lebens in unserm Gemüte aufnehmen. Den Brüdern ist ihr Unglück Strafe, Josef dagegen denkt ganz anders über sein ganzes Geschick mit all seinen schweren Heimsuchungen; er kann es als Führung durch Gott zum Segen und zur Rettung preisen, wie es einem versöhnten Herzen entspricht. Wie das böse Gewissen immer alles in dunklen Farben sieht, wie es immer kraft seines Mißtrauens alles Übel auf sich selbst als Strafe bezieht, so sieht das gute alles um sich her in Licht getaucht und vergißt darüber auch die dunkelsten Wege. Josef, der große Statthalter und Herr, der einstige Träumer auf dem Höhepunkt seiner erfüllten Träume, ist unglaublich hart gegen seine Brüder und quält die, die ihn zu seinem Glück ins Verderben gestoßen hatten. Aber bald merken wir, daß er sie nicht von Herzen quält, wie es auch Gott nicht mit ihm und mit seinen andern Kindern tut; er muß es sich selber abgewinnen, daß er die Rolle des Vergelters oder Erziehers an ihnen weiter spielt, für jeden Erzieher darin ein Muster, daß er äußerlich hart und innerlich weich ist und selber darüber weint, daß er nicht anders vorgehen darf.

2. In diesen Zügen zeigt sich schon der tiefste Sinn der ganzen Erzählung: es ist eine Erziehungsgeschichte, in der sich die Menschen gerade so bewußt und unbewußt gegenseitig erziehen, wie sie Gott alle mit einander erzieht. Und zu beiden Erziehungsweisen gehört auch Not und Pein. Wie Josef durch seine Lebensnot klein geworden ist, sodaß er sein großes Glück ohne Gefahr für seine Seele ertragen kann, so zwingt er auch seine Brüder gründlich in die Tiefe hinab. Vor dem Verdacht, bloß zu quälen, um zu quälen, schützt ihn auch das warme Herz, das immer wieder zum Vorschein kommt, wie er sofort nach seinem Vater fragt, wie er durch eine List, die sich ebenso wie bei David sehr gut mit all seiner Wärme verträgt, seinen Lieblingsbruder herbeizuschaffen weiß, wie er endlich doch so reichlich für seine Brüder und zumal für seinen Vater sorgt, der mit all seiner Angst und Sorge immer im Hintergrund steht. Auch an ihm kann sich das Gefühl für die Gerechtigkeit genugtun; wie muß er nun um seinen Sohn leiden, er, der sich einst so an seinem Bruder und an seinem Vater verfehlt hat. Prachtvoll ist der alte Mann gezeichnet, wie er ängstlich und verzweifelt einen Sohn nach dem andern verlieren zu müssen glaubt, wo sich doch gerade alles dazu anschickt, ihm den Lieblingssohn wieder

zuzuführen, der sie alle aus ihrer Bedrängnis retten wird; wie er begleitet von dem Schatten Esaus ein überaus schweres und dunkles Alter hat, bis es endlich von einem hellen und warmen Sonnenstrahl noch einmal vergoldet wird. Auch an ihm läßt sich die Strafe für alte Schuld an dem Mißtrauen zeigen, das das böse Gewissen dem Leben und allen Menschen entgegenbringt; gerade diesen Zug sollte man möglichst klar herausarbeiten, wozu ja auch noch der junge Jakob auf der Flucht vor seinem Bruder und auf der Heimkehr zu ihm herangezogen werden kann. — Aus all diesen in trübem Licht stehenden Gestalten leuchtet nur wieder wie bei der Bestrafung des jungen Josef an der Zisterne, Juda-Ruben hervor; mit seinem edlen Angebot, seinem Vater mit den eignen Söhnen für den Bruder zu bürgen, bekommt er noch einmal denselben Zug von Zuverlässigkeit und Besonnenheit, der sich für uns von Kind an, freilich mehr an den Namen Ruben als an den Juda, geknüpft hat. Leicht ist es, an dieser Gestalt Großen und Kleinen Wohlgefallen zu erwecken, das sich dann unbewußt auf das Verhältnis überträgt, das ihm die entscheidende Note gegeben hat.

3. Nachdem sich die Erzählung bis auf den Punkt gesteigert hat, wo die Spannung beinahe nicht mehr ertragen werden kann, weil es aussieht, als wolle Josef seinen Lieblingsbruder um des Bechers willen auf das härteste bestrafen, löst sich auf einmal alles auf in einer frohen Entdeckung, die die Brüder in sprachlosen Schrecken versetzt und Josef in schönem Lichte zeigt. Sein Herz ist frei von allem Übermut, weil er wieder alles auf Gott zurückführt, der sein Leben so geführt hat, daß er gerade seinen Quälern zum Segen gereichen muß; darum darf man ihm gern den bescheidenen Stolz nachsehen, mit dem er seinem Vater melden läßt, was Gott aus ihm gemacht hat, ihm und all den Seinen zur Rettung. So spricht aus ihm ein sonniges Gemüt, das längst mit seinem Geschick versöhnt, ganz naiv und ohne die Genugtuung der edlen Rache, auf das eifrigste für die Seinen besorgt ist. Der Traum ist erfüllt, aber der Träumer ist besser geworden. Durch die Not und das Leben überhaupt geläutert und erzogen, kann er es nun vertragen, daß sich alles vor ihm neigt; er denkt dabei weniger an sich als an die Seinen, froh der Macht, die ihm in die Hände gelegt worden ist. So klingt alles wundervoll aus und ein Gefühl edelster Genugtuung erfüllt den Leser und Hörer, wie es immer, auch im Märchen, den guten Ausgang nach allen schweren Geschicken begleitet. Aber hier tönt ein ernsterer Ton mit herein; es ist kein Glück und es ist keine gute Fee, die alles zum Guten gewendet hat, sondern es ist der Gott, der heimlich alle Fäden in der Hand gehalten und schließlich so wundervoll alles hinausgeführt hat; dabei war es seine Absicht, nicht nur aus der Not des Leibes zu helfen und zu retten, sondern auch die Menschen in harter Güte nach seinem Willen zu gestalten.

Der Ausgang.

46, 47, 48, 50.

1. Liegt uns auch wenig an den Ehrungen, die der alte Israel, der Stammvater des Volkes, in Ägypten genießt, so ist es doch leicht, ein menschliches Rühren für diese echt menschliche Gestalt angesichts all ihrer Verfehlungen

und ihrer schweren Strafen zu erwecken. Um den Abend wird es noch einmal licht um das Haupt des mißtrauischen und verbitterten alten Mannes. Seine Söhne, dem Fleisch und dem Geiste nach, büßen wie ihr Vater die Sünde ihrer Jugend gegen den Bruder mit demselben Mißtrauen, das noch immer die empfindlichste Strafe ist, die dem Unrecht an einem Menschen folgt: man fürchtet ihn und man haßt ihn. Nach ihres Vaters Tod sind sie in ihrem Gemüt immer noch nicht von aller Güte Josefs überwunden, um ihm ganz einfach trauen zu können: sie erfinden, wie ja immer die Lüge aller Sünde und allem Mißtrauen folgt, jene testamentarische Botschaft ihres Vaters, daß Josef ihnen nichts Arges tun solle. So stehn sie im Schatten eines unversöhnten Gemütes da, das sich weder mit Gott noch mit ihrem Bruder wieder zusammengefunden hat und darum die böse Last der alten Schuld nicht los wird. Befangen in dieser Schuld sind sie arm an Liebe und tatkräftiger Güte; wir lesen gar nichts von ihnen, das sie uns näher brächte. Unter dem Druck des größten der Übel, das sie am Anfang der Geschichte auf sich geladen haben, gehen sie aus ihr am Schlusse heraus. — Dagegen fällt alles Licht wieder auf Josef. Als solches ist es auch vom Erzähler gemeint, wenn er schildert, wie er als ein schlauer Sohn Israels den etwas dumm gezeichneten Pharao mit aller Naivität überlistet, um seinen Verwandten, gemäß noch heute wirksamem starkem Gefühl für die Familie, das beste Land zuzuschieben. Diese kleine Verfehlung macht er aber wieder wett, indem er dem Pharao alles Land in Ägypten und alles Volk, klug die Hungersnot benutzend, zu eigen macht. In diesem Fall wie im vorhergehenden weicht nicht etwa Josef von seinem Ideale, sondern unser Ideal von einem Staatsmann weicht erheblich von dem seinen oder dem des Erzählers ab; das könnte eine sehr förderliche Besprechung über die Entwicklung der Ideale, besonders unter dem Einfluß des Geistes Jesu, abgeben. Und ist es heute ebenso eine grobe Sünde, wenn ein Staatsmann oder ein König Brot gegen Volksfreiheit abgeben, wie wenn er für seinen Familienanhang etwas Besonderes herausschlagen wollte. Daß es in unserm Staatsleben solche Leute nicht gebe, ist freilich damit nicht behauptet.

2. Über all dieses Einzelne aber strahlt Josefs Gemüt hinaus, aus dem der hellste Schein auf sein Geschick und die Brüder fällt, die es ihm wider ihren Willen bereitet haben. Seine Antwort an seine Brüder nach des Vaters Tode ist doch wundervoll: „Ich bin nicht über Gott, ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht, damit er vollführe, was jetzt am Tage liegt, ein großes Volk am Leben zu erhalten.“ Hier spricht sich ein im tiefsten Herzen versöhnter Mensch über sein Schicksal aus. Er sieht nur mehr den Gott, der alles so wunderbar geleitet hat, daß nicht nur er selber, sondern gerade die, die ihn vernichten wollten, durch ihn vor dem Verderben bewahrt würden. So weiß Gott ein menschliches Leben zu gestalten. Das ist immer der Triumph seiner Führung, wenn er den verworfenen Knecht Gottes zum Retter seiner Hasser, wenn er den verworfenen Stein zum Eckstein, wenn er den gekreuzigten Jesus gerade dadurch zum Erlöser für die Sünder macht, die ihn ans Kreuz gebracht haben. Gott überwindet also Böses mit den Folgen des Bösen, die sich nicht nur gegen die Übeltäter kehren, sondern oft genug in göttlicher Vergeltung ihnen geradezu zu Gute kommen und zum Besten dienen

müssen. Das ist Gott. Darum kann auch Josef so froh und vornehm gegen seine Brüder sein, wie er voller Pietät gegen seinen alten Vater ist: wenn die Übeltäter ihr Opfer immer noch mit Mißtrauen ansehen, so ist er schon längst der Güte voll, die Böses mit Gutem überwindet und vom Fluche des Mißtrauens heilen möchte. Es tut wohl, in dieses Bild eines ganz mit Gott und den Menschen versöhnten Herzens hineinzusehn; „so sollte man sein". So kann man auch Gutes wirken und Segen verbreiten, wenn man sich überwunden hat und keine Kraft mehr anwenden muß, um die Bitterkeit eines noch unversöhnten Herzens zu überwinden. Es gibt für manchen auch noch heute ein Ägypten, in das ihn seine Feinde hinein verkaufen, um ihn unschädlich zu machen; und mancher hat eine so harte Schule nötig wie Josef, um von allerlei eitlen Träumen kuriert zu werden, mit denen er sich überhebt. Ist etwas in ihm, dann kann ihm sein Ägypten zum Segen werden, auch wenn er nicht gerade Pharaos Schwiegersohn wird und mit kostbarem Wagen fahren darf. Die Hauptsache aber ist dann freilich die: er muß dabei andern zum Segen werden, und eine besondre Genugtuung ist es dann, die freilich nur still genossen werden darf, wenn man gerade seinen Feinden zum Segen wird. Wie mancher ist so im großen Leben des Volkes und der Menschheit, wie auch im kleinen des gewöhnlichen Lebens wider all sein Wollen und Meinen geführt worden, so daß er, in der Not und Anfechtung bewährt, mit versöhntem Herzen nachher Gott dafür danken darf, daß er ihn gerade diesen schweren Weg zur Höhe des Segens geführt hat! Nicht jedem geht es so, aber wem es so geht, der hat an Josefs Leben ein Modell, um das seinige zu verstehn, wie er auch an Josefs Gestalt ein Vorbild hat, um den Weg Gottes nach seinem Willen zu gehn. Wer nur immer voller Vertrauen sich den Weg führen läßt, der sich in den Umständen als Gottes Wille kund macht, der findet sich in dem Geist der Zuversicht zum tiefsten Sinn der Welt wieder, der diese Geschichten gestaltet hat.

Familie und Reich Gottes.

1. Weisen die Patriarchengeschichten ursächlich und sinnbildlich auf den innigen Zusammenhang zwischen Familie und Volkstum hin, so ist das gewiß auch für uns ein Gesichtspunkt von der größten Bedeutung. Denn in der Familie liegt als in der Keimzelle des Volkstums der Grund von vieler gegenwärtigen Verderbnis und Not, und in ihr liegt auch viel von der Hoffnung, die wir für unsre Zukunft haben können. Auf beides weist in überaus eindrucksvollen Bildern aus der Großstadt L. Heitmann in seinem großen Werke hin. Im zweiten Band schildert er eingehend die moralische Verwüstung der Familie durch die neuen wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse: wie die Autorität des Vaters durch seinen mangelnden Arbeitswillen, die der Mutter durch ihre Putz- und Vergnügungssucht und ihre Abneigung gegen ihren mütterlichen Urberuf ruiniert, wie die Stellung zum Kind von beiden durch die ehrfurchtslose Haltung zum sexuellen Leben belastet und durch alle diese Ursachen der Lebenswille gelähmt wird, was sich in dem Rückgang der Geburten zum Ausdruck bringt. Dieser Niedergang hängt mit der durchgehenden Herrschaft der Triebkultur und des Ichwillens zusammen, und erst dann kann es mit dem

Volk wieder aufwärts gehen, wenn sie durch eine Richtungsänderung des Gesamtlebens gebrochen wird. Dazu kann es aber bloß kommen, wenn die Religion der Hingebung an ein umfassendes Gottes- und Lebenswerk neue Grundlagen seelischen Empfindens schaffen hilft.

Damit reichen wir schon an den eigentlichen Gegenstand dieser zusammenfassenden Betrachtung heran, das Verhältnis zwischen Familie und Reich Gottes. Grundsätzlich ist es durchaus klar. Die christliche Religion, die ihre Bilder für ihre höchsten Güter und Ideale dem Familienleben entnimmt, ist, wie niemand klarer als Pestalozzi gesehen hat, darauf angewiesen, die Grundgefühle ihrer Frömmigkeit in dem Familienleben erwachsen zu lassen, ehe sie sie der Welt Gottes zuwenden kann. Ehrfurcht und Vertrauen, schenkende und vergebende Liebe, Reinheit und Tüchtigkeit des Lebens, können erst dann ihr Ziel und ihren Grund in Gott finden, wenn sie echt und tief im Leben der Familie entstanden sind. Wie die Religion die Rettung der Familie bedeutet, so nicht weniger die Familie die der Religion. „Die Religion steht und fällt mit dem Familienprinzip. Sie mußte im neuzeitlichen Leben fallen, weil dieses den Familiencharakter zerstörte. Sie kann nur wieder erstehen mit einer Wiedergeburt der familienbildenden Kräfte" (Heitmann). Wir können für alltäglichere Verhältnisse noch das eine hinzufügen: wenn dem Menschen, der überhaupt das Auge hat, Gott zu sehen, am stärksten Ereignisse auf ihn hinweisen, die sein Lebensgefühl berühren, dann ist die Familie der Herd aller Religion; und wenn niemand ohne Selbstverleugnung die sittliche Voraussetzung in sich hat, um etwas von christlicher Religion zu verstehen, dann ist es wieder dieselbe Familie, die die natürliche Selbstsucht lockert und bricht.

Tatsächlich gibt es kaum noch eine Stätte, wo auf dieser Erde in einer Gemeinschaft fast sichtbar das Reich Gottes so Platz finden kann wie in einer Familie, in der Ehrfurcht vor Gott und herzliche Bruderliebe alle Glieder unter einander verbinden und der Geist der Reinheit von einer Welt hereinweht, die über der niedern Welt ist. Das braucht sich alles nicht im Stil des Liedes „O selig Haus, wo man dich aufgenommen" zu vollziehen. Es kann im Geist des Unservater sein, in dem es an den Bitten um Beseitigung des Bösen in seinen verschiedenen Formen nicht fehlt. Jene Herrschaft Gottes über die Gemüter und im ganzen Geist des Hauses kann erst das Ergebnis langer Versuche und Kämpfe sein, wodurch sie nicht weniger, sondern mehr gegründet ist. Der Grad des biblisch-liturgischen Tones in einem solchen Haus ist durchaus kein Maß für die Herrschaft Gottes selbst, sondern eine Sache des persönlichen Geschmacks. Wenn wir gegenwärtig eine Aufgabe mit aller Kraft aufnehmen müßten, dann wäre es sicher keine andre als die, in unsern Gemeinden, wo es nur immer einzelne Christen gibt, solche Familien heranzubilden. Das geschieht aber nicht auf dem Weg stimmungsvoller Trau- oder Grabreden; überhaupt preisen wir zu viel, wie wir auch noch zu viel schelten; helfen, helfen sollten wir lernen, indem wir unermüdlich zeigen, wie die großen Werte errungen und die Ideale erreicht werden können. Wenn das in der prachtvoll realistischen Weise geschieht, wie es O. Hartwich in seinem Buch „Vom vorstellbaren Sinn der Welt" tut, dann wird uns das mehr Früchte bringen als die schönsten idealisierenden Reden am Hochzeitsaltar.

2. Unsre idealistische Weise, die Dinge zu betrachten, täuscht uns und andre so leicht über das fürchterliche Ehe- und Familienelend hinweg, das weit und breit jeden Gedanken an eine Verbindung zwischen dem schönsten Gebilde der Schöpfungsordnung und dem höchsten Gut des Gottesreiches illusorisch macht. Gibt es schon fromme Familien genug, die hinter dem liturgischen Ton üble andre Mißtöne zu verbergen trachten, wie uns die Familiengeschichten der Genesis bei frommen Leuten so überaus viel üble Bilder zeigen, so bietet das Leben sonst in vielen Abstufungen das Bild einer der Aufnahme des Gottesreiches ganz entgegengesetzten seelischen Lage. Lockert auch oft die Familie die gewöhnlichste Selbstsucht, so tut sie es doch in vielen noch günstigen Fällen bloß, um diese Grundwurzel des Bösen desto enger mit den Interessen der Familie zu dem schlimmsten Feind alles höheren Seelenlebens, dem ödesten Philistertum, zu verbinden. Wenn in solche Häuser einmal eine kirchliche Handlung etwas von besserem Geist hineintragen will, so prallt er hilflos an der Mauer der beschränktesten und nüchternsten Lebensmaximen ab. Und erst recht findet er gar keinen Ort, sich in den von Heitmann geschilderten Zuständen oberflächlichster Genußsucht niederzulassen, deren Kosten der nicht minder blöde Sklavendienst der sog. Arbeit im Kampf ums Dasein herbeischaffen muß. Und geht es dann noch tiefer hinunter in die Hölle der modernen Ehe und Familie, wie sie etwa Grete Meisel-Heß oder das erste beste Ehebruchschauspiel schildert, dann ist der Punkt erreicht, wo des Teufels Herrschaft unbestritten ihren Thron aufgeschlagen hat.

Hier ist so überaus wenig mit umfassenden Eingriffen sozialpolitischer oder volkserzieherischer Art zu machen. Gewisse faule Stellen des Volkslebens muß man einfach der Verwesung überlassen. Wo die Wohnungs- und Einkommensverhältnisse auch schon in bessern Zeiten ein Familienleben im guten Geiste erschwerten, da muß freilich den Christen sein Gewissen immer wieder in die soziale Fürsorge hineintreiben, um ohne Selbstanklage die sechste Bitte beten zu können. Für die Arbeit in jedem Feld des kirchlichen Amtes gibt Heitmann eine Fülle von Gedanken in seinem dritten Band, wo er die innerfamiliären Verwirklichungsstufen des Reiches Gottes bespricht. Was er dazu beiträgt, um die religiöse Welt von Mann und Frau und Kind zu beleben, umfaßt er alles mit dem großen Hintergrund der Gemeindefrömmigkeit. Wenn der engere und der weitere Kreis gesunden und gegenseitig ihre Kräfte austauschen, dann kann es wieder zu einer Heilung kommen. Freilich ist es ein Zirkel, der vieles Raten aufgibt und ein Anpacken an all seinen Punkten erfordert, wenn er im zweiten Band ausführlich darstellt, wie eine neue Jugend eine neue Familie bedingt und umgekehrt, wie neue Familien neue Gemeinden bedingen und umgekehrt. Nur so kann Heilung für unser Volk gefunden und der Schauplatz für das Reich Gottes geschaffen werden.

Volk.

Der Auszug aus Ägypten.

Die Not des Volkes und die Geburt des Retters.

Ex. 1 und 2.

1. Was ist hier die sichere geschichtliche Tatsache, von der wir ausgehen müssen, um etwas Allgemeines zu finden, das wir praktisch verwenden können? Weniger die Knechtschaft Israels in Ägypten als solche, so geschichtlich sie sein mag, als der Glaube des Volkes in seiner spätern Glanzzeit an die herrliche Art, wie es aus ihr befreit wurde. Gern besinnt es sich auf den schweren, aber durch die Gnade Gottes und das Verdienst seiner eignen Helden so herrlichen Anfang seiner Entwicklung zu einem Volk. Wie wir die Unterdrückung durch die Römer und die Befreiung von ihr durch Hermann den Cherusker an den Anfang stellen, so Israel die Zeit in Ägypten und die Rettungstat des Mose. Ein Volk als Schicksalsgemeinschaft erwacht am liebsten zu seinem Bewußtsein, ein solches zu sein, an der Erinnerung an ein großes Erlebnis, eine Zeit der Not und der Errettung aus ihr.

Israel gedenkt mit Stolz daran, wie es, vermöge seiner jugendlich starken und durch die Unterdrückung wie üblich vermehrten Volkskraft, den Ägyptern unheimlich geworden ist. Darin sieht es schon sein Recht begründet, statt für immer dienstbar und unterworfen zu bleiben, ein freies Volk mit eigner Macht und Herrschaft zu werden. Wir können nicht anders denn diesen starken Lebensdrang eines Volkes als ein Zeichen dafür ansehen, daß in ihm ein lebendiger Wille Gottes oder eine göttliche Idee liegt, die ihm das Recht auf eigenes Volkstum allen andern Verpflichtungen und Rechten zum Trotze gewährt. Gott will Volk; er will auch freies Volk. Der Grundsatz, daß sich eine durch Bande des Blutes und der Geschichte verbundene Nation frei macht von irgend einem staatlichen Verband, zumal wenn dieser drückend auf ihren Schultern liegt, scheint die erste allgemeine Erkenntnis, die wir hier gewinnen können. Wo eine solche Volkskraft ist, die einen Stamm sich mehren und ausdehnen läßt, da ist ein Drang nach Weite und Höhe, der sich mit einer Unmittelbarkeit geltend macht, in der wir nur eine Urkraft von Gottes Willen her erblicken können. In diesem Unbewußten und Unmittelbaren, das aller Natur und Kreatur als tiefster Lebenstrieb, wie der Drang sich selbst zu erhalten und zu behaupten dem Einzelnen zugrunde liegt, sehen wir etwas von den tiefsten Kräften der Welt lebendig wirksam, die wir nur mit Ehrfurcht als Willen Gottes ansprechen dürfen. Gott will Volk. Er will nicht Einzelne und er will nicht ohne weiteres Menschheit, sondern er will Volk. Jeder soll wissen, wozu er seinem Blut und seiner ganzen Bestimmung nach gehört: zu seinem Volk, dem er entstammt und dem er sich schuldig ist. Darum ist es ebenso unfromm, sich in sich abzuschließen, wie sich gleich für die große Menschheit zu begeistern, beides auf Kosten des Volkes, das höher als das Ich und erreichbarer als die Menschheit, unserm Streben Ziele und

unserm Dasein Halt gewährt. Will Gott auch den Einzelnen als eine Persönlichkeit, will er auch Menschheit als höchstes Ziel der menschlichen Entwicklung, so beides doch nicht so, daß das Volk übersehen werde. Der Einzelne bleibe auch als Christ Glied seines Volkes, und die Menschheit setze sich zusammen nicht aus verwaschenen Angehörigen aller Nationen, sondern aus Völkern, die ihr Eignes und Bestes klar herausgearbeitet haben. Auf dieses Ziel hinzuarbeiten bleibe aber vor allem Gott selbst überlassen, der es besser fertig bringt, durch die Lenkung der Geschicke Menschheit zu schaffen als alle jene Träumer von übervölkischer Gemeinschaft der Menschen, die es aus übergeistlichem oder sozialistischem Weltbürgertum ersehnen und anbahnen möchten. Wir sorgen für das Nächste und überlassen die Sorge für das Fernste allein Gott.

2. Dann aber will Gott freies Volk. Hat ein Volk einen solchen starken Lebenstrieb, daß es sein eignes Leben führen will und führen kann, so geht es nicht anders als mit einzelnen Menschen auch: es ist wider Gottes Wille, daß es unterdrückt und ausgerottet wird, und es ist sein Wille, daß es sich behaupte und zu seiner eignen Herrlichkeit herausbilde. Was als Idee von Gott her in ihm liegt, was also von Natur aus und durch seine Entwicklung in ihm angelegt und der Reife entgegengeführt wird, das soll sich auch entfalten, und zwar in einem eignen völkischen Leben. Hat dieser Wille sich zu erhalten und durchzusetzen die Kraft, die dem göttlichen Anstoß zu eignem völkischen Leben entspricht, dann zwingt eine jede Unterdrückung oder jeder Versuch es auszurotten, ein solches Volk dazu, sich erst recht auf seine Eigenart und sein Eigenrecht zu besinnen und sich allen Widerständen zum Trotz zu behaupten. Das bringt aber immer Gefahren mit für das Volk der Unterdrücker, das solchen göttlichen Lebensgesetzen zum Trotz ein starkes selbstbewußtes Volk unterjochen will. Dann darf der Unterdrücker nur mit Sorge daran denken, daß ein solches unterdrücktes Volk, das er in seinen Grenzen wohnen hat, mit einem äußern Feinde gemeinsame Sache macht. Tut er dies, dann darf sich jener nicht darüber wundern; denn er hat nichts dazu getan, um dem völkisch besondern Gliede seines Staatsverbandes Sinn und Gefühl für das Ganze beizubringen, dem es angehört. Daran kann auch alle scheinbare Pflicht zur Dankbarkeit nichts ändern. Dankbarkeit ist nun einmal kein Wort, das im politischen Sprachschatz eine andre Rolle spielt als eine rhetorisch-agitatorische. Wenn sie nicht mit dem Verlangen des Volkes und seinem Vorteil, sich durchzusetzen, übereinstimmt, dann ist Dankbarkeit eine Schwäche. — Hier begegnen wir zum ersten Mal einem Zusammenstoß zwischen der Sittlichkeit des Einzelnen und der des Volkes. Wir verdenken es Israel nicht, daß es frei werden wollte von den Ägyptern, als es sich dazu stark genug fühlte und in Unterdrückungen die sittliche Rechtfertigung sowie die Quelle der zur Befreiung erforderlichen Leidenschaft gewann, obwohl es einst von den Pharaonen, wie seine alte Sage erzählte, aufgenommen und beherbergt worden war. Ebensowenig aber können wir es den Ägyptern verdenken, wenn sie von Josef und seinen Verdiensten nichts mehr wußten. Geht dort das Streben nach Freiheit der Dankbarkeit vor, so hier der Wunsch, ein wichtiges Glied der Volksgemeinschaft nicht zu verlieren. Wir können nicht anders urteilen als so: hier entscheidet über das Recht nicht die Moral, sondern die politische Macht: kann

sich ein Volk befreien, so hat es recht; vermag das andre es in seinen Grenzen zu erhalten, so hat es recht. Auch in solchen Machtverhältnissen, die ja mehr als Zwang mit Gewalt sind, spricht und entscheidet Gott.

Leicht ist es, sich an solchen Klängen von Freiheit und Selbständigkeit zu begeistern, wenn man selber einem unterdrückten Volke angehört; nicht viel weniger, wenn man ein stammverwandtes oder sonst wertgeschätztes Volk um seine Freiheit kämpfen sieht. Wir Deutsche haben uns immer gern poetisch für Schillers Tell und politisch sentimental für Griechen, Polen und Buren begeistern lassen und warten jetzt darauf, daß uns die Welt diese unsre Hingebung vergelte. Anders aber wird die ganze Sache, wenn wir selbst nicht die Rolle der Juden spielen oder mit Zuneigung spielen sehen, sondern die andere, die der Ägypter. Haben wir doch selber Fremdvölker genug in unsern staatlichen Grenzen gehabt, um die Probe auf das Exempel machen zu können, ob wir allgemein und grundsätzlich oder nur wo es unser völkischer Vorteil verlangt, für ihre Freiheit einzutreten gewillt sind. Wir brauchen ja nur die Namen dieser Stämme zu nennen: Dänen, Elsässer, Lothringer, Polen, um uns die großen Schwierigkeiten dieser Frage vor Augen zu führen. Das waren unsere „Juden" und wir waren deren „Ägypter". Welches war ihnen gegenüber die rechte Politik, wie sie von einem sittlich-religiösen Standpunkt aus verantwortet werden kann? Mit nichten eine solche, die von allgemeinen Theorien ausgeht; diese führen in der Regel entweder zu ganz einseitigen und starrköpfigen Folgerungen, denen die Macht eines geschichtlich gewordenen Staates zum Opfer fallen kann, oder zu einer Heuchelei, die hochklingende Worte anwendet, wo es in den eignen Vorteil paßt, aber sie im andern Falle mit Scheingründen ausschließt. Hier entscheidet kein förmliches Recht, sondern nur was zum Besten, zum dauernden Besten des ganzen Vaterlandes und Staatsverbandes gereicht. Das aber liegt unsrer festen Überzeugung nach niemals in Knebelung und Unterdrückung der von Gott mitgegebenen Natur, also der nationalen Denkweise und Sprache. Diese rächt sich immer, und wenn es erst in Kriegszeiten wäre, wie es die Ägypter fürchten, um aber falsche Mittel anzuwenden. Darum bleibt nur ein Verfahren übrig, das geeignet ist, solche Fremdstämme dem Staatsverband, in den sie gezwungen eingetreten sind, innerlich zu befreunden. Der nationale Gedanke ist heute so stark geworden, daß er überall gegen Unterdrückung sich auflehnt; der Staat, der mehrere Volksstämme umfaßt, ist heute so sehr das durch die ganze Lage gegebene Ideal, daß man ihm durchaus Rechnung tragen muß. Daraus ergibt sich aber die schwierige Aufgabe, beiden Strebungen gerecht zu bleiben. Sie würde sich leichter mit Worten als mit Taten so fassen lassen: einen fremden Volksstamm so behandeln, daß er sich leiblich in den großen Staat schickt als ein Glied mit eigner Sprache und Kultur, das zur Bereicherung des Ganzen dienen kann. Dabei wird freilich jedem Versuch, diesem Ganzen zu entfliehen oder gar zu schaden, mit Kraft und Gewalt entgegenzutreten sein. Am besten und dauerndsten wirkt dabei freilich die Macht, die von einer überlegnen Kultur und Volksmoral ausgeht; denn diese bindet innerlich und gleicht das fremde Glied geistig dem großen Ganzen an. Auch heute darf und wird freilich kein Ägypten freiwillig ein Volk Israel ziehen lassen. Das geht ganz und gar gegen den höchsten Leit-

satz alles staatlichen Lebens, Macht zu behaupten und immer mehr zu gewinnen. Wird aber ein Fremdvolk selbst einem schwächer werdenden Staat gegenüber so stark, daß es zu günstiger Stunde sich ihm entzieht, dann muß es als Gottes Willen getragen werden. Es ist menschlich, dann als Geschädigter hohe Töne von verletztem Recht oder von Undankbarkeit anzustimmen; aber Gott spricht nun einmal nicht nur in rechtlichen und moralischen Regeln, sondern auch in Gesetzen des geschichtlichen Lebens, und in denen spielt die Macht eine große Rolle. Es muß dabei immer wieder betont werden, daß unter Macht nicht bloß physische Gewalt, sondern auch die Kraft der Anziehung einer höhern Kultur und einer klugen im höchsten Sinn moralischen Politik verstanden werden muß, ein Punkt, in dem wir Deutsche von den Engländern noch mancherlei lernen können.

3. Das Kapitel wirft außer diesen Gedanken umfassender Art noch einige andre ab. Besonders treten, ehe der große Mann als Retter erscheint, die für ihr Volk begeisterten Frauen auf den Plan. Sie setzen sowohl der List wie auch der Gewalt des Unterdrückers ihre weibliche Waffe, die List, entgegen. Die „gottesfürchtigen" Hebammen wissen sich gut mit Fachkenntnissen herauszureden, wenn sie zum Besten ihres Volkes dem Befehl Pharaos passiven Widerstand entgegensetzen. Moses Mutter und Schwester vereiteln auf eine kluge Weise nicht nur den Plan des Königs zum Besten des kleinen neugebornen Sohnes Israels, der sein Volk befreien wird, sondern zwingen sogar seine Tochter dazu, ihren Retter und seinen Feind aufzunehmen und aufzuziehen. Hinter diesen schalkhaften Zügen, die das völkische Selbstgefühl der alten Erzähler und Zuhörer sicher entzückt hat wie alle ähnlichen in der Genesis, wo der schlaue Jude den dummen Ägypter prellt, steckt für uns die ernstere Frage nach dem Recht der List und des Truges im Falle eines solchen Zwistes. Wir werden sie ganz im Sinn der Erzählung beantworten, wenn wir sie in mittleren oder höhern Klassen zum Anlaß einer ethischen Besprechung nach dem Sinne F. W. Foersters machen. Wir würden uns ohne böses Gewissen über eine jede Frau freuen, die es ähnlich machte. Denn zwischen feindlichen Stämmen und zumal Völkern gilt die Regel des Vertrauens nicht. Schade, daß der kaum zur Verherrlichung geeignete Beruf der ersten beiden Frauen wenig dazu taugt, sie als Muster patriotischer Gesinnung zu preisen; aber die beiden andern sollten doch nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Familienliebe, sondern auch unter dem der Liebe zu ihrem Volk erhoben werden. Für Kinder kommt die Geschichte mit dem Kästchen im Nil den schönsten Josefgeschichten an Schönheit und Anziehungskraft gleich. Man darf sie dabei auch einmal über die Schlauheit der beiden Frauen lachen lassen, was um so mehr gelingt, wenn man es versteht, die Geschichte recht bunt und anschaulich zu erzählen, wie das etwa Susanne Tank gelingt. Für den religiösen Blick liegt hinter dieser sittlich vaterländischen Seite noch die tiefere verborgen: Gott weiß sein Volk zu retten auf wunderbare Weise. Er bedient sich schwacher Frauen nicht nur, sondern sogar der Feinde selber, wenn er retten und fördern will. Darin spricht sich die tiefere Seite an jenem Humor, die göttliche Ironie aus, die immer Wege findet, an die kein Mensch denkt. So klingt die Erzählung, die so stark das Selbstbewußtsein des kleinen unterdrückten Volkes dem mächtigen

Ägypter gegenüber zum Ausdruck bringt, in einer Weise aus, die diesem Gefühl der eignen Bedeutung die religiöse Grundlage gibt. Gott ist es, der sein Volk schaffen und erhalten will. „Wir" sind von Gott, ein Gedanke Gottes, und haben darin unser Recht, ein Glaube, der nicht nur vom Volk Israel, sondern für jedes Volk gilt, das im Glauben an ihm sein Modell finden will. Daß Gott mit „uns" ist, drückt sich vor allem in dem Glauben aus, daß er den Retter selber gesandt hat. Die fromme Sage hat in der reizenden Erzählung von Moses, des Erretters Rettung, gleichsam handgreiflich zeigen wollen, wie viel Gott daran liegt, ihn seinem Volke zu erhalten. Wider alle Anschläge Pharaos muß er am Leben bleiben, ein Beispiel für die vielen ähnlichen Wunder- und Rettungsgeschichten, die wir als veranschaulichte und geschichtlich gemachte Glaubensgewißheit ansprechen müssen. Der frommen Sage liegt der Glaube zu Grunde, daß der Retter ganz notwendig kommen mußte, notwendig, um die Not zu wenden. Zwar erzeugt nicht die Not den Retter, aber sie ruft nach ihm; wenn er aber dann kommt, dann erscheint er als der, der aus dem innersten Sinn des Geschehens herausgestiegen ist. Äußerlich angesehen ist es nur ein Zufall, wenn Not und Retter zusammen erscheinen; denn er bleibt leider oft genug auch aus; wo er aber erscheint, da überkommt auch den Zweifler etwas wie ein Schauer vor geheimnisvollen Zusammenhängen höherer Art, in die man ihn aus seinem dumpfen Zustand nur durch das helle, lichte Wort „Gott" erheben kann. Wenn man ein solches Zusammentreffen erlebt, wie wir es in unserer deutschen Geschichte bis in den Krieg hinein haben tun dürfen, dann wird man froh und gewiß, in dem festen Glauben: Gott ist mit uns, und wir können nur durch eigne Schuld verloren gehen. Es schadet nichts, wenn man allen geschichts-philosophischen Konstruktionen und klugen Berechnungen gegenüber etwa in einer höhern Klasse oder auch in einer Geschichtspredigt dieses völlig irrationale Wesen der Geschichte zum Ausdruck bringt, das den besinnlichen Menschen zum Dank und zur Anbetung zwingt, weil doch offensichtlich die größten Geschehnisse, zumal die Rettung, einfach Hilfen und Wunder sind.

4. Die Erzählung von Moses Jugend zeigt, wie seine Bestimmung zum Retter nicht nur aus der Notwendigkeit der Dinge und dem darin liegenden Willen Gottes, sondern auch aus seiner eignen Natur notwendig hervorgewachsen ist. Er konnte gar nichts anders werden als der Retter, und ein Retter mußte so aus seinem innersten Wesen heraus werden, was er sollte. Vom Glanze des Hofes aus zieht es ihn zu seinen Brüdern; das Blut verleugnet sich nicht. Sinn für sein Volk, angeboren einem jeden Volksgenossen, kann in der fremden Umgebung eben so gut gesteigert wie verloren werden. Mose, wie er aus dem innersten Kern seines Volkes als schönste Blüte am Stamm seines Volkstums erzeugt und geworden ist, fühlt sich wieder mit jener instinktartigen Macht zu ihm hingetrieben, die das Wesen des wahrhaft Großen ausmacht. In solchen Trieben und innern Notwendigkeiten naturhafter Art spricht meist Gott stärker als in Erwägungen sittlicher und vernünftiger Natur. Hier meldet sich das Müssen, das uns bei allen Großen, zumal bei Jesus begegnet. Seine Kraft reicht tief in den Untergrund der Persönlichkeit hinein, wo wir uns die Stelle denken, da Gott das Wesen eines Menschen gestaltet und

sein Wollen lenkt. Für große Geister ist dieses Müssen bezeichnend, während das Sollen das Merkmal der kleinern bleibt.

Die Sage hat hier wie so oft dem heranwachsenden Helden zugeschrieben, was er als Mann im Großen leisten wird; der Haken krümmt sich früh. Der Führer seines Volkes, der ihm einst sein Gesetz geben soll, kann kein Unrecht sehn, zumal wenn es an seinen Volksgenossen, aber auch wenn es von ihnen geschieht. Rasch und heftig stellt er dem Übergriff des Ägypters die Notwehr der Gewalt entgegen, sucht aber auch den Zwist zweier Blutsverwandten zu schlichten. Wie er seinem Volk Schutz bieten wird gegen seine Bedrücker, so wird er Recht schaffen unter seinem Volk. Noch liegt freilich der Schatten der Angst vor den Folgen auf diesen Anfangstaten des großen Helden. Mit klugen Kindern kann man eine Besprechung einleiten, ob das die einzige Weise gewesen sei, wie er beidemal seine Aufgabe erfüllen konnte. Dabei wird man den Begriff der Blutrache heranziehen und sich ebendarum entscheiden, daß uns heute andre Wege zum Schutze bedrohter oder zur Rache geschädigter Volksgenossen offenstehen. Wir dürfen nicht eigne Justiz üben, es sei denn im wirklichen Krieg. Lieblicher zeigt sich Moses starker Zug zum Helfen und Rechtschaffen in der Begebenheit am Brunnen, die von Elieser her bekannt, einen Eindruck von typischen Geschichten bieten kann. Der ritterliche Zug an Mose wird Knaben und Brüdern im Sinne von F. W. Foerster einzuprägen sein als die beste Art, wie sie ihre Überlegenheit über das Geschlecht der Mädchen bewähren können. Sinnvoll läßt sich des weitern zeigen, wie Gott an eine solche freundliche Tat die größten Folgen knüpft: Mose findet nicht nur eine Zuflucht, sondern eine zweite Heimat, aber auch für seine große Aufgabe, seinem Volk Einheit und Gepräge zu geben, an dem dankbar gastfreien Vater und Priester in der Wüste einen klugen und willigen Helfer. Von da aus rief ihn Gott erst zurück zu seinen Brüdern nach Ägypten, als Pharao gestorben war; wieder haben wir hier einen Zug von naiver nationaler Eitelkeit: Pharao selbst beehrt mit seinem Zorn und Haß den zukünftigen großen Führer des Volkes. Erst als er gestorben war, wagt es dieser der Stimme seines Blutes zu folgen, die ihn wieder zu seinem leidenden und unterdrückten Volke rief. Wenn diese ganze Erzählung auch weniger Texte für Predigten abwirft, so ist sie doch reich an nationalen, sittlichen und religiösen Gedanken, die in der Aussprache mit geweckten Schülern oder in Bibelstunden herausgearbeitet werden können. Dabei bedarf es gar keiner Kunst, um diese schöne Sage, die den Mose aus sich heraus zu seinem Volk zurückkehren läßt, mit der Erzählung zu reimen, die seine Heimkehr auf den Ruf Gottes am Sinai zurückführt. Am besten macht man hier auf die beiden Berichte aufmerksam, die dasselbe so verschieden erzählen. Oder sonst wird man die religiösere und dramatischere Darstellung des folgenden Kapitels vorziehen dürfen.

Moses Berufung.

Ex. 3, 1—17.

1. Wir sondern dieses Stück in den Bericht von J. und den von E.; im Mittelpunkt des ersten steht die Offenbarung Gottes im brennenden Dornbusch, in dem des zweiten seine Selbstbekundung als Jahwe. Fassen wir den

ersten von unserm Standpunkt aus an, nach dem wir den Ausdruck des Glaubens einer spätern Zeit in den Erzählungen als Hauptsache zu würdigen haben, so ist es uns garnicht zweifelhaft, worauf der Nachdruck liegt. Alles kommt dann darauf an: ein Volk, das sich seine nationale Grundlage im Land Kanaan errungen hat, rechtfertigt sich, indem es diesen Erwerb auf den Willen seines Gottes zurückführt. Der tiefe Instinkt eines Stammes, der Volk werden will, geht auf Land; ein Volk ohne eignes Land ist kein Volk, sondern eine Horde. Jedes kraftvoll seiner selbst bewußte Volk will eignes Land. Dazu will es gutes oder besseres Land haben. In diesem tiefen völkischen Urinstinkt müssen wir den allem Volkstum eingestifteten Willen Gottes verehren, der, immer wieder sei es gesagt, nicht nur in moralischen und religiösen Geboten, sondern auch in solchen Naturtrieben tiefster und allgemeinster Art sich ausspricht. Will Gott Volk, dann will er für ein Volk auch Land, und zwar gutes Land, und wenn es auch auf Kosten andrer Völker ginge. Wir dürfen uns und andern nun einmal Gott nicht bloß als den begreiflich machen, der den beati possidentes ihren Besitz segnet, sondern auch als den, der als schaffendes Leben mit jedem Stärkeren ist, der mit kräftigen Schultern den Weg sich aufwärts bahnt. Es ist nicht etwa allein moralisch, wenn die Völker, die seit Jahrhunderten in satter Ruhe ihren Besitz an erobertem Erdenland ausnutzen, über jedes emporkommende Volk zetern, das endlich auch seinen Anteil am Boden haben will; viel mehr entspricht es dem Sinn der Moral, daß dem Tüchtigen sein Teil von der Welt zuteil werden muß, selbst wenn es dabei nicht nach den Regeln des Privatrechtes hergehen sollte. Es ist auch nicht Gottes Wille, daß ein Volk brav in der Knechtschaft und Botmäßigkeit bleibe, auch wenn sie sogar mit Verträgen besiegelt wurde; sondern wo sich eignes kräftiges Leben regt, da zerschlage es seine Ketten und werde frei. Das muß natürlich für den sachlichen Blick auch da gelten, wo „wir" nicht die Israeliten, sondern die Ägypter sind. In all solchen Fällen darf ein solches Volk sagen: Gott ist mit uns und er will, daß wir frei werden und ein eignes Leben führen auf eigner Scholle. Wir dürfen nicht verfehlen, im Geist dieser Gewißheit das Gewissen unsres Volkes zu beraten, zumal wenn Sentimentalität in Gott nur den Hüter alten Rechtes, und nicht den starken Schützer alles aufsteigenden kraftvollen Strebens verehren sollte.

Neben diesem nationalen Hauptzug an der Erzählung wird uns natürlich immer die Offenbarung fesseln, die Mose an dem Dornbusch zuteil geworden ist. Hier entsteht zum ersten Mal eine Religion am Rand der Wüste, wie Naumann sagt, indem ein Großer in der seiner Wirksamkeit vorangehenden Einsamkeit, Gott stark und unmittelbar erlebt. Auf das Verhältnis zwischen dem, was da mit dem Dornbusch vorgegangen sein mag, und seinem Glauben selbst, können wir uns nicht einlassen; es ist doch etwas andres mit dieser Offenbarung als mit der, die Jeremia in der Werkstatt des Töpfers erhielt. Jedenfalls ist das aber eine weiter garnicht abzuleitende Tatsache, die als solche herausgestellt werden muß: hier hat etwas nach der Erzählung den Mose unmittelbar erfaßt und es kam über ihn, nicht aus Erwägungen heraus, sondern aus tiefen innern Bewegungen, für die wir eben gar keinen andern Ausdruck haben als das Wort „Stimme Gottes". Die Erzählung will dem

Glauben Ausdruck geben, daß Mose für seine Mission den allertiefsten Grund in einem Erlebnis besaß, das mit jener Vision verbunden war, wie später Jesus und Paulus beides mit einander erlebten. Von Bedeutung ist für uns die allegorische Auslegung der Angabe, daß Gott im brennenden Busch erscheint. Weist das ursprünglich auf den gewaltigen Feuergott hin, so werden wir darin einen Ausdruck für die Gewalt Gottes sehen, der uns als heilsames Gegengewicht gegen den üblichen Begriff von der Liebe Gottes, zumal nach dem furchtbaren Krieg sehr nötig ist. Gott ist auch der gewaltige, furchtbare Gott, der in Ereignissen der Natur und Geschichte spricht. In jenen, wenn die Erde bebt und die Elemente rasen, in diesen, wenn Gott erscheint, der „groß und wunderbar . . . in Flammen aufgegangen war", wie E. M. Arndt singt und wie wir ihn wieder erhoffen in unsrer Not, die größer ist als die, aus der Arndt und sein Geschlecht errettet wurde. Das ist nicht ein andrer Gott als der, der in Jesus spricht, aber es ist eine andre Seite an ihm. Wenn sich in allem Geschehen garnichts der frommen Deutung des Glaubens entziehen darf, so müssen wir für gewaltiges Geschehen diese Seite an Gott bereit halten. Die Vermittlung nach der Gnade des gütigen Gottes hin bleibt gewahrt, wenn wir daran erinnern, daß der Busch zwar brennt, aber nicht verbrennt. Das ist derselbe Gott, den Jeremia in der oben erwähnten Lage erlebt hat, als er sah, wie der Töpfer den auf der Scheibe nicht geratenen Topf zusammenwarf und umgestaltete. Diesem Gott gebührt die Ehrfurcht, die uns manchmal ebenso fremd geworden ist, wie der Begriff der schaurigen Erhabenheit und Gewalt Gottes. In dieser Beziehung hat uns R. Otto mit seinen neuartigen Begriffen des Numinosen und des Tremendum wieder das Gewissen geschärft. Solche Töne werden wir öfter wieder anzuschlagen haben, wenn sich die Vertraulichkeit zu nahe an den „lieben Gott" heranmachen und seine guten Absichten besser kennen will als er selbst. Die Ehrfurcht als Einschlag unsrer Stellung zu Gott, neben der Liebe und dem Vertrauen, muß uns wieder mehr aufgeschlossen werden. Darin hat Luther mit seinem Ausdruck „Gott fürchten" und auch Goethe mit seinen drei Ehrfurchten unbedingt recht. Gottes Land ist heiliges Land; wir dürfen nicht zu viel davon wissen wollen, wir sollen nicht zu viel davon reden und schwatzen; die Stimmung, die sich in Tersteegens Lied „Gott ist gegenwärtig" einen so wundervollen Ausdruck verschafft hat, muß uns Gott gegenüber erfüllen und bestimmen. Damit ist auch schon gesagt, daß wir nicht mit alltäglichen Gedanken und Regungen ihm, sei es im Gottesdienst, sei es im Gebete, nahen dürfen: „Alles in uns schweige." Man muß sich zwingen können, sich innerlich aller gewöhnlichen Gewänder zu entledigen und festlich, seines Wortes gewärtig vor ihn zu treten. Ein Predigtwort über das Gebet oder über den Besuch der Kirche wird an diesen stimmungsvollen und behaltbaren anschaulichen Text förderliche Gedanken über seelische Selbstpflege anknüpfen können, wie wir sie so selten zu hören bekommen. Auch dürfen wir es ruhig wagen, ihn eben um jener Vorzüge willen bei der Einweihung einer Kirche zugrunde zu legen, weil wir ja doch davor sicher sind, die Kirche mit der Stätte Gottes selber zu verwechseln. Ehrfurcht vor Gott wird sich weniger durch die Bestimmung ihres Begriffes und durch Aufforderungen als durch die Art und den Ton anbahnen

lassen, wie man von Gott selbst spricht. Dazu gehört freilich auch, daß man von Gott, wenn es nötig ist, — schweigen kann.

Ein altes Wort aus der Zeit der allegorischen Auslegung stellt als tiefsten Gehalt der ganzen Stelle den feinen Gegensatz heraus: urimur, non comburimur. Natürlich bezieht sich das auf die Trübsal. Wenn man allegorisieren will, dann wird man das Recht haben, auch auf Kosten des Wortlautes von der reinigenden Macht dieser Flamme zu sprechen, die alles Dürre und Geile wegbrennt. Gegen eine tiefe und geschmackvolle Ausführung dieser Art ist so lange nichts zu sagen, als man sie einfach an den Text als einen brauchbaren Halt für sie anlehnt, ohne zu behaupten, damit ihren sog. tiefsten Sinn zu treffen. Sicher kann man mit einer solchen unhomiletischen Predigt manchem besser den gesunkenen Mut stärken als mit der korrektesten Auslegung, die ohne Eindruck auf Phantasie und Gemüt des Hörers bleibt.

Endlich läßt sich ein heilsames Wort über die Bedeutung der Stille für das innere Leben hier anknüpfen und in das Gelärm der Welt suchenden und ringenden Seelen entgegensenden. Von allen großen Geistern zumal gilt das Wort Muhameds, daß keiner ein Prophet wird, der nicht die Schafe gehütet; aber auch andern geht es erst in ihr auf, daß wir weniger allein sind, als wir glauben (Maeterlinck); wir hören die Stimme Gottes und der Ewigkeit und ahnen die großen Zusammenhänge des Lebens. Gott spricht erst, wenn es um uns und in uns schweigt.

2. In der Parallelerzählung sind denselben Begebenheiten einige andre Lichter aufgesetzt. Mose ist „nicht der Entdecker, sondern der Entdeckte" Gottes, also kein Gottsucher, der Gott gefunden, sondern der von Gott Gesuchte, den Gott gefunden und erfaßt hat. Auch hier erscheint er gleich mit dem Auftrag, dem Gott seinen Erwählten gibt. Der große Mann mit seinem großen Werk ist verankert in seinem Gott; sein Werk kommt aus der Tiefe und der Notwendigkeit der Dinge unmittelbar hervor und ist keins, das der Held bloß ersonnen und angefangen hätte. Gott stellt sich ihm gleichsam als der Uralte, als der Gott seiner Väter vor. Mögen unruhigere neuere Geister immer neuen Göttern nachstreben, es liegt tief im Wesen aller echten Frömmigkeit, daß sie nicht von heute und gestern sein will, sondern daß es „Religion von weither" ist. Denn es muß etwas Fernes und zugleich eine Autorität voller Ehrfurcht und Bewährung über ihr liegen, wie sie nur dem Alter und der Überlieferung eigen ist. Wir haben immer Grund, dieses Alter des Glaubens an Gott zu betonen und ihn auch einmal in die Ferne und in die ehrwürdige Vergangenheit hinauszurücken. Dem entspricht dann die Art, wie wir ihm gegenüberzutreten haben. Es schadet nichts, wenn einmal übertriebene Vertraulichkeit, wie sie so leicht die neutestamentliche Predigt erzeugt, durch den echt antiken Klang aufgescheucht wird, daß wir nur schweigend und ehrfurchtsvoll, mit verhülltem Haupt wie Mose dem Ewigen gegenübertreten dürfen. Nicht nur unkeusche Neugier, sondern auch aufdringliche Wißbegier geziemen sich nicht dem Unerforschlichen gegenüber. Wohl aber steht uns kleinen Menschen die Frage an: Wer bin ich, daß ich ein großes Werk anfassen soll? Der zweite Eindruck vor Gott nach dem der schweigenden Ehrfurcht ist die demütige Erkenntnis vor unsrer eignen Schwäche und Unwürdigkeit, wie er echt immer

das Echo auf eine eindringliche und ernste Verkündigung der Majestät Gottes ist. Wenn diese dann durch die Gewißheit „Gott ist mit uns" überwunden ist, leben wir nicht mehr von uns, sondern von höheren Kräften, und sind beim größten Gotteswerk vor Verzagtheit wie vor Übermut bewahrt. — Auf die Frage nach dem Wesen Gottes, die wir stellen und die uns gestellt wird, können wir immer noch nicht mehr antworten als Mose gesagt wurde: Jahwe, d. h. Ich bin, der ich bin. Darin liegt mancherlei für uns, was im Geist dieses Rätselwortes und in unsern eignen Erkenntnissen begründet ist. Zwar haben wir einen starken Eindruck von Gott, also von einer Macht und Gewalt, die über uns ist und unser Leben trägt und unser Gewissen leiten will. Aber sie ist immer noch gleichsam im Dunkel über uns und läßt uns nicht ihr Wesen schauen. Und wenn wir meinen, um deswillen von ihr weichen zu müssen, so läßt sie uns doch nicht los, sondern erfaßt uns aus ihrem Dunkel noch viel stärker, sei es mit ihrer heiligen Gewalt, sei es mit ihrer leitenden Güte. Wir müssen immer einmal auf dieses Unbegreifliche in unsrer Erkenntnis von Gott hinweisen: sie besteht aus Eindrücken, aber nicht aus Einsichten. Wer nur irgend von ihm zu sagen wußte, hat dieser zwiefachen Art seines Wesens Ausdruck gegeben; es liegt also in diesem selber, daß wir nicht darüber hinauskommen und uns dabei bescheiden müssen. Auch im einzelnen, was die Führung unsrers Lebens und die Leitung der Welt angeht, bleibt es dabei, daß Gott der große Unbekannte über uns ist, den wir mit Ehrfurcht spüren, aber nicht sehen und begreifen können. Aber offenbar gibt es keine andre Art, zu ihm Stellung zu nehmen, als eben diese Schauer der Ehrfurcht voller Vertrauen, in denen er sich uns nähert. In solchen aber sind alle Frommen, die etwas zu sagen hatten, untereinander eins. Dazu kommt noch eines. Wenn wir etwas aussagen wollen über ein Wesen mittels einer Bestimmung durch den Begriff, dann müssen wir es einer höhern Ordnung einreihen, zu der es gehört, oder sagen, woraus es besteht. Beides aber fällt bei Gott gemäß seinem Begriffe fort: er ist der Einzige und darum nur durch sich selber zu bestimmen. Er ist tatsächlich der, der er ist. Er ist auch mit keinem ähnlichen Wesen zu vergleichen, höchstens mit solchen, die ihm ganz entgegengesetzt sind, was nur negative Merkmale abwirft. So ist und bleibt also Gott nicht durch Begriffsbestimmungen, sondern wie alles Persönliche und Eigenartige auch unter den Menschen, nur im Erlebnis zu erfassen. Über diesen Sinn der Stelle kann man ja auch mit der spätern jüdischen Auslegung hinausgehen, indem man ihn als den Seienden oder Ewigen bezeichnet. Da hierin nicht allzuviel liegt, wird man sich zu der ethischen Bewertung dieser metaphysischen Ausdrucksform vorwagen dürfen, die ihn in der bekannten Art als den beständigen ausgibt, auf den man sich verlassen kann. Von unsern Fragen aus kann man, ebenso weit vom Ursinn des Textes freilich entfernt, auch auf das Ich den Nachdruck legen: es ist in Gott ein klarer, starker Wille, der sein Wesen ausmacht, im Unterschied von jeder andern Weise über ihn zu denken, die dieses Ich nur als Ausdrucksform für uns oder garnicht gelten lassen will. Niemals dürfen wir dieses echte und unverlierbare Erbe des semitischen Geistes gering achten lassen, etwa zu Gunsten einer sog. germanischen Fassung, die Gottes Ich in Natur oder Weltseele aufgehen lassen will. Auf christlichem Boden bleibt

Gott Persönlichkeit, normale höchste Persönlichkeit, mit Gedanken und Willen und Macht, nicht Gegenstand der Versenkung, sondern des Vertrauens, nicht der sinnlich-übersinnlichen Gemeinschaft, sondern ehrfürchtiger Liebe.

Diesen Willen Gottes hat uns Jesus als den einer heilsamen, wenn auch oft genug ernsten und sogar schrecklichen Vatergesinnung offenbart; nur über sein metaphysisches Wesen, wie Gott es anfängt Gott zu sein, wissen wir nichts. Mit dem Wissen der ersten Art, dem des Glaubens an seine erzieherische Güte, kommen wir aber als Gläubige aus; das der zweiten Art mag uns beschäftigen, aber es steht jenseits des Rahmens der für uns nötigen Erkenntnis. Über solche Dinge muß man öfter einmal sprechen. Dabei ergibt sich als guter Ausgang oder als passende Erläuterung die schöne Sage von dem Einsiedler, der gefragt, was Gott sei, sich immer weitere Bedenkzeit ausgebeten hat, bis er zuletzt erklärte, je länger er darüber nachdenke, desto dunkler werde ihm dieses Wesen Gottes. Auslaufen mag dann eine solche Darbietung in das Wort von C. F. Meyer, das eine der größten und tiefsten Offenbarungen der neuern Zeit darstellt: „Die Rechte streckt sich schmerzlich oft in Harmesnächten, und fühlt gedrückt sie unverhofft von einer Rechten Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen, doch will er treu sich allezeit mit uns verbünden". Hier ist prachtvoll das Dunkel gemalt, in dem Gott für uns bleibt, aber auch, wie sich uns aus diesem Dunkel über uns, wenn wir in starken Erregungen des Gemütes die Hand hinaufgestreckt haben, unsichtbar, aber spürbar eine Hand voll starker Güte entgegenstreckt. Darüber kommen wir nicht hinaus; das einzige Organ, um mit Gott in Verbindung zu treten, bleibt das blinde, aber doch klar und sicher wahrnehmende Getast der Seele. Wer Gott sehen und nicht bloß ertasten will, überträgt die Tätigkeit eines Organs auf ein Gebiet, für das es nicht geschaffen ist: wir können nicht mit dem Ohr Farben sehen und nicht mit dem Finger Düfte gewahren. Wenn wir derartige Gedanken umwoben von den ehrfurchtsvollen Klängen des Liedes „Gott ist gegenwärtig" der Gemeinde anbieten, können wir so viel Ahnung von der Höhe und Erhabenheit Gottes ausbreiten, als uns selbst in unserer Seele aufgegangen ist.

Wie Israel aus dem unergründlichen Wesen dieses Gottes die Sendung Moses und das Werk seiner Befreiung hergeleitet hat, so werden wir erst dann einer großen Gestalt und einem hohen Werk die richtige Abrundung und Begründung verleihen, wenn wir sie aus solcher Urtiefe des Lebens demütig und dankbar herzuleiten wissen, wo die Notwendigkeiten des Lebens und der Welt verankert sind. Sowohl für soziale wie für nationale Aufgaben gibt das Wort 3 V. 7 eine prachtvolle Losung: Gott ist es, der uns zu unserm Volk und zu unsern Brüdern sendet, um sie zu erretten und in ein gutes und weites Land zu führen.

Moses Glaube und Zweifel.

4, 1 – 17 und 27 – 31.

Das schönste Wort über Mose ist, was der Hebräerbrief über ihn sagt: Er verließ Ägypten und fürchtete nicht des Königs Zorn; denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn. — Ist in der zweiten Hälfte am

einfachsten und tiefsten das Wesen des Glaubens ausgedrückt, das in der vertrauensvollen und stärkenden Hingebung an Unsichtbares besteht, so in der ersten seine Kraft und seine Wirkung: ohne Furcht kann einer, der glaubt, ein großes Werk vollführen. Ohne Überschwang ist es gesagt: in solchem Glauben wachsen dem Menschen große Kräfte zu. Damit kommen wir zu der Erkenntnis, die so vielen Menschen garnicht eingehen will, weil sie ganz und gar mechanistisch denken: der Glaube als Hingebung an das Unsichtbare macht alle Naturgesetze von Erhaltung der Kraft zu nichte; es wird tatsächlich aus Nichts sehr viel. Denn der Glaube ist eine unerschöpfliche Quelle für Energie; aus dem Unsichtbaren, also aus dem Bereich des Geistigen und Seelischen, kommen wirkliche Kräfte und Mächte, die das Sichtbare umzugestalten vermögen. Nicht nur große Ideale und Bilder von Zukünftigem, sondern auch Antriebe, die in Lust und Vertrauen bestehen, entquellen ihm und machen einen Menschen zu einem Schöpfer, der nicht etwas nur berechnete oder umlagerte, was außer ihm vorhanden ist. Man wüßte häufiger einer noch stark durch alten Stoff- und Kraftwahn bestimmten Zeit die Macht solches Glaubens verkündigen, der Energieen schafft aus dem Brunnquell eines gläubigen Menschen heraus, der selbst wieder aus dem Unsichtbaren lebt. Durchschnittliche Staatsmänner wollen immer nur Energieen berechnen und in ihren Dienst stellen; für sie besteht die Politik aus einer Art von angewandter Dynamik der wirtschaftlichen, militärischen und auch moralischen Kräfte. Der große Staatsmann und Führer des Volkes aber, der ein Idealist sein muß, berechnet nicht bloß vorhandene Kräfte, sondern schafft erforderliche neu aus seinem Innern heraus, weil er glaubt. Und wer glaubt, der wirkt auf andre und vermehrt so, was in ihm ist. So war Mose ein Glaubender, weil er aller Berechnung zum Trotz das Werk unternahm, sein Volk dem Reich der Ägypter gegenüber selbständig zu machen und einem erhofften eignen Land entgegen zu führen. Das ist Glaube, einem Bild von der Zukunft, voller Vertrauen auf eigne persönliche und auf göttliche Kräfte, allem Anschein zum Trotz, unbeugsam nachzustreben.

Freilich hier in dem Kap. erscheint er ganz anders: als der Mann, der sich sträubt, Gottes Ruf zu folgen. Er glaubt nicht an sein Volk, nicht an sich und schließlich auch nicht an Gott. Wenn der Bericht mehr als die Anwendung eines Schemas ist, dann müssen wir hier die Weigerung von Fleisch und Blut erblicken, Gottes Willen gehorsam zu sein. Darin mag neben mangelndem Selbstvertrauen auch ein Gefühl liegen, das den Berufenen vor der Last Gottes zurückbeben läßt. Jeremia hat es ebenso gehabt, nur Jesaia, der königliche Prophet, drängt sich kühn vor und erbietet sich freiwillig. — Man kann daraus Anlaß nehmen, das Wesen der großen Männer von Mose an bis auf Luther und Bismarck zu schildern, wie sie nicht frei sind von einem Zagen, wenn es große Entschlüsse gilt. Und auch in ihrem Untergrund hegt ihre Seele immer noch etwas von leisem Zweifel, zumal wenn es sich darum handelt, alte Ordnungen und ganze Welten umzustürzen. Aber über diese Niederung führt sie dann ihr Glaube hinweg, der dann erst wahrer Glaube ist; denn wer nicht zweifelt, der hat nie geglaubt. Glaube ist keine Mitgift der Natur, nur in den ganz Großen wird er eine Art von zweiter Natur; Glaube

ist immer persönliche sittliche Tat, die immer aufs neue geleistet sein will. Überwunden von Gott, glaubt der Held, und so wird Glaube Charakter, aber er ist nie bloß ein Zauber oder ein Kostüm.

Es geht wohl nicht über die Linie zulässiger Allegorie hinaus, wenn man die Probe, die Gott dem Mose zur Überwindung seines Zweifels gestattet, dahin auslegt, daß man sagt: Beweis des Glaubens ist die Kraft und die Macht, die imstande ist, ein Stück der Welt zu verwandeln. Nicht kühner ist dann auch die Ausdeutung der Ausrede, die Mose sich aus seiner mangelnden Redegewandtheit, seiner schweren Zunge zurechtmacht. Dieser Not wird abgeholfen, indem Gott selber dem Manne seine Worte in den Mund legt, wenn er sich ihm ganz und gar für sein Werk zur Verfügung stellt. Dem begeisterten und der Sache hingegebenen Willen kommen die Worte, die er nötig hat, ganz von selbst. Die Hauptsache aber sind sie nicht; denn allein die Taten gestalten die Welt um, wenn auch oft genug Taten in Worten bestehn. Nach der andern Lesart wird dem Mose für die Aufgabe, das was nötig ist zu sagen, Aaron zur Seite gegeben: die Worte sind ganz sekundär, die Hauptsache ist der Wille und die Tat. Und diese waren in Mose vorhanden. Nun geht Kraft von ihm aus; sein Glaube weckt den des Volkes, seine Zeichen und Wunder überzeugen nach dem Schluß unseres Berichtes, und das Volk beugt sich vor Gott, dessen Vorsatz es zu befreien, ihm Mose kundgetan hat. — Karl Barth deutet geistvoll das Brüderpaar als Sinnbild für zwei verschiedene und doch zusammengehörige religiöse Aufgaben: Moses unvermeidlicher Bruder ist Aaron, der dem Volk den Weg zu Gott zeigt; er bedeutet die Kirche neben dem Enthusiasmus.

6, 2 – 12, 71 – 7.

Der Weg von den ältesten Berichten, denen von J. E., zu dem der Priesterschrift, bedeutet eine auffallende Vergeistigung. Das ganze so anschauliche und darum sicher volkstümliche Bild mit dem Dornbusch und den Machtproben ist weggefallen; es bleibt nur der feierliche Ausdruck des göttlichen Willens. Auch der Kleinmut von Mose ist verschwiegen, nur das Volk zweifelt. Gewiß entspricht jene Vergeistigung einem starken Bedürfnis in uns, die eigentliche Kraft der Gestalten und Geschehnisse aus allem märchenhaften Stil herauszuheben. Aber schöner sind die andern Berichte doch; darum ist es das Ideal der Behandlung, daß wir sie als Sagen erzählen, um Genuß und Freude an ihnen zu erwecken, aber an dieser ihrer Art keinen Zweifel lassen. Gerade darum, weil unsre geistige Art der des theologischen Erzählers verwandter ist, haben wir Grund, uns der andern volkstümlichern anzunehmen, mögen wir auch jene Gedanken, die ihr zu Grunde liegen, aus dem schönen und immer wieder anziehenden Gemälde stärker herausholen.

Politik und Moral.

5 – 12.

1. Diese Berichte über die Verhandlungen Moses und Aarons mit Pharao bieten ein einzigartiges Modell, um die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral zu behandeln, besonders sie mit Schülern oder Bibelfreunden zu besprechen. Wir nehmen sie einmal ganz naiv als Aussagen über wirk-

liche Geschehnisse, um uns erst am Schluß darauf zu besinnen, was aus unsrer kritischen Beurteilung ihrer ganzen Art an Folgerungen praktischen Charakters hervorgeht. — Wir machen uns die ganze Sache klar, indem wir darauf achten, daß sich hier eine bestimmt geartete Diplomatie in den Dienst einer Politik stellt, wie sie aus der Lage seines Volkes und aus seiner ganzen innern Entwicklung dem Führer Mose erwachsen mußte.

Ihm war die Lebensmöglichkeit für sein Volk als Volk unter ganz andern nationalen Lebensbedingungen gewiß geworden. Er glaubte an seine Zukunft. Er glaubte auch an Gott, der mit allem ist, was aufsteigt und zur Höhe hindurchbrechen will. Sein Gott war nicht der, der nur gewordene Verhältnisse zu legitimieren und zu schützen hatte. Er vertrat, um es mit einem heute im Vordergrund aller Politik stehenden Ausdruck zu sagen, eine kleine Nation, die als Randvolk im staatlichen Bereich eines großen Volkes lebte und nach Selbstbestimmungsrecht verlangte. — Pharao hingegen hatte im Sinn der Erzählung ganz andre Ziele. Er wollte das Volk der Sklaven nicht loslassen. Aber seine Politik erscheint ganz verkehrt. Er unterdrückte es noch mehr und gab ihm eine größere und schwerere Last an Arbeit. Dazu ging er mit Gewalt gegen sie vor. So kämpfte er mit brutalen Mitteln gegen ein kleines Volk, das Ideale und zugleich die Kraft hatte, sie zu verwirklichen. Wenn ein so starkes Bestreben nach nationaler Freiheit auf eine nicht unbedingt überlegene Gewalt stößt, dann zieht diese immer den kürzeren. Das müssen sich alle merken, die innerhalb unsres Volkes, aus geistiger Wahlverwandtschaft mit konservativen politischen Methoden oder gar im Namen des Rechts und sogar Gottes selber, eine solche Politik der Unterdrückung befürworten. — Freilich kann man von Pharao nicht verlangen, daß er einen so wertvollen Teil seiner Untertanen ohne weiteres ziehen läßt. Es geht nicht an, daß jeder nationale Splitter, wie wir heute sagen, ein Recht auf Selbstbestimmung erhält. Das kann die Würde und das Recht eines Staates auf Selbsterhaltung nicht ohne jede Bedingung zugestehn. So steht also das Recht des aufstrebenden und nach Freiheit verlangenden Volkes und das des Wirtstaates einander hart gegenüber. Was soll dann aber entscheiden? Wir erinnern an das, was darüber oben schon S. 83f. gesagt worden ist.

Eine Entscheidung durch das gewöhnliche Recht ist unmöglich. Es gibt kein allgemeines Recht in solchen Fragen; jeder behauptet dann, daß er das Recht auf seiner Seite habe, der eine das ewig junge Recht des aufstrebenden und der andre, das alt geheiligte des besitzenden Volkes. Eine Stelle darüber, die den Rechtsstreit schlichten könnte, hat es damals nicht gegeben und gibt es bisher noch nicht. Es ist ein Anspruch auf Recht, den beide erheben, aber den Zwist entscheidet bloß die Macht: hier ist tatsächlich die Machtprobe das einzige, was möglich ist; Macht zeugt wirklich von Recht, von höherm, in der Entwicklung und in der Geschichte, also in Gott begründetem Recht. Insofern können wir weder dem Mose unsre Zuneigung, der das aufsteigende und nach Eigenleben strebende Volk, wie auch dem Pharao unser Verständnis versagen, der das der beati possidentes vertritt. Hier fragt es sich nur, wer der stärkste, aber auch wer in der Auseinandersetzung der klügste ist.

Wir sehen nun Mose in der diplomatischen Arbeit am Hof des Pharao

mit allen möglichen Mitteln sein Ziel anstreben. Er handhabt die Lüge wie die List, den diplomatischen Druck mit Machtmitteln und die Demonstration mit Zeichen, die die Macht seines Gottes zur Anschauung bringen sollen. Auch wendet er als ein ideales Motiv für sein Verlangen nach Erlaubnis zum Auszug vor, das Volk wolle seinem Gott ein Fest feiern. Als ihn Pharao an dieser Lüge packt 5,21, muß er weiter lügen. Sein Hauptmittel aber ist die Gewalt, die er mit den Plagen im Namen seines Gottes ausübt; auf sie hin weicht Pharao schrittweise zurück, immer nur darauf bedacht, dem Wohl seines Landes nichts zu vergeben und die Autorität seiner Regierung den Rebellen gegenüber aufrecht zu erhalten. Wir können es ihm gewiß nicht verdenken, wenn er als echter Diplomat sofort sein Wort widerruft, sobald er spürt, daß der starke Druck weicht, ebenso wenig wie wir es Mose verdenken, wenn er dem verstockten Pharao gegenüber immer härtere Mittel anwendet. So begreifen wir langsam, daß hier die sittliche Entrüstung garnicht angebracht ist, wo starke nationale „Belange" im Spiele sind. Sie erscheinen in dem Munde des Erzählers immer nur als Mittel, um die Neigung des Hörers und Lesers auf seine Seite zu ziehen. Es fällt ihm aber gar nicht ein, seine eigne Stellung zu den erzählten Vorgängen und diese selbst derselben Beurteilung zu unterwerfen.

So tritt uns ein aus der ganzen geschichtlichen Entwicklung wohl bekanntes Bild aus den Berichten entgegen: der Bruch zwischen zwei Völkern ist unvermeidlich geworden; es geht einfach nicht mehr so weiter. Sie setzen sich auseinander, weil sich höhere Lebensnotwendigkeiten für beide melden. Aber dies geschieht nicht ohne Sünde und Schuld. Das ist das Tragische an allem geschichtlichen Fortschritt: er geht beinahe nie ohne Gewalt und ohne List und Lüge von statten. Man kann fragen: was blieb denn dem Mose anders übrig als zu lügen angesichts der ganzen Gesinnung Pharaos, der sie nicht ziehen lassen wollte, und angesichts seiner Macht, die es zugleich verhindern konnte? War er nicht zur Lüge gezwungen, wie Bismarck von sich sagt, daß er es einigemale war, aber das den Leuten, die ihn zwangen, niemals vergessen habe? Und dann kommt uns doch wieder der Gedanke daran, wie auch solche Lügen kurze Beine haben: Pharao merkt es doch sofort, was sie wollen, und dann muß weiter gelogen werden. Wäre es da nicht besser gewesen, einfach auszuziehen, heimlich und mit List, wie es ja vielleicht auch wohl geschichtlich zugegangen ist, als sich in diese Verhandlungen mit all ihren häßlichen Seiten einzulassen? Gegen List und Gewalt dürften wir nicht so viel einzuwenden haben. Ohne solche Mittel geht es nun einmal nicht, wenn sich zwei Völker auseinandersetzen müssen, ab. Mag uns daran noch so viel peinlich sein, wenn es sich um das Volk der Religion und um den Mann handelt, auf den die zehn Gebote zurückgeführt werden, wir müssen uns mit einigen allgemeinen Gedanken trösten. Das ist einmal jener Gedanke der tragischen Schuld, die wirklich als tragische Schuld vorliegt, wenn ein Führer durch den hohen nationalen Zweck Mittel heiligen läßt, die er im Privatleben für sich nicht anwenden würde; und dann noch die Erwägung; ein Lebenswerk kann als Ganzes durchaus sittlich sein, weil es ganz und gar einer Sache von ethischer Bedeutung geweiht und nicht dem Vorteil des Mannes selbst dient, und doch

muß es mit den Menschen und den Verhältnissen rechnen, wie sie sind. Wir werden diesem Gedanken um so eher Raum geben, je mehr wir hoffen können, daß solche Sünden ein Opfer an das große Gut, um das es sich handelte, für das Gewissen des Mannes bedeuten, der sein Bestes neben all seiner Mühe und Entsagung dem hohen Ziele dargebracht hat. Dann wird auch für die diplomatische Unwahrheit ein gewisses Verständnis übrig bleiben, wenn wir sehen, wie sie in der Verhandlung mit Pharao gar keine Kraft mehr hat, sondern eine façon de parler ist, die nur notdürftig Absichten, die dem andern ganz klar geworden sind, mit höflichen Wendungen verdecken soll.

2. Wir hatten nicht vergessen wollen, daß wir in dieser ganzen Erzählung ja keinen geschichtlichen Bericht, sondern im wesentlichen eine Anzahl von Bekenntnissen zum nationalen Volksideal in der Form einer Geschichte vor uns haben. Das eigentlich Geschichtliche an ihr ist die Haltung der Verfasser, also ihre Stellung zum eignen Volk und dem des Gegners. Auch hierin liegt für uns so viel Allgemeines, daß wir als Grundlage für Besprechungen in Religions- und Bibelstunden auf mehrere Punkte eingehen müssen, die uns darin von Bedeutung sind.

Vor allem schlägt uns aber dann das überaus starke Nationalgefühl wie eine heiße Flamme entgegen. Diese Männer fühlen mit Leidenschaft für ihr Volk und mit ihrem Volk. Das ist in ihnen ein Urinstinkt von ganz unmittelbarer Kraft. Sie sind ganz und gar nicht angekränkelt von übervölkischen Regungen oder von übergroßer Gerechtigkeit gegen ihre Gegner. Dieses ihr Gefühl für das eigne Volk ist ganz unmittelbar mit dem ebenso starken Gefühl für den Gott ihres Volkes verbunden. Hier ist alles, was die Stellung zu diesen beiden beherrschenden Größen des Lebens, Gott und das Volk angeht, ganz jung, echt und unreflektiert. Aus einer solchen Haltung fließt aber nicht nur innere Harmonie, sondern auch äußere Kraft zum Handeln. — Damit vergleichen wir, wie zerrissen wir gegenwärtig in bezug auf die Gefühle dem Volke gegenüber sind, soweit nur wir Christen in Betracht kommen. Wirklich möchte man manchmal mit Nietzsche den Schaden beklagen, den die christlich-sittliche Reflexion den unmittelbaren Naturinstinkten zugefügt hat. Gewiß haben wir unter Pfarrern und Gemeindegliedern noch Ungezählte, denen Gott und Volk für immer die Grundlage all ihres Denkens, den Höhepunkt aller Ideale, die Norm jeglicher Beurteilung von Menschen und Dingen bildet. Beide gehören für sie gleichsam zu einer Provinz der geistig-idealen Welt, wenn sie ihnen diese nicht ganz und gar erfüllen. Man ist vaterländisch und man ist fromm, das eine jedesmal, weil man das andre ist. Von altersher gehören diese beiden organisch zusammen. Wohl den starken Naturen, wo das noch in der Weise des Instinktes geschieht; das gibt ganze in sich geschlossene und wirkungsstarke Persönlichkeiten. Bei sehr vielen aber ist dieser natürliche Instinkt, für die Volksgemeinschaft wenigstens, geschwächt, und zwar gerade durch religiöse Gedanken. Gott als der Herr aller Menschen und die Menschheit als sein Ziel, das hat sie unsicher gemacht. — Diesen muß durch Gedanken wiederum auf die rechte Bahn geholfen werden. Wir bedürfen nun einmal der Führung durch den Verstand und die bewußte Lenkung unsrer Gefühle. Wir haben darum die Aufgabe, gerade bei unsern religiösen Kreisen, aber

auch soweit nur unsre Stimme dringt, den religiösen Untergrund des völkischen Bewußtseins bewußt zu pflegen. Selber brauchen wir für dieses eine religiöse Grundlage, die uns das gute Gewissen gibt, in dem wir uns auf das Absolute besinnen, in dem auch der Sinn für das Volk wurzelt; und andern eine solche anzubieten gehört zu der Pflicht, sie in der wirklichen Welt zurechtzuweisen.

Dazu bedarf es, daß wir Gottes des Schöpfers nicht vergessen. Zumeist stört uns in jenem naiven Instinkt für das eigne Volk der Blick auf den Gott, der in Jesus als das Ziel der Welt die Menschheit aufgestellt hat, die sich dann immer als ein, man möchte sagen, grau in grau erscheinendes Gewoge darstellen wird. Dem gegenüber besinnen wir uns eben auf Gott, den Schöpfer, der Völker gewollt hat, indem er ihnen bestimmte, wo und wie weit sie wohnen sollten; dazu hat er den Menschen jenen Instinkt für die eigne Art in die Brust gelegt, den man nur mit starken Überlegungen ausrotten kann. Daraus ergibt sich aber die ganz klare Aufgabe, wie alles in der Welt seine Eigenart hat und darin verbleibt, daß wir tun, was wir können, um diese unsre völkische Eigenart zu behaupten und zu betonen. Wie jegliche Klasse von Tieren und Pflanzen ihre Eigenart hat und durchzusetzen weiß, so gilt dies auch für ein Volk. Damit allein erfüllen wir den Willen des Gottes, der nicht nur in den Idealisten der Geschichte, sondern vor allem einmal in der Natur und in den Instinkten der Seele gesprochen hat. Daß wir es als Volk zu einem Ganzen bringen, als Volksgenossen etwas Ganzes wollen und ein solches werden, das ist und das bleibt Gottes Wille. Wir werden es nötig genug haben, in den kommenden Zeiten kriegsmüder und weichlicher Übernationalität diesen harten Klang gerade aus dem A. T. heraus anzustimmen und immer wieder unsern Gemeinden einzuprägen: Gott will Volk, und wenn er Volk will, dann sollen wir es ganz nachdrücklich wollen. Wie Gott einen Wald aus vielen Bäumen, wie er die Welt der Vögel und der Vierfüßler aus vielen ganz und gar eigenartigen Tierklassen hat bestehen lassen, so will er auch nicht nur die Familie und das Volk aus ganz verschiedenen Eigenarten zusammenfügen, sondern auch die Menschheit. Und je kraftvoller einer sich als Angehöriger seines Volkes fühlt, desto mehr entspricht er diesem Willen Gottes.

Dazu aber gehört auch, daß ein jeder ganz rücksichtslos einmal das Wohl seines Volkes will. Mose macht sich durchaus gar keine Gedanken darüber, wie die Ägypter die Lücke ausfüllen können, die durch den Wegzug der Israeliten entsteht; er sorgt nur für sein Volk. Und diese ganz rücksichtslose Sorge für das eigne Volk haben wir auch als unsre Pflicht, zumal allen weichlichen und überbedenklichen Leuten einzuschärfen, die vor lauter Gerechtigkeit gegen die andern ungerecht gegen die eignen Volksgenossen werden, wie das ja zumal uns christlichen Deutschen ansteht. Wiederum hat, wenn man so sagen darf, die Stimme des in der Selbsterhaltungskraft der Natur sprechenden Gottes den Vorzug vor der des andern, der auf dem Weg geschichtlicher Leitung Menschheit will, wobei an die Abschwächung des völkischen Gepräges gedacht ist. Freilich wird sich unser völkisches Selbstgefühl, wie soeben mit dem Glauben, so auch mit dem sittlichen Empfinden auseinanderzusetzen haben. Auch dazu bietet

der ganze uns vorliegende Abschnitt willkommenen Anlaß. Wir achten einmal auf die Art, wie hier der Pharao und die ganze ägyptische Staatsweisheit hingestellt wird. Dann aber ist uns auch das ganze Verhalten und Verfahren der beiden jüdischen Abgesandten dem Pharao gegenüber von Bedeutung. Wir haben damit zwei Fragen politisch-ethischer Art aufgeworfen, die man heute unter dem Titel Politik und Moral zusammenfaßt; man kann sie aber auch unter den Sonderüberschriften „Volksbewußtsein und Völkerhaß" und „Diplomatie und Wahrhaftigkeit" auseinanderhalten.

3. Zwar kann man volkspsychologisch die Art verstehen, wie die Erzähler Pharao erscheinen lassen; man kann sogar ästhetisch und literarisch seine Freude daran haben, wie ungebrochen sich hier Haß und Verachtung zum Ausdruck bringt. Aber vom sittlichen und auch vom völkisch-politischen Standpunkt aus haben wir Bedenken. Zwar standen und stehen noch immer weite Kreise auf demselben Boden, selbst nach dem Krieg. „Wir" sind immer die Besseren und auch die Klügeren, die andern sind dumm und taugen nichts. In solchen Urteilen entlädt oder erschöpft sich gar das Nationalgefühl vieler Volksgenossen. Das ist aber nicht nur unrecht, sondern es ist auch dumm. Dies letztere ist es, weil es doch wirklich kein großes Werk ist, einen so törichten und schwächlichen Pharao zu überlisten, und noch mehr, weil sich stets die Unterschätzung des Gegners gerächt hat. Haben wir in dem großen Krieg die Kraft und die Tüchtigkeit unsrer Gegner genug zu spüren bekommen, so werden wir sicher alles tun, auch als sittlich gerichtete Christen und Volksführer, um, soweit unser Einfluß reicht, die Achtung vor ihnen herzustellen, die sie uns gewiß abgerungen haben. Dabei braucht durchaus die Stimme des Gewissens über englische Heimtücke und französische Roheit nicht zu schweigen. Wir brauchen auch nicht gemäß alter deutscher Unart zu vergehen vor Bewunderung der Freiheit und innern Sicherheit unsrer Feinde. Wir können ihnen gerecht werden und doch durchaus uns als Deutsche fühlen. Vor lauter Abscheu gegen den Chauvinismus sind viele edle Leute auch vom Sinn für ihr Volk abgekommen, und aus Ekel an dem Nationalhaß, der durch seine Karikatur nicht unschuldig am Kriege, wenigstens an seiner Verschärfung war, sind sie mit ihrem Herzen auf die Seite der Feinde getreten. Dem setzen wir eine zwiefache Aufgabe entgegen: einmal das völkische Gefühl zu versittlichen, sodaß Entstellung der wahrhaftigen Ergründung der Eigenart und Ziele der Gegner, und der Haß der Achtung vor ihrer Kraft und Zähigkeit Platz mache. Damit verträgt sich immer noch gut genug eine Betonung der Würde und der Werte und Ziele des eignen Volkes. Daneben aber werde immer wieder auch die andre Seite betont: wie das völkische Empfinden versittlicht, so muß das sittliche Empfinden dem eignen Volk vor allem einmal zugeführt werden. Hier ist der Umkreis der Menschen, die man lieben und für die man sorgen kann; hier, wo die Wurzeln unsrer Kraft sind, muß auch Kraft aus uns für die Gemeinschaft des Volkes entbunden werden. Sind für solche Töne auch die weisen und blasierten Schwächlinge des Willens oder die verbitterten Parias eines Volkes verloren, so müssen sie immer wieder den naiv und kräftig empfindenden Gemütern im Volk und in der Jugend ohne Aufdringlichkeit und Reflektiererei angeboten werden; denn diese verlangen nach greifbaren Gütern und erreich-

baren Idealen. Jedes vornehme Gemüt wird sich dann, wenn sich die Liebe zum eignen Volk ohne Schmähung des Gegners und voller Würde und Gerechtigkeit zeigt, gehorsam der Stimme des Blutes ihr zuwenden lassen. Alle Arbeit, die mehr aus dem Nein als aus dem Ja hervorgeht, hat einen Fluch in sich; man versuche, die Liebe zum eignen Volk weniger durch den Haß und die Verachtung dem fremden gegenüber, als durch die wahrhaftige und tendenzlose Herausstellung der Herrlichkeit des eignen zu entzünden, und dann kommt genug von Gegensatz gegen die andern herein, um eine Abgrenzung im Bewußtsein und auch um einen kräftigen Schwertschlag, wenn nötig, herbeizuführen.

4. Unter die allgemeine Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral wollen wir hier nur Teilfragen stellen, die sich uns aus dem vorliegenden Abschnitt ergeben. Wir können dabei nicht das Geständnis vermeiden, daß wir die Verfasser der Berichte zwar verstehen, wenn sie mit Schmunzeln erzählen, wie ihre Voreltern die Ägypter hinter das Licht geführt haben, daß wir aber doch diese Berichte nur mit peinlichen Gefühlen in der Bibel lesen können. Freilich: einmal spricht uns doch ästhetisch die Naivität wieder an, mit der diese alten Volkserzählungen die großen Führer bewundern, wie sie die Ägypter übers Ohr gehauen; und wir würden es selbst jedem Staatsmann von uns verdenken, wenn er es nicht verstünde, seine Absichten im Dunkel zu lassen, wo es sich darum handelt, im Gegensatz zu überlegenen andern Staaten jeden erreichbaren Gewinn herauszuschlagen; gewiß würden wir uns ja weidlich entrüsten, wenn der eines andern Staates die unsrigen in dieser Weise überlistete und unser Land zu Schaden brächte. — So ist unser Urteil offenbar nicht ganz einheitlich und klar. Ganz sicher ist es nur in dem einen Punkt: die Beraubung der Ägypter um die Gefäße durch die Israeliter, die vorgeben, sie zu brauchen und wiederzuerstatten. Aber so klar ist die Frage nach der Wahrhaftigkeit des Politikers, genauer des Diplomaten nicht. Er hat nicht in erster Linie dem geistigen Reich der Sittlichkeit durch Vermeidung der Lüge und unbedingte Wahrhaftigkeit zu dienen, sondern seinem Volk. Er ist dazu da, mit ganz besondrer Energie und Leidenschaft dieses in jeglicher Weise zu fördern und vor Schaden zu bewahren. Mose und Aaron haben nicht für die Ägypter und die kommende Weltvölker-Gemeinschaft zu sorgen, sondern bloß für ihr Volk. Dadurch haben sie ohne Zweifel für die Menschheit mehr geleistet, als wenn sie sorgfältig die Interessen der Ägypter mit berücksichtigt hätten; so ging auch hier der erreichte Zustand weit über den beabsichtigten hinaus, worin wir nur die Leitung des den Völkern und ihren Führern überlegenen Gottes erblicken können. Für dieses allerhöchste Ziel ist kein Politiker und kein Staatsmann verantwortlich, er ist es bloß für sein Volk und die Menschen seines Blutes. Für beide, vor allem aber für das erste sich einzusetzen, daß sein Staat Macht gewinnt und voran kommt, das ist seine sittliche Pflicht, und nichts anderes. Kommt es zu Verhandlungen mit andern Staaten, so darf ihm nur auch im schärfsten Gegensatz zu diesen, das Wohl seines eignen Volkes vorschweben; und wenn er etwas auch für andre oder gar für eine Gemeinschaft von Völkern unternimmt, dann nur in der Überzeugung, daß es zum Besten des seinigen ist. Sonst handelt er unbedingt unsittlich.

Daraus ergibt sich eine Antwort auf die Frage nach der Wahrhaftigkeit des Diplomaten. Ist jenes seine umfassende Aufgabe, dann erweist sich als seine Pflicht das, was im einzelnen Fall in ihrem Dienste zu tun ist und was seiner ganzen Persönlichkeit mit ihrem Vermögen entspricht. Das kann einmal die wahrhaftige Aussprache seiner Absichten sein; dies ist es in dem Fall, daß es so die ganze Lage zum Besten seines Landes erheischt und daß er auch, was die Hauptsache ist, die geistigen und politischen Mittel in der Hand hat, es durchzuführen. Ein Bismarck konnte es sich erlauben, weil bei ihm dieses der Fall war. Kleinere Geister dürfen es nicht, wenn sie ihr Land dabei gefährden, ohne den Schaden abwehren zu können. Die Wahrheit aus der List heraus sagen, daß sie doch in der verlogenen Welt nicht geglaubt wird, ist freilich nicht viel besser als lügen; man kann auch mit der Wahrheit lügen. Sonst stehn dem Diplomaten bei seinem Kampf um die Macht und die Größe seines Staates mannigfaltige Mittel zwischen Wahrheit und Lüge zu Gebote: vor allem das Schweigen oder die Umschreibung, die List und was sonst noch zu diesem ganzen Gebiet gehört. Das ist mit einem Wort alles politisch-diplomatisches Zubehör, es gehört zur Technik des Faches, und niemand verlangt und erwartet von seinem Vertreter, daß er oft mit offnen Karten spielt. Steht doch Staat und Staat ohne jede sich über ihnen erhebende gemeinsame Schutz- und Rechtsautorität einander gegenüber, sodaß jeder selbst sein Wohl wahrnehmen und Schaden abwehren muß, während über dem Einzelnen sich der Staat als Verteidiger seiner Rechte erhebt (Franz). Dahin gehört auch der Bruch von Verträgen, wenn sie dem sich immer wandelnden Interesse des Staates entgegenstehn, dahin auch der Versuch mit allen Mitteln feindliche Koalitionen zu sprengen und einen Druck auf Neutrale auszuüben. Wenn es „unsern" Vertretern gelingt, dann preisen wir sie immer ebenso, wie wir uns sittlich entrüsten, wenn es bei unsern Gegnern wirklich wird.

Nur eine Grenze ist all solchem Wesen gesetzt: und das ist wiederum das Wohl des Staates als Richtpunkt aller Gedanken. Dieses muß aber mit weitem Blick gefaßt werden, wie es die Zukunft des Volkes umschließt, nicht nur den gegebenen Augenblick. Mit dem Blick darauf wird man sagen müssen: es ist immer ein sehr gefährliches Spiel, zum Besten des Staates zu lügen und Verträge zu brechen. Denn solches hat immer schlimme Folgen für den Staat selbst. Nach außen hin schädigt es seinen Kredit; unschätzbar ist das Kapital an Vertrauen, das sich ein großer durch und durch sittlich gerichteter Staatsmann durch seine Zuverlässigkeit erwirbt. Und nach Innen hin wird ebenso Schaden gestiftet: man gewöhnt sich daran, auch die Volksgenossen so zu behandeln, wie der Staatsmann die andern Staaten behandelt. Rücksicht auf Gewinn und Schaden und die sittliche Pflicht kommen in dem Ausdruck „solide" für unser Gebiet zusammen; wenn es sich nicht um ganz einschneidende Entscheidungen in höchst kritischen Zeitpunkten handelt, wo die ganze Zukunft auf dem Spiele steht, dann ist es die Pflicht des Staatsmanns, die Bahnen von Recht und Sittlichkeit zum Besten seines Staates nicht zu verlassen. Endlich wird man zwischen Großem und Kleinem zu unterscheiden haben: es kann ein Staatsmann List und Überrumpelung nicht verachten, wenn es nötig ist, und doch als ganzer Charakter auch in der Politik eine durchaus offene Gesamt-

haltung einnehmen, die der Ausfluß eines grundsittlichen, dabei aber an geistigen Mitteln überlegenen Geistes ist. An welche beiden großen deutschen Staatsmänner wir dabei denken, braucht nicht gesagt zu werden. — Änderungen jener dem Unverantwortlichen oft widerlichen diplomatischen Bräuche und Regeln lassen sich zwar durch starke Persönlichkeiten anbahnen, aber das Beste muß doch immer die Hebung des Gesamtstandes sittlichen Empfindens tun; denn der einzelne Politiker darf nicht dem sittlichen Axiom sein Volk ohne weiteres zum Opfer bringen. Daß sich jenes Empfinden, wenn auch nur sehr langsam erhebt, dafür ist ein Beweis, wie peinlich uns eben die zu besprechenden Berichte berühren, weil wir sie in der Bibel finden. In diesem Gefühl liegt zwar das Gegenteil von der Kraft robuster Naivität, aber auch der Übergang zu einer größern Herrschaft sittlicher Ideale und Kräfte auf dem Gebiet des Lebens der Völker.

5. Solcherlei Gedanken werden willige Aufnahme finden, wenn man im Lauf der Behandlung der ganzen Geschichte Israels oder Moses in einer obern Klasse oder in Bibelstunden an diese Stelle kommt. Und wenn man das Bedürfnis hat, zur sehr nötigen Klärung allgemeiner ethischen Fragen, wo uns die überlieferte Ethik im Stich läßt, einen Text oder ein Modell zu suchen, dann wird sich kaum einer geeigneter als diese Geschichte finden lassen, in der echt realistisch den Umständen, also dem Stand von Macht wider Macht und dem Mangel jeglichen innerlichen und auch äußerlichen Vertrauensverhältnisses Rechnung getragen ist. Freilich kommt es bei unsrer Auffassung von der Bedeutung der biblischen Autorität darauf hinaus: nicht halten wir ein Verhalten, wie es Mose übte, für recht, weil es in der Bibel steht, sondern wir sind damit zufrieden, daß wir uns überstiegenen Forderungen entgegen, die zur Schädigung unsres Volkes führen müßten, auf einen Mann berufen können, der sein Volk heiß geliebt und doch auch etwas von Gott, von unserm Gott gekannt hat, der seine Anbeter in der Wirklichkeit des Lebens und der Welt nicht verlassen will. —

Von einzelnen mit dem Hauptgedanken unsrer Erörterung weniger in Verbindung stehenden Predigttexten seien noch folgende vermerkt. 4,18 Mose kehrt zu seinen Brüdern zurück. Besser als das ähnliche Wort von Josef eignet sich dieses dazu, um Text oder Leitbild für ein jedes festliche Wort zu bieten, das großen Gelegenheiten eines hilfreichen Verbandes im Leben gilt. Gustav-Adolffest, Tagung einer sozialen Veranstaltung, Fest der Innern Mission, des Vereins für das Deutschtum im Ausland oder wo man immer nur sich auf die Pflicht besinnt, der Kinder unsres Volkes, soweit sie unter irgend einem Druck stehen, in herzlicher Gemeinschaft zu gedenken, da kann dieses Wort über die Heimkehr Moses zu seinem Volke Anlaß zu fruchtbaren Gedanken geben. Der innerste Trieb, der uns von Gott eingepflanzt ist, läßt uns gerade in der Not unsrer Brüder gedenken, und wir müssen uns ihrer annehmen, allen äußern Widerständen und all ihrem eignen Unverstand und auch Undank zum Trotz; die Stimme des Blutes, zumal wenn dazu die der geistigen Gemeinschaft kommt, muß das alles übertönen. — An 4,1—13 kann man die Macht des „Andern in uns" klar machen oder wie derselbe J. Müller, von dem dieser Ausdruck stammt, es ausdrückt, die Hemmung der innern Unsicherheit,

die auch scheinbar ganz sicher auftretende Leute innerlich quält. Es sind bei ihnen immer dieselben niederdrückenden Gedanken, ob sie in ihrem Beruf ein Recht haben, ob sie Anklang und Erfolg finden, ob sie überhaupt das Brot verdienen, das sie essen. Dem gegenüber kann man darauf verweisen, daß das immer nur die Stimme des oft recht eitlen alten Menschen ist, der nur auf sich sieht und nicht auf Gott; wer sich seinem Beruf ganz im Vertrauen auf Gottes Ruf und seine Macht hingibt, der kommt über diese Unsicherheiten hinweg, zumal wenn er bedenkt, daß der nicht zu ernten braucht im großen Haushalt Gottes, der bloß zu säen hatte. — Pharao ist etwa im Anschluß an 8,11 als echter Vertreter des alten Menschen zu zeichnen, der unter starkem Druck zu allem willig ist, aber sofort wieder auf die alte Bahn zurückkehrt, wenn der Druck weicht. So ist immer noch Volk und jeder Einzelne, was man in schweren Zeiten oder an Bußtagen einfach und eindringlich darlegen kann. Daran sieht man aber auch, wie ganz und gar einflußlos die Not an sich auf das Wesen eines Menschen ist: sie nötigt ihm vielleicht für den Augenblick ein besseres Verhalten ab, macht ihn aber selbst nicht besser. Das tut bloß der Geist, der den Menschen innerlich umwandelt. Übles führt nicht an sich zum Guten, sondern nur Gutes führt dazu, freilich muß ihm oft jenes den Weg in das Herz hinein aufbrechen. Es ist aber auch unsittlich, im gewöhnlichen Verkehr einem Menschen, zumal Kindern mit solchem Druck etwas abzunötigen, was doch nur widerwillig geschieht. Nur Güte und Geduld vermag Kleine und Große langsam innerlich vom Guten zu überführen. Gewalt macht verzagt, wenn sie da ist, und nötigt ab, was doch nicht aus dem Herzen kommt; der Rückschlag darauf ist der Trotz und die Verstocktheit, die alles noch viel schlimmer machen, als es war und das Herz mit Haß auch gegen den wohlmeinenden Peiniger erfüllen.

Mose, der Führer und Retter.

13, 17 – 15, 21.

Auszug und Durchgang durch das Rote Meer, Wüstenzug und die Wanderung nach dem gelobten Land kann man unter verschiedenen Gesichtspunkten behandeln. Bekannt ist der heilsgeschichtliche: Gott will, um dem Volk der Verheißung seinen Weg zur Weltgeltung zu bahnen, ihm ein Land geben. Das hat er ihm verheißen und seine Verheißung macht er in seiner Treue wahr. Ebenso altbekannt ist die allegorische Ausdeutung: Ägypten ist die Welt der Sünde, des Elends und dieses Lebens überhaupt; die Befreiungstat Mose ist die Erlösung, die durch Jesus geschehen ist, der aber noch eine lange Fahrt durch allerlei Enttäuschung und Qual folgen muß, „bis wir dort nach Kanaan durch die Wüste kommen werden". Bloß sinnbildlich und nicht allegorisch deutet man die Erzählung aus, wenn man das Allgemeine herausholt, für das dieses Einmalige bezeichnend und vorbildlich ist; in der Ferne winkt ein hohes Ziel, aber der Weg dazu geht durch Wüsten und dauert viele Jahre, und nur der kommt dahin, der im festen Glauben an Gott und im zähen Ausharren alles überwindet, bis ihm jenes Ziel winkt. — Diese Ausdeutung mag man geben, wo sie angebracht und förderlich ist; auch gegen die allegorische ist nichts einzuwenden, wenn sie geschmackvoll und ohne den Anspruch, tiefste Wahrheit

aus dem Text zu erheben, allgemeine religiöse Gedanken an eindrucksvolle und bekannte Begebenheiten anlehnt. Geschichtliches Verständnis und Sinn für verwandte Lagen und Aufgaben unsers Volkes lassen uns aber auf eine andre Verwendung kommen. Gott will Volk, Gott will freies Volk, aber freies Volk braucht Land. Ein aufsteigendes Volk, das sich seiner wachsenden Zahl und seiner frischen jugendlichen Kraft froh und stolz bewußt wird, hält es nicht unter einem Joche aus; will es aber es selber werden, dann muß es auf eigner Scholle hausen. Es bedarf seines eignen Platzes an der Sonne. Und wenn es sich dann ein noch freies oder auch ein von anderm Volk bewohntes Stück Land als Wohnsitz aussucht, dann ist Gott mit ihm; oder sollte Gott immer nur mit den alten eingesessenen Völkern sein und deren Besitzrecht weihen? Ist er es nicht auch und vor allem mit jedem aufstrebenden und von starkem Drang zu Eigenleben erfüllten Volk, er, der ewig junge, schaffende Gott, der immer Leben aus Alter und Tod hervorruft? Größer und stärker als der Hüter des formalen Rechts ist Gott der Schöpfer, der vielleicht auf jenem Weg auch die ganze Kreatur ins Leben gerufen hat, und sicherlich, wahrhaftig und gerecht wie er ist, allem, was morsch ist, den Todesstoß versetzt, und dem, was stark und lebenskräftig, wenn auch unter stählenden Kämpfen den Weg zum Aufstieg zeigt. Das ist der Gott, der in unsrer Vorzeit die deutschen Stämme neue Wohnsitze suchen ließ, wobei sie an dem alten römischen Reich das weltgeschichtliche Amt des Totengräbers versahen; das ist auch der Gott, der die großen Kaiser des Mittelalters nach Norden und leider auch nach dem Süden führte, wo sie wiederum gemäß weltgeschichtlichem Gesetz sich ihr Grab gruben und andern Platz machten. Dieser Gott drängte uns, bis zum Krieg ein wachsendes Volk, über unsre Grenzen hinaus und übers Meer, mit dem tiefen Hunger nach Land, der jedem gesunden Volke eingepflanzt ist.

Und Mose ist des Volkes Führer auf diesem schwierigen Wege. In seiner Brust sind auch seines Volkes Schicksals Sterne; aus seinem innersten Mark hervorgekommen, versteht er seinen innersten Trieb und Drang, und es findet sich in ihm selber so, wie es sich seiner innersten Regungen und Grundtriebe bewußt wird. Denn in Mose schlägt gleichsam das verborgene Leben des Volkes die Augen auf und streckt die Arme nach hohen Zielen aus, in denen es die Grundlage für sein Leben ahnt. Das sind die gewordenen und geborenen Führer, in denen sich ein Volk selbst wiedererkennt, wie sie mit allen Fasern ihres Wesens in ihm wurzeln und ihm verpflichtet sind, trotz alles Undankes und alles Widerstandes, den sie finden. Mose schaut darüber hinweg mit dem Auge des Glaubens, das das Ziel von fernher leuchten sieht. Es ist ihm triebartig gewiß, daß der Weg dahin gehen muß, und seine tiefste Ahnung sagt ihm, daß das Ziel erreicht wird. Wie Abraham auszog in das Land, das Gott ihm zeigen will, so wagt es auch Mose, wieder ein vorbildlicher Held des Glaubens, der es auf Gott wagt, der Führer auch für alle, die von tiefem und selbstlosem Drang getrieben, einen neuen, wenn auch gefahrvollen Weg vor sich sehen. Großes will gewagt und Hohes will geglaubt sein. Glaube macht die Schwierigkeiten gering und zwingt die andern, wenn er wirklich in dem tiefsten Innern wurzelt und wenn er frei von oberflächlicher Phantastik

und eignen Wünschen ist. Gott hat nicht nur den Schweiß vor die hohen Ziele gesetzt, sondern auch die Wüste davor gelegt, um uns gründlich von allem selbstischen Wesen zu befreien, wenn wir ein großes Ziel nicht um seinet- sondern um unsertwillen gewählt haben. Auch aus dem, was man Glauben nennt, macht er wirklichen Glauben, indem er uns immer wieder enttäuscht und uns immer wieder erhebt; dann verlernt man das Rechnen und nimmt stark und hoffnungsfreudig alles aus seinen Händen hin. Da es doch immer anders kommt, als wir es errechneten und erhofften, läßt uns Gott dazu gelangen, stets auf seine Hand zu sehn und uns, wenn auch mit erhobenem Auge und geradem Nacken von ihm leiten zu lassen. Dann lernt man, was Glaube ist, ein Zutrauen, das immer Gott zu spüren weiß, wo er selbst kommt, auch da, wo man ihn nicht erwartet hat. So wird ein jeglicher Mensch, und zumal der über dem Durchschnitt stehende Führer in kleinen oder großen Kreisen, etwas Ganzes und etwas Festes, wenn er im Unsichtbaren lebt und an ein Ziel glaubt. Darin ruht nun einmal unsere Kraft und unser Wert: wir bewältigen das Sichtbare nur im Glauben an Dinge, die wir nicht sehen. Schönstes und allgemein verständliches Sinnbild dafür ist Mose, der an sein Ziel und an sein Volk und an sich geglaubt hat, der dabei selbst etwas geworden ist und sein Volk aus dem Glauben heraus zu etwas gemacht hat, weil er nicht Kräfte berechnete, sondern Kräfte aus seinem Glauben entband. Dieses Bild mag überall aufstrahlen mit seinem Glanz und nicht ohne den Schatten seiner allgemein menschlichen Tragik, wo man einen Idealisten in seinem Alter oder an seinem Grab zu feiern hat, der sich auch durch Widerstände und Undank hindurchgeglaubt hat bis zum Ende, wenn er auch nur in ein gelobtes Land von ferne hineinschaute, oder bis zu einem Ziele gelangt ist, das, wie gewöhnlich, so weit hinter den Träumen der Jugend zurückblieb. Nicht nur Gläubige des religiösen Gebietes, sondern auch Idealisten und Führer des nationalen, humanen, sozialen und wissenschaftlichen, vertragen oder erfordern eine solche Beleuchtung.

Gott, der Hüter bei Tag und Nacht.

13, 21 – 22.

Gott, seinem Volk voranziehend des Tages als Wolkensäule und des Nachts als Feuersäule, um ihnen den Weg zu zeigen, den sie wandern sollen — das ist eine ganz grandiose Schauung, die viel zu wenig verwertet wird. Wenn sich in ihr die Ehrfurcht vor der erhabenen göttlichen Macht und zugleich das Zutrauen zu ihrer stummen aber spürbaren Leitung ausdrückt, dann gehört dieses Wort zur Feier vergangener und erhoffter großer nationaler Tage, an denen man einer Gemeinde von ernsten und frommen Volksgenossen den Weg zeigen kann, den unser Volk in seine Zukunft hinein gehen soll. Hinter ihm die Befreiung von schwerer Knechtschaft und Not, vor ihm das immer aufs neue allen Irrtümern zum Trotz aufleuchtende Ideal eines neuen Deutschland als des gelobten Landes; und auf dem Weg dahin behütet und geleitet der gewaltige erhabene Gott sein Volk, der Gott, der nicht schläft noch schlummert, der heilig und hehr Wege zum Heil zeigt, wie er aus schwerer Not gerettet hat. Ist das nicht ein Wort für die Zeit des Aufbaus und der Erneuerung nach dem

Krieg? Oder für jeden nationalen Gedenktag? Wenn man an einem solchen zurückblicken kann auf eine lange von Gott geleitete Vergangenheit mit dem Psalmwort: Ich gedenke der vorigen Zeit; Herr, dein Weg ist heilig, Ps. 77,14, so kann dieses Wort in die Zukunft leiten. Wer selbst von ihm ergriffen ist, vermag durch einfache unmittelbare Aussprache einer Gewißheit, wie sie sich in ihm bildlich niedergeschlagen hat, starke Gefühle der Ehrfurcht vor der Gewalt, die die Geschichte lenkt, und des stillen Zutrauens zu ihr zu erwecken. — Leicht ergibt sich die Ausdeutung der Wolken- und Feuersäule: in hellen und dunklen Zeiten ist Gott immer der Führer, in dunkeln aber leuchtet er denen, die ihn überhaupt sehen, noch viel heller in die Seele hinein. Der heilige, treue Gott als Führer unsres Volkes in trüben Tagen und an Tagen des Sonnenscheins — das läßt sich kaum eindringlicher und unvergeßlicher zum Ausdruck bringen als mit diesem prachtvollen Bildwort. Aber zumeist geht man an solchen vorbei, um blassere zu wählen, weil es nicht leicht ist, mit einem derartigen umzugehen. Für alle Mühe, die man sich gibt, nur die wirklich in ihm angelegten und die erbaulichen Züge herauszuholen in geschmackvoller Ausdeutung und lebhafter Darstellung, wird man entschädigt durch die Aufmerksamkeit, die eine solche Predigt sofort findet. — Um dieser Vorzüge willen darf man den Gebrauch des Wortes auch auf allgemein persönliche Verhältnisse ausdehnen. Eine Predigt über das Gottvertrauen, wenn es Wüsten und Wassern entgegengeht, die uns von irgend einem gelobten Lande trennen, wird hier zumal an Tagen von irgend einer entscheidenden Bedeutung einen Text finden, dem dankbare Aufmerksamkeit immer sicher ist. Sieht der Glaube vor allem rückwärts gewandt die Fußstapfen seines Gottes in dem religiös ausgedeuteten Leben, das er großen Zielen zuführt, so schaut ihn der kühn und sicher gewordene Glaube auch hoffend und wagend als denselben in zwiefacher Gestalt, erhaben und treu vor dem eignen Schritt auf der Bahn des Lebens voranschreiten.

Der Gott der Geschichte und der Wunder.

Kap. 14.

Die Vernichtung der Ägypter und die Rettung Israels am Roten Meer, mag sie auch noch so phantastisch ausgeschmückt sein, ist wichtig genug, um zumal im Unterricht oder in andern Besprechungen ausführlich gewürdigt zu werden. Vorerst wird man auf die unmittelbare Sicherheit verweisen, mit der die Erzähler hier ein großes Ereignis zum Heil des Volkes auf Gott zurückgeführt haben. Ohne alles Beweisen und Begründen sagt der Glaube einfach und stark wie immer, aus tiefem Erleben heraus: Gott. So hätten wir im Krieg mehr tun müssen: einfach und schlicht nach großen Geschehnissen „Gott" sagen. Die Ehrfurcht und der Schauer angesichts großer Zusammenbrüche des Feindes und der Errettung des eignen Volkes aus sicherer Gefahr wird sich so am einfachsten zur Klarheit des Ausdrucks befreien lassen, wenn man aus innerer Notwendigkeit heraus dem großen Geschehen den Sinn gibt, indem man es aus der tiefen Notwendigkeit der Dinge heraus als Tat Gottes auffaßt und ausdeutet. Spricht man es so aus, dann überzeugt und erbaut man jeden, der gekommen ist, um sein Gefühl zu erheben und seine Gedanken zu klären. —

Dann wird man darauf aufmerksam, daß hier vielleicht zum ersten Mal, jedenfalls grundlegend Gott als Gott der Geschichte erlebt wird. Nicht der Gott, der die Sterne kreisen, der den Sommer heraufkommen heißt, der uns in unsrem privatem Leben heimsucht mit Gnade und Strafe, sondern der Gott, der in gewaltigen geschichtlichen Ereignissen einem Volk die Gasse bricht zu neuen großen Wegen in seine Zukunft hinein. So gewinnt der Glaube an Gott Größe und Weite: Er, der Allmächtige, hat die Völker in der Hand und geht mit ihnen seinen Weg. Und dieser sein Weg ist ein Weg des Gerichts und der Gnade. Etwas von den hohen und ernsten Klängen des Befreiungsgesanges aus späterer Zeit klingt hier schon an: Er haltet und waltet ein strenges Gericht. Er läßt von den Schlechten die Guten nimmer knechten. Sein Name sei gelobt! Das ist der Ausdruck für tiefstes Erleben, wie er dem großen Liede immer eher gegeben ist als dem Wort der Predigt, das von so vielen Bedingungen abhängt.

Dieser Gott ist ein Gott der Wunder. Wir haben es im großen Krieg oft genug erlebt und haben es manchmal vielleicht gar nicht genau erfahren, wie groß die Gefahr war und wie es nur durch ein Wunder gut gegangen ist. Man kann natürlich jungen kritischen Geistern die Freude machen, sie selbst auffinden zu lassen, wie sich das Wunder des Durchgangs durch das Meer langsam vergrößert und vergröbert hat; aber damit ist doch nur die Stimmung ausgedrückt, die den Gläubigen auf solche gefahrvollen Zeiten zurückschauen läßt. Und ferner — es ist ein harter und starker Gott, der hier gefeiert wird. Er zerschlägt und vernichtet die einen, um die andern zu retten. Ohne jede Empfindsamkeit führt hier der Erzähler die Rettung seines Volkes auf den Gott zurück, der die Ägypter im Meer ertrinken läßt. Wir haben es auch gelernt oder lernen sollen, daß Gott hart und gewaltig ist. Wir hatten diese Seite an ihm zu gern übersehen oder vielleicht gar verdeckt, um Gott bei großen Naturereignissen gleichsam zu entschuldigen. Aber das hört im Krieg auf; statt ihn zu rechtfertigen vor seinen Anhängern und Leugnern, haben wir ihn ganz einfach zu bezeugen, wie er in der Geschichte wirksam und gewaltig, große entscheidende Wendungen selber heraufführt, ohne daß sein hehres Angesicht mehr als ein Zucken des Mitleides mit den Opfern verrät, wenn der Weg zum Leben für den einen nur durch das Sterben der andern hindurchgeht. Das ist der Gott, der Neues werden läßt, indem Altes zerfällt, der jedem Volk, auch dem unsern seinen Tag in der Geschichte gesetzt hat, ehe er ein neues auftreten läßt. Das ist der Gott, dem der Große König nach dem Siebenjährigen Krieg sein „Nun danket alle Gott" gesungen, dem hundert Jahre später des Siegreichen Königs Wort von der Wendung durch Gottes Führung galt, dem der Dichter sein Lied gesungen, als Napoleons Übermut gebrochen war: Mit Roß und Mann und Wagen, so hat sie Gott geschlagen. Auf diesen Gott hoffen wir auch in der Gegenwart wieder, da er gegen uns entschieden hat, weil wir sonst keine Hoffnung haben. — Etwas von dem Schauer der Ehrfurcht angesichts solchen Erlebens in die Seele zu bringen, ist die schöne Aufgabe des Predigers, der es nach den Ereignissen selbst oder an ihrem Gedenktage zu feiern hat. Findet man dabei die tieferschütternden Töne der ehrfürchtigen Anbetung des gewaltigen Lenkers der Geschicke, dann bedarf es keiner besondern Warnung vor Pharisäismus und wilder Freude an der Vernichtung der Bösen; denn das

liegt dann alles schon in dem demütigen Dank für das große Werk enthalten. Töne des Bedauerns über den Tod der Feinde gehören natürlich auch nicht dahin; denn wir haben einfach an uns selbst zu denken, wie wir glauben, daß Gott auch an uns vor allem gedacht hat. Großes geschichtliches Erleben zu deuten, daß es in die Tiefe der Seele hinunterklingt, das werden wir immer vor allem an solchen Äußerungen alttestamentlicher Frömmigkeit lernen, der Gott der Gott der Geschichte und der Gott der Gott ihres Volkes war.

An all solchen großen Ereignissen, die unser Volk befreit haben, feiert der Glaube das heilsame Ergebnis am Schluß. An ihnen selber ist stets manches, das bei näherem Zusehn dem sittlichen Geschmack nicht gefallen will. Vor allem gehört dazu einmal dies, daß sie alle mit Gewalt verbunden waren. Es ist durchaus nicht so, daß sich der landläufige Glaube, für den Gott und Krieg und Sieg keinen Widerspruch bedeuten, an der Gewalt gegen die andern freuen wollte. Allein wie diese Welt ist, von der Goethe sagt, daß sie nicht aus Mus und Brei geschaffen sei, so geht es nun einmal nicht anders. Große Auseinandersetzungen zwischen Völkern mit ganz verschiedenen Werten und Zielen werden noch lange auf keinem andern Wege möglich sein als auf dem der Gewalt. Es gibt kein unparteiisches Gericht über ihnen außer dem einen, das wir Gott zuschreiben. Und der richtet in der Geschichte zumeist nach der innern Tüchtigkeit; und wenn daneben auch so manches Mal der reine Zufall gewaltet zu haben scheint, so wird es eben gerade der Glaube leicht haben, hier die richtende und leitende Hand Gottes zu schauen. Mag sich auch einmal in spätern Zeiten für solche Streitfälle die Macht des Rechtes als entscheidende Stelle erheben, gegenwärtig stehn sie noch unter dem Recht der Macht. Darein müssen wir uns finden, die wir nicht göttlicher sein dürfen als Gott selbst. Gott waltet nicht nur in den hohen Idealen, sondern auch in den regelmäßigen und darum für unser Urteil notwendigen Zusammenhängen und Verläufen des Weltgeschehens. — Neben der Gewalt hängt an allen großen Ereignissen noch ein peinlicher Erdenrest von allerlei wenig erbaulichen Menschlichkeiten, ein wenig Selbstsucht, viel Eitelkeit, manches von Unwahrheit und Trug. Das alles unterliegt natürlich einer sittlichen Beurteilung. Allein auch das braucht für den Glauben den Dank nicht zu stören, der dem Ewigen gebührt, wenn das Ergebnis heilvoll vor Augen liegt. Gott bedarf zwar unsrer Sünden nicht, aber er wandelt schließlich alles miteinander, Zufall, menschliche Schwachheit, irdische Beschränktheit und sogar Sünde, in eine große Segenstat, für die man ihm danken darf.

Das Lied Moses Kap. 15 ist im ersten Band S. 20 behandelt worden.

Gottes Hilfen.

15, 22 – 27; 16, 17 – 35; 17, 1 – 7.

Keine homiletische Theorie wird den allegorischen Gebrauch der ersten und letzten dieser Wüstensagen hindern können. Das bittere Wasser: die Trübsal oder die Kümmernis, der Baum: der Glaube oder das Vertrauen, Mose: der Helfer und Tröster, der von Gott gelehrt in der Wüste des Lebens und des Leidens das Mittel weiß, um Bitternis in Süßigkeit zu verwandeln — diese Ausdeutung jener Sagen wird sich die Praxis nicht nehmen lassen; ebensowenig

wie die der Hochzeit von Kana, die uns auch unentbehrlich ist, weil sie unserm Bedürfnis entgegenkommt, im Anschluß an ein Wort der Schrift die subjektive Bewältigung und Umwandlung der Not durch den Glauben herauszustellen. Denn es ist alles nur für den Glauben gedacht: nur wer Gott kennt und darum den unerschütterlichen, tief greifenden Optimismus hegt, der das Wesen des Glaubens ausmacht, der vermag, so schmerzlich es ihm auch selber praktisch in seiner eignen wirklichen Trübsal fallen mag, Bitteres sich langsam süß werden zu lassen. — Nicht weniger wird die zweite Geschichte, allegorisch ausgelegt, anziehende und behaltbare Gedanken des Trostes für alle abwerfen, die das harte und schwere Leben wirklich bewältigen wollen. Im Durst der Wüste kann man verschmachten nach Sinn, nach einem Wert, nach einem Schatz des Lebens, der es lebenswert macht. Oder man lebt in einer Umgebung, die gar nichts Erfrischendes und Belebendes hergibt, wenn das Bedürfnis von Herz und Gemüt einmal nach ein wenig Erquickung verlangt. Der Glaube weiß nun, daß er sie überall finden kann auch im härtesten Stein; unter aller Not und in allen Verhältnissen liegt etwas, was uns solchen Dienst leisten könnte, wenn wir es gewönnen. Es will aber mit dem Zauberstab des Glaubens herausgeschlagen werden; der holt aus härtester Steinwand Wasser hervor, Lebenswasser, das belebt und erquickt. Es ist wirklich ein Glück, gläubig zu sein — ein solches banales Wort muß auch mitunter einmal darauf aufmerksam machen, was man von seinem frommen Wesen haben kann. Nicht nur ein Genuß ist es, in Wüsten und zwischen Felsen etwas Besseres und Erfreulicheres zu haben, sondern auch ein Segen, der sich bis in das leibliche Leben hinein bemerkbar machen kann; denn es gibt Gesundheit an Leib und Seele, wenn man tüchtig und vertrauensvoll schwere Lebenslagen mit dem Blick auf Unsichtbares bewältigt. Nach solchen Gedanken hungern oder genauer dürsten die Menschen. Wie groß ist das Amt des Mose, der selbst von Gott gelehrt oder auch in eignem Leid von ihm langsam und unter Widerstand gestärkt, den andern den Dienst leisten darf, ihnen deutend den Felsen zu öffnen! — Das Wort „Ich bin der Herr dein Arzt" ist an Kranken und andern Mühseligen als Trostwort für Leib und Seele bewährt. Die beiden zwischen diesen liegenden Sagen haben weniger allegorischen Wert; sind sie ja doch auch kaum von sprichwörtlicher Verwendung gesucht worden. Immerhin ist von sinnbildlicher Bedeutung zumal die Geschichte vom Manna erfüllt. In ihr spricht sich der Glaube aus, daß Gott sein Volk nicht verläßt, auch nicht in der größten Not; immer hat er Hilfe bereit, und wenn er sie unmittelbar vom Himmel senden müßte. Wir, die wir in der Wüste des Krieges waren, von der Aushungerung der Gegner bedroht, wir und erst recht unsre Nachkommen werden es nicht begreifen können, wie wir hindurchgekommen sind. Immer wieder hat es Durchhilfe gegeben. Aller Verdruß und alle Kargheit wird einmal vergessen sein und allein der Dank das Gemüt erfüllen: Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten; Du hast uns den Tisch bereitet im Angesicht unsrer Feinde.

In all diesen Geschichten aber erscheint mit tiefer Seelenkunde gezeichnet Mose und das Volk. Dieses ist immer dasselbe, stets unzufrieden und uneingedenk der größten Wunder. Sie hadern mit ihrem Befreier, als hätten sie ihm einen Dienst getan, da sie ihm aus Ägypten folgten. Sie werfen ihm beinahe

als Schuld vor, was doch nun einmal unvermeidlich ist: wer durch Wüsten zieht, muß sich auf Hunger und Durst gefaßt machen. Und wenn Hilfe da ist, dann machen sie es wie die Kinder; ohne Dank stürzen sie sich darauf und achten kein Gebot der Klugheit und der Pflicht, selbst auf die Gefahr hin, Rettung und Segen zu verscherzen. So haben wir auch in unsern Wüstenjahren das Volk, das immer gleiche, kennen gelernt. Und Mose dazwischen! Stets ist er das Opfer der Vorwürfe und Anklagen, stets für alles verantwortlich gemacht, unbedankt und jeden Augenblick in der Gefahr, statt das Hosianna das Kreuzige! oder das Steinige! als den üblichen Dank des Retters zu vernehmen. Durch diese Last der Verantwortung und des Undanks vor der Gefahr des Übermutes und des Stolzes geschützt, findet jeder Führer, ob der eines Volkes oder einer Gemeinde, Kraft und Ruhe bloß in ganz selbstlosem Dienst an den undankbaren Seinen und seinen Trost im Gebet zu dem Gott, dem es nicht besser geht, als seinem Sohn und seinen Propheten, den kleinen wie den großen. Darüber wird das Herz der Führer hart und ihre Seele stark. Sie lernen schauen auf Gott und seinen Auftrag, ihre große Sache, und sie müssen sich nur hüten vor der üblichen bittern Verachtung des Menschenvolkes, das es eben darum doppelt bedarf, von treuen, klugen Händen geführt zu werden. Wie so vor dem geschichtlich gerichteten Blick Mose ins Heroische hinaufwächst, ergibt sich auch ein seelenkundiger Blick in das tragische Geschick aller großen Männer und ein Trost für jeden Führer einer Gemeinde. In Gott frei und erhaben über Menschenurteil, wenn das Gewissen gut ist, und im Dienst desselben Gottes zäh und treu auf das Ziel gerichtet, die Menschen höher zu bringen und durch die Wüste hindurch einem bessern Lande zuzuführen, das ist das Ideal für einen jeden, der zum Führer geboren und erkoren ist.

Der Sieg über Amalek.

17, 8–16.

Dieser wundervolle Abschnitt ist zwar ganz und gar in den Geist uralter Magie getaucht, weil von dem Zauberstabe Moses aus die Kraft zum Siege kommt; aber läßt man diesen Zug weg, dann vermag man die Sage in eine Höhe zu erheben, die überwältigend wirkt. Die Macht des Fürbittegebets ist es nicht nur allein, sondern überhaupt die der geistigen Einflüsse, die von der „Heimatfront" aus auf die Kampfesfront übergehn. Die Macht der Reserve der Beter ist hier allegorisch ohne große Künstelei herauszuheben, wie wir sie im Krieg genug erfahren haben, wenn sie wirksam war und wenn sie aufhörte. Und besonders fein läßt sich dann auch noch der Zug ausdeuten, daß Aaron und Hur den Mose stützten, wenn seine Hände schlaff wurden und sanken. Es ist hier leicht die Gebetsgemeinschaft als tiefer Sinn für uns zu erkennen, in der einer den andern stützt, sodaß die Kraft des Gebetes und des geistigen Einflusses sich verstärkt. Daß man dabei nicht wieder magisch denken darf, sondern geistig, versteht sich von selbst. Man braucht diesen Gedanken nicht auf Krieg und Schlacht zu beschränken; man kann ihn auch ausdehnen auf jeden andern Kampf und jedes schwere Werk, im Bereich des Geistes und der Arbeit für Gottes Reich, sodaß sich ein eindrucksvoller und immer wirksamer Text für ein Werk der Innern Mission oder ähnlicher Bestrebungen ergibt, das

eine Heimatfront von Betern hinter der Front der Arbeiter und Kämpfer erheischt. Dabei kann man ja immerhin, wenn es sich nicht um das Gebet, sondern um den Einfluß des Geistes handelt, soweit das in den Rahmen einer Predigt paßt, von dem beinahe mechanisch wirkenden Einfluß solcher gesammelten geistigen Kräfte sprechen.

Jethros Rat.

18, 1 – 27 (ohne 10 – 12).

Dieser zu wenig gekannte Abschnitt zeigt zunächst zwei feine Charakterköpfe: Mose richtet das Volk, von Morgen bis zum Abend hat er mit den Angelegenheiten der Leute zu tun. Er nimmt sich ihrer als ihr geborner Führer an und schlichtet ihre Zwistigkeiten, gibt Rat, wo er kann, verwaltet und regiert sein Volk; und sie sind dem Manne untertan, der so machtvoll über ihnen steht und ihr Vertrauen verdient. Und wie er unermüdlich dieses Amtes waltet im Überlauf der Leute, sieht sein Schwiegervater die übergroße Last, die auf ihm liegt, und rät ihm zu einer Organisation, die ihm die Arbeit zum Teil abnehmen soll. Er soll sich redliche Leute nehmen, die Gott fürchten und dem Geize feind sind, und diese über tausend, über hundert, über fünfzig und über zehn setzen, damit sie in kleinern Angelegenheiten das Volk richten, während die großen dem Mose verbleiben. So schont sich Mose und verbessert zugleich die Verwaltung des Volkes, indem er andere herzuzieht, die ihm zur Seite stehen sollen. Und so furcht sich das Ganze des Volkes, das bisher Mose allein geleitet hatte, und der Anfang zum staatlichen Leben ist gemacht, indem Rechtsprechung und Verwaltung geordnet werden. Es hat im N. T. das Bedürfnis nach besserer Pflege der Witwen in der Gemeinde zu einem ähnlichen Schritt geführt, als die Diakonen eingesetzt wurden. Beidemal geschieht der erste Schritt, der aus dem persönlich prophetischen Dasein der Gemeinschaft zu einem geordneten als Organismus führt; wird dieser im N. T. zur Gemeinde, so im Alten zu jener Verbindung von Kirche und Staat, wie sie sich für jene Zeit von selbst versteht. — Außer solchen geschichtlichen und allgemein bedeutsamen Umblicken wirft die Geschichte noch einen guten Text ab für Tage, wo die Ordnung der Gemeinde im Mittelpunkt steht: sei es die Einführung von Kirchengemeindevertretern oder die von Bezirkspflegern im Sinn der Sulzeschen Gedanken; auch für umfassende Erörterung der ganzen Aufgabe an einer Versammlung des Gemeindetags oder der Innern Mission.

In diesem gewaltigen Stück der Darstellung fällt Licht auf die wichtigsten Größen, mit denen wir es hier zu tun haben.

V. 3b—7 erscheint die Bestimmung des Volkes im Glanze göttlicher Offenbarung. Es soll Gott ein heiliges Volk, es soll Gottes Eigentum unter allen Völkern, ein Reich von Priestern sein. Durch den Mund seiner Ältesten nimmt das Volk diese Kundgebung des Willens Gottes einmütig an. Damit hat der Erzähler in die ferne Vergangenheit hinein verlegt, was ihm seines Volkes höchster Lebenssinn und Daseinszweck geworden war, ein heiliges Volk Gottes und sein Eigentum auf der Erde zu sein. Was so über seiner Geschichte als göttliche Bestimmung schwebt, kann garnicht anders als an ihrem Anfang ausdrücklich von Gott über ihm ausgesprochen worden sein. Denn es ist das für den

Glauben die schöpferische Idee und der große tragende Gedanke, der dem Volk sein tiefstes Daseinsrecht gibt. Als sich das Volk von Ägypten frei machte, haben wir auf das einem jeden starken und lebenskräftigen Volk in den Sternen aufbewahrte Recht auf Freiheit und Selbständigkeit zurückgegriffen. Hier kommt, als Daseinsrecht für den Glauben, der Gedanken und nicht nur Mächte in der Welt Gottes walten sieht, diese Bestimmung von Gott aus dazu. Israel soll das Volk der Religion, das klassische Volk des Glaubens werden. Das gibt ihm erst sein höchstes Lebensrecht und die leitende Idee seiner Geschichte. Für den idealistisch-religiösen Sinn liegt darin allein der Grund zu seinem Eigenrecht als einer Nation. Welchen entscheidenden Beitrag zum Aufbau der geistigen Welt Israel mit dieser seiner Bestimmung, das Volk der Religion und zwar das des Glaubens zu sein, geleistet hat, erhellt klar, wenn man bedenkt, wie es neben dem griechischen Volk als dem klassischen der Philosophie und der Kunst und dem römischen als dem des Rechtes und der Organisation den wichtigsten Beitrag zur Kultur der europäisch-amerikanischen Menschheit gegeben hat. Dann fällt es nicht schwer, auch unsres Volkes Idee herauszustellen und immer wieder als unsrer ganzen Geschichte eingestiftet in Erinnerung zu bringen. Mag es auch noch so viel rohe und oberflächliche Menschen voller Geld- und Genußsucht unter uns geben, unsre Idee ist doch immer die: die Tiefe des Lebens und der Welt in ernster und gründlicher Versenkung zu erschürfen und der Menschheit darzubieten, was wir da herausgeholt haben. Die Welt des Geistes im höchsten Sinn des Wortes samt der des Gemütes zu erfassen und in Wort und Leben darzustellen, auch unter weniger glatten Formen, als es der Idee formgewandterer Völker entspricht, im Heim der Familie und in dem Leben der Freundschaft und in der Welt Gottes Reichtümer zu sammeln und wieder auszubreiten, das gilt uns als unsre Bestimmung. — Solche Gedanken werden sich für den Neuaufbau nach dem Krieg noch lang als Richtschnur für Unterricht, Predigt und Vortrag empfehlen, wenn sie immer neu aus der Tiefe der Seele quellend und immer frisch gefaßt vor dem Verderb zu Redensarten geschützt bleiben. Welchen gewaltigen Nachdruck bekommen sie aber erst dann, wenn sie mit dem Grunde verbunden werden, den Gott herbeizieht, um sie seinem Volk ins Herz zu legen! „Ihr habt gesehen, was ich Ägypten getan, wie ich euch trug auf Adlers Fittichen und zu mir brachte!" Und wenn wir auch nicht unsre Aufgabe mit der göttlichen Rettungstat begründen können, auf die wir im Kriege gehofft hatten, so müssen wir sie anfassen im Glauben an jene Idee, an unsre gottgegebene weltgeschichtliche Bestimmung, die durch keine Niederlage und keine Umwälzung aufgehoben werden kann.

Welches Licht fällt auf Gott! Er thront auf dem Sinai, im Schauer des Gebirges, umgeben von Feuer und Rauch; der Berg erbebt, es blitzt und donnert aus den Wolken heraus, Posaunenschall ertönt aus dem Geheimnis des Dunkels und ehrfürchtiger Schauer umgibt den ganzen Berg, die Stätte Gottes. Es schadet durchaus nichts, wenn Kindern Gott in dieser gewaltigen Umgebung gezeigt wird. In einer solchen Sphäre des Erhabenen und in solchem Schauer des Gewaltigen wohnt Gott. Ehe der nüchternere Katechismus mit seinen Definitionen von Gottes Wesen und seinen dreizehn Eigenschaften in den kindlichen

Geist hineingezwungen wird, mag sich einmal seine religiöse Phantasie an diesem aus der Kindheit eines ehrfürchtigen Volkes stammenden Gottesbild für alle seine Zukunft die entscheidenden Grundzüge seiner Gottesschau holen. So ergibt diese Erzählung eine ernste und eindrucksvolle Grundierung für jeden Strich am Bilde Gottes, den zukünftige Unterweisung und Erfahrung beitragen wird. Gott ist und bleibt nun einmal der Erhabene und das Numen tremendum, mit dem ein jeglicher Mensch, auch der Christ, auf dem Fuße der Ehrfurcht zu verkehren hat. Wenn Jesus Christus freundlichere Züge des Vaters auf Gottes Angesicht offenbart, dann braucht das jenen ernsten Grundzug durchaus nicht zu beseitigen. Dieser bleibt vielmehr als ein Schutz dagegen, daß mit Gott gespielt oder daß Gott nicht in seinem ganzen heiligen Ernste, auch im Leben, erfaßt und geglaubt werde.

All jene Erscheinungen, Feuer und Beben der Erde, sind auch die Sprache, die dem Absoluten am besten anstehen, wenn es sich mit seiner Stimme in naive Gemüter ein für alle Mal einbohren will. Das Gute und das Heilige ist nicht ein Auszug aus der Klugheitserfahrung aller Zeiten, sondern ein unbedingtes Soll von heiliger Majestät und ehrwürdiger Größe. So dem ewigen Willen des Guten in der Morgenfrühe des Lebens, in einer Gestalt, wie sie dem kindlichen Gemüt angepaßt ist, begegnet zu sein, das macht einen Eindruck auf die Seele für immer, von dem man sich später kaum mehr Rechenschaft zu geben vermag. So spreche nach wie vor das Ewige zum Gewissen und zur Ehrfurcht empfänglicher kindlicher Gemüter. Später mag ja all jenes Kulissenwerk zurücktreten und dem geistiger gefaßten unbedingten Soll als dem Willen Gottes Platz machen. Wir dürfen eines nicht vergessen: viele Ernste von denen, die aus dem Kriege heimgekehrt sind, haben in den Schauern des Trommelfeuers Erlebnisse gehabt, die sie nur mit der Ahnung von einem ganz andern Gott bewältigen und ihrem Denken eingliedern konnten, der aber anders aussah als der Gott der Liebe aus ihrer Kindheit. Gott als der Gewaltige, der allein groß genug ist, um in solchen Schrecken nicht bloß angerufen, sondern auch als spürbare Erhabenheit und erklärender Grund aller erschütternden Ereignisse im tief durchwühlten Seelengrund ahnend erfaßt zu werden, muß in Zukunft eine ganz andre Rolle in unsrer Verkündigung spielen. Sonst gehen wir an den persönlichsten Erlebnissen so vieler Menschen vorbei, ohne ihnen einen Schlüssel zu ihrer Deutung in die Hand zu geben, und wir durchmessen auch nicht mit unsrer Verkündigung den Umkreis des Wirklichen, in dem wir Gott begegnen. Daneben bleibt natürlich ungestört und ungeschmälert die Botschaft von Gott dem Vater bestehn, ohne daß wir Grund hätten, vor der Gemeinde beide Seiten systematisch in Verbindung zu setzen. Gott ist uns das letzte Wort, mit dem wir die Ereignisse des Elends der Einzelnen und des Volkes deuten, indem wir sie auf einen Sinn und Willen zurückführen, von dem das Furchtbare und das Zarte gleichermaßen zu uns kommt. Natürlich wird immer das tiefste und letzte in Gott die, wenn auch oft harte, aber stets heilsame Güte und Treue sein müssen, soweit sie sich auch oft hinter seiner furchtbaren Erscheinung im Krieg und Wetter verbirgt.

Endlich erscheint Mose in hehrem Licht. Er ist einer von denen, die in das Dunkel des Göttlichen emporgestiegen oder hineingetaucht sind und der

Menschheit ein paar Lichtstrahlen von jenseits der Wolkenwand gebracht haben, wo der Boden zu Füßen Gottes wie Saphierfliesen und strahlend wie der Himmel ist. Es gibt ein unvergeßliches Bild von dem, was Gottes Offenbarung menschlicher Kleinheit gestattet hat, wenn Mose ins Licht tritt als der, der in die Schauer des Hochgebirges und das Dunkel der Wolken zu Gott emporstieg, wo heilige Erhabenheit den Ewigen unzugänglich für andre umwittert. Diesem Ewigen sein Volk zuzuführen und ihm für alle Zeiten den Ewigen als den Heilig-Guten ins Herz einzuprägen, das ist Moses welt- und heilsgeschichtliche Bedeutung. Ein Mann Gottes, der aus dem Geheimnis Gottes etwas Licht gebracht hat und einer der großen Entdecker des göttlichen Wesens geworden ist, ein Mann seines Volkes, der ihm mit allen Fasern seines gewaltigen Willens zugetan, kein höheres Ziel wußte, als Gott und Volk in ein Verhältnis enger Verbindung und zwar im Geiste des Heilig-Guten zu bringen — das ist Mose, wie er uns im Glauben erscheint und wie er immer Jung und Alt dargeboten werden muß, jenen zur Grundlegung, diesen zur Stärkung ihres Glaubens, der den unsichtbaren Gott als Sinn der Wirklichkeit ergreift und in allem, was heilig und groß ist, seinen Willen verehrt.

Allerlei Züge am Bilde Gottes und Moses.

Kap. 33 u. 34.

33,12—17. Die Bitte Moses, Gott möge ihm sein Wesen kundtun, wird von ihm beantwortet mit der Verheißung, er wolle vor ihm hergehen und ihn leiten. Wir erkennen Gottes Wesen, indem wir auf unser Leben achten, wie uns Gott seinem und unserm Ziel zuführt.

V. 20—22. Das furchtbare Wort: Wer Gott schaut, stirbt, hat in Ibsens Brand eine erschütternde Darstellung gefunden: Agnes hat Gott gesehen und sie weiß, daß sie bald sterben wird. Wir können daraus keine Regel machen; sagen wir doch vom Standpunkt des Neuen Testamentes aus, daß wer Gott gesehen hat, auflebt und dem Leben gewonnen ist. Manchmal freilich wird man an jenes Wort erinnert: kommt es doch vor, daß Menschen, zumal junge Menschen, in Krankheit gereift, eine Erkenntnis Gottes im Herzen und einen Schein von Gottes Herrlichkeit auf dem Antlitz tragen, die mit schweren Ahnungen erfüllen. Am Grab eines solchen begnadeten Menschen könnte jenes Wort eine versöhnende Ausdeutung und Anwendung finden. — So gefährlich für eine nicht ganz feine und taktvolle Behandlung das Wort von der Rückseite Gottes ist, die uns allein zu sehen gegeben ist, so tief und wahr läßt sich an das Wort der Gedanke knüpfen, daß wir nur ganz von ferne Gott sehen und eine Ahnung von seinem Wesen erlangen können. Wir spüren seine Nähe, aber unser Geist, der erkennen und erfassen will, bleibt immer ungestillt. Oder man kann auch ausführen, wie wir Gott zumeist erst „hinterher" gewahren, wenn uns ein Stück Leben oder Geschichte im matten Glanze seiner Fußstapfen aufleuchtet.

34,29—34. Vielleicht ist es nicht zu gewagt, dies Wort von dem Glanze, in dem Moses Antlitz erstrahlte, ohne daß er es wußte, so auszudeuten: wer von Gott herkommt und regelmäßig mit Gott verkehrt, gewinnt einen Glanz auf

seinem Angesicht, von dem er selbst nichts wissen darf. Der Begriff der religiösen Keuschheit liegt dann gar nicht fern. Wer mit den Menschen im Namen Gottes zu reden hat, für den kann das Wort von der Hülle, die vielleicht eine Gottesmaske war, von Bedeutung sein: er darf dastehn in der Vollmacht des Höchsten und das hohe Selbstgefühl eines Boten Gottes soll und darf ihm Anlaß sein, all seine menschlichen Schwächen und Fehler mit dem Schein dieser Autorität zu bedecken. Vielleicht läßt sich dieser Sinn des Wortes mit Takt und Geschmack in einer Rede bei einer Ordination oder einer Pfarrerversammlung verwenden.

Das „goldene Kalb".

32, 1 – 35.

Faßt man auch den Umkreis der Gedanken, die aus einem Text herausgewonnen werden können, noch so weit, so läßt sich hier gar nichts aus dem noch geschichtlich möglichen Sinn hervorholen, was nur einigermaßen an das „goldene Kalb", der sprichwörtlichen Redensart, erinnert. Nicht daß das Bildnis von Gold gewesen ist, ist die Hauptsache — vielleicht stimmt auch das noch nicht einmal, weil „Gold nicht verbrannt, noch zu Pulver zerrieben werden" kann —; sondern daß es ein Kalb, oder, mit der von Hosea eingeführten Ironie gesprochen, daß es ein Stier, das Sinnbild der Naturreligion war. Die Erzählung schildert eine religiöse Krisis, nicht eine sittliche. Das Volk tritt in seinen für uns bedeutsamen typischen Zügen deutlich hervor. Spürt es nicht mehr den starken Druck der Hand seines Führers, so geht es seine eignen Wege. Liegt es jeglichem Volk schon so überaus nahe, aus einem religiösen Hochstande in den Tiefstand hinabzusinken, gemäß jenem seelischen Rückschlage, den wir bei Heer und Volk im Krieg genügsam kennen gelernt haben, so braucht nur noch Entbehrung und Ratlosigkeit dazu zu kommen, um diesen Umschwung nachhaltiger zu machen. Fiel man bei uns aus dem, was man Glauben hieß, heraus in den Unglauben, so verließ das Volk Israel hier die, wenn auch noch bescheidene Höhe einer geistig-sittlichen Religion, auf die es Mose hatte gründen wollen, und ergab sich dem Kult der sichtbaren Götter der Natur. Ohne Führung und ohne Pflege durch eine geordnete Anstalt würde auch bei uns, noch mehr als es geschieht, die Kulturform der Religion stets wieder in ihre Naturform zurückschlagen, es würde der Gehorsam sittlichen Vertrauens dem Wunsch weichen, sich die dem menschlichen Bild ähnlich gedachte sinnlich gerichtete Gottheit gefügig zu machen. Daß in dem Gehorsam gegen diese starken Triebe das Volk keinen Dank und keine Anhänglichkeit gegen seine erprobten Führer kennt, ist eine alte tragische Erfahrung.

Ebenso leicht schwindet Vertrauen und Scheu der Gottheit gegenüber, trotz aller großen Erinnerungen und feierlichen Gelübde. Das Volk gleicht Kindern, ganz und gar seiner Stimmung untertan, die dann wie eine seelische Erkrankung mit ansteckender Gewalt den Verstand auch der Gescheitesten und den Willen der Treuen in ihren Bann schlägt. Mit dieser Neigung der Volksseele müssen große und kleine Führer in Volk und Gemeinde rechnen. Während Mose bei Gott ihr Anliegen vertritt, fallen sie von ihm und Mose ab und wenden sich fremden Göttern zu.

In Aaron ist das Bild eines ganz unzulänglichen Führers gezeichnet. Zwar mag er reden können, aber Mose ist größer als er an Charakter und Kraft. Er stimmt gleich ihren Klagen, Zweifeln und Wünschen zu; denn auch er glaubt und vertraut nicht; er willfahrt ihnen, indem er das Götzenbild herstellt, zu dem sie ihr Gold hergeben, also wirklich etwas für ihren Götzen opfern. Jämmerlich ist Aarons Verhalten geschildert, als mit Gewitterzorn Mose aus der Nähe Gottes zurückkommt. Für den Abfall schiebt er die Schuld ganz auf das ausgelassene Volk, für das Bild auf den Zufall des Feuers. Ganz in sich zusammengeknickt, steht er vor Mose da, der ihm und dem Volk mit der ganzen lodernden Glut seines Willens und seiner Leidenschaft entgegentritt. Ganz in den Stil all dieser Sinaierzählungen paßt sein Befehl an die Leviten, die Treulosen zu beseitigen, ein Zug, den wir nur mehr ästhetisch, aber nicht sittlich würdigen können. Tief ergreift der Vorgang, den uns hinter dieser äußern Leidenschaft der Erzähler schauen läßt: Mose steigt wieder hinauf zu Gott und legt Fürbitte für sein Volk ein und erbietet sich Gott selber als Sühne, wenn er es ausrotten müßte aus seinem Buche. Diese hohe Leidenschaft der Hingebung für sein Volk, die zum Opfer der eignen Person bereit macht, hat in demselben Volk Paulus bewiesen. Beider Opfer nimmt aber Gott nicht an, sondern straft den Schuldigen selbst. — So sieht der große Führer aus: Undank ist sein Los und Abfall zunächst sein Erfolg; aber ungebrochen gehört sein Herz seinem Volk und seiner Aufgabe, denn er kann ja gar nicht von diesem seinem Lebensinhalt los kommen. Aus der Tiefe und der Notwendigkeit der Dinge heraus ist er ja zum Führer geworden, und er braucht sein Volk, wie dieses ihn braucht. Die Masse will Führer haben, die da wissen, was sie wollen. Mag sie auch einem Aaron zujubeln, der ihr den Willen tut — das ist doch sofort vorbei, wenn Moses starke Hand wieder den Führerstab ergreift. Ist auch für Unterricht und Predigt wenig Vorbildliches in dieser Erzählung zu finden, es tut jedem gut, einmal einer wirklichen Größe und seelischen Gewalt über Menschen ins Auge geblickt zu haben, ein Gewinn, zu dem für die Leiter auch einer Gemeinde noch der kommt, das Ideal eines Führers in seiner selbstlosen Treue und in seiner demütigen Verantwortlichkeit für sein Volk vor dem ewigen Gott vor Augen gestellt zu sehen.

Das Gesetz.

Allgemeines.

Indem wir der Reihenfolge der biblischen Bücher folgen, behandeln wir hier an dieser Stelle im Zusammenhang das Gesetz, obwohl es viel später entstanden ist und auch schon in seinen Anfängen einen neuen soziologischen Typ, den der Nation, eröffnet. Wir wollen es mit unsern Worten ausdrücken: Israel verlegt die Entstehung seines Gesetzes in seine älteste Zeit, mitten zwischen die Schilderung seines Anfangs, da es Volk ward, und seiner Machtkämpfe um den Besitz des ihm versprochenen Landes. So alt, will es gleichsam sagen, ist bei uns der Übergang vom Machtstaat zum Rechtsstaat oder sogar zum Kulturstaat. Und es ist derselbe Mann, dem es beides zuschreibt und ewig verdankt. Mose

ist einmal der beneidenswert sichere politische Führer seines Volkes, der aus der Tiefe seines Wesens oder von Gott her gewußt hat, was er mit seinem Volke wollte, ihm Macht, Einheit und Land zu geben. Und dann ist er zugleich auch der Große, der ihm den Stempel seines geistigen Wesens aufgedrückt hat. Er gab ihm sein Recht, er gab ihm damit einen wesentlichen Bestandteil seiner Kultur. So steht Mose vor der ganzen israelitischen Zukunft da. Er ist ihr und auch uns einer von den Großen, die Geschichte machen, wenn sie auch gleichsam den Rohstoff dazu aus dem Wesen und Werden ihres Volkes herausholen; er ist, weil es sich um ein Volk von klassischer und weltgeschichtlicher Bedeutung handelt, eine der wenigen weltgeschichtlichen Gestalten, die wir haben, vor der die großen Zusammenhänge universalen Geschehens sub specie aeterni zu klären, ebenso erbaulich wirken kann, wie der Aufblick zu ihrer himmelhohen Größe zuerst niederdrückt, dann aber erhebt. Fallen auch der Predigt- und Lehrtexte nicht allzuviele ab in dem uns doch als Ganzes fremd gewordenen Buch, so ist doch der Überblick über das Ganze nicht ohne Gewinn, wenn wir unser Auge nicht einseitig und kleinlich auf Text und Lehrwort, sondern auf die großen Zusammenhänge richten: erweitern wir die Aufgabe der praktischen Auslegung zu der, die mit dem Wort „angewandte Geschichte" bezeichnet ist, so dürften manche für das weitere Leben und Wirken im Amt fruchtbare Gedanken zu erwarten sein. Zu dem Zweck lassen wir unsern Blick der Länge und der Breite nach über das weltbedeutsame Werk des Gesetzes gehen, um daraus unsere Gesichtspunkte zu gewinnen.

Wir beginnen damit, einige der Begriffe zu klären, in deren Zusammenhang der des Gesetzes steht. Es mag erlaubt sein, mit dem ersten von ihnen in die Überwelt hineinzugreifen, indem wir die Gerechtigkeit gleichsam an sich als höchste Idee für die Ordnung der menschlichen Zustände voranstellen. Sie schwebt über ihnen als regulative Idee, die zu jeder bestimmten Regelung den Anstoß gibt und, sobald sie getroffen ist, doch schon wieder die Kritik aufruft, um den Abstand zwischen den beiden zum Bewußtsein zu bringen. Aber nichtsdestoweniger gibt es keine andre Art, die Gerechtigkeit an sich zu verwirklichen als das Recht. In einer gegebenen Lage der menschlichen Zustände setzt es sich mit einer unerklärlichen Macht durch. Es beansprucht ihr gegenüber die normale Ordnung der Dinge zu sein, die sich mit unbedingter Geltung, ohne nach der Zustimmung der Einzelnen zu fragen, behauptet. Sein Sinn ist stets darauf gerichtet, Gemeinschaft zwischen einer durch natürliche und soziale Bande mit einander verbundenen Gruppe von Menschen herzustellen. Lange als Sitte, Brauch und ungeschriebenes Recht überliefert, strebt es stets nach Kodifikation in der Gestalt des Gesetzes, neben dem noch jene ersten Mächte ihre Herrschaft behaupten. So groß auch dessen Majestät sein mag, immer trägt es jene Züge der zeitlichen Bestimmtheit an sich, weil es der gegebenen Lage und der herrschenden Auffassung von dem, was recht war, entsprechen mußte. Jene im Gefühl der führenden Geister oder auch im Instinkt der Menge wirkende Idee des Rechtes beginnt darum mit seiner kritischen Arbeit und ruht nicht, bis ein neuer Zustand des Gleichgewichtes zwischen der Idee und dem gegebenen Stand des Rechtsempfindens in einer bestimmten Lage versucht worden ist. So wird oft summum jus auch darum summa injuria, weil die Autorität des Rechtes immer

nach seiner Geltung über den Zeitpunkt hinaus verlangt, da Recht noch Recht und Wohltat noch Wohltat ist. Schwer ist es darum, den Begriff der subjektiven Gerechtigkeit als der Anpassung an das geltende Recht zu bestimmen. Gilt er unbedingt für die Glieder der Gemeinschaft, die es regeln will, so bleiben den führenden und richtenden Geistern in ihr selten Konflikte erspart, in denen sich dann der Anstoß zur Weiterbildung des Rechtes aus der Lage und dem Geist der anders gewordenen Zeit heraus zum Bewußtsein emporringt. An der Geschichte der Rechtsbildung in Israel können wir diesen Prozeß deutlich erkennen.

1. Es braucht nur flüchtig an das Werden des Gesetzes erinnert zu werden, um einen Eindruck davon zu erwecken, welche und was für eine Arbeit dahinter steht. Stets ein Niederschlag starken religiös-nationalen Willens, wie er dem Geist der Zeit und ihren Aufgaben entstammt, kam Schicht um Schicht des Gesetzes zustande, wie sie je der Entwicklung des israelitischen Volkstums vom einfachen nationalen Staat mit religiösem Gepräge bis zum Kirchenstaat entsprach. So vereinigt das sog. Bundesbuch aus der Zeit Salomos etwa, also ums Jahr tausend, eine Reihe von bürgerlichen Rechtsbestimmungen, die Personen- und Sachenrecht umfassen, mit einfachen Satzungen über den Kultus. Alles, was wir gemäß unsrer kulturellen Entwicklung trennen, ist noch beisammen: Recht, Religion, Moral. Wie groß der Einfluß der Gesetzgebung von Hammurabi ist, geht uns hier nichts an; jedenfalls will das Ganze altes Recht sein, wie sich überhaupt das Recht, gleich der Religion, stets gern in das Gewand der aus der Vergangenheit stammenden Autorität kleidet. Das Deuteronomium aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts setzt schon andre Verhältnisse voraus und hat einen andern Geist. Nicht nur daß gemäß der bekannten kulturgeschichtlichen Entwicklung schon der Einzelne mehr als früher im Vergleich mit der Sippe hervortritt, das Priestertum hat auch wenigstens theoretisch die Vorhand über das Königtum; dem steht allerdings ein Zug der Verweltlichung gegenüber, wenn das Recht nicht mehr an den Heiligtümern von den Priestern, sondern von Berufsrichtern, also am bürgerlichen Gericht gesprochen wird. Dieses hängt ebenso wie die Gesetzgebung über das Schlacht- und Opferwesen, die jenes von diesem trennte, mit der ganzen Aufgabe des Gesetzes zusammen: der Kultus sollte in Jerusalem allein ausgeübt werden. Damit beginnt auch Geistliches und Weltliches überhaupt sich zu trennen und je zu organisieren, ein Vorgang, der als Säkularisation von größter Bedeutung für die Entwicklung der Kultur geworden ist. Um den Tempel zu Jerusalem sammelt sich eine geistliche Autokratie, die dem Volk und den bürgerlichen Behörden gegenüber zu treten beginnt. Damit verändert sich auch die Bedeutung und sogar die Stellung des Sakralrechtes innerhalb des Gesetzes: stand es im alten Bundesbuch an letzter Stelle, so tritt es nun als Grundlage des Ganzen voran. Erscheint dies uns heute als ein kultureller Rückschritt, so sehen wir in dem stark sozialen und humanen Geist, der dieses Gesetz als Erbe der großen Propheten durchzieht, einen genügenden Ausgleich, der uns dieses Gesetz nicht hinter dem Bundesbuch zurücktreten läßt. In dem sog. Heiligkeitsgesetz Lev. 17—26 findet sich dieser zwiefache Geist nur noch verstärkt. Manche echt human und sozial gehaltene Anweisungen werden doch schon stark in den Schatten gestellt durch die vielen kultischen Regeln und Gesetze, die alten Brauch heiligen und damit beginnen, das Volk des Eigen-

tums als zu besondrer Heiligkeit verpflichtet von den andern Völkern abzusondern. Diese Absicht kommt in dem sog. Priestergesetz, das A. Merx Stiftshüttengesetz nennt, auf ihren Höhepunkt. Im Exil entstanden oder wenigstens zusammengestellt, atmet es ganz diesen Geist der Ausschließlichkeit und der kultischen Korrektheit. Obwohl dem Gepräge des nachexilischen Staates als eines Kirchenstaates angepaßt und darum für unsern Blick durchaus katholisch gedacht, wird es gemäß jenem Drang, das Recht durch Alter zu weihen, in die Vergangenheit verlegt und dem Mose zugeschrieben. Der alles andre stark überragende Kult wird auf göttliches Recht zurückgeführt; es gibt keine Entwicklung in dem Recht, sondern alles war von Anfang an, wie es geworden ist. Alles bürgerliche Recht verschwindet darum in dem göttlich kultischen, wie die bürgerliche Obrigkeit hinter dem Oberpriester zurücktritt. Das höchste Leitziel ist die kultische Reinheit und kirchliche Korrektheit. Es ist alles Kirche, ein Stück Mittelalter in der jüdischen Geschichte, wenn es auch ein Bild ist, das wir uns mehr als Ideal der Priesterkaste denn als Bestand der Wirklichkeit denken müssen.

Damit ist das Gesetz abgeschlossen. Es ist wie ein großer Bau, an dem die Jahrhunderte gearbeitet haben, jedes in seinem Stil, aber das Ganze ist doch von überwältigender Macht und unvergleichlichem Einfluß auf die ganze spätere Geschichte der westasiatischen und europäischen Kultur. Es entspricht darum unserm Bedürfnis, auch mit ein paar Querlinien uns ins Gedächtnis zurückzurufen, was im Großen und Ganzen darinnen steht, wobei wir das Ganze als Ganzes behandeln dürfen, wie es in diese Entwicklung hineingewirkt hat und vor unserm Auge steht. Dabei wenden wir, weil es sich ja um unsre Auffassung und um die Verwendung für uns handelt, durchaus und zwar mit Bewußtsein ganz moderne Begriffe an, wie sie dem Gesetz selbst herzlich fern liegen. So werden wir es bewältigen, indem wir z. B. zwischen weltlichen und religiösen Bestimmungen unterscheiden, wie es unserm Denken entspricht, ohne Rücksicht darauf, daß für das Gesetz alle jene Dinge gleichermaßen göttlichen Rechtes waren. Wir achten auch auf die in ihm verbundenen, aber für uns unterschiedenen Bestandteile in allem autoritären Schrifttum und Überlieferungsgut, das Volksleben bestimmen will: Religion, Moral und Recht, wozu noch Sitte und Brauch gerechnet werden kann. So bekommen wir einen Einblick in das große ehrwürdige Gebäude, dem wir dann einige Gesichtspunkte für unsere Aufgaben dem Volksleben und seiner Lenkung gegenüber folgen lassen wollen.

2. Nicht ohne nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß wir die einzelnen Stücke in unserm Sinn und nicht in dem geschichtlichen der Verfasser meinen, überschauen wir zunächst das weitere religiöse Gebiet. Es fällt uns dabei auf, wie wenig fromme Worte in unserm Sinn dabei zu finden sind: sie beschränken sich auf einige Stellen im Bundesbuch, zumal die ewig gültigen Worte des ersten Gebotes, auf einige Stellen im Heiligkeitsgesetz und auf die ersten und letzten Kapitel im Deuteronomium, besonders auf die im sechsten Kapitel, also das sog. Schema und den Segen. Sind diese auch überaus wertvoll und Keime späterer Entwicklung, so treten sie hinter der Masse der andern über alles, was zum Kultus gehört, weit zurück. Wie genau wird die Stiftshütte mit all ihrem Gerät beschrieben, wie große Stücke der einzelnen spätern Ge-

setze handeln vom Öl, vom Räuchern und ähnlichen dem Priester wichtigen Dingen! Jeder weiß, welche Rolle auch der Festkalender spielt: sind es in der ältesten Zeit wesentlich drei Erntefeste, in denen das kirchliche Jahr gipfelt, so treten im Lauf der Zeit nicht nur geschichtliche Begründungen für diese an die Stelle ihrer Bestimmtheit durch die Natur, sondern es kommen auch viele Feste dazu. Diese haben in der Regel einen streng religiösen Grundzug, weil sie nicht ohne den Gedanken an Schuld und Sühne auftreten, wie er zum Mittelpunkt des spätern jüdischen Empfindens geworden war. Daß der Sabbat, Israels wichtigstes Merkzeichen unter den Völkern, immer und immer wieder in der verschiedensten Weise eingeschärft und in seinem Wesen bestimmt wird, versteht sich von selbst. Dabei wird er immer mehr aus einem Tag der Erholung ein kultisch bestimmter Tag. Dem Wesen dieser Priesterreligion entspricht es, wenn das Opfer in dem Gesetz eine überaus große Rolle spielt. Lauten in älterer Zeit die Bestimmungen über es noch ganz einfach, so wird nun ein ausführliches Opferritual gegeben; streng werden die einzelnen Gattungen auseinandergehalten und peinliche Anordnungen über die Beschaffenheit der Opfertiere getroffen. — Dieses ganze Gepräge der Kultusreligion bringt es mit sich, daß dem Priester und dem kultischen Personal überhaupt große Aufmerksamkeit von den spätern Gesetzgebern zumal geschenkt wird. Über die Auswahl, die Weihe, Rechte und Pflichten jenes und über die Organisation und Aufgabe dieses finden sich genaue Bestimmungen, wie sie einer Priesterkirche angemessen sind. Daneben werden auch die Verhältnisse andrer Gruppen religiöser Geistesträger geregelt, die neben jenen nicht gefehlt haben; es sind das die an die Mönche erinnernden Nasiräer, und die an eine freie erbauliche Tätigkeit erinnernden Propheten. Nehmen wir noch hinzu, was über Kopfgeld und Zehnten, also über die alte Kirchensteuer, gesagt ist, so rundet sich das Ganze zu einem Bild, das im wesentlichen durch die Masse der spätern aus dem Exil stammenden Gesetzgebung und ihr stark priesterlich kultisches Gepräge bestimmt wird. Daß uns das Gesetz um dieser Züge willen recht katholisch anmutet, kann schon hier bemerkt werden; wie sich ja auch die werdende Katholische Kirche hier ihre Rechtfertigung geholt hat.

Mehr spricht uns im ganzen der andre, der weltliche Bestandteil des Gesetzes an. Wir staunen, wie hier fast das ganze Leben von religiösen Gedanken umfangen wird. Bis in die Welt der Natur hinab erstreckt sich die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers; er gedenkt der Bäume, des Ackers, auch der Tiere. Mit einem Feingefühl für das, was in der Natur gegeben und erfordert wird, bespricht er Fälle, wo Tiere verschiedener Gattung in unpassender naturwidriger Weise zusammengebracht werden könnten; man soll solche nicht nur nicht sich begatten lassen, sondern noch nicht einmal zusammenspannen. Sehr aufmerksam ist er auf das leibliche Leben des Menschen; seine gesundheitliche Gesetzgebung befaßt hauptsächlich die Pflege der Reinlichkeit und die Auswahl der Speisen in sich. Mit einem uns Menschen tief eingepflanzten Instinkt erklärt er, um ein Jesuswort anzuwenden, alles für unrein, was vom Menschen ausgeht. Mit einem für uns oft gar nicht mehr nachzuempfindenen Feingefühl unterscheidet er zwischen reinen und unreinen Tieren; nicht nur ist das Essen dieser letztern verboten, sondern die Berührung mit ihrem Aas macht auch schon unrein. Eine

ganz genaue Kasuistik bestimmt den Grad dieser Verunreinigung und die Art, wie sie aufgehoben wird. Bekannt ist die sorgsame Beachtung des Aussatzes, den festzustellen und seine Heilung zu überwachen auch die Sache des Priesters ist. — Natürlich ist das Hauptfeld des Gesetzgebers das Gebiet der Kultur, also das Zusammenleben der Menschen in seinen verschiedenen Formen. Wieder mit feinem Instinkt für das, was sich schickt, erörtert er die Gebote der Keuschheit und des Eheschlusses, mag auch unserm Empfinden, das durch die ganze geistige Entwicklung noch weit über das seinige hinausgeführt worden ist, der Gedanke der Schwager- oder der Leviratsehe peinlich sein. Den Elternrechten widmet der Deuteronomist noch ausführlicher als das Bundesbuch seine Aufmerksamkeit. Handel und Wandel werden nicht weniger sorgsam mit eingehenden Bestimmungen bedacht: Gewicht und Maß, die Grenzen der Äcker, verlorenes Vieh, Pfänder, Zins, Bodengesetzgebung im Sinn unsrer Bodenreform — solche Dinge werden in dem Sinn des Rechts oder sogar im Geiste einer sozial gerichteten Humanität geregelt. — Die Beziehungen von Mensch zu Mensch, also von Nachbar zu Nachbar und einem Volksgenossen zum andern, stehen dagegen natürlich nicht zurück; die Grundforderungen aller Sittlichkeit, oft schon im Sinn eines tiefern Taktgefühls, werden hier erhoben, um erst freilich später vom Geiste Jesu zu ihrer Höhe geführt zu werden. Auch das, was wir zum Leben des Staates rechnen, wird ausführlich berücksichtigt. Dahin gehört nicht bloß das Königs- und das Kriegsrecht, sondern vor allem das Gebiet des gewöhnlichen Rechtes, des bürgerlichen und des Strafrechtes. Gerade in dem letztern sind ja viele Bestimmungen, wie die über das Vergeltungsrecht, die uns abstoßen, wenn wir sie als sittlich religiöse Vorschriften ansehen; aber schließlich ist es in der ganzen Welt so, daß die Strafvergeltung einen nur schwer zu überwindenden und vielleicht auch gar nicht ganz auszuschließenden Bestandteil des Strafgesetzes ausmacht. Daß unter dieses Strafgesetz, und zwar in sehr scharfer Form, Vergehen gestellt werden, wie Ehebruch und Unzuchtssünden oder Gotteslästerung, hat weithin noch in unser Empfinden hinein nachgewirkt. Ruht die Ausführung der von Priestern oder bürgerlichen Richtern gesprochenen Urteile noch in der Hand der Beschädigten selber oder in der des Volkes, so ist für Fälle mit mildernden Umständen in dem Asyl der Freistädte ein Ausgleich gegen fanatische Rache und allzu summarisches Verfahren geschaffen. Über diesem menschlichen Gericht und Strafvollzug steht aber, da es ja ein göttliches Gesetz ist, noch das Gericht und die Strafe Gottes, wie in vielen Drohworten, zumal der jüngern Gesetze, immer wieder eingeschärft wird. Dem steht natürlich auch der Lohn desselben Gottes für gutes Verhalten und gute Taten gegenüber, der zumal mit dem Ertrag der Ernte und mit Leben und Tod seine Menschenkinder in der Hand hat.

2. Ist es gelungen, mit diesen beiden Arten von Linien eine Vorstellung vom Gesetz ins Bewußtsein zurückzurufen, so bleibt uns nun die Aufgabe, es als Ganzes zu würdigen.

Wie es geworden ist, so bedeutet es für Israel überaus viel. Es enthält den Willen Gottes für sein Volk. Wer zur Gemeinschaft dieses gehören und damit Gottes Wohlgefallen erlangen will, der muß sich nach dem Gesetze richten. Wir können es auch in unsrer Sprache noch anders ausdrücken. Es enthält

eine Reihe von hinter einander unternommenen Versuchen, das Volk religiös und sittlich zu erziehen. Auch als Ganzes steht es im Dienst dieser Absicht. Das Volk soll Gott zugeführt und zugleich zu seinem Besten geleitet werden. Daneben aber ist es auch ein Zeichen für die Besonderheit des Volkes gegenüber den Heiden, die das Gesetz nicht haben. Israels Sondergut ist in ihm enthalten. Wieder können wir mit unsern Ausdrücken sagen: in dem Gesetz steckt ein wesentlicher Teil der nationalen Kultur dieses Volkes. Wenn alle Gesetze, wie die Sprüche auf Salomo und die Lieder auf David, auf Mose zurückgeführt wurden, so bedeutet das nicht nur, daß man ihnen damit die Autorität des Alters geben wollte; sicher hat man auch immer das Gefühl gehabt, mit jener Gesetzgebung der Idee, die gleichsam in der Persönlichkeit des Mose verborgen lag, zur Entfaltung zu verhelfen. Aus dem tiefsten Geist seines Volkes entsprungen, bedeutet er darum, man möchte sagen, die Entelechie seines Stammes: das war dessen Idee und Ziel, was in ihm noch unentwickelt stak. Daß das nur ungenau und ganz im großen gemeint ist, braucht nicht hinzugefügt zu werden. Man bekommt dann aber einen starken Eindruck von der Gewalt der Persönlichkeit dieses ersten Propheten seines Volkes. Wie später bei Jesus und Luther durchdringt die Keimzelle der Frömmigkeit dieses einen Mannes mittels des Gesetzes das Gebiet des ganzen Lebens. Er hat ihm seinen Stempel aufgeprägt, mag er den auch selber wieder dem tiefsten Genius seines Stammes zu verdanken haben. Man könnte mit Umkehrung eines bekannten Wortes von Nietzsche sagen: es ist der große Mann ein Umweg, auf dem ein Volk zu sich selber kommt. Man sieht hier auch wieder, wie Männer die Völker bilden, freilich nur die, die selber jenem ihrem tiefsten Grunde entsprungen sind. Auch müssen es solche sein, die in dem unmittelbaren Drang, der sie zu ihrem Werke treibt, die Rechtfertigung Gottes in sich tragen, daß sie berufen sind und sich nicht dazu gedrängt haben. Wir wissen, an wen wir als Deutsche dabei denken müssen.

Eben darum, weil es der Geist eines großen Mannes ist, dem die Idee zu jener Gestaltung des Volkes entstammt, darum trägt sie auch einen im Verhältnis sehr einheitlichen Zug. Es ist doch eine beneidenswerte einheitliche Kultur: alle Gebiete des Volkslebens sind von dem Mittelpunkt des religiösen Lebens aus beherrscht, dessen Geist sittlich und dessen Äußerung kultisch ist. So kann es auch nur in einem kleinen Volk des Altertums gewesen sein; wir müssen auf eine solche Einheitlichkeit verzichten. Wir können froh sein, wenn wir uns selbst und noch ein paar andre so einheitlich bilden, daß sich das Religiöse, gemäß der ihm vor allem gegebenen Fähigkeit, als zusammenfassender Kraftpunkt persönlicher Kultur auswirken kann. Wir werden freilich mit allen Mitteln darum kämpfen, dem Volksleben seine allgemeine Christliche Haltung als Selbstverständlichkeit durch Schule und Presse zu erhalten oder wieder zu verschaffen.

In dieser Kultur hat sich Israel selber gefunden; das ist eine Idee, die es im Reigen der Völker und in dem Gewoge der Weltgeschichte erfüllt hat; dadurch hat es sich nicht nur bewußt, sondern auch tatsächlich von allen andern abgehoben. Es ist aber eben dadurch zum Weltvolk geworden. Hätte Mose damit begonnen, sein Volk so zu gründen und zu leiten, daß an seinem Wesen

die Welt genesen sollte, dann wäre es höchstwahrscheinlich nicht dazu gekommen. Aber dadurch daß er sein Volk und nur sein Volk auf die Höhe der ihm gegebenen Bestimmung zu leiten suchte, daß er so ganz und gar Israelit sein und sein Volk zu sich selber führen wollte, hat er ihm den Weg gebahnt, etwas für die Welt zu werden, ohne daß er es wollte und davon wußte. Daß ein Volk, in dem etwas Großes steckt, dieses für die Welt bereit stellt, das ist Gottes Sache. Wir wissen, welche Folgerung wir daraus zu ziehen haben: je mehr wir uns als Deutsche treu bleiben und die Gabe pflegen, die uns gegeben ist, desto mehr hat auch die Welt von uns. Dieses ihr zuzuführen, ist Gottes Sache, und es zu begehren, ist die Sache der Welt. Beides aber geschieht bloß, wenn wir ganz geworden sind, was wir zu werden haben. Nicht ein wenig englisch und ein wenig französisch und ein wenig amerikanisch, sondern deutsch, ganz deutsch. Unsre Kultur im weitesten Sinn des Wortes haben wir zu pflegen, wie sie uns in den großen Gestalten unsrer Kulturentwicklung geschenkt worden ist, und die jeder andern bloß als Reiz zu verwenden, um uns desto mehr auf unsre eigene zu besinnen und sie zu vertiefen. So scheint es, will Gott seine Menschheit erziehen: sie soll die Einheit von Mannigfaltigem, aber nicht eine Masse von Ähnlichem werden. Unter dem, was wir der Welt schuldig sind, ist jedenfalls der Geist nicht der schlechteste, der etwa durch die Linie auf dem Gebiet der Literatur: Maria Wuz von Jean Paul, Hungerpastor von Raabe und Leberecht Hühnchen von Seidel bezeichnet wird. Diesen Geist gegen so manche andern Geister zu schützen, wird auch eine Aufgabe einer religiös-nationalen Volkserziehung bleiben.

Israels Gesetz hat Weltbedeutung erlangt. Ist es auch schwer, festzustellen, wie weit solche geschichtlichen Erscheinungen wirken, ein Punkt steht doch für das Gesetz fest. Die katholische Kirche hat sich, als sie gemäß ähnlicher Lage und Aufgabe volkserzieherische Kultuskirche wurde, auf das alte jüdische Gesetz berufen. Genauer, als sie aus dem Abendmahl das Opfer machte, da hat sie den Priester, der dazu gehört, samt dem ganzen klerikalen Fundament, aus dem Gesetz des A. T. gerechtfertigt. Nimmt man zu dieser positiven Auswirkung noch die ihr entsprechende andre hinzu, die in dem Protest der Reformation gegen dieses Kultusgesetz und in der Wiederentdeckung einer weniger kultisch als persönlich-sittlich gerichteten Frömmigkeit bestand, dann sieht man in weite Fernen der geschichtlichen Entwicklung hinaus. Wie sehr aber der sittliche Geist des Gesetzes weltweit gewirkt hat, ahnt man am besten, wenn man sich darauf besinnt, daß das Zehngebot, das doch beinahe über die ganze Erde geht, demselben Gesetze angehört. In seiner Verbindung von wenig Kultgesetz und viel guter Volksmoral hat es vor allem volkserzieherisch gewirkt. Das ist Moses Geist oder auch Abrahams Erbe, das ist Israels Anteil an der Kultur der Welt.

Eins darf wohl nur noch zum Schluß hinzugefügt werden, weil es sich ganz und gar auf Vermutung stützt. Einmal könnte man sagen: es ist, als habe die Hand der Redaktoren der Gesetze ihren Ursprung so weit hinauf an die Stelle gerückt, wo Mose begann, das Volk aus dem Stamm zu gestalten, um zu zeigen, wie früh Recht und Gesetz in seiner Geschichte einsetzt. Daraus können wir uns eine geschichtliche Regel machen: ein Naturvolk, das etwas

werden soll, muß möglichst früh zum Rechts- und Kulturstaat werden. Von seiner Naturkraft allein lebt kein Volk, auch bloß als Machtstaat erfüllt es nicht seine Aufgabe und zerschellt an seiner eignen Kraft. Erst wenn es die Macht in den Dienst der Kultur und damit auch des Rechtes und der Moral stellt, dann hat es ein Recht und eine Anwartschaft auf langes Leben. Es leuchtet ein, wie stark dieser Gedanke einschlägt in die Erörterungen und in die Streitigkeiten unsrer Tage. Ja, Machtstaat muß Kulturstaat und sogar sittlich gerichteter Staat werden. Es handelt sich jetzt, nachdem Recht und Moral in der Macht des Staates ihre Stütze gefunden haben, um die Versittlichung der Macht; von solcher Kultur her bekommt erst ein Staat seine Berechtigung als Machtstaat. Damit verstärkt er zugleich in demselben Maß seine Kraft, als Recht und Sittlichkeit Kräfte von weittragender Bedeutung sind, mögen sie auch im Augenblick oft genug schwächend zu wirken scheinen. Ebenso sicher aber ist auch folgendes. Es bedarf eine Kultur der Grundlage eines staatlichen Lebens, das ohne Macht nicht zu denken ist. Zwar wissen wir nicht, was aus der israelitischen Kultur geworden wäre, wenn sich das Volk nicht zur Nation und dann zum Staat entwickelt hätte. Aber wir können nach all unsern andern Erfahrungen annehmen, daß es dann nicht geworden wäre, was es geworden ist. So glauben wir, recht zu gehn, wenn wir als die Unterlage und als Hilfsmittel für unsre deutsche Kultur, wenn sie sich erhalten und durchsetzen soll, einen Staat mit Macht nicht entbehren wollen.

3. Wir achten darauf, um zu weiteren praktischen Gedanken überzugehen, welche Mühe sich die Priester um das Recht und das Gesetz gegeben haben. Immer wieder haben sie, wie es ihrer Überzeugung von der hohen Aufgabe ihres Volkes in den wechselnden Zeiten entsprach, dem Genius dieses Volkes einen neuen Ausdruck zu geben versucht. Unmittelbar waren sie sicher immer daran beteiligt der Rolle gemäß, die das Priestertum in der alten Welt auf dem Gebiet des kulturellen und zumal des staatlichen Rechtslebens zu spielen hatte. Immer lag ihnen daran, mit Recht und Gesetz die Gemeinschaft ihres Volkes zu ordnen und es damit seinen Nöten und Aufgaben anzupassen; denn Recht will vor allem ein Volk am Leben erhalten und ihm Gedeihen schaffen. — Wir sind von Jugend an ein starkes Mißtrauen dieser ganzen Gesetzgebung Israels gegenüber nicht los geworden. Wir haben sie immer nur unter dem Gesichtspunkt der beiden Großen kennen gelernt und beurteilt, deren Lebensaufgabe darin bestand, das Recht aus der Religion herauszubringen. Hatten doch beide eine ähnliche Front wider sich, wie der wechselnde Lauf der geschichtlichen Entwicklung häufig aus ähnlichen Voraussetzungen ähnliche Gebilde werden läßt. Tatsächlich stellt sowohl der Pharisäismus wie auch die katholische Kirche des Mittelalters eine „Verrechtlichung" der Religion und der Sittlichkeit dar, wie sie allen Idealen der Lebendigkeit beider seelischen Kräfte widerspricht. An beiden Versuchen verletzt es uns immer noch, daß so oft der Unterschied zwischen den großen, tiefen religiösen und den minder wichtigen kirchlichen und alltäglichen Pflichten unter der gemeinsamen Decke des religiösen Rechtes verschwindet. Ganz besonders natürlich stimmen wir jenen beiden zu, wenn sie Recht und Gesetz aus dem allerinnigsten Bereich der Frömmigkeit, dem Verkehr zwischen der Seele und ihrem Gott, entfernen wollen. Dieser er-

trägt durchaus nichts anderes als die zarten Beziehungen eines vertrauensvollen Hin und Her, auf denen sich die innere Gewißheit des Menschen aufbaut, bei Gott in Gnaden zu stehn und kraft dieser Gewißheit sicher und darum auf alles Gute ohne selbstsüchtige Zwecke bedacht, seinen Weg durchs Leben zu gehen. Auch das sittliche Leben, wie es in der Güte gegen den Nächsten, in der Zucht des Fleisches und in der Zähmung des Hochmutes besteht, verträgt nicht die äußere Regelung durch Recht und Gesetz, sondern nur den innern Antrieb und die innere Hemmung durch die Herrschaft Gottes, Christi oder des Geistes, oder anders gesagt durch Gewissen und Takt. Alles findet seinen Ausdruck in dem Wechsel des Leitbildes: statt des Verhältnisses von Herr und Knecht tritt das von Vater und Kind ein.

Daran mußte erinnert werden, um es zu erklären, woher die Abneigung von vielen Christen gegen Recht und Gesetz auf religiösem Gebiet kommt. Das persönliche innere Leben des einzelnen Frommen soll von ihm frei bleiben; wie es im evangelischen Christentum gefaßt ist, steht es hoch über jener Regelung durch die beiden genannten Mächte. Man kann sagen: beidemal in der Geschichte des Christentums ist ein Schritt auf dem weltgeschichtlichen Weg der Säkularisation, also der Verweltlichung gemacht worden: die Religion wurde ihres rechtlichen Einschlages und das Recht seines religiösen Gewandes beraubt. Damit aber ist der Weg zu einer ganz andern Verbindung der beiden Gebiete eröffnet. Recht und Gesetz kommen nun wiederum, anstatt unter dem einzelreligiösen Gesichtspunkt, unter dem der Volkserziehung in Betracht. Das ist aber der, den wir bei den priesterlichen Verfassern der einzelnen Gesetze voraussetzen dürfen. Das wird auch unser Anteil an dem ganzen Gebiete sein. Denn auch uns muß es darauf ankommen, das Leben unsres Volkes nicht nur mit Geist zu durchdringen, sondern auch mit Recht und Gesetz zu regeln. Es kann uns durchaus nicht gleichgültig sein, welches Recht um uns her herrscht. Denn dieses hat die Gemeinschaft zu ordnen, eine Aufgabe, die uns sehr viel angeht. Denn das Recht tut dies unter dem Gesichtspunkt des Mindestmaßes und des Zwanges, und wir versuchen dasselbe durch die Ausbreitung des Geistes Gottes und die Erziehung des Volkes; darum berühren sich beide Aufgaben viel zu sehr, als daß sie bloß neben einander daher gehen könnten. Geist und Recht hängen auf das innigste zusammen. Selten wird Recht, wenn nicht Geist vorgearbeitet hat; Geist geht erst in ein Volksleben ein, wenn er sich in Sitte und Recht leibliche Gestalt geschaffen hat; und dem geltenden Recht entspricht oft der Geist, der in einer Gemeinschaft herrscht. Bezeichnet dieser im allgemeinen das Höchstmaß dessen, was gefordert wird, so jenes das Mindestmaß. Dabei ist durchaus nicht etwa das Recht bloß ein schlechter Ersatz des Geistes, sondern bestimmte Dinge müssen auch unter einer Gemeinschaft von idealen Christen rechtlich geordnet werden. Und erst recht muß unter den Menschen, wie sie sind, Recht walten: es drückt aus, was vermieden und was geleistet werden muß, wenn Gemeinschaft einigermaßen möglich sein soll. So richtet es Schranken auf und stellt Forderungen auf, beides zum Besten der Gemeinschaft, und bestraft, wer jene überschreitet und wer diese nicht erfüllt. Uns auf den Geist und den innerlichen Anteil der Seele an ihrem Tun eingestellten Christen und Theologen ist dies häufig unangenehm und erscheint uns geringfügig; aber

es muß trotzdem so sein und es ist gut, daß es so ist. Manches muß erzwungen werden, ohne daß man nach der innern Übereinstimmung fragen darf; und Strafe muß sein, denn sonst parieren die Menschen nicht. Man kann aber kein Höchstmaß, sondern nur ein Mindestmaß erzwingen; dieses freilich kann langsam immer mehr dem Stand des sittlichen Gesamtbewußtseins angenähert werden, wie es sich in führenden Leuten und dem ungreifbaren „Man" einer jeden Zeit und Gemeinschaft zum Ausdruck bringt. Schlägt sich so die Sittlichkeit in Zwangsformen nieder, so vermögen diese wieder in den Kreisen des Volkslebens, die unter jenen höhern stehn, aus denen die leitenden Geister stammen, die Gesinnung zu erwecken, die dem Recht den Boden bei den Einzelnen schaffen hilft. Viel ist erreicht, wenn im immer vorangehenden Verlauf der Entwicklung Sittlichkeit Recht und Recht wieder zur Sitte wird. Haben sich jene beiden aus der Sitte losgelöst, indem dem, was man zu tun pflegte, auf einmal etwas gegenüber trat oder entsprang, was man tun soll, so herrscht doch ein Unterschied zwischen beiden: Sittlichkeit ist noch kühner dem Geschehen gegenüber als das Recht, das oft genug das Regelmäßige zum Rechtsmäßigen macht; Sittlichkeit dagegen gilt ohne Rücksicht auf das Geschehen in der Wirklichkeit. Recht kann nur Handlungen vor sein Tribunal ziehen, während Sittlichkeit auf die Gesinnung achtet. Ist deren Ideal die Selbständigkeit des persönlichen Gewissens, so bleibt jenes ganz unter dem Zwang des fremden Gesetzgebers. Sittlichkeit kann nur innerlich zwingen und das Gewissen nur ebenso strafen; die Sitte freilich vermag es auch äußerlich, oft noch empfindlicher als das Strafamt des Richters. Beider Triumph, sowohl der des Rechtes wie der der Sittlichkeit, ist es aber, wenn sie wieder zu dem werden, woraus sie geworden sind, zur Sitte, die mit ihrer innerlichen Macht, auf einer höheren Ebene als auf der, wo jene entstanden, ihren Willen zur selbstverständlichen Anschauung und Gewohnheit macht. Man kann sagen: erst in dieser Gestalt als Recht und als Sitte gewinnen große geistige Gedanken Einfluß und Macht auf das Volksleben. Nur Aristokraten des Geistes und des Gewissens handeln nach großen Grundsätzen und aus innern Kämpfen und Siegen heraus; die Masse tut, was man eben tut. So müssen die großen Gedanken diese Zwischenform von Recht und Sitte annehmen, um wirksam zu werden. Sie bedeuten den Leib für jenen Geist, dem es mehr als diesem gegeben ist, auf jene Masse zu wirken, die zumeist erst für solche greifbaren Mächte empfänglich ist. Darum haben wir ein so großes Stück übrig für alles, was Recht und Sitte angeht. Läßt sich diese nur langsam und mittelbar beeinflussen, so wird jenes eben von den dazu berufenen Mächten gestaltet. Größer als die Angst, es möchte Gewissen und Sittlichkeit des Einzelnen durch die Verwandlung der sittlichen Pflicht in Recht an ihrem Besten Schaden leiden, ist heute unser Bestreben, das Mindestmaß von sittlichen Forderungen in erzwingbares Recht zu bringen, das Unrecht verhütet und Gutes einmal geschehen heißt, auch ohne Rücksicht auf die innere Beteiligung der Person.

4. So praktisch manche unter uns Pfarrern gerichtet sind, so fehlt doch vielen Hochhinaus dieser Sinn für das, was erreichbar und nötig ist. Sie schwelgen in Idealen und Superlativen, in Illusionen und Unmöglichkeiten, was immer zur Folge hat, daß man wenig anders erreicht als Wirrnis um sich

her und Verbitterung im eignen Gemüt. Darum haben wir dem Rechtsgebiet die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Wir haben dauernd die Gesinnung zu pflegen, aus der heraus geltendes Recht als ihre sichtbare und erzwingbare Verwirklichung entstanden ist; so z. B. alles, was das Verhältnis von Mein und Dein oder was das Leben und das Wohl des Nächsten und der Gemeinschaft angeht. Es lebt gleichsam das Recht immer von dem Zustrom dieses Urstoffes, der Gesinnung, aus der es sich herauskristallisiert hat. Aber wir wissen es nicht nur aus der Geschichte der Gesetzgebung in Israel: altes Recht überlebt sich und neues will zur Geltung kommen. Daraus entstehn mancherlei Aufgaben für Prediger und Seelsorger, vor allem aber für den Lehrer und Führer einer Gemeinde, die auch ein Stück des Volkes ist. Wenn die öffentliche Meinung, wenn das Gewissen des Volkes über eine bestimmte Stufe des Rechtes hinausgewachsen ist, dann entsteht eine kritische Lage: man tut dann nicht mehr, was es gebot, aber nicht mit gutem Gewissen. Dann ist aber die Hauptsache dies, daß man nicht nur das, was überwunden ist, unterläßt, sondern für das, was sich als das neue Recht meldet, als sittliche Pflicht eintritt. Dieses muß dann mit der eignen Tat und mit dem werbenden Wort geschehen. Mit diesem vor allem stellt man wieder den Urstoff her, aus dem neues Recht wird. Wir denken gegenwärtig etwa an die immer bessere Ausgestaltung der Sonntagsruhe, an den Kampf wider Unzucht und Schmutz in Wort und Bild, an die Wohnungsfrage, an das Elend des Alkoholismus usw. Immer wird man darauf hoffen können, daß, wie einst aus dem praktischen Christentum der Sorge für die Arbeiterschaft die Arbeiterschutzgesetzgebung hervorgewachsen ist, so auch alle diese volkserzieherischen Bestrebungen in die Form von Recht und Gesetz kommen werden. So mag der gute Geist eines Volkes immer wieder über eine alte Stufe des Rechtslebens zu einer neuen in die Höhe schreiten, die von der geistig-sittlichen Vorarbeit einer tüchtigen Volkspflege vorbereitet worden ist. Wir brauchen nur daran zu denken, wie sich gemäß unsrer Annahme das Gesetz des Deuteronomiums aus dem Geist des Prophetismus herauskristallisiert hat, um unsern Weg klar zu erkennen.

Natürlich sind die Verhältnisse ganz anders geworden. Die Kirche gibt keine staatlich gültigen Gesetze mehr und sie hat auch daran keinen amtlichen Anteil. Aber abgesehen von den wenigen Theologen, die an dem einen Teil der gesetzgeberischen Arbeit, der Volksvertretung, beteiligt sind, hat jede kirchliche Körperschaft die Möglichkeit, mit öffentlicher Kritik und mit Vorschlägen ihren geistigen Einfluß in das Gewoge der mit einander ringenden Geister hineinzuwerfen. Jedem einzelnen aber ist es gegeben und geboten, wenn auch nur in seinem kleinen Kreise, dem neuen Geist des Rechtes zum Leben zu verhelfen, der sich mit jener Kraft und Allgemeinheit dem Schoß des sittlichen Gewissens seiner Zeit entringen will. Hat das Böse tausend Stimmen, dann bedarf das Gute ihrer zehntausend. Gutes aber wird erst dann eine Macht im Volksleben, wenn es sich in die Form von Recht und Gesetz verwandelt hat. Der Gefahr, daß es dann, verkrustet und zum Zwang geworden, seine persönlich bindende und adelnde Kraft verliert, kann man immer wieder auf die angegebene Weise vorbeugen, daß man es zur persönlichen Pflicht im einzelnen Fall macht und daß man alle Idealisten schon auf die folgende Stufe verweist.

Wir werden diese allgemeinen Gedanken bei David zum Abschluß bringen, um dem Zusammenhang zwischen dem Gebiet des Rechtes und dem Staat gerecht zu werden.

Inhalte.

5. Vermag uns über diesen formalen Anstoß hinaus das Gesetz Mose's noch etwas an Inhalten zu geben, die für uns maßgebend oder auch nur verwertbar wären? Eine Antwort auf diese Frage ergibt sich uns erst aus einer gründlichen Erörterung über unsre christlich-evangelische Stellung zu dem Gesetz des A. T. überhaupt. Bekannt ist, wie sich die beiden Zweige der Reformation ganz verschieden zu ihm gestellt haben. Wenn Luther sagt: Kein Pünktlein in Mose geht uns an, so übernimmt er damit die schärfste Stellung des Apostels Paulus und begründet die freie Stellung der Lutherischen Kirche, die sie trotz aller dogmatischen Enge immer dem Gesetz gegenüber bewahrt hat. Die reformierte Kirche dagegen sieht auch in dem Gesetz Gottes Wort, das ihr maßgebend ist für die Einrichtungen der Kirche in der Welt. Sie gleicht darin der heutigen jüdischen Theologie, daß sie dann alles, was nun einmal nicht mehr übernommen werden kann, allegorisch und typologisch auslegt. Aber im Grunde fühlt sie sich doch an das Gesetz gebunden. — Daß wir uns in diesem Punkt zur lutherischen Überlieferung rechnen, versteht sich ganz von selbst. Das Gesetz ist jüdisches Gesetz, das unter den damaligen Verhältnissen am Platze war, aber es bindet uns durchaus nicht. Wir sind unbedingt frei in allen Dingen, die es regelt, und ihm nimmermehr untertan. Wir haben das Recht, unsre Aufgaben auf dem ganzen Gebiet, das es umfaßt, ganz und gar selbständig zu regeln, und zwar aus dem Geist Jesu heraus und auf Grund unsrer Geschichte und auch unabhängig von dieser den Umständen der Zeit und des Landes gemäß, die unsere Lage bestimmen. Eben damit aber, daß wir so völlig frei von dem Gesetz sind, ist ein anderes gegeben. Wir sind so frei von ihm, daß wir keine Angst vor ihm zu haben brauchen und aus ihm herausnehmen dürfen, was uns gefällt.

Daß es solches gibt, kann eine allgemeine Erwägung uns zum Bewußtsein bringen. Wir sind mit ihm in derselben Lage, insofern wir auch auf Grund einer großen klassischen Zeit Kirche und zwar Volkskirche haben und pflegen wollen. Die volkskirchliche Seite am Gesetz ist für uns von entscheidendem Wert. Wir haben das Bedürfnis, wie das Gesetz, nicht bloß das Leben der Einzelnen oder das einer engen und strengen Gemeinschaft zu regeln, sondern wir empfinden volkskirchlich, also für den großen Haufen derer, die in irgend einem Grade religiös im Sinn unsrer christlichen Überlieferung sein wollen. Und darüber gehn wir noch einen Schritt hinaus. Wir empfinden auch völkisch und vaterländisch. Daß das Gesetz Volksleben regeln will, das ist uns von großer Bedeutung. Seine volkserzieherische Seite ist das, was uns auch auf das stärkste anzieht. Wir brauchen nicht zu sagen, warum; der Krieg hat uns an unser Volk gekettet, und es bedarf aller erzieherischen Kräfte, die es gibt. Natürlich wissen wir, wie anders die Dinge liegen im Israel der verschiedenen Zeiten und bei uns heutzutage. Wir haben nicht mehr das Ineinander von Volk und „Kirche", wenn wir einmal damit die Veranstaltung zur Pflege

der Frömmigkeit kurz bezeichnen wollen, wie sie damals war; wir haben weder die Staatskirche der Königszeit noch den Kirchenstaat der Zeit nach der Verbannung. Wir haben ein Volksleben, das seine eignen Wege geht und tausend andern Einflüssen lieber folgt als dem unsrigen; wir haben eine Kirche, die nur eine ist neben andern. Wir können garnicht mehr darauf hoffen, ein Volk von sechzig Millionen ebenso religiös kirchlich zu umspannen, wie das damals mit den paar hunderttausend Menschen möglich war. Aber trotzdem, wir sollen Sinn für das Leben des Volkes haben und es volkserzieherisch zu beeinflussen streben, soweit es geht. Nur uns nicht auf die Gemeinde der Frommen beschränken, nur auch in die Weite streben! Diese Aufgabe umfaßt ein zwiefaches: wir haben acht zu geben auf alles, was das Volksleben von geistigen Einflüssen bestimmt und bestimmen will, und dann mittelbar und unmittelbar unsere besten Kräfte einzusetzen, soweit das unsere eigentliche Aufgabe zuläßt. Diese aber ist und bleibt die Hauptsache. Wir dürfen uns nicht so tief in jene Umkreisarbeit hinein verlieren, daß wir die eigentliche religiös-kirchliche versäumen. Diese hat aber auch wiederum eine volkserzieherische Seite, die zu beachten ist: im Krieg hat sich doch wohl allen sichtbar gezeigt, wie stark auf den Durchschnitt der Leute die geregelte organisierte Erziehung der Kirche eingewirkt hat. Waren wir darin zu frei im Geist unsrer auf den Einzelnen und seine persönliche Freiheit gerichteten Weise, so kann uns die katholische Kirche mancherlei lehren, wie man Masse und Volk erzieht und bildet, daß es eine haltbare und tragfähige Gestaltung des innern Lebens gibt. Darin kann uns eben auch das Gesetz bestärken, das einem Volke galt; ihm den Schutz Gottes zuzuwenden und es zu einem Volk Gottes zu machen, war seine Aufgabe.

Nun brauchen wir nicht mehr zu sagen, daß wir uns durch keine Sonderbestimmungen des Gesetzes, etwa über das Essen von Schwein und Hase oder über die Leviratsehe gebunden wüßten. Wir wählen uns aus, was uns gefällt und was nicht. Wir sehen das Gesetz als Volksgesetz nicht anders an denn als ein wertvolles Modell, wie kluge Leute vom Standpunkt der Frömmigkeit aus ihr Volk haben leiten und gestalten wollen. Wir verleugnen dabei weder die Reformation noch die Gegenwart als die Mächte, die unser Denken und Planen bestimmen. So gehen wir jene beiden Gebiete, das des religiös kirchlichen Lebens und das der „Welt" durch, um unsre Gesichtspunkte daran zu erproben.

6. Dabei werden wir natürlich nicht auf die unbedingte Übernahme einzelner Bestimmungen ausgehen dürfen. Besonders auf dem ersten Gebiet, dem religiösen im weitern Sinn, bleiben wir als Kinder des Neuen Bundes in starkem Gegensatz zu dem alten. Zwar sind uns die wenigen teilweise schon oben genannten in unserm Sinn rein religiösen Stellen des Gesetzes durchaus nicht fremd. Das erste Gebot des Dekalogs und erst recht das Schema Deut. 6 ist und bleibt uns ein Dokument weltweiter Frömmigkeit, an der wir auch teilzuhaben wünschen. Freilich können wir das erste der beiden Stücke bloß in der Auslegung durch Luther ertragen; das zweite aber bezeichnet eine Höhe, die wir uns schon können gefallen lassen. Mit dem ersten ist ein Durchschnitt von Frömmigkeit bezeichnet, den wir nicht verachten werden, wenn wir wissen, wie die Masse entweder gar keinen Gott hat oder wie sich dieser Gott mit

vielen andern Gottheiten in ihr Herz zu teilen gezwungen ist. Auch der gedankliche Eingottglaube, dem es in der üblichen Weise nur auf das Wissen und „Glauben" dem Einen Gott gegenüber ankommt, steht noch unter dieser Forderung, die das Zehngebot so gewaltig einleitet. Für den Volksunterricht ist uns dieses Stück gar nicht zu entbehren; es bedeutet immer schon etwas, wenn wir das Volk dahin bringen, wohin dieser Gesetzgeber es bringen wollte. Feinere und tiefere Geister können wir aber auch weiter führen. Einmal vermag das so andringende Wort „von ganzem Herzen und von ganzer Seele", uns eine gute Hilfe gegen den üblichen Aberglauben an die Macht des Verstandes in Dingen der Erkenntnis Gottes zu bieten; man erkennt doch Gott nicht mit dem Verstande, selbst wenn er Beweise für sein Dasein erhält, sondern mit dem ganzen Wesen, wie es sich im Willen und in dem Herzen zum Ausdruck bringt. Ahnen und Lieben, wie es einer völligen Hingebung an den Ewigen entspringt, hilft uns dazu, den ewig Unbekannten uns zu enträtseln. Dann aber kann man auch noch etwas weitergehn und den sinnbildlichen Wert des monotheistischen Gedankens ahnen lassen. So heißt es in „Du und Es" von Georg Stammler, einem feinen, besinnlichen Büchlein: „Der Monotheismus ist die letzte Dichtung des sinnlichen und darum auf Zählbarkeit gegründeten Götterglaubens. Dieser Gott mit der Eins im Wappen ist der tiefste und mächtigste unter allen vorhandenen Einzelwillen, aber er ist eben doch ein Wille unter den andern; eine über alles gewaltige, fürstlich gütige Privatexistenz, die ihr Programm für die Weltregierung hat und die sich damit ohne eine gewisse heilige Tyrannei nicht durchsetzen kann. In dieser Dichtung ist das Willen- und Gestalten-Vielerlei des Polytheismus überwunden, also ein weites Gelände von Willkür und Zufall unter einen gedeihlichen Plan gebracht. Aber es ist damit auch wieder der stille Sinn verlassen, der hinter jenem Vielerlei verborgen liegt; nämlich die Erkenntnis von der notwendigen Erscheinungsvielheit des Göttlichen in den Seelen der Völker und Geschöpfe. Wo das Wesen anfängt, da wird überhaupt jeder Zahlbegriff sinnlos; man kann es ebenso gut Zwei oder Drei, wie Nichts oder Alles nennen. An der Grenze aber, wo das Heilige bildhaft in den Kreis unserer Vorstellungen tritt, wird es notwendig zum Einzelwesen, zum Einzelwillen. Es beginnt die persönliche Offenbarung, mit dem Auftrag, den sie für dich oder mich — für die Seele des Augenblickes und zugleich für die Seelen eines bestimmten Menschen oder einer Volksgemeinde hat. Damit wird es tatsächlich zum Gott unter Göttern; ein Gott freilich, der sein Leben nur aus der Tiefe der Gottheit erhält, und der auch nur für den Willen lebendig ist, den er zur Tiefe der Gottheit hinführen soll." Diese Gedanken mögen Anlaß geben, der Frage des Eingottglaubens tiefer nachzugehen. Dasselbe gilt erst recht von der andern Stelle. Durch Jesus selbst geheiligt, bedeutet sie ein hohes, wenn nicht ein höchstes Maß für das Ziel der religiösen Bildung. Die ganze Innerlichkeit, die wir als Merkmal des Neuen Bundes betonen, kommt hier zum Klingen. Und wenn wir dann noch, wie es Jesus getan hat, das Gebot der Liebe zum Nächsten ihm gleich stellen, dann haben wir ein religiöses Ideal, das wir nicht zu verachten brauchen, weil es auch „die Juden" haben. Dann tritt freilich das Ideal der Heiligkeit aus dem sog. Heiligkeitsgesetz, soweit es wirklich innerliche Züge umfaßt, noch

als eine Ergänzung hinzu, die einen etwas ernstern Ton hat. Auch hiergegen läßt sich garnichts einwenden.

Ganz anders steht freilich die Sache mit dem Kultus. Als Schüler der Propheten, als Jünger Jesu und Kinder der Reformation, fühlen wir uns in dieser ganzen Welt herzlich fremd. Daß der Kultus dem Sittlichen und der Pflicht des Alltags neben- oder gar übergeordnet ist, daß er auf Gottes Gesetz zurückgeführt und ihm darum eine unveränderliche und unveräußerliche Weihe zugesprochen wird, das ertragen wir nicht. Die Zeremonien halten wir, wie überhaupt alles, was die Kirche angeht, für Menschenwerk, das auch von Menschen nach Gründen der Zweckmäßigkeit abgeändert werden kann. Vor allem ist uns natürlich die Richtung zuwider, die die Frömmigkeit des Kultus zumeist genommen hat: kommt auch für die tiefste Auffassung der Kult als Recht und Gnade Gottes von oben, so überwiegt doch die andre Richtung, die von unten nach oben geht, also das verdienstliche Werk, die dankbare Freude an der Gnade. So finden wir zwei wichtige Grundsätze unsrer Reformation, den von der Gnade und den von der Freiheit, hier noch nicht erkannt, und wir müssen es der katholischen Kirche überlassen, sich als die rechte Erbin dieses Geistes anzusehen. Dann werden wir ihr auch den Ruhm lassen können, gemäß dem allgemein religiösen und besonders diesem Brauch des alten Bundes demselben Gott, wenn auch in andrer Form, ihre Opfer darzubringen. Dagegen halten wir es mit Ps. 50 und den Propheten. Alle Opferreligionen sind Angstreligionen; sie sind überwunden durch den Einen, der sich zum Opfer gegeben und damit die Angst beseitigt hat; nur muß sein Opfer, das im Unterschied von den andern Religionen mehr wert ist als das eigne Leben der Menschen, zum Opfer an Gott und die Brüder veranlassen (Heitmann). Auch den heiligen Ort, also das Haus, da Gott wohnt, kennen wir nicht. Überhaupt ist uns der ganze Gedanke des Hofdienstes Gottes an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten fremd. Kult ist für uns gemeinsame Anbetung Gottes, wobei wir uns seine Gnade vergegenwärtigen und in einen idealen Verkehr mit darstellenden Mitteln mit ihm eintreten. Dazu bedarf es des Priesters nur als des leitenden Organs in seiner Eigenschaft als Beauftragter der Gemeinde; als Mittler, der Gott allein nahen darf, und als sonderlich geweihter Fürsprech ist er uns unbekannt. Auch sehen wir die Würde des Pfarrstandes nicht in seiner äußerlichen Korrektheit und amtlich kultischen Fehllosigkeit, sondern in seiner sittlichen Weihe und Kraft. Wir brauchen ihn als den geschulten Inhaber eines Amtes; sonst wäre uns der Hausvater als Träger des allgemeinen Priestertums, nach dem Vorbild der ältesten Auffassung vom Opfern in Israel, gerade so lieb; nur ist leider dieses Recht vergessen und sein Gebrauch abgekommen. — Freundlicher stehen wir zur heiligen Zeit. Sind wir doch weithin Erben des jüdischen Festkalenders, vor allem des wöchentlichen Ruhetages, wenn wir ihn auch mit ganz anderm Geist und Inhalt füllen gelernt haben. Seine humane und soziale Begründung haben wir uns aber doch zu eigen gemacht. Haben sich die drei großen Feste des Jahres auch für uns mit geschichtlichem Inhalt gefüllt, der in Israel nur langsam neben die Bestimmung durch Natur und Ernte einzudringen begann, so schlägt doch auch für unser Volk, sowie dieser besonders christliche heilsgeschichtliche Zug an den Festen zurücktritt, die Auf-

fassung von ihnen wieder in jene alte dem Naturleben entnommene zurück, wenn auch in einer unserm Klima und unsrer Vergangenheit entsprechenden Weise. Wertvoll und verbindlich bleibt dagegen für uns das Bedürfnis nach Festen überhaupt und nach ganz bestimmten Bräuchen und Regeln, die mit ihnen verbunden sind; denn auch unser Volk will nicht nur Erhebung, sondern auch Ordnung in der Befriedigung dieser seelischen Bedürfnisse. — Nicht weniger ist der Prunk, den Israels Kult nach dem Gesetz entfalten soll, auf die Bedürfnisse der Masse berechnet, wie man noch an dem Katholizismus sieht. Wir haben uns nun einmal für eine schlichtere Art entschieden und müssen an diesem unserm Typ festhalten. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir nicht, wie es beide Kultusanstalten tun, mehr an sinnbildlichen Zügen, besonders in künstlerisch-schöner Form, in das Leben der Kirche und in das des privaten Lebens einführen könnten. Denn das Volk ist nun einmal sinnlich gerichtet und nimmt mehr mit dem Auge auf als mit dem Ohr, soweit dies ein Organ für Gedanken sein soll. Aber aus unserm mehr geistigen, durch das Wort bestimmten Typ wird uns wohl keine Zukunft herausbringen. — So bleibt ein starker Widerspruch gegen die klerikal-sakrifizielle Art dieser Pflege der Frömmigkeit übrig, den wir nicht überwinden können. Gott ist für uns als Kinder der Reformation viel zu sehr Geist und viel zu sehr Gnade, und wir sind alle zu sehr gleich vor ihm, als daß wir uns wieder in solche Gedanken und Bräuche verlieren könnten, wie sie den Kultus des spätern Israel zumal kennzeichnen.

7. Reichere Anregungen lassen sich dem andern, dem von uns weltlich genannten Gebiete entnehmen. Mancherlei ist hier beizubringen, was zum Vergleich von Damals und Heute dienen und damit das Wesen der heutigen Gesetzgebung klären kann. A. Merx bringt in das weitläufige Gebiet des Bundesbuchs Ordnung, indem er mit modernen Begriffen die einzelnen Gebiete voneinander scheidet. Das Personenrecht umfaßt die Sicherung der persönlichen Freiheit und die des Lebens, es regelt die Behandlung der Körperverletzung ohne tötlichen Verlauf bei Freien und Sklaven und hoffenden Müttern, und zwar im strengen Geist des Jus talionis, Auge um Auge, Zahn um Zahn; es stellt die Haftpflicht des Besitzers von Tieren auf, die Mann oder Weib, Sklave oder Sklavin ums Leben gebracht haben. Das Sachenrecht gibt Bestimmungen über die Schädigung oder Diebstahl von Vieh, über Feldschaden, Schädigung an beweglicher Habe und Depositen. Es folgten eine Reihe von Pflichten teils rechtlicher, teils sittlicher Art, die den Israeliten von ihrem Gott auferlegt worden sind, z. B. über Zauberinnen, Tierschaden, über die Behandlung von Witwen und Waisen und armen Volksgenossen. Eine Prozeßordnung gibt Regeln allgemeiner Art, wie z. B. daß man nicht der Majorität für üble Zwecke folgen oder Bestechungsgelder annehmen soll. Ganz am Ende erst kommt das Sakralrecht, das eine Festordnung und eine Opferordnung umfaßt. — In diesem Gesetzbuch steht das Sakralrecht an der letzten Stelle, während es in den spätern, dem deuteronomischen und dem exilischen, an die erste rückt. Ist jenes aber trotzdem ganz als göttlich gegebenes Gesetzbuch gedacht, so tritt hieran der Unterschied der antiken und der modernen Gesetzgebung ins Licht; diese kennt weder den göttlichen Ursprung des Gesetzes noch das Kirchenrecht

als einen Bestandteil: beides ist durch die Verweltlichung des staatlichen Lebens in Wegfall gekommen. Nur für den Christen und den Angehörigen der Kirche gibt es beides noch.

Uns ziehen vor allem die Bestimmungen an, die das Verhältnis von Mensch zu Mensch zu regeln haben. Indem wir auch die zwischen den wesentlich kultischen Gesetzgebungen eingestreuten dazu nehmen, erhalten wir einen neuen Gesichtspunkt zum Verständnis des Gesetzes, der uns von Bedeutung ist. Manches in jenem Verhältnis ist nämlich mit wirklichen Rechtssatzungen im strengen Sinn geregelt; es kann ihre Befolgung durch Strafen erzwungen werden. Es wirft ein Licht auf den noch sehr anfänglichen Zustand des Ganzen, daß sich daneben viele Bestimmungen finden, die wir als Sitte, als Brauch oder gar als Moral ansprechen würden. Sie sind geboten, ohne daß sie auf jene Weise erzwungen werden könnten; sie werden als Herkommen eingeschärft um weiter überliefert zu werden. Den Übertretern wird keine rechtliche, sondern eine göttliche Strafe angedroht oder überhaupt keine erwähnt. Hierher gehören z. B. Bestimmungen, die den Anstand angehen, also alles, was das Gebiet des geschlechtlichen Lebens betrifft, ohne daß es sich gesetzlich regeln ließe. Hierher gehören vor allem die vielgepriesenen sozialen Bestimmungen zumal im Deuteronomium, aber auch schon im Leviticus und im Bundesbuch, die noch mehr moralisches als rechtliches Gepräge an sich tragen. Sieht man genauer zu, so findet man manche wohltätige Bestimmung zu Gunsten der Nächsten, der Fremden, der Armen, der Witwen und Waisen; aber es ist alles mehr als Pflicht der Frommen, die sie betätigen, denn als Recht der andern gedacht, denen sie zugute kommen sollen. Der humane Geist, der sie erfüllt, scheint dem Sklaven gegenüber nicht zur Geltung gekommen zu sein; er wird noch als Sache von Geldwert behandelt, deren Schädigung ganz anders angesehen wird als die eines Freien. Die bekannten Ordnungen über die Wiedereinlösung verkauften Gutes, also Häuser, Äcker usw., nach einer bestimmten Frist, also das Sabbat- und das Jobeljahr, wenn sie überhaupt jemals ausgeführt worden sind, tragen denselben Zug an sich. Dagegen ist es sicher Sitte gewesen, was über die Nachlese auf dem Acker und im Weinberg und was über den sog. Mundraub im Gesetz bestimmt worden ist. — Bei uns tritt alles, was sich in dem Gesetz Israels untereinander findet, viel mehr auseinander; wir vereinigen im Gesetz nur Dinge, die sich erzwingen lassen, und überlassen alles andre der Sitte und dem Brauch. Unsre soziale Gesetzgebung stellt, was dort als Pflicht der Wohlhabenden und Selbständigen erschien, als Recht der andern auf, dessen Verletzung bestraft wird. Regeln läßt sich gesetzlich im allgemeinen bloß das neminem laedere, während das zweite Glied der Regel, omnes quantum possumus, adjuvare dem Gewissen des Einzelnen anempfohlen bleiben muß.

Nicht anders verhält es sich mit den oben erwähnten Bestimmungen über die Stellung zur Natur und dem leiblichen Leben. Wenn wir das feine Gefühl einfacherer Zeiten mit unserm so oft durch Bildung und Wissen abgestumpften oder sonstwie beeinträchtigten natürlichen Empfinden vergleichen, dann könnte man dazu kommen, auch in solchen leisen und irrationalen Stimmen etwas vom Willen Gottes zu vernehmen. Oder spricht er nicht gerade so gut wie

im Gewissen und in der umständlicheren sittlichen Erkenntnis auch in Gefühlen wie Instinkt, Ekel, Scham, Zu- und Abneigung? Spricht er nicht vor allem auch in all dem, was sich im Gebiet unsrer stärksten Innenkräfte, dem der Bedürfnisse, vollzieht? Starke Bedürfnisse enthalten immer einen Wink Gottes, ebenso wie es gegen den Willen Gottes ist, über das Bedürfnis hinaus um des Genusses willen, den er zu seiner Befriedigung gesellt hat, weiter genießen zu wollen; denn dadurch wird gerade das vereitelt, was er mit jener Sprache erzielt, die Gesundheit und Kraft des leiblich-seelischen Lebens. Daß solches zumal auf das empfindlichste und lebenswichtigste Stück dieses Lebens, auf das geschlechtliche, zutrifft, versteht sich von selbst. Leider haben wir so selten Gelegenheit klar auszulegen, was die Stimme der Natur jedem Menschen über seine wichtigsten Beziehungen zuraunt, also über die zu seiner eignen sinnlichen Grundlage und die zu den Angehörigen des andern Geschlechts. Große Aufmerksamkeit würden wir aber immer finden, wenn wir es versuchten, auf das aufmerksam zu machen, was einem jeden die „Vernunft in seinem Leibe" sagt, die nach Nietzsche weiser ist als wir selbst.

Geht uns auch das Gebiet der Krankheiten an sich nur dann etwas an, wenn wir wirklich zur medizina pastoralis fähig und verpflichtet sind, so darf uns aber das Gebiet der Volksgesundheit, soweit es mit sittlichen Fragen zusammenhängt, durchaus nicht gleichgültig lassen. Es ist klar, woran gedacht ist: all das unsagbare Elend, das in den Worten: schlechte Wohnungen, Trunksucht, Unzucht beschlossen liegt. Gewiß untersteht dieses Gebiet nicht mehr priesterlicher, sondern staatlicher Gesetzgebung und Verwaltung, und wir werden uns hüten, von der Kanzel herunter oder im Namen der Kirche über eine Kritik an den bestehenden Zuständen zu wirklich greifbaren Vorschlägen vorzuschreiten. Aber mit jener Ausschaltung der kirchlichen Organe ist mit nichten auch die des religös-sittlichen Gewissens verbunden. Es ist nicht nur ein Altenteil, in das sich die einstige Beherrscherin der Kultur verdrossen zurückzieht, wenn sich die Kirche auf die Weckung von Gewissen und Verantwortlichkeit beschränkt. So entspricht es unsern Idealen, wie sie durch die Reformation geworden sind. Die Kirche tue ihren Mund auf als Gewissen des Volkes, als Geistgeberin, die den Urstoff zu schaffen oder zu mehren hat, aus dem nachher Gesetz und Recht werden können; die Kirche, vom Staate frei, aber an ihn um des Gewissens und des Volkes willen gebunden, sei nicht eine Klosterpforte aus der schnöden Welt hinaus in das Geheimnis der Mystik und Weltflucht, sondern der Mund Gottes, der seinen Willen über die Gestaltung der Dinge in der Welt zu sagen hat. Und sein Wille geht heute dahin: jeder ist verantwortlich für das Ganze, und die Leitung dieses ist es für die Einzelnen. Es hat längst die Zeit aufgehört, da der Einzelne machen darf, was er wollte, gemäß eignem Belieben und auf Grund gefälliger Theorien; vielmehr heißt es heute: Du bist dich deinem Volke schuldig! Aber auch der Staat ist sich jeder Klasse und jedem Stande schuldig! Wenn wir diese den meisten mehr unwillkommene als unverständliche Gesinnung in das öffentliche Gewissen einführen, dann lösen sich mit den Mitteln des Staates die großen Fragen, Wohnung, Bodenreform, Wucher, Kapitalismus, Mammonismus, Sozialismus, Krieg und Frieden, viel leichter. Hat so die Zeit den Priester vom Staat und

Volk getrennt, soweit es sich um unmittelbare Leitung und Gesetzgebung handelt, so gibt sie ihm nun die Stellung, vom Mittelpunkt der Pflege der Gesinnung aus dieselben Gebiete kritisch und aufbauend zu beachten, die er früher unmittelbar beherrscht hatte.

8. Wenn noch ein ausführliches Wort dem Zehngebot gewidmet wird, so liegt es nicht in der Absicht, den vielen Erklärungen im Dienst der Predigt oder des Unterrichtes eine weitere hinzuzufügen. Immer noch sehr brauchbar für jene ist die Predigtsammlung von Emil Frommel, Die Zehn Gebote Gottes, sehr verbreitet für diesen die Auslegung von B. Dörries. Es genüge, über das Stück als Ganzes ein paar Gesichtspunkte anzubieten, die zu gründlicherer Beschäftigung und eingehender Behandlung anregen sollen.

Das Zehngebot erscheint dadurch als ein Höhepunkt des israelitischen Gesetzes, daß es seine wichtigsten Absichten mit einander verbindet. Stark tritt die religiöse Grundlage in den Vordergrund: Gott ist es, der gebietet, Gott, der allein angebetet werden will auf Grund dessen, was er an seinem Volke getan hat. Gott gehört zu seinem Volk und sein Volk gehört zu seinem Gott. Und Gott will geistig verehrt werden; damit tritt neben dem praktischen Eingottglauben das andre wichtige Merkmal der israelitischen Frömmigkeit ans Licht. Gott aber will auch Kultus; ein Tag soll ihm geweiht sein; aber dieser ist zugleich als eine Wohltat für das Volk in seinem Leben der Arbeit gedacht. Auf dieser religiös-kultischen Grundlage erhebt sich dann eine sittliche Forderung nach der andern. Ihre Absicht ist es, die Grundlagen des Volkslebens zu sichern. Familie, Autorität, Leben, Ehe, Eigentum, guter Ruf, — diese Güter sind es, um deren Schutz es sich handelt. Auch an sozialen Zügen fehlt es nicht: nicht bloß der Sklave samt dem Vieh soll Anteil haben an der Ruhe am Sabbat, es ist auch verboten, nach dem Haus und dem Landbesitz des andern zu trachten, weil dadurch ein Volksgenosse seine wirtschaftliche Grundlage verlieren könnte. — Es bedarf keines besondern Hinweises mehr darauf, wie hier auf geringem Raum alles beisammen ist, was Israels Erbe an die Menschheit ausmacht. Daß dies im Lauf der Zeit erst gewonnen wurde, kann ein Vergleich mit dem ganz kultisch gehaltenen Dekalog Ex. 34 oder einer zwischen den in kennzeichnenden Merkmalen verschiedenen Formen Ex. 20 und Deut. 5 erweisen; besonders ist beidemal die Stellung der Frau ein Kennzeichen für Alter und Geist der gesetzlichen Bestimmung. Immer aber muß eines im Auge behalten werden, was man so leicht über der Behandlung des Stückes im christlichen Katechismus vergißt: es handelt sich um die Regelung des Volkslebens; darum die Beschränkung auf die Verbote, auf die Bewahrung der wichtigsten Lebensgüter, darum die kategorische Form. Man kann mitunter daran zweifeln, ob der ursprüngliche Text nicht doch viel besser ist als die Auslegung Luthers, die ihn vergeistigt und im Sinn der neutestamentlichen Moral ergänzt.

Vom evangelisch-sozialen Standpunkt aus hat Gallwitz diese Bedeutung des Zehngebotes für das Volksleben stark betont. Im Anschluß an ihn soll darum in dem klassischen Stück der Anteil aufgewiesen werden, den wir Christen am Volksleben zu nehmen haben. Denn es handelt sich um eine Güterethik im Dienst der Nation, die dem Schutz der wichtigsten sittlichen Güter gilt, ohne die jenes nicht bestehen kann. Der Grund ihrer Geltung und die Kraft zu

ihrer Bewahrung wird in dem überweltlichen Gebiet gesucht; die geistige Grundrichtung auf das Ewige soll als Kraft geistiger Sammlung der Beobachtung der Gebote zugute kommen. Schloß die geistige Energie des Gottesglaubens Israel zu einer Nation zusammen, so fällt es uns, wie schon oft bedauert wurde, schwer, in dem Christenglauben eine ähnliche verbindende Macht für unser Volk aufzurichten. Wir müssen überhaupt im Unterschied von der zuversichtlicheren Haltung jenes Volkspädagogen gegenwärtig noch auf stärkere religiöse Töne in der Arbeit am Volke verzichten; es sei denn, daß die religiöse Welle unter äußerem und innerem Druck mehr zunimmt, als wir jetzt zu hoffen wagen. Aber die sittlichen und die sozialen Gründe, die uns das Zehngebot an die Hand gibt, müssen wir geltend machen. Daß der Feiertag die Nervenkraft erhält, daß in allen Volksschichten die Autorität der Alten der leichtsinnigen und frechen Jugend gegenüber wieder geltend gemacht werden muß vor allem durch größere persönliche Würde, aber auch durch energische Einschränkung ihrer Freiheit und ihrer Geldmittel; daß das leibliche Leben ein Gut ist, das ebenso durch Unkeuschheit, Trunk und Schlägereien wie auch durch schlechte Wohnungen gefährdet wird; daß die Würde der Frau und des Mädchens bewahrt werden muß wie die eigne Reinheit an Leib und Seele: unermüdlich muß man diese Wahrheiten einhämmern, um dadurch die unheimlichen Mächte zu unterdrücken, die an unserm Volksleben zehren. Wie arg auch der Sinn für den Unterschied von Mein und Dein darniederliegt, ist schon oft gesagt worden. Schier aussichtslos ist freilich der Kampf gegen die Verhetzung zwischen den Angehörigen desselben Volkes, die zu einem Haß führt, der größer ist als der gegen die Feinde. Es gehört aber zu einer vaterländischen Politik, darunter zu leiden, wenn der Gegner wirklich bös ist, und sich zu freuen, wenn er auch Liebe zu dem Volk auf seine Weise betätigt. So selbstverständlich es klingt, alles muß getan werden, um das elende Parteitreiben einzuschränken. Wieder sollten sich hier die Stimme der Not von außen und die der Vernunft von innen einander klären und verstärken. Mit Recht macht Gallwitz darauf aufmerksam, wie zwar die übliche Auffassung des siebenten Gebotes die starre Eigentumsordnung begünstigt hat, wie aber in den beiden letzten ganz offenbar im besten Geist des Gesetzes der Schutz des bäuerlichen Kleinbesitzes im Gegensatz zu dem verheerenden Streben nach Latifundien angestrebt wird. — Eine solche Behandlung des klassischen Stückes dürfte besser sein als die beliebte Unterscheidung zwischen groben und feinen Sünden.

Ein Vergleich mit den beiden andern Erbstücken des Katechismus wirft auch noch Licht auf jedes der einzelnen und die dahinterstehende Gesamthaltung. Zehngebot und Unservater — der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, zwischen Mose und Jesus wird ganz klar. Dort ein Gott, der befiehlt, hier ein Gott, der gibt, dort Güter des Volkslebens, hier seelische Güter der Gemeinschaft mit Gott und der Beter untereinander, dort Volk, hier Gemeinde, dort ein strenges und kaltes Verbot, hier die Innigkeit, die sich an den Vater im Himmel anschmiegt, dort Gott im Dienst des Volkes, um ihm Land und Bestand zu sichern, wenn er voller Ehrfurcht angebetet und sein Wille getan wird, hier die Herrschaft Gottes über die Erde, ohne nationale Begrenzung. Und doch geht ein Geist durch beide Stücke: der Vater im zweiten ist der Herr des

ersten, der persönliche, mächtige, heilige Gott, der das Gute will; der ethische, personalistische Eingottglaube ist die Grundlage wie des Lebens der Nation, so auch der Gemeinde. Und es bildet das erste die Voraussetzung des zweiten: ohne die sittliche Zucht des Gebotes war und ist kein Unservater möglich; und nur in einem vom Gesetz umhegten Volksleben ist die Sicherheit gegeben, es dauernd zu beten.

Ganz anders ist das Verhältnis zwischen Zehngebot und Glaubensbekenntnis. An die Stelle des Wir im Unservater tritt hier das Ich, an die der Güter und Werte treten die sog. Heilstatsachen. Es ist zwar derselbe Gott, der Israel aus Ägypten geführt und der die Welt geschaffen hat, ein Gott, der Ich sagen kann und Macht besitzt; aber es ist ein ganz anderer Geist, der im Bekenntnis weht; das Sittliche tritt zu stark hinter dem Dogmatischen zurück. Es spricht hier nicht die Gemeinde wie im Gebet des Herrn, sondern die Kirche; sie gibt dem Einzelnen ihr Gesetz, was sie geglaubt haben will; so macht sich wieder gesetzlicher Geist geltend, der sich aber auf das Gebiet des Glaubens wirft, wo er noch viel übler wirkt als auf dem moralischen. Hier weht nicht der Geist Christi, wie es im Gebet des Herrn zu spüren ist. Hier spricht die Kirche, aber nicht das Reich Gottes, wie es Jesus gebracht hat und wie es sein Geist immer weiter bauen will.

Gesetz und Reich Gottes.

Indem wir mit ein paar Sätzen abschließender Art alles, was über Recht und Gesetz gesagt war, zusammenfassen, suchen wir ein vertieftes Verständnis vom christlichen Standpunkt aus für die beiden zuletzt behandelten Dinge, Recht und Gesetz. Denn diese stellen uns vor die Frage, wie sie sich zu dem Höchsten verhalten, was wir kennen, dem Reich Gottes, also der Gesinnungsgemeinschaft der Menschen unter Gott dem Vater und Jesus dem Haupt. Diese Frage liegt bei dem israelitischen Gesetz um so näher, als es im Unterschied etwa von dem verwandten Gesetz Hammurabis mit dem Anspruch auftritt, von Gott herzustammen, der derselbe sein will wie der, der Jesus gesandt und das Reich Gottes in die Welt eingeführt hat. Wir wissen genug von den Kämpfen, die Jesus und die Männer in seinem Gefolge, die ihn am tiefsten verstanden haben, in seinem Dienst wider das Gesetz führen mußten. Ist auch in diesem Reich das, was wir Religion und Moral unterscheiden, so völlig im Willen Gottes geeint, daß es nie von einander getrennt werden kann, so erlauben es doch die verschiedenen Seiten an diesem Willen Gottes, den Gegensatz zwischen ihm und dem Gesetze festzustellen. Das Evangelium erfordert oder vielmehr erlaubt zuerst einmal ein ganz anderes Verhältnis zu Gott als das Gesetz, das des Vertrauens und nicht das der Korrektheit und der Furcht. Vor allem aber rechnet es im Unterschied von diesem auf die völlige Freiwilligkeit im Dienste Gottes und der Nächsten. Es fragt nach dem, was dem Gesetz gleichgültig ist, nach der Überzeugung und dem guten Willen, und ihm ist schließlich darum die Leistung gleichgültig, auf die es diesem besonders ankommt. Zwar tut die aufgeklärte Pflege des Rechtes, was sie kann, um auch die Gesinnung zu beeinflussen, aber nur um in ihr eine bessere Bürgschaft für jene Leistungen

zu gewinnen. Schreckt das Gesetz mit Strafen, so sucht das Evangelium vom Reich und der Kraft durch Geist das Herz von dem Bösen wegzureißen und dem Guten zu verbinden. Muß das Recht sich damit begnügen, eine kluge Selbstsucht heranzuziehen, die sich in ihrem weiter gefaßten Interesse auch Selbstbeschränkungen auferlegen läßt, so kann das Evangelium nur den innerlich umgewandelten Menschen mit einem guten Willen als Quell immer neu sprudelnder Güte gebrauchen, die sich im Schenken und Helfen nicht genugtun kann. Zugleich regelt es auch Gebiete wie z. B. das Selbstgefühl und das sinnliche Leben im Geist der Demut und der Zucht, die dem Gesetz ganz unzugänglich sind.

So ist es durchaus zu verstehen, daß sich zwischen den beiden geistigen Mächten durch die ganze geschichtliche Entwicklung der christlichen Gemeinschaft ein Gegensatz hindurchzieht. Ist der zwischen Geist und Sünde offenbar und unbedingt, so ist der zwischen ihm und dem Gesetz darum so schwer zu überwinden, weil sie so vieles gemeinsam haben. Beide beanspruchen in ihrem Sinn das Leben zu regeln und befehden sich dabei gern, weil sie in den Zielen und Beweggründen so oft von einander abweichen. So ist es tatsächlich die Aufgabe jener Großen gewesen, die Religion des Evangeliums dem Bereich des Rechtes oder um es mit einem wenig schönen Worte zu sagen, der Verrechtlichung zu entziehen. Dabei hat Luther, worauf E. Hirsch, dem wir in unsern Grundgedanken gefolgt sind, aufmerksam macht, mit grundsätzlicher Klarheit erkannt, daß das Recht einer ganz andern Welt angehört als das Reich Gottes, und zwar dieser Welt, die der des Evangeliums völlig entgegengesetzt ist. Darum ist es auch unmöglich, wie es das Wesen der katholischen Kirche ist, das Reich Gottes in den Formen des Rechtes zu verwirklichen. Auch diesem Versuch gegenüber gilt das Wort des Herrn: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Und doch ist der Gegensatz keine Trennung. An vielen Stellen weisen beide Gebiete auf einander hin. Das sittliche Leben der persönlichen Freiheit im Reich Gottes bedarf mannigfach der Grundlage rechtlicher Regelung. Das Recht zwingt einmal zu Gunsten der Freiheit; es tut uns gut, daß wir durch es hier abgehalten und dort genötigt werden, um den Weg zur freiwilligen Enthaltung und Leistung zu finden. Nur innerhalb der rechtlichen Ordnung ist, was E. Hirsch mit einem prachtvollen Lutherwort belegt, Erhebung über die Tierheit möglich; ohne es herrschte ein Chaos, das keinerlei Leben für einander und in der Zucht des Geistes aufkommen ließe. Das Recht nimmt uns so vieles ab, was es zur selbstverständlichen Pflicht macht, sodaß Kraft frei bleibt für das eigentliche sittliche Leben in Güte und Reinheit. So wird es zu einem Zuchtmeister auf Christus, nicht zum wenigsten dadurch, daß es uns mit bestimmten Forderungen entgegentritt, die unsrer Selbsterkenntnis zeigen, welches Gebiet wir in unsrer Selbsterziehung vernachlässigt haben oder wie gering noch unsre moralische Kraft ist.

So kommen wieder allem Unterschied zum Trotz auch hier Schöpfungs- und Erlösungsordnung zusammen. Die Liebespflicht aus dieser darf das Recht aus jener nicht verschmähen; denn sie deckt sich inhaltlich oft genug mit ihr: des andern Recht ist meine Pflicht, und Rechtspflicht geht immer der Liebhaberei der Liebespflicht voran. Der aus dem Herzen des Gotteskindes überfließende Strom hat, ehe er in Extrawerken das Land überschwemmt, das

Bett der gewöhnlichsten Rechtlichkeit zu füllen. Gilt das für jeden Volksgenossen und Bürger, so für den Leiter und Richter des Volkslebens ganz besonders, denen Hirsch einschärft, daß zur Liebespflicht des Christen in dieser Stellung die Handhabung des Rechtes und der Amtsgewalt auch in der strengen Form der Gewalt gehört. Die Hand, in der diese liegt, ist der Staat. Es gibt kein Recht, ohne daß er ihm seine Zwangsgewalt zur Verfügung stellt. Wie Gott der Herr seine Allmacht dem Guten zur Verfügung stellt, so besteht die Majestät des Staates darin, daß er sich mit seiner Macht und Gewalt hinter das Recht stellt.

Wir nehmen diesen Faden wieder auf, wenn wir in der Verfolgung der israelitischen Geschichte über das Werden der Nation hinaus zur Entstehung des Staates gekommen sind. Zuvor verfolgen wir noch die gewaltigen Mühen und Kämpfe des Mose, die es ihn kostete, aus einem Haufen von Nomaden ein Volk zu gestalten.

Gegensatz und Widerstand.

Num. 11 – 16.

Es rundet sich das Bild Moses zum typischen des großen Bahnbrechers und Führers ab durch den Sieg über den Widerstand, dem er ringsum begegnete. Unmittelbar entnehmen wir den Berichten typische Züge aus dem Wesen dieses Gegensatzes, wie wir ihn großen und weniger großen Führern gegenüber zu allen Zeiten und auf allen Gebieten am Werke sehen.

1. Num. 16 wird anschaulich der Trotz von Dathan und Abiram gezeichnet, die im scharfen Gegensatz zu dem gewaltigen Führer stehen und auch seine harte Hand zu fürchten haben. Es scheint V. 15, als hätten sie ihm Eigennutz und gehässige persönliche Behandlung vorgeworfen. Als Mose sie kommen ließ, erwidern sie in frechem Ungehorsam: Wir kommen nicht! — Sie wollen sich von ihm nicht die Augen blenden, also mißhandeln lassen, wenn er noch so große Verdienste um sein Volk hätte. Hier weht uns etwas von dem scharfen Hauch entgegen, der immer auf den Höhen der Regierenden herrscht. Wer mit starkem Arm eine große Aufgabe an seinem Volke hat, geht in der Regel nicht sänftiglich mit Leuten von mittlerm Schlage um; einmal steht ihm die Sache über den Personen, und dann wäre er auch nicht der Große, wenn er mit feiner, zarter Rücksicht Einzelne behandelte, die ihm das Leben mit Kritik und Verdacht zu erschweren pflegen. Im V. 13 spricht durch jene beiden die Enttäuschung des Volkes, dem es nicht schnell genug zum ersehnten Ziele geht. Sie haben nicht den Glauben, wie der große Führer, der stark und ungebeugt ins Dunkle hineinschreitet, des kommenden Tages gewiß. So stellen sie also die kleinern Geister dar, die stets verneinen, die immer dem Großen gegenüber im Unrecht sind, mag ihre Kritik auch einmal einen schwachen Punkt bei ihm aufdecken.

Num. 12 bringt den Gegensatz aus der nächsten Umgebung, aus der eignen Familie zur Darstellung. Aaron und Mirjam reden übel gegen ihren großen Bruder, nach der einen Quelle aus Eifersucht, nach der andern aus Hochmut gegen das Negerweib, ihre Schwägerin. Man kann auch beide Züge zu einem seelenkundlich richtigen Bild verknüpfen: ist der tiefste Grund zu ihrem Wider-

ſtand Eiferſucht und Neid, ſo äußert ſich das in dem böſen Wort über das unlegitime Weib des größeren Bruders, in dem ſie ſich ihres Ärgers entledigen.

Die Rotte Korah, einſt in den Bibliſchen Geſchichten als abſchreckendes Beiſpiel für Aufruhr und Empörung wider Gott dem entſetzten Gemüt der Jugend vorgehalten, iſt von daher ſprüchwörtlich für eine wilde Bande von Aufrührern geworden, wozu der Wandel in der Bedeutung des Wortes Rotte auch beigetragen hat. Nach 16,3 gewinnt das Ganze aber ein andres Ausſehn. Darnach iſt es ein ſachlicher Grund, der dieſe 250 Mann zum Aufruhr bringt: ſie vertreten gleichſam die alte kirchliche Demokratie gegenüber dem modernen ariſtokratiſchen Prieſtertum. Oder ſie vertreten auch Gedanken, die ſpäter Jeremia 31 aufgeſtellt werden, gegenüber dem herrſchenden hierarchiſchen Ideal. Dann iſt es alſo ein ſachlicher Streit um Grundſätze und Ideale, in dem die Träger des alten oder des zukünftigen Ideals Märtyrer werden durch den des gegenwärtigen. — Lev. 10 ſcheint es ſich auch um einen ſachlichen Gegenſatz zu handeln: Nadab und Abihu bringen in ihren Räucherpfannen fremdes Feuer vor Jahve. Dieſe Stelle, die allegoriſch ausgelegt, auf mancherlei Art von Ketzerei bezogen werden kann und wohl auch bezogen worden iſt, findet heute kaum mehr Eiferer genug, die wahres Feuer auf das falſche herniederbitten oder ſelber fallen laſſen, um eine ausführliche Erörterung daran zu knüpfen.

Endlich tritt die Maſſe Num. 13 und 14 mit Zügen in Gegenſatz gegen ihren Führer, in denen wir ihre Naturgeſchichte für alle Zeiten gekennzeichnet finden.

Das Volk iſt in der Wüſte, zwiſchen den Fleiſchtöpfen Ägyptens und dem Land, da Milch und Honig fließt, und hat viel zu leiden. Es fehlt an Speiſe, es fehlt an Waſſer und es fehlt an einem nahen und ſichern Ziel für die lange mühſelige Wanderung. Oft genug hat es ſchon gemurrt und ſeinen Führern das Leben recht ſauer gemacht. — Moſe ſchickt die Kundſchafter voraus in das Land der Zukunft. Sie kommen heim, mit der großen Traube beladen, der Bürgſchaft für die Wahrheit alles deſſen, was ſie von der Fruchtbarkeit des Landes zu rühmen wiſſen. Allein die Angaben der ausgeſandten Kundſchafter ſind nicht einheitlich. Die einen, die mit Namen genannten wirklichen Führer, ſagen ruhig und gemäß der Wahrheit: das Land der Zukunft iſt reich und fruchtbar, nur wohnt ein ſtarkes Volk darin. Sie heben alſo richtig Licht- und Schattenſeite gleichermaßen hervor. Daneben aber gibt es noch andere, die nur von dem ſtarken Volk der Einwohner und mit ganz beſonderer Betonung noch von den Rieſen ſprechen, die ſie dort geſehen haben. Dieſe ungenannten Männer ſind das, was wir Flaumacher nennen; ſie ſprechen nicht vom herrlichen Ziel, ſondern nur von der Gefahr und dem ſehr wahrſcheinlichen Mißerfolg. Damit fällt es ihnen natürlich leicht, die zuverſichtliche und doch nüchterne Stimme der Führer zu übertönen; denn wer Bedenken ſät, hat in ſchwerer Zeit immer ein offeneres Ohr bei dem notleidenden und aufgeregten Volk, als wer zum ſtarken und ſtillen Ausharren mahnt.

Nicht anders iſt es auch hier in der Wüſte zwiſchen den Fleiſchtöpfen Ägyptens und dem gelobten Land. Die Maſſe, unverſtändig und bloß Gefühl wie immer, weint und ſchreit, weil ſich in ihrer Not nun gerade nicht das

Bild der Hoffnung, sondern das der Gefahr vor ihrem innern Auge in größestem Maßstab festsetzt. Wie Masse immer nur Stimmung und Instinkt ist, so sind alle Gelübde von früher und alle Verheißungen vergessen, und erst recht jeglicher Dank gegen ihre Führung. Sofort wird Mose verantwortlich gemacht, wie immer die Führer, wenn schwere Zeiten kommen, gesündigt haben müssen. Dazu werden die Leute noch ganz sentimental und wünschen sich, in Ägypten gestorben zu sein oder jetzt in der Wüste zu sterben. All diese Einzelzüge kennzeichnen die Masse aufs beste als das Wesen, das nur fühlt und allen Instinkten preisgegeben ist, und zwar im Augenblick und ganz einheitlich einer wie der andere, so daß jegliche Hemmung durch Vernunft und Führung versagt. Einer gibt die Losung aus, man solle sich einen andern Führer wählen und unter ihm nach Ägypten zurückkehren; und diese geht von Mann zu Mann, weil sie dem Instinkt des hungrigen Volkes entspricht. — In höchster Erregung werfen sich diesem Vorschlag, der das ganze Werk der Befreiung samt allem, was schon erlitten worden ist, vergeblich machte, Josua und Kaleb mit der Versicherung entgegen, daß das Land sehr gut und seine Eroberung mit Hilfe Gottes durchaus zu erhoffen sei. Die Leidenschaft der Menge will sie steinigen. So tritt typisch der Unverstand der Masse, die zwar am schwersten zu leiden hat, aber auch nur durch das Leiden von heute sich bestimmen läßt, voller Leidenschaft der Führung entgegen, die weiter schaut und alles gefährdet sieht, wenn die Verstimmung und die Erbitterung über die ruhige Überlegung und die durchhaltende Tatkraft zu siegen beginnen. Die Führer aber haben in solchen Lagen die heilige Pflicht, ganz und gar hart zu bleiben, so schwer es ihnen fallen mag, um nicht alles zu gefährden; sie haben zu vertreten die weitschauende Vernunft gegen die augenblickliche Verzagtheit, die Zukunft gegenüber der Gegenwart; und wer es gut meint mit dem Volk, muß ihm das Vertrauen zu seiner Führung stärken und es im Blick auf das, was schon erreicht ist und was noch an Leiden und Aufgaben vor ihm liegt, den Mut zum Durchhalten kräftigen.

2. Prachtvoll hebt sich diesen Widerständen gegenüber die Gestalt Moses heraus. Nur der große Mann findet solchen Gegensatz; aber der braucht ihn auch, um sich, jedes Übermutes und Stolzes ledig, ganz seiner großen Sache hinzugeben, die ihm mit dem Zwang Gottes, in den Verhältnissen und Wendungen des Geschickes, auf der Seele liegt. Im Kampf mit solchem Widerstand zerbricht die schwache Seele, aber formt und stärkt sich die große. So ziehen sich die tiefen Linien als Spuren solcher Kämpfe durch das Angesicht, die Seele wird hart, aber auch fest im Glauben an sich und ihre Bestimmung; was von menschlichem Ehrgeiz und von Eitelkeit da ist, brennt die Hitze dieses Streites wohltätig weg, und zu Stahl gehämmert tritt der Mann Gottes oder der seines Volkes aus ihnen heraus wieder an sein Werk. Freilich ohne Leidenschaft bewältigt kein Großer solche Gegner; hoch loht hier die von Mose auf, wie in unsrer vaterländischen Geschichte die von Luther und von Bismarck. Mit feinen, zarten Händen reinigt niemand einen Augiasstall und baut keiner eine Burg für die Jahrhunderte. Auf manchen unsrer Großen können wir, trotz solcher Leidenschaft, das Wort anwenden, das auf Mose gesagt ist, 12, 3, daß er der bescheidenste der Menschen gewesen sei; denn zu wahrer Größe gehört

ein wahrhaftiger Sinn und ein sehr hohes Ideal, und wenn beide zusammenwirken, dann kommt echte Demut heraus, die auch unter einem vom Zorn über persönliche oder sachliche Gegner lodernden Gemüte ruhen kann. Wir dürfen, ohne den einzelnen Erzählungen zu viel Gewalt anzutun, das Eingreifen Gottes mit Erdbeben, Feuer und Aussatz entweder auf die persönliche Gewalt Moses deuten, die mit der Kraft Gottes vernichtend über die Gegner daherfuhr, oder einfach darin einen Ausdruck für seinen Sieg über die Gegner erblicken. In seiner ganzen persönlichen Größe will ihn der Erzähler schildern, der ihn 12,12 für seine Geschwister bei Gott eintreten läßt, um sie von der Strafe des Aussatzes zu befreien.

Num. 17.

Der grünende Stab Aarons soll geschichtlich das Sonderpriestertum des Stammes Levi im Gegensatz zu dem allgemeinen, das die Rotte Korahs befürwortet hatte, rechtfertigen. Wir, die wir mehr dieser als jener Auffassung zuneigen, haben es schwer, etwas aus diesem Text zu machen. Es sei denn, daß man auf einer Synode oder Versammlung von Pfarrern fordere, daß Seele und Leben der Träger des Amtes lebendiger und triebkräftiger sei als das der andern Mitglieder von Kirche und Volk.

Ein besonderes Wort erfordert die Art, wie dem Murren des Volkes von Gott und Mose entgegengetreten wird.

Die Stimme Gottes ertönt in den Streit zwischen Volk und Führer hinein. Gott zürnt, weil sie das Vertrauen zu ihm verloren haben, das er doch reichlich durch so manche Durchhilfe und manches Wunder verdient hat. Gott entscheidet aus der innern Wahrheit der Dinge und aus dem notwendigen Verlauf der Begebenheiten heraus: um eures Mißtrauens und um eurer Verzweiflung willen dauert es noch viel länger, bis ihr euer Ziel erreicht. Euer Weg geht nun eine Zeitlang rückwärts statt vorwärts; denn ihr habt eure Kraft und ihr habt auch das Anrecht auf das Land der Zukunft verloren. Das Volk, das noch an den Fleischtöpfen Ägyptens gesessen hat, wird nicht in das Land der Verheißung kommen; es ist verwöhnt und anspruchsvoll und darum nicht geneigt, den Preis der Entsagung und der Opfer und Mühen zu zahlen. In jenes Land kommt erst hinein ein ganz neues Geschlecht, das in der Wüste in Leiden und Mühen geübt, das große Gut zu schätzen weiß, das seiner wartet. Gott will sich sein Volk erst heranbilden, daß es würdig werde der großen Gabe, die er ihm anvertraut.

Dadurch wird der Mut des Volkes noch mehr zu Boden gedrückt. Aber gegen diese Stimme der Verzagtheit erhebt sich auf einmal ein Entschluß: Wir wollen hinaufziehen an die Stätte, von der der Herr gesagt hat. Sie wollen es doch einmal versuchen, wiederum unter dem Einfluß einer Stimmung, wie das Volk stets unter solchem Einfluß handelt. Da tritt wiederum Mose, der Führer, entgegen: obwohl ihm der Entschluß selbst zusagen sollte, weiß er, daß es nicht gelingt, ihn auszuführen; denn das Volk hat den Glauben und das Vertrauen verloren, und dessen Kraft wird nicht durch eine Laune oder durch die Verzweiflung ersetzt. Gefühle und zumal solche der Gedrücktheit, können wohl zu kurzen Stößen den Willen wecken, aber keine nachhaltende Kraft hinter Entschlüsse setzen.

Macht und Recht.

Num. 20 – 24.

Nun beginnt der weltgeschichtliche Einmarsch des Volkes Israel in das Land Palästina. Dabei spielt die Frage nach dem formalen Recht gar keine Rolle, sondern nur die nach dem Bedürfnis und die nach der Macht, wie bei allen Zügen in Zeiten der Völkerwanderung. Man zieht ein in das bessere Land nicht vermöge der Macht des Rechtes, sondern vermöge des Rechtes der Macht. Damit verwirklicht sich eine höhere Gerechtigkeit und auch eine ebensolche Sittlichkeit, als es den gewöhnlichen Maßstäben des Privatrechtes entspricht. Dem Volk gebührt sein Platz an der Sonne, das die Kraft in sich hat, ihn andern schwächern Völkern gegenüber zu erkämpfen und zu behaupten, und zumal dem Volk, das in sich die weltgeschichtliche Bestimmung fühlt, als einen Beitrag zu der Kultur und der Vollendung der Welt sein Bestes an Geist nicht ohne die stoffliche Grundlage eines Landes ausstrahlen zu lassen. An eine solche harte Auffassung der politischen Dinge müssen wir uns gewöhnen. Aber auch die andre Seite dürfen wir nicht übersehn: wenn Israel glaubt, von Gott in das Land hinein berufen zu sein, so hat es damit recht; sein tiefster Drang in seiner Seele war dieser Ruf, in seiner Brust waren seines Schicksals Sterne. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben; nur daß ein Volk darauf nicht warten kann, wenn es seine Entschlüsse faßt. Dafür muß es oder muß sein Führer den Glauben an diese Bestimmung in sich tragen, ein Glaube, der am besten bewährt wird, wenn es wie bei Israel und bei Mose durch unzählige Schwierigkeiten hindurch geht.

Num. 20, 14 – 21.

Gleich treten uns mancherlei Wandlungen dieses Grundgedankens „Macht und Recht" oder allerlei politische Fragen und ihre Lösungen entgegen, die für uns als Modelle von großer Bedeutung sind. — Es handelt sich um den Durchzug durch eines der Länder, die den Zugang zu dem verheißenen Lande bilden. Israel fragt bei Edom an. Ganz prachtvoll spiegeln sich in Anfrage und Antwort die Machtverhältnisse. Man achte auf den sentimentalen Stil in der Frage. Israel ruft einmal die verwandtschaftlichen Gefühle des Volkes Edom an, wobei aller nachbarliche Spott über seine Entstehung Gen. 25 vergessen ist. Dann klagt es ihm sein hartes Schicksal von der Sklaverei in Egypten an, um das Gemüt des mächtigen Stammverwandten zu rühren. Aber jetzt half den Söhnen Jakobs ihre List nichts gegenüber denen von Esau. Schroff klingt es aus deren Mund: Du darfst nicht durch mein Land ziehen! Auch alle Versprechungen für jeden Schaden aufzukommen, erweichen Edom nicht; er bleibt bei der brüsken Antwort: Du darfst nicht hindurch ziehen, sonst trete ich dir mit dem Schwert entgegen. — Das ist die Antwort, wie sie kraftvolles Selbstgefühl auf eine aus Schwachheit geborene sentimentale Frage gibt. Schwäche gegenüber einem Starken wird immer leicht sentimental, auch noch heute; und zumal der Unterlegene wird auf einmal merkwürdig moralisch, um diese billige Waffe gegenüber dem zu schwingen, der ihn mit andern überwunden hat. Es regeln sich nun einmal auch heute noch auf dem Gebiet der Politik die Beziehungen der Völker ganz einfach durch die Machtverhältnisse

und nicht durch formale Ordnungen; und selbst wenn es solche einmal von besserer Dauer als gegenwärtig geben wird, muß Macht hinter ihrer Durchführung stehn. Wer keine Macht hat, wird auch dann zurücktreten müssen hinter dem, der sie besitzt. Und wenn es überstaatliche Abmachungen gibt, muß auch die Macht die Hand darüber halten. Sentimentalität ist auf keinen Fall auf diesem Gebiet etwas wert. Ihr tritt sofort, weil sie der Schwäche verdächtig ist, der Starke hart entgegen: Du darfst nicht durch mein Land ziehen! — Hätte Edom geahnt, was aus diesem Stamm, der an seine Tore pochte, noch einmal werden würde, vielleicht hätte es anders entschieden. Jetzt aber konnte es gar nicht anders, als sich diesen Nomadenstamm aus seinen Grenzen halten. Und Israel fügte sich, wieder nicht aus Korrektheit, sondern aus Respekt vor der überlegenen Macht.

21, 1—31.

Es mag bezeichnend für den Wandel der Zeiten sein, daß uns an der Geschichte von der ehernen Schlange nichts liegt; haben wir doch gar keinen Sinn für solche alten typischen Beziehungen, wie sie sie einem frühern Geschlecht auf Grund der Johannesstelle wert gemacht haben. Dafür aber zieht uns der Bericht über den Durchzug durch das Land der Amoriter um so mehr an. Denn hier ist zwar nichts Typisches im Sinn des Messianismus, aber Allgemeines im Sinn der Beziehungen zwischen den Völkern. Die Frage an den König der Amoriter klingt zwar noch höflich, aber nicht mehr sentimental; man merkt, das Verhältnis der Macht ist anders. Auch die Antwort ist nicht so schroff und selbstsicher, sondern sie besteht in dem Zug an die Grenze. Es kommt zum Kampf, und das Ergebnis ist der Sieg Israels. Das Volk Gottes hat sich den Durchzug erstritten. Sein Lebensinteresse gebot ihm, mit Gewalt zu versuchen, was man ihm willig nicht gewährte. Und wir hören gar nichts von Entschuldigungen und Versprechungen, den Schaden wieder gut zu machen; vielmehr wird das einst von dem überwundenen Volk besiegte und einverleibte Land Moab ohne jede Rücksicht „annektiert" und behalten. — Wir wissen, woran wir bei dieser Erzählung aus alter Zeit gedenken: Belgien. In der höchsten Not seines Kampfes um Dasein und Zukunft handelte Deutschland so wie Israel. In ähnlichen Verhältnissen kam dieselbe Frage, dasselbe Versprechen, dieselbe Antwort und dieselbe Entscheidung. Die Ähnlichkeit aber geht noch weiter.

Bileam.

22—24.

Wir achten nicht mehr auf die Eselin, die frühern Auslegern Mühe gemacht hat. Auch verzichten wir darauf, zu beweisen, daß sie gesprochen habe, weil ja auch die Schlange im Paradies dasselbe getan habe; auch verlegene Scherze bleiben uns fern. Wir werden aber jedem antworten oder besser gleich von vornherein schon als Gegenmittel gegen Zweifel und Spott mitgeben: Tiere reden nur in Märchen, und es äußert sich in solchen Berichten über redende Tiere die alte Scheu einer längst vergangenen Zeit vor dem überlegenen Genius, der im Tiere sei. Uns zieht etwas anderes an. Balak, der König des überwundenen Moab, sucht den Bileam dazu zu dingen, daß er den bösen Eindring-

ling und Störer des Friedens in Westasien, verfluche, und verheißt ihm vieles Geld. Bileam hat mit keiner der beiden Parteien etwas zu tun; entweder stammt er aus Aram oder ist ein Midianiter. Es handelt sich also in unsrer Sprache um einen Verleumdungsfeldzug gegen den Sieger, der vor Gott und Menschen verächtlich gemacht und verwünscht werden soll. Wir wissen wieder, woran wir zu denken haben. Bileam, den wir einen Neutralen nennen können, geht darauf ein. Aber der Geist Gottes zwingt ihn zu einem andern Verhalten: er segnet, wo er fluchen sollte, allen Bemühungen und Versprechungen seines Auftraggebers zuwider. — In diesen Erzählungen und Gedichten spricht sich Israels sittlich-nationales Selbstgefühl aus einer spätern Zeit prächtig aus. Es weiß sich als das Volk Gottes, das durch viel Schmach hindurchgegangen ist und nun um seiner Segenskraft willen gesegnet wird. Wir hoffen jetzt nach dem Weltkrieg, wo wir als der Abschaum der Völker hingestellt wurden, weil wir uns gewehrt haben, daß es einmal in den Ländern der am Krieg nicht unmittelbar beteiligten Völker Leute gibt, die anstatt der Worte des Fluches solche des Segens in den Mund nehmen, wenn sie sehen werden, wie unser Werk in diesem furchtbaren Ringen eine Aufgabe für die Welt war. Zwar haben wir uns nur selber gewehrt, und das gegen Völker, die da sagten, sie wollten der Menschheit einen Dienst erweisen, indem sie uns niederrangen. Frommen wird völkisches Selbstgefühl nur dann nicht zu einer Gefahr, wenn sie es so mit der Aufgabe, der Welt zum Segen zu gereichen, zu verbinden wissen; das aber natürlich nur, wenn es ohne Heuchelei geschieht. — Neben dem Volk, das sich über alle seine Verleumder in solcher Weise erhebt, verdient noch ein Wort der zur Nachfolge reizenden Anerkennung der Seher, der sich durch keine Versprechungen und Einschüchterungen dazu verleiten läßt, von der Wahrheit abzuweichen, die ihm Gott kund getan hat. Es ist nicht immer leicht, unter den Menschen auch in einfachen Verhältnissen von einem, der allgemein verlästert wird, Gutes zu reden und ihn zu entschuldigen. Es ist ein Zeichen von einem guten und starken Charakter und ein Mittel, um es noch mehr zu werden, wenn man solcher Stimme seines Innern, die ganz deutlich sprechen kann, ohne Angst vor andern gehorcht. Aber auch der Gedanke liegt nicht fern: wenn man uns flucht, dann steht auch der Gott dahinter, der alles zum Segen wenden kann; er will uns durch unsre Feinde und ihres Hasses scharfes Auge überwachen und vor Übermut und Leichtsinn bewahren.

Stammesselbstsucht.

32, 1—38.

Wir können uns nicht entschließen, den Einmarsch eines solchen Volkes in ein fremdes Land als Selbstsucht hinzustellen. So moralisch urteilen immer nur die Unbeteiligten und die den Schaden von ihm zu tragen haben. Allein es gibt natürlich Selbstsucht auf diesem Gebiet. Ein Beispiel gewahren wir hier. Zwei Stämme wollen nicht weiter mitziehen, sondern sich ein gutes Stück des eroberten Landes sichern. Da fährt sie Mose an: Ihr wollt hier bleiben und eure Brüder sollen in den Streit ziehen? — Er wirft ihnen in unsrer Sprache partikularistische Selbstsucht vor, indem sie sich der Sache ihres Volkes entziehen. Wenn ein Volk gegen andre Völker seinen Vorteil sucht,

sagen wir: Es ist recht; wenn es aber ein Teil dieses Volkes gegen andre tut, sagen wir: Es ist nicht recht. So ist nun einmal das Volk die Größe, an der sich das sittliche Urteil zurechtfindet. Wir urteilen auch heute noch nicht anders, als es Mose getan hat. Nur daß sich nicht immer ein solcher selbstsüchtiger Stamm der mächtigen sittlichen Autorität eines Mose fügt, nur daß auch eine solche nicht immer vorhanden ist. Mose ragt auch in dieser Geschichte hoch über alle andern hervor: er ist der Führer seines Volkes auf dem Zug in das erstrebte Land und der Bildner seines nationalen und sittlichen Gewissens.

Moses Abschied und Tod.

Deuteronomium. 34, 1–10.

Es ist dem Unbefangenen leicht, den grandiosen Gehalt dieser Stelle in tiefer Seele zu empfinden und ihr Ausdruck zu verleihen. Mose, der gewaltige Führer des Volkes, der es errettet und ihm das Gepräge gegeben hat, darf es nur bis zum Tor in das gelobte Land bringen; aber nachdem er einen Blick hinein getan, muß er sterben, hoch auf Bergeshöhe, das weite Land vor sich! Weniges im A. T. mutet uns menschlicher an; die ganze Tragik des Lebens erfaßt uns in diesem ergreifenden Abschluß eines großen Menschenlebens: der das Werk begonnen, stirbt vor seinem Ende, und ein anderer führt es zum Abschluß. Das ist Menschenloos, an vielen Großen der Geschichte bewährt. Das ist das Tragische in dem Leben auf dieser Erde, daß wir alle die Idee der Vollkommenheit in uns haben, aber niemals zum Vollkommnen gelangen, sondern im Unvollkommnen stecken bleiben. Es ist uns nicht gegeben, das Ziel unsrer Wünsche und unsres Strebens zu schauen. Der Tod kommt dazwischen und reißt uns weg. Einer sät und der andre erntet. — In dieser Erzählung, die tiefer ist, als daß andre als ganz einfache Worte sie hoffen können zu erschöpfen, klingt noch einmal die ganze Tragik wieder, die in den ersten Erzählungen der Genesis einem gereiften Denken und Erleben Ausdruck verliehen hatte: es ist dem Menschen nicht gegeben, ohne Strafe von dem Baum der Erkenntnis zu essen, und der Baum des Lebens ist ihm völlig versagt; es ist den Menschen nicht gegeben, auch unter den größten Mühen zum Himmel, dem Wohnort Gottes aufzusteigen; Gott fährt hernieder und zerstört ihr Werk. Das ist der tiefe Ton im Alten Bund, den er mit der übrigen Antike teilt: des Menschen Los ist ein trauriges Los; er hat den Zug in die Höhe, aber das Leben wird ihm nicht gerecht. — Das ist und bleibt eine heilsame Erkenntnis, und wenn es auch nur die wäre, daß jeder, der von dem unvollkommnen Werke scheiden muß, so viele Genossen dieses Geschickes hat. Es läßt sich über diesen Gegenstand zu allen Zeiten einmal predigen; denn immer wieder scheitert menschliches Planen und menschliche Kraft an dem Widerstand der Dinge, und dieser heißt zuhöchst Tod. Wie oft wird sich außerdem Gelegenheit bieten, am Grab bedeutender Menschen aus allerlei Kreisen, die etwas gewollt und auch hinausgeführt haben, diesen tragischen Klang ertönen zu lassen! Im kleinen heißt es in einer sprüchwörtlichen Redensart: Ist der Mensch aus der Not, so kommt der Tod. Auch im Unterricht kann man, wenn man die gewaltige Umgebung dieses Endes zu malen weiß, den Kindern einen unverlöschlichen Eindruck von dieser Art alles menschlichen Wesens einprägen, weshalb auch der Name des

Berges behalten werden muß, weil er keinen bloß geographischen oder geschichtlichen, sondern typischen Wert hat. — Aber damit ist doch nicht alles gesagt. Man wird auch an das Ende des andern Mose denken müssen, der aus härterer Knechtschaft sein Volk befreit und in ein andres gelobtes Land den Weg durch die Wüste gebahnt hat. Wie anders klingt es vom Kreuz herunter: Es ist vollbracht! — und: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! — Hier geht das Abschiedswort in einem ganz andern Ton; hier gibt es keine Tragödie mehr, denn hier ist ein Ziel erkannt, das Leben im Ewigen, das allem verworrenen und scheinbar vergeblichen Tun zum Heil der Menschen einen höhern Sinn gibt. Wäre das nicht einmal eine wohltuende Abwechslung in den Passionspredigten, wenn man das Ende dieser beiden Großen im Gegensatz zu einander stellte und zeigte, wie der nationale Führer darum in diesem tragischen Ende sein Leben abschließt, weil sich das Gut, das er eröffnet, doch immer nur auf dem Boden des Irdischen befindet, während der Erlöser und Führer der Geister triumphieren kann, weil der Geist einem andern Bereiche angehört? Über das Wort, daß Gott selbst Mose begraben habe, darf man nur da etwas sagen, wo sich Kinder jeglicher Art an diesem menschlichen Bildwort stoßen; sonst darf man es in seiner ganzen grandiosen Erhabenheit stehen lassen.

Mose.

Ein Umriß des Gesamtbildes von Mose dürfte für manchen Gebrauch nicht überflüssig sein. Dazu gehört nicht nur der, der am nächsten liegt, also der unterrichtliche, sondern auch diese und jene Verwendung in der Weise erbaulicher oder lehrhafter Art. So wird man wohl einmal eine Galerie alttestamentlicher Gestalten in einer Predigtreihe zeichnen können, was zwar mehr Mühe, aber auch mehr Teilnahme der Hörer mit sich bringt, als die übliche rasch zusammengezimmerte oder schwer ausstudierte Gedankenpredigt. Im Vortrag denselben Gegenstand zu behandeln, ist ja leichter und dankenswerter, weil allerlei Schranken wegfallen, die die Predigt einengen. Schließlich ist es auch ohne unmittelbaren Nutzen förderlich, sich in Geist und Gemüt mit einem der ganz Großen der uns immer noch angehenden Vergangenheit zu beschäftigen; denn das gibt dem Urteil höhere Gesetze.

1. Wenn man solches sucht und nicht die doch sehr wenig befriedigende übliche Denkform des Vorbildes anwendet, dann kommt man ohne Zweifel bei Mose auf seine Kosten. Es steht ein Gewaltiger vor uns, der zu den paar Gestalten der Weltgeschichte gehört, denen man einmal ins Auge geschaut haben muß. Für jeden, der geübt ist, den Kern einer Persönlichkeit aus der Überlieferung herauszuholen, fällt es nicht schwer, zu erfassen, was in Mose Mose ist. Durch den Sagenkranz, dieses zu näherer Würdigung einladende Merkmal der meisten großen geschichtlichen Gestalten, dringt man ja schon leichter durch. Aber dann kommt man an eine Schicht der Überlieferung, die keine Sage und doch einen für uns schwer anzueignenden Bestandteil der Gestalt Moses enthält. Das ist der Schlangenbeschwörer und Quellenfinder, der Orakelerteiler und Heilkünstler, der Magier mit dem Zauberstab und dem Zauberzelt, wie ihn Beer so vortrefflich zu schildern weiß. Es ist der Mose der Wüste und der vormosaischen Vergangenheit, dem wir heute ohne inneres Verständnis, nur

mit einem gewissen durch geschichtlichen Sinn geminderten Grauen gegenüber stehn. In dieser Schale steckt der Kern; und das ist der Mose, der zum ersten Mal für unsern Kulturkreis die Religion und die rechtlich geartete Sittlichkeit zusammengebracht hat. Sein Werk ist es, wenn beim Übergang aus dem Naturbereich der Steppe in die Kulturwelt des Ackerbaulandes der sittliche Keim in die Naturreligion des Volkes hineingelegt wurde, der als starker sittlicher Trieb gleichsam die Entelechie dieser Volksreligion ausmachte und einen starken Beitrag zur Entwicklung unsres Kulturkreises im Geist der Humanität gebildet hat. Sicher hat in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an der Spitze Israels ein solcher Mann gestanden, der es aus dem Kind zum Mann hat reifen machen. Und zwar dies in der Verbindung der beiden Seiten, die in der Antike nicht konnten getrennt gehalten werden, der nationalen und der religiösen. Der ersten hat er in der letzten ihren Halt und dieser in der andern ihren Inhalt gegeben. Er hat das Selbstbewußtsein des Volkes in der Tiefe der Religion, des Glaubens an den einen, an seinen Gott verankert, wie alle umfassende Volksgestaltung und Volkserziehung in einfacher starker Metaphysik und zwar in religiöser verankert werden muß; und er hat dem Glauben an diesen Gott den Inhalt gegeben, indem er nicht das Geschick des Einzelnen, sondern das des Volkes, seines Volkes als Hauptsorge dieses Gottes erkannte. Daß er diese Erkenntnisse gewann, indem er an midianitische Weisheit anknüpfte, ändert nicht das geringste an seinem geschichtlichen Verdienst; denn welcher Große knüpft nicht an, aber welcher gibt dem übernommenen Gut nicht das Gepräge seines Geistes? Israel ist in die Weltgeschichte eingegangen und hat seinen Tag gehabt, ja hat immer noch seinen weltgeschichtlichen Tag; aber wo ist Midian? Wer kennt Kadesch? Aber wer hat noch nichts vom Sinai gehört, der, mag auch alles ungeschichtlich sein, was von ihm erzählt wird, doch als Wahrzeichen der Herrlichkeit Moses und seines Gottes durch die Jahrtausende strahlt?

2. So ist er der Schöpfer und Führer seines Volkes nach der Seite seines völkischen wie seines religiösen Lebens geworden, so etwas wie Bismarck und Luther in einem. Er ist der Schöpfer; denn er hat seinem Volk das Gepräge gegeben, das seine Geschichte überdauert hat; er ist der Führer; denn alle großen Eigenschaften eines solchen und auch sein Geschick kann man an ihm studieren. Dazu gehört, was oft genug hervorgehoben wurde, der Glaube an sein Volk und seine Zukunft, auf das tiefste verankert in seinem Glauben an den Gott, der ihn berufen hatte; ohne diesen hält es auch heute noch kein Führer von großem Schnitt aus, die Verantwortung für sein Volk zu tragen; denn auch er, der alle andern zur Verantwortung zieht, und er, der so manchem einen Halt bieten muß, muß selbst einen haben, vor dem er sich verantwortet und an den er sich hält. Auch darin ist er der geborne Führer, daß sich sein Volk in ihm erkennt, wie er unmittelbar in ihm und seinem Wollen lebt und ihm einen solchen Ausdruck verleihen kann. Aber er ist noch tiefer hergekommen als aus der innersten Tiefe dieses seines Volkes; wie jedes Genie, das für sein Volk oder gar seine ganze Zeit den Übergang macht aus einer niedern in eine höhere Stufe geistigen Lebens, so kommt auch Mose aus den Urtiefen der Natur hervorgetaucht wie ein neues Element, das da ist

wie die Lösung eines Rätsels, aber selbst wieder ein solches darstellt in der unmittelbaren, gerade zur rechten Zeit eingetroffenen Frische und Wucht seiner Persönlichkeit. Die seelische Form, in der er diesen Gehalt mit sich bringt und in die Weltgeschichte hineingemischt hat, ist die der Leidenschaft. Er ist nicht etwa der sanftmütigste, wie ihn eine Zeit darstellte, die es nicht mehr vertrug, das Göttliche in solchen Gefäßen zu sehen, sondern der leidenschaftlichste der Menschen gewesen. Blitz und Donner, Vulkan und Feuersäule sind die rechten sinnbildlichen Beigaben dieses gewaltigen Geistes, der, wie jene beiden großen deutschen Helden zu den großen Cholerikern gehört, die die Weltgeschichte weiter gebracht haben, so schwer es auch sein mochte, mit ihnen zusammenzuleben. Trotz aller persönlichen Güte, trotz aller Züge von Mitleid, wie sie dem typischen sozialen Heiland, der in allen großen Religionsstiftern geschaut wird, wie selbstverständlich zugesprochen werden, ist Mose doch wie so mancher seiner kleinern und größern Nachfolger, zumal in seinem Volk ein Mann des Anstoßes gewesen, der nicht ohne die Tragik aller großen Förderer der Menschheit durch seine Zeit hindurchgeschritten ist.

Diese liegt nicht nur in dem halben Erfolg, den zu seinen Lebzeiten sein Werk gehabt hat; sie liegt wie bei allen Großen auch darin, daß die Zeit, die sie heraufführen, über sie hinwegschreitet, oft nicht ohne den Undank, der nun einmal geradezu das Recht einer dem Helden unmittelbar nachfolgenden Periode ist. Zwar gehört Mose unbedingt zu den dämonischen Gestalten in dem Sinne, den Goethe am Schluß seiner Lebensbeschreibung entwickelt; geht doch von ihm eine schier unbeschreibliche Gewalt aus, die sich in den Sinnbildern der Sage weit über die Menschen in die Natur hinaus erstreckt; aber diese Gewalt ist dadurch gelähmt, daß sie, wie oben schon angedeutet, zwei verschieden geartete Geister miteinander verbindet, um aus der Macht des einen in die des andern hinüberzuführen. Auch sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet. Hat er auch die Religion und die Sittlichkeit für immer miteinander verbunden, so hat er doch zugleich auch die Religion und den Kultus noch auf das engste zusammengefügt. Zwar hat er dem objektiven Geist, in dem Seeberg das Wesen der geschichtlichen Entwicklung sieht, aus seinem Innersten oder vielmehr aus den Tiefen der von ihm erschlossenen Urnatur der Welt Bestandteile eingefügt, die langsam von allen aufgesogen worden sind oder es noch werden, die mitweben an dem Gewand der Menschheit in ihrer Geschichte; aber zugleich hat er, wieder wie alle großen Führer der Menschen, widersprechende Stücke in sich vereinigt, die, in seiner Persönlichkeit zusammengehalten, nach seinem Weggang miteinander in Gegensatz treten und ihr Verhältnis in weltgeschichtlicher Dialektik klären mußten. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß das die Aufgabe aller prophetischen Geister von Amos an bis Jesus und von ihm bis in die Gegenwart hinein gebildet hat, die immer mehr den sittlichen Geist an die Stelle eines ungeistigen und selbstsüchtigen Kultus zu setzen hatten. Trotzdem ist Mose der Hauptanstoß für den weltgeschichtlichen Aufstieg zu freier Geistigkeit geworden, und wenn es auch bloß dadurch wäre, daß er jenen Vorgang eingeleitet hat, sie im Gegensatz zu jenen in dem Führer noch zusammengebundenen andern Bestandteilen frei und selbständig zu machen.

3. So stammt alles Große in Israel aus dem nomadischem Jahwismus, dem

Mose den Eingang in sein Volk geebnet hat; und auch darin hat Beer, der diese Bemerkung macht, recht, daß er die Nachwirkung Moses ganz weit über die eigentliche Geschichte seines Volkes hinaus sich erstrecken sieht. Nicht nur daß erst in der religiösen Bruderschaft der nachexilischen Theokratie das Bild verwirklicht ist, das Mose vorgeschwebt haben muß; sondern auch in den beiden großen Religionsstiftern lebt das Beste seines Geistes, die auch am Rand der Wüste Gott erlebt haben, fort, um gemäß diesem Erlebnis Volk und Menschheit entscheidend zu gestalten. So wird man von tiefer Ehrfurcht wenigstens vor den Wegen der Geschichte erfaßt oder aber zu demütiger Anbetung des Gottes erhoben, der seine Menschheit erzieht, indem er einen Geistesquell entspringen läßt, der weithin seine Wasser durch die Jahrtausende und durch die Völkergeschichte hindurchsendet. Im Fortschreiten gibt es einen Fortschritt, und die erhebende Ahnung von einem Sinn der Geschichte läßt uns nicht mehr los, wenn er sich auch in dem wirren Hin und Her und Auf und Ab oftmals zu verstecken scheint. — Um seiner gewaltigen Persönlichkeit und um seiner bleibenden Bedeutung willen verdient Mose unter die repräsentativen Gestalten der Geschichte aufgenommen zu werden. Denn was dieser Ausdruck besagen will, trifft auf ihn zu: die Erinnerung an einen großen Menschen umfaßt mehr als ein denkwürdiges oder interessantes Porträt, und alle Bedingtheit des Einzelnen durch die Masse verhindert nicht, daß sich die Phantasie des Volkes und die geschichtliche Erinnerung immer wieder auf einige große einzelne Gestalten sammelt. Der Gang seines Lebens und der Inhalt seines Seins bleibt über den Ertrag seiner Leistung hinaus mit unerledigten Entscheidungsfragen, dunklen Grundgefühlen, elementaren Tatsachen jedes Menschenlebens verbunden und wirkt erleuchtend und erlösend auf die von diesen Fragen bedrängte Menschheit ein. (Hugo Bieber im Tag 1919.)

Solche Gedanken kann man, wie oben gesagt, in Predigten und Vorträgen gestalten, indem man etwa zuerst das Verhältnis Moses zu seinem Gott und dann das zu seinem Volke behandelt. Jenes wie dieses ist eines der Gegenseitigkeit. Gott bedient sich des Mose als seines Werkzeuges und seines Offenbarers; aber es ist der gewaltige Gott, der sich in dem dämonischen Manne spiegelt, und es ist die heroische Form der Religion, die er darstellt. Es wird immer eine Hörerschaft anziehen, wenn man etwa im Anschluß an die Erzählung vom Dornbusch oder an die prachtvollen Worte 5.Mos.34,10 und Hebr.11,27 zeigt, wie der Herr mit Mose geredet hat von Angesicht zu Angesicht, wie einer mit seinem Freunde redet, und wie sich Mose an Gott hielt, den er nicht sah, als sähe er ihn. Und ebenso wird es den Gesichtskreis der Leute, wenn er eng im natürlichen oder pietistischen Sinn des Wortes ist, wohltätig erweitern, sobald gezeigt wird, wie Mose in seinem Volk lebte und es in Gott zu gründen versuchte, und dieses wieder aus ihm sein Gepräge und sein Leben empfing. Wenn so etwas vom Hauch der Höhen der Menschheit und von denen Gottes herniederströmt, so mag das groß gerichteten Geistern ebenso eine erhebende wie religiösen Philistern eine beschämende und niederdrückende Erfahrung sein.

Die Eroberung des Landes.

Der Gott der Heerscharen.

1. Das Buch Josua und das der Richter stellen Israels Heldenzeitalter dar. Es ist der Stil der Sagen aus der Völkerwanderung, der hier herrscht. Es geht alles heldisch und wild zu. Das Volk erobert sich das Land seiner Sehnsucht im harten Kampf mit seinen Bewohnern und setzt sich langsam darin fest. Damit aber sind die Kämpfe noch lange nicht abgeschlossen; die kaum unterworfenen Einwohner und nicht weniger die Nachbarvölker lassen es nicht zur Ruhe kommen. So ist die ganze Zeit, bis geordnetere und sichere Zeiten eintreten, von Kriegen und Kämpfen durchtobt, die bald glücklich, bald unglücklich für das Volk auslaufen. In dieser Zeit bereitet sich langsam die Bildung eines Einheitsstaates vor, wie er allein all diesen innern und äußern Schwierigkeiten gewachsen ist, und wie er auch die in ihnen sich zu Tage ringende göttliche Idee zu sein scheint. Geht es ja doch meistens nicht anders als so zu in der Geschichte: was sich aus einer Reihe von geschichtlichen Anlässen notwendig herausstellt, das zeigt sich später als treibende göttliche Idee; und diese vermag sich gar nicht anders durchzusetzen und kundzutun als in rein geschichtlich aussehenden Notwendigkeiten. Nur wenn wir die Begebenheiten so fassen, behalten wir den Faden der Entwicklung oder der göttlichen Führung des Volkes in der Hand; dieser geht sicher auf das religiöse Volk oder auf die Erscheinung des Göttlichen in der Gestalt von Volk und Staat hinaus. Erst über dessen Zusammenbruch führt der Weg zu der Erscheinung des Göttlichen in den frommen Einzelnen und in der rein religiösen Gemeinschaft, wie wir sie gegenwärtig vor allem kennen. Aber eben darum weil wir dieser näher zu stehn scheinen, ist es uns von Wert, die andere genau zu studieren; denn wie auch uns die geschichtlichen Ereignisse in den letzten Jahren zumal geführt haben, wird es uns immer wichtiger, unsern Glauben und unsere praktische Frömmigkeit mit dem Leben von Volk und Staat zusammenzudenken. Mag sich auch immer wieder uns der große Unterschied zwischen dem, was damals dieses war und was es für uns heute ist, vor Augen stellen, es fehlt doch nicht an Anhaltspunkten, um die Fragen und Aufgaben, die uns heute drücken, im losen Anschluß an jene geschichtliche Entwicklung des für uns klassischen religiösen Volkes anzufassen.

Denn daran und daran allein liegt uns etwas. Wir haben zwar auch etwas übrig für die Kraft nationalen Aufschwungs, die sich in jenen Kämpfen durchzusetzen weiß. Allein die unmittelbare Freude daran überlassen wir den Juden, wie wir sie haben an den großen Sängen aus unsrer Völkerwanderungszeit. Wir haben daneben auch Sinn genug für das Heldische und Romantische an sich, das sich in diesen prachtvollen Schilderungen, in den Sagen und Heldengedichten äußert. Aber die Hauptsache ist das doch für uns nicht. Diese ist ganz allein die religiöse Beleuchtung der großen Zeit. Wir fragen nicht nach dem, was an jenen Schilderungen geschichtlich und was Sage ist; oder wenn wir es tun, dann tun wir es nur in dem Dienst unsres Hauptzweckes, und der besteht darin, zu untersuchen, wie sich jene Zeit im Glauben des Volkes spiegelt und mit welchem Recht sie in ihm dieses Spiegelbild findet. Das ist für uns das

Wertvolle: es ist nicht nur ein nationales Heldenlied, das in den beiden Büchern vor uns liegt, sondern es ist auch ein religiöses. Von dieser Art haben wir sonst nichts. Gott ist es und immer wieder Gott, dem die Erfolge verdankt werden. Unglück ist seine Strafe, wie Glück seine Belohnung ist. Mit dieser rein religiösen Beurteilung der Erfolge und Mißerfolge verbindet sich nämlich noch ein zweiter Gesichtspunkt, der für uns ebenso wichtig ist. Israel kommt mit seinem Einzug in das Land der Verheißung in eine ganz andre Welt. Es ist die Welt des Bauerntums, in die der Nomade, und es ist die Welt des Naturkultes auf Feldern und Bergen, in die der gläubige Anhänger des heiligen Gottes vom Sinai einzieht. Mögen wir auch die Anfänge des geistig-sittlichen Wesens der israelitischen Religion damals noch so gering anschlagen, der Zug, der in ihr die Entwicklung bestimmt, geht doch von Mose her in dieser Richtung. Sie ist immer noch in diesem ihrem Wesen schwach genug ausgeprägt, um das Zusammentreffen mit einer Naturreligion als eine schwere Versuchung zu empfinden. Und dies zumal darum, weil diese nach allem, was wir wissen, nicht nur selbst wenig dazu getan hat, um ihre Anhänger einer strengen sittlichen Zucht zu unterwerfen, sondern sogar das Gegenteil zu einem Bestandteil ihres Kultes machte. Galt es doch in dieser Religion wie in vielen andern von ähnlicher Art als Pflicht, die Zeugungskraft der Natur auf diese Weise nachzumachen und zu unterstützen. Und diese heilige Unzucht hat immer einen stärkern Einfluß verderblicher Art auf eine an sich reinere Religion als eine solche auf jene. Gerade dieser Punkt wird von der größten Bedeutung werden in der Geschichte der israelitischen Religion. Bildet er doch die Reibungsfläche zwischen dem Geist der einen und dem der andern, an dem sich das heilige Feuer der Propheten entzündet, deren Kampf auch diesem Mißbrauch gegolten hat. — So fehlt es nicht an religiösen Gesichtspunkten in diesen Schilderungen, die für uns viel wichtiger sind, als es Untersuchungen über geschichtlich und ungeschichtlich sein könnten. Jedoch diese einzelnen religiösen Fragen werden alle von der einen großen für uns überhöht, die das Recht untersucht, mit dem ein frommes, an Gott als den heiligen Hüter des Rechts gläubiges Volk davon überzeugt ist, im Dienst seiner Selbsterhaltung in ein fremdes Land einzubrechen, um sich an die Stelle seiner bisherigen Einwohner zu setzen.

2. Sicher war Israel ganz unmittelbar und naiv von diesem seinem Recht überzeugt. Es erfaßt dieses in seinem Glauben, daß Gott es nicht nur in jenes Land gerufen, sondern auch dahinein geführt und ihm den Sieg über seine Bewohner verliehen habe. Das ist eine so völlig gewisse Erkenntnis seines Glaubens, daß wir ahnen, welche Sicherheit und Kraft daraus erfließen mochte. Wir merken gar nichts von sentimentalen, sagen wir völkerrechtlichen oder pazifistischen Bedenken; man dringt in das Land ein, wirft seine Einwohner hinaus und setzt sich an ihre Stelle. Oder sollte es nicht doch Versuche geben, dieses Eindringen zu rechtfertigen vor dem Volke selbst und seinen Kindern? Ob bewußt, ob unbewußt, die starke Betonung der Hilfe Jahwes vermag auch großen sittlichen Bedenken gewachsen zu sein. Nur daß wir nirgends den Eindruck haben, daß es nur Heuchelei sei, wenn dieses geschieht, daß sich die völkische Habgier und Raubsucht nach bekannten Mustern mit dem Feigenblatt der großen Ideen und der göttlichen Berufung decke. Aber wenn man genau

zusieht, gewahrt man noch einen andern Gedanken, auf dessen Bedeutung G. Beer aufmerksam macht. Es erscheinen die Bewohner des Landes manches Mal, wie zum Beispiel in den Geschichten von Sodom und Gomorrha, als grundverderbte Leute, die an schändlichen Lastern bestimmt sind zugrunde zu gehn. Ihnen gegenüber tritt dann Israel auf als der harte und saubere Stamm aus der Wüste, voller Naturkraft und darum voller Berechtigung auf eine große Zukunft. Und damit scheint ihm jenen gegenüber das geschichtliche Recht gegeben, das immer der Gesunde und Starke vor dem verlebten und durch eigne Schuld absterbenden Gegner hat. Denn der Gott, an den Israel glaubt, ist nicht bloß der des formalen Rechtes, sondern vor allem der der lebendigen und zukunftstarken Kraft. Er ist der Gott, der im harten Kampf der Völker den Schwachen und zumal auch den sittlich Schwachen dem Starken unterliegen läßt. Es ist kein weicher Gott, wie ihn die pazifistische Sentimentalität liebt, der immer bloß die Ergebnisse alter Machtkämpfe durch die Schutzwehr des formalen Rechtes gegen frisch aus dem Quell des Völkerlebens aufsteigende Mitbewerber zu schützen hätte, sondern er ist der harte Gott, der, man möchte fast sagen, jubelnd den Aufstieg neuer Kraft über alte abgelebte Völker begleitet und ohne Erbarmen untergehn läßt, was durch eigne Schuld sein Daseinsrecht verwirkt oder was die ihm von den ehernen Gesetzen des Weltgeschehens gesetzte Stunde zum Abtreten von der Weltbühne erreicht hat. Es ist nicht christlich fromm, im Völkerleben immer die Gesichtspunkte walten zu lassen, die wir für die Behandlung der Einzelnen von Jesus, dem Heiland der Schwachen und Anwalt der Sünder, überkommen haben. Gott, der Gott der Welt und der Völkergeschichte, ist schaffendes Leben; er läßt immer neue Kräfte aufsteigen aus dem tiefen Grunde seiner Welt, aus der alles Leben kommt, und er läßt absteigen, was sich im harten Kampf um das Dasein als minderwertig erwiesen hat. So gleicht dieses Gebiet der Geschichte tatsächlich dem der Natur, ohne daß es Natur, bloß Natur wäre. Denn es sind neben allgemeinen Gesetzen, die Werden und Vergehen bestimmen, auch die sittlichen besonders, die dieses gewaltige und erhabene Auf und Ab regeln. Ist Gott der schaffende Wille, wie A. Bonus sagt, dann ist er auch der kriegführende Wille; denn wie kann er etwas Neues schaffen, ohne Altes zugrunde gehen zu lassen, was sein Daseinsrecht verwirkt hat. So müssen wir härter denken über Gott; wir müssen auch diese Seite an ihm sehn, die sich hinter dem Kampf in der Natur und hinter dem in der Völkergeschichte bemerkbar macht. Wir sehen jetzt ein, welchen großen Fehler wir gemacht haben, wenn wir Gott vor dem Krieg viel zu weich und viel zu geistig faßten und verkündigten. Darüber ist dann so vielen ihr Bild von Gott und ihr Glaube an ihn zerbrochen. Nun meinen sie, sie hätten Gott verloren, und sie haben doch nur einem falschen Bilde von ihm den Abschied gegeben. Gott muß so groß und so gewaltig geschaut werden, daß sein Bild an Gewaltigem nicht zerbricht, sondern daß es als Auswirkung seines Wesens in es hineinpaßt. Gott ist Wetter und Sturm, Gott ist Feuer und Schwert, Gott ist Krieg und Zerstörung, und wem er das ist, den macht all dies an ihm nicht irre. Dann ist solches alles sein Werk; so unerbittlich und grausam es auch scheint, es ist doch nur der Sturm, der im Frühjahr an den Ästen rüttelt und das braune Laub herunterfegt, um neuem Leben Platz zu

schaffen. Wir müssen den Gedanken der Entwicklung, und zwar auch der stürmischen durch Kampf und Vernichtung gehenden, mit in Gott hinein nehmen; wir müssen offen sein dem Glauben an einen gewaltigen und furchtbaren Gott, der, ja, auch jauchzend zertrümmern kann, was er einst gemacht, um neuem Leben Raum zu schaffen. Er wacht nicht bloß über den Truhen mit heiligen Rechten aus alter Zeit, er schützt nicht bloß alte verwitterte Grenzsteine, sondern er ist eine Gewalt, die voller Geist und Sinn, um immer neuem starkem Leben die Bahn zu brechen, die vergilbten Urkunden im Winde zerstreut und die Grenzmale umwirft; denn er ist nicht Ruhe und sicherer Schutz des Alten im Dienst der immer träger werdenden beati possidentes, sondern schaffender und umstürzender Wille; er kann auch mit seinem gewaltigen Arm von sich abschütteln, die sich, ihre Urkunden an der Hand, an ihn hängen, wenn sie neue Gewalten bedrohen, nachdem sie ihn lang genug nur als ihren Diener, aber nicht als ihren Herrn und Lebensspender gekannt haben. Wenn man im gewaltigen Brausen dieser unsrer Zeit den Gott erschauernd wittert, der schon drei oder viermal im Sturm und Wetterbrausen die Menschheit Europas umgeschaffen hat, dann beugt man demütig vor seinem unsichtbaren und doch so vernehmlichen Gang durch die Jahre sein Haupt und sein Knie und stammelt, was der alte Sänger angesichts der Geschichte seines Volkes zu preisen weiß. Herr, Dein Weg ist heilig!

3. Dieses Gottes Sturm braust durch das Buch Josua. Israel ist beim Rückblick auf jene Zeit des Einmarsches davon überzeugt, daß er mit ihm war. Dieser sein Glaube gibt ihm sein Recht, wie er ihm einst seine Kraft gegeben hatte. Und der Ausdruck dieser Gewißheit seines Glaubens sind die Wunder. So und nicht in blassen Worten drückt ein kraftvolles Volk aus, was in alter Zeit sein Gott an ihm getan hat. Die Wunder sind die liebste und deutlichste Sprache, in der sich und andern der Glaube rühmend und stolz anschaulich macht, was Gott an ihm getan hat. In diesen Wunderberichten äußert sich dieses Glaubens Wesen in ganz unverkennbarer Art: was ist denn Gott, wenn nicht die Macht über das Wirkliche, die es in den Dienst der hohen Werte stellt, an denen ihm gelegen ist? Und was sind Werte, wenn nicht Gedeihen und Aufstieg des Volkes, das an ihn glaubt und das ihn verehrt? So tritt denn hinter dem Lobpreis Gottes, der in diesen Erzählungen tönt, ganz zurück, was das Volk selbst getan hat. Und das muß nicht wenig gewesen sein; denn was hieß es für ein solches Nomadenvolk, feste Städte zu berennen und zu erobern? Aber der eigne Ruhm geht unter in dem Preis seines Gottes. Treu und stark führt der sein Werk durch. Nicht unparteiisch, wie wir ihn uns gern vorstellen, sondern ganz und gar Partei, geht er mit seinem erwählten Volk, also mit dem, das nun eine Zeitlang und für ein bestimmtes Gebiet seines heiligen und weltumfassenden Willens Träger sein soll, und läßt vor ihm andere versinken, die sich dafür nicht eignen. Es ist das der tiefste Gedanke der Gewißheit von der Erwählung, der Völker und auch der Einzelnen; diese Lehre ist gar nicht sentimental und gerecht im gewöhnlichen Sinn; aber sie ist das letztere in einem höheren: was Kraft hat und Leben birgt, das kommt hoch, und geht über das hinweg, das den Tod in sich hat und dessen Uhr abgelaufen ist.

Aber solche Gewißheit, betrachten wir sie nur geschichtlich als Meinung des Volkes Israel? Nein, wir sehen sie als einen von ihm überkommenen Bestandteil auch unsres Glaubens an. Sie gehört zu der Art, wie wir die Weltgeschichte und das Gehen und Kommen der Völker vom Glauben aus zu erklären haben. Dürfen wir denn diese Gewißheit mit ihrer erhebenden Kraft auch auf unser deutsches Volk beziehen? Ja, wir dürfen es, wenigstens jetzt noch, so lange der Baum unsrer Volkskraft im Safte steht. Müssen wir diese Art zu denken, auch anwenden, wenn wir auf dem Abstieg und andre Völker wider uns im Aufstieg sind? Ja, wir müssen es; wir haben keine Verheißung auf Ewigkeit. Gott ist mehr als unseres Volkes Schutzpatron, und seine Welt ist größer als Deutschland. Es würde uns das Herz bluten, aber wir müßten als solche, die gelernt haben, ihn gläubig im großen Brausen der Völkergeschichte und im Wetter der Kriege zu schauen, wir müßten noch unter den Rädern seines Schicksalswagens seinen Weg als heilig preisen.

Josua.

Jos. 1,1—8. Diese geschichtlich wenig bedeutenden Verse von deuteronomischem Geist mögen praktisch ganz willkommen sein, wenn es sich darum handelt, eine ähnliche Gelegenheit mit einem ernsten und verheißenden Worte zu schmücken. Als eine solche kommt in Betracht ein jeglicher Wechsel an einer leitenden Stelle von einiger Bedeutung, die es erträgt und erfordert, daß sie religiös gewertet und kultisch, wenn auch nur im Kreis einer Gemeinde oder einer Anstalt, gefeiert werde. Zumal wenn es sich um die Nachfolge eines anerkannt Großen oder gar des Gründers handelt, ist dies Wort nicht unangebracht. Die Verbindung zwischen dem verheißenen Glück und der Beobachtung des Gesetzes, wie sie jenem Geiste entspricht, ist durchaus erträglich, wenn es sich nicht um persönliches Seelenleben, sondern um die Leitung einer Gemeinschaft handelt.

V. 10—16 ist ein Wort gegen alle Sondergängerei von Leuten, die sich von dem Ganzen zurückziehen, sobald sie ihr Schäfchen im Trocknen haben. Eine Gemeinschaft ist nicht nur dazu da, daß man etwas von ihr habe, sondern auch daß man für sie einstehe.

2,1—23. Wir sind ganz unabhängig von der verklärenden Erhebung dieser Gestalt, wie sie hier von dem vaterländischen Sinn und im Hebräerbrief von der religiösen Ausdeutung ganz naiv vorgenommen worden ist. Für uns bleibt die Rahab eben eine von denen, die an der Stadtmauer wohnen, und ihr Verhalten ist nichts anderes als Verrat. Weiber von dieser Art verlieren mit der Scham im bestimmten Sinn auch jede andere; Spione und Hochverräterinnen sucht und findet man stets in diesen Kreisen, denen eben gar nichts mehr heilig ist. Zumal bei der Frau ist der Verlust ihrer besondern Ehre immer auch von dem ihrer allgemein menschlichen begleitet.

3,1—4,20. Eine solche Wundergeschichte sollten wir unsern Schülern durchaus nicht mehr bringen. Sie sind naturwissenschaftlich viel zu sehr unterrichtet, um so etwas noch für wahr halten zu können. Es geht einfach nicht mehr, wenn sie zwischen der Physikstunde und der Behandlung dieser Sage in Streit kommen, dann werden sie sich jetzt oder später unter allen Umständen

gegen diese entscheiden. Wenn man sie behandeln muß, dann muß man auch ein Wort wie „So erzählten sich später die dankbaren und begeisterten Israeliten" oder gar „So lautet die Sage, die dieses Ereignis verherrlicht", einschieben dürfen. Am besten läßt man das Wunder überhaupt weg, das ohne dies durch seinen Anklang an das im Roten Meer von Glaubwürdigkeit verliert. Auf höhern Klassen, zu denen auch schon eine begabte obere in der Volksschule zu rechnen ist, wird man ganz offen diesen Bericht auf den dankbaren Glauben des spätern Volkes zurückführen dürfen.

5,13—6,26. Es ist ebenso unmöglich, einem Kindergeschlecht, das unter dem Eindruck der großen Mörser aufgewachsen ist, weiszumachen, daß eine Stadt einmal vor dem Getön von Posaunen zusammengestürzt sei. Auch das geht nun einmal nicht mehr. Die Kinder lachen ihren Lehrer, der ihnen solches erzählt, jetzt oder später einfach aus. Auch hier müssen wir die Sage und den Glauben derer zu Hilfe nehmen, die im Überschwang ihrer frohen und dankbaren Erinnerung in der raschen, durch Verrat und Überfall ermöglichten Einnahme der ersten großen Stadt nur ein Wunder Gottes erblicken konnten. Daß die Israeliten die Stadt so gründlich zerstörten, dürfen wir gar nicht mehr gerecht finden, abgesehen davon, daß ja zu Jesu Zeit, dem strengen Wort zuwider, die Stadt wieder steht. Das ist doch eine barbarische Kriegsführung, zumal da keine militärische Notwendigkeit vorgelegen hat.

7,1—26. Achan war früher ein biblisches Beispiel für das siebente Gebot. Für uns ist heute der Ernst von Bedeutung, mit dem der Erzähler den Mißerfolg in dem Kampf mit dem Diebstahl eines Volksgliedes in Verbindung bringt. Diesen selben Sinn müssen wir in diesen Jahrzehnten nach dem Krieg zur Geltung bringen, um wenigstens für die uns erreichbaren Kreise die geradezu furchtbar gewordene Gleichgültigkeit gegen öffentliches Eigentum und die Versündigung an ihm wieder aus der Welt zu schaffen. Das ist eine der beklagenswerten sittlichen Folgen der Not des Krieges, daß auch in bessern Kreisen die Verantwortlichkeit für das Eigentum der Gemeinschaft und das des Nächsten so entsetzlich zurückgegangen ist. Diese Solidarität eines positiven Sozialismus will uns besser gefallen, als die alte eines nur strafrechtlich gestimmten, kraft dessen mit Achan sein ganzes Geschlecht verbrannt wurde.

9,1—27. Die List der Gibeoniten ist eine richtige Kriegs- oder Diplomatenlist, über die sich zumeist der am meisten sittlich erregt, der sich hat überlisten lassen. Als Beispiel für die ganze ethische Frage nach der Berechtigung einer solchen ist die Geschichte noch nicht genug bekannt.

10,1—43. Warum dieser Schlachtbericht uns allein von allen andern etwas mehr angeht, ist ja ohne weiteres klar. Es ist die Wundererzählung von der Sonne, die da still stand, wieder eines der traurigen Kapitel, neben der redenden Schlange und der gleichfalls sprechenden Eselin, deren hartnäckige Verteidigung die christliche Kirche so viele ernste Leute gekostet hat. Denn sie hat ihr das schlimmste eingetragen, was ihr unter den nachdenkenden und gebildeten Kreisen begegnen konnte, sie hat sie lächerlich gemacht und als eine Gesellschaft von Dummköpfen und Finsterlingen erscheinen lassen. Zwar wird heute niemand mehr wie der bekannte Berliner Pfarrer Knak auf den Spuren Luthers das neue Weltbild um ihretwillen folgerichtig ablehnen, der an die

Bibel „glaubt"; aber man redet doch in den Kreisen der Enggläubigen noch nicht offen genug von dieser Sache, um sie endlich einmal daran zu gewöhnen, daß die Bibel nur ein religiöses Buch ist. So wagt es z. B. die G. Mayersche Bibelbearbeitung immer noch nicht, ihren Lesern reinen Wein einzuschenken, sondern geht stillschweigend über diese Stelle hinweg. Und wie einfach und erhebend läßt sie sich doch auf einen religiösen Grund zurückführen, dem es an einer starken nationalen Note nicht fehlt: In der heißen Leidenschaft der Verfolgung, nachdem Jahve die Feinde selber niedergeworfen, rief ihn Josua an, er möge die Sonne und den Mond stillstehen lassen, um dem Volk die Ausnützung des Tages bis zur völligen Vernichtung der Feinde zu ermöglichen. Und die Sonne stand still und der Mond blieb stehen. So heißt es im Buch des Redlichen. — Wer nur eine Ahnung von religiöser dichterischer Sprache hat, weiß sofort, was das zu bedeuten hat. Auch nimmt er als selbstverständlich an, daß dieser Bitte seines Knechtes Jahve Gewährung schenkte. Es klingt uns doch ohne weiteres aus ihr die hohe und feste Gewißheit entgegen, daß Gott die Leidenschaft für den Sieg seines Volkes mit der Macht vereinigt, auch auf dem wunderbarsten Wege ihn wirklich zu machen. So gewinnt die ganze Stelle einen Glanz, wenn sie nicht als Behauptung eines Wunders gegen alle Natur, sondern als Ausdruck für glühende kriegerische Leidenschaft gefaßt wird. Sicher darf man es in keiner Oberklasse versäumen, so entbehrlich die Geschichte auch an sich ist, auf diese Deutung hinzuweisen, die wie die entsprechende vom Stillstande der Wasser im Roten Meer, nicht nur Schwierigkeiten beseitigt, sondern auch in eine hochgemute Stimmung felsenfesten Vertrauens und nationaler Leidenschaft hineinschauen läßt.

11,1—12,24. Diese Erzählung kann einen Gewinn für den Unterricht abwerfen, indem sie zeigt, wie die vielen Stadtkönige des Landes sich viel zu spät gegen den Eindringling verbünden und dann den Kürzern ziehen; wie die Israeliten sich in dem Land zwischen die ansässige Bevölkerung einschieben und damit politisch und kulturell ihre Zukunft für Jahrhunderte bestimmen.

Am Ziel.

Kap. 13—24.

Es geht den Völkern wie den Einzelnen: wenn man glaubt am Ziel zu sein, beginnt erst die Mühe und die Arbeit recht. Wir haben alle in uns als tiefen und geheimen Trieb das Verlangen nach einem gelobten Land, wo Milch und Honig fließt und wo uns die Ruhe nach der Wanderung erwartet. So leuchtet vor dem Auge der Hoffnung das herrliche Ziel, ohne das wir es garnicht aushielten in dem Leben der Plage und der Enttäuschung. Und wenn wir, ob Einzelne oder ein Volk, an es gelangt sind, dann ist doch alles anders: neben Milch und Honig fließt mancher Bitterquell, und die Ruhe ist auch nicht da. Die schaffende Kraft im Leben sorgt immer dafür, daß neue Schwierigkeiten und damit neue Aufgaben erstehen; dies ist so allgemein, daß wir hier in die tiefsten Absichten der Macht hineinschauen, die Welt und Leben leitet. Das gehört zu ihren Gedanken und Wegen, die höher als die unsrigen sind. Damit zieht sie uns weiter, immer über den von uns je erreichten Punkt hinaus. Stets wieder schicken wir die Sehnsucht unsrer Hoffnung nach neuen gelobten

Ländern aus und ihr folgen die wieder frisch gewordenen Kniee nach, weil wir auch aller Erfahrung zum Trotz stets gläubig darauf vertrauen, daß es diesmal wirklich zum Glück und zur Ruhe geht. Und ist es wieder einmal nicht der Fall, dann steht uns nur die Wahl zwischen zwei Gedanken offen: entweder treibt der Weltwille mit uns seinen Spott oder er will uns immer weiter und weiter führen und stark machen im Wagen und Entsagen. Ob wir uns dem einen oder dem andern zuwenden, hängt davon ab, welche Rolle in unserm seelischen Leben der allbeherrschende Gedanke des Glückes spielt. Bestimmt er es völlig, dann folgt Schwermut und trübe Weltanschauung; dagegen gibt es eine solche voller Licht und Kraft, wenn wir verstanden haben, daß innere Tüchtigkeit mit Glück nicht hoch genug bezahlt wird. — Solche Gedanken auf unser Volk zu beziehen, wird sich wohl noch oft Gelegenheit finden, seitdem uns der ersehnte Friede seine Nöte und Lasten bringt. Es gibt eben im Leben der Völker niemals Ruhe; immer reiht sich eine Schwierigkeit und eine Not an die andre; man denke nur, wie es nach dem letzten großen Kriege gegangen ist; man frage sich nur, wann einmal die „Fragen" ausgeblieben sind. So ist es und so soll es wohl auch sein; jener schaffende Wille, der tiefste Beweger der Welt, läßt uns nicht zur Ruhe kommen, sondern stellt uns in ihnen immer neue Aufgaben.

Nur einmal noch leuchtet die Zeit der Ankunft am Ziel wieder in jenen Farben auf, und das ist für die Erinnerung. Wir wissen es genau, wie unvollständig die Eroberung des Landes durch Israel war. Aber die Erinnerung hat, neben den auf den wirklichen Zustand hindeutenden Zügen, noch Bilder entworfen, die alles im verklärenden Lichte zeigen. Wie die Eroberungszeit erstrahlt im Glanz der Hilfe Jahves, so erscheinen nun alle Glieder des Volkes von damals im herrlichen Licht des Ideals. Man teilte sich damals friedlich ein in das eroberte Land durch das Los; man gab den bewährten Führern eine besondre Belohnung; man errichtete gleich die Stiftshütte und gab den Leviten ihre Städte; Ruhe und alles Gute, was ihnen der Herr versprochen, hatte er ihnen ja gegeben. In dieses Bild paßt auch Josuas letzter Landtag, wir können sagen, eine große Siegesfeier mit allem, was dazu gehört, mit geschichtlichem Rückblick voll demütiger Danksagungen und Ermahnungen für die Zukunft; das Volk antwortet, wie immer nach dieser Quelle, wie ein Mann mit einem Gelübde, daß es dem Herrn dienen wolle, wie sein großer Führer es für sich und sein Haus gelobte. Darauf machte Josua einen Bund zwischen dem Volk und seinem Gott. Diese Schilderung gibt nicht nur ein Modell, sondern auch einen Text für all solche abschließenden Feiern ab; auch Ton und Stil können nicht anders sein; ist doch das Bedürfnis, lange schwere Zeiten dankbar und versöhnend zu verklären, bei den meisten Menschen, zumal den frommen groß genug, um es in der Prosa und in dem Elend des alltäglichen Lebens voller Kampf ohne das garnicht auszuhalten. Es ist keine Unwahrhaftigkeit, wenn man sich bei solchen Gelegenheiten nicht der Wüste, sondern nur des Zieles erinnert; so liegt es in der Art des Glaubens, demütig und dankbar zu sein. Auch das allerschwerste verschwindet von seinem Blick, der sich allein auf die Gnade und Treue Gottes richtet und darüber all der Kümmernisse vergißt. Wie die Hoffnung in die Zukunft schaut, so der Glaube in die Vergangenheit;

jene mit Vertrauen, dieser mit Dank; beide sind Formen des Optimismus, nur in religiösem personalistischem Gewand. Nicht nur daß wir es ohne sie garnicht aushielten, weiter zu streben, es liegt auch tiefste Wahrheit darin, die freilich bloß für den demütigen und auf Gottes Willen eingehenden Frommen zu haben ist. So soll die Feier auf die Vergangenheit schauen, nicht die erzählende Geschichte. Wie uns neben jenem verklärenden Blick die Erinnerung an die wirklichen Zustände im eben eroberten Land aufbewahrt ist, so geht auch bei uns die Geschichtsschreibung neben der feiernden Erinnerung einher. Braucht diese nicht alles gerecht und genau aufzuzeichnen, so darf jene nicht im liturgischen Stil verfahren. Dieses gilt für unsere Biblischen Geschichten, die wohl dem Stil der zweiten Art die Dinge darzustellen, im Dienst der Wahrhaftigkeit gerechter werden könnten, als sie es früher taten. Alles an seinem Platz und zu seiner Zeit; keine Seite ist zu entbehren, weder die erfahrungsgemäße noch die ideale, weder die geschichtliche Erinnerung noch die Feier. — Daß ein Wort wie das bekannte herrliche „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen", für ähnliche Hochfeiern in Haus und Stadt und Land, zumal für das Hochzeitsfest in ersterm einen vollklingenden Text abgibt, braucht nicht bemerkt zu werden; im Unterschied von andern Texten kann man hier das „Aber" sehr gut stehen lassen, weil es einen berechtigten Gegensatz zwischen dem christlichen Eheideal und andern herausstellt.

Die Richter.

Was können wir uns versprechen von diesem Buch voller Sagen aus der ersten Zeit Israels im Lande Palästina? Mancherlei. Einmal ist es ein Heldenbuch; es ist voll von Kämpfen und zwar von Heldenkämpfen, die einzelne Stämme unter Führung ihrer Richter ausgeführt haben. Daneben aber zeigen sich schon die ersten Anfänge eines Vorganges, der uns sehr angeht, nämlich die der Bildung eines einheitlichen Staates. Könnten wir beide Erscheinungen auch an einem andern Volke z. B. an dem unsern studieren, so haben wir hier den Vorzug, daß sie in dem Lichte dargestellt sind, das uns allein ein Recht gibt, uns mit ihnen zu befassen, und das ist das religiöse. In diesem ist schon die erste Erscheinung von Wert für uns. Der Held und der Glaube an Gott, das ist ein Gegenstand, der uns gerade in Kriegszeiten wieder sehr nahe gerückt worden ist. Und zwar kommt es dabei auf ein zwiefaches an: einmal ist es der Held, wie er selbst an seinen Gott glaubt und aus diesem Glauben seine Stärke zieht; dann aber auch, wie sich der Held und alles, was er tut, im Glauben, der der unsrige ist, spiegelt und darstellt. Von da aus wird natürlich vor allem auf Gott ein ganz andres Licht fallen, als wir es gewöhnt sind. Wir brauchen eine solche Erweiterung unsers Bildes von Gott, daß an ihm auch das Heldische und Gewaltige eine Seite bildet. Wie sehr gerade die Erfahrungen des Krieges uns darauf haben achten lehren, braucht nicht mehr gesagt zu werden.

Dann aber ist es der Staat, der unsere Aufmerksamkeit erregt. Das Richterbuch bedeutet im Zusammenhang der israelitischen Geschichte eine wichtige Staffel in dem Aufstieg zu diesem Ziel. Hier wendet sich die Entwicklung ausgesprochen unter dem Druck der äußern Umstände dem einheitlichen

Regimente zu. Wir haben ihren Gang durch mehrere gesellschaftliche Stufen hindurch verfolgt: von der Familie ging es zur Sippe, von ihr zum Stamm und vom Stamm zum Volk. Nun wird der erste Anfang dazu gemacht, einen einheitlichen Staat ins Leben zu rufen. — Zum Wesen dieses höchsten gesellschaftlichen Gebildes zählt man drei Dinge: Land, Leute, Macht. Die Leute waren da, als das Volk aus Ägypten aufbrach, das Land erstrebte es bei diesem Auszug und gewann es bei seinem Einmarsch in das Land der Verheißung; und gerade dieser starke Trieb zur Bildung eines Staates ist eine wichtige Rechtfertigung des Volkes auf seinem Weg, zu einem eignen Land zu kommen. Nun fehlt bloß noch das wichtigste, nämlich die Macht. Ohne Macht kein Staat. Zwar finden wir schon mancherlei Verrichtungen in der bisherigen Geschichte des Volkes, die dem Wesen des Staates entsprechen: Gesetze werden gegeben und Recht wird gesprochen, und wenn wir in diese zweite Aufgabe nach alter und besonders orientalischer Sitte hineinnehmen, was wir Verwaltung nennen, dann haben wir schon einiges zusammen, was den Staat ausmacht. Wir bekommen schon einen Umriß von seiner Bedeutung: es ist ein Wille, der im Volke auf einmal entstanden, in einem Mann oder in mehrern verkörpert, das Ich, den Träger der wichtigsten Verrichtungen bildet, die ein Volk zusammen und am Leben erhalten. Hier sammelt sich der Wille zur Selbsterhaltung, wie er in einer jeden Einzelperson und auch in jeder Gesamtpersönlichkeit als letzte und tiefste Kraft lebt, die garnicht auszurotten ist. Diese kann aber garnicht anders als im Geist des Guten, und das ist für die ersten Anfänge eines solchen Gemeinschaftswesens in dem des Rechtes das Volk regieren. Unabhängig von dem, was die Einzelnen für gut finden oder für schlecht, stellen sich gewisse Regeln des Zusammenlebens heraus, wie sie über die ganze Erde hin im ganzen gleich, doch wieder in jedem Volk verschieden sind. Um des Lebens willen entsteht all solches, weil es gar nicht anders geht; aber daran knüpft sich dann ein Aufstieg, der auf vollkommenes Leben hinzielt. Dieses Recht bedeutet zuerst das Mindestmaß dessen, was sich die Einzelnen ganz abgesehen von ihrer innern Zustimmung und ihrer Gesinnung, an Erweisen normalen Verhaltens schuldig sind, damit nicht sie selbst und darum auch das Ganze Schaden erleide. Daraus kommt dann die rechtliche Gesinnung, die immer neues und zwar besseres Recht an die Stelle setzt, wie es sich aus der Erfahrung und zugleich aus dem feiner gewordenen sittlichen Sinn entwickelt. Doch da von diesen Dingen ausführlich bei der Gesetzgebung, die man Mose zuschreibt, die Rede gewesen ist, können wir nun zu dem andern wichtigen Merkmal des Staates übergehn, und das ist, wie schon bemerkt wurde, die Macht. Diese ist von mehrfacher Bedeutung; einmal hat sie hinter das Recht zu treten, um ihm als ausführende Stelle den Weg zur Geltung zu bereiten, und dann hat sie die Leute und das Land, die zum Staate gehören, gegen äußere Feinde zu schützen. Jene innere und diese äußere Aufgabe sind für den Staat nicht zu erfüllen, wenn er keine Macht hat. Diesem Wort stehen wir Religiösen von jeher mit großer Unklarheit gegenüber. Zwar leitet alter Glaube nationaler Art die Macht des Staates von Gottes Gnade ab; aber dann wieder gibt es so viele, denen sie geradezu unangenehm ist. Sind sie doch von ihren wichtigsten Anliegen her gewöhnt, nicht mit ihr, sondern mit Güte und mit Überzeugung zu rechnen. Darum sind sie immer in Gefahr,

anstatt Macht gleich Gewalt zu sagen und beide gleicherweise von jenem hohen idealen Standpunkt aus zu verdammen. Kommt dazu noch, daß die Persönlichkeit in ihrer Freiheit als höchstes geschätzt wird, dann ist für den Staat mit seinem Hauptkennzeichen wenig Verständnis zu erhoffen; und erst recht noch, wenn er als Wettbewerber oder gar als Gegner der Kirche gegenübersteht.

Wir freuen uns, in dem Buch der Richter und in den auf es folgenden gleichsam mit ansehen zu können, wie ein Staat entsteht; oder um es ganz genau zu sagen, wie sich eine spätere Zeit diesen Vorgang gedacht hat. Auch hier ist dies aber das besonders Wertvolle für uns, daß es der Standpunkt des Glaubens ist, von dem aus dieser Vorgang dargestellt wird; es ist ein Staat, der sich auf das engste an den Gott anschließen will, der dieses Volkes Gott gewesen ist. Wiederum brauchen wir uns, da wir ja nicht auf die unbedingte Geltung alles dessen, was in der Bibel steht, eingeschworen sind, nicht ohne weiteres dieser Beurteilung anzuschließen; sind wir ja doch keine Israeliten des neunten Jahrhunderts vor Christus oder wann diese Sagen und Geschichten entstanden sind. Aber sie sind uns wertvoll, weil sie im Zusammenhang mit der religiös-sittlichen Entwicklung stehen, die nun einmal geschichtlich die unsrige geworden ist und die unsere Überzeugung begründet hat. So behalten wir uns unsern Blick, also den unsers Glaubens auf dieselben Dinge vor, die der eigne Glaube der Angehörigen dieses Staates vielleicht anders angesehen haben wird. Wir deuten gläubig auch diesen Glauben, aber nicht ohne von ihm aus unsere Deutung herzuleiten. Wir wissen ja, daß der Staat von heute etwas ganz anderes ist als der von damals; aber wir verzagen darum doch nicht daran, eben unsere wichtigsten religiös-sittlichen Erkenntnisse an diesen offen vor uns liegenden religiös-geschichtlichen Stoff anzuschließen, an den wir nun einmal als einen Teil unserer klassischen Religionsurkunde gewiesen sind.

Die Ansiedlung.

Kap. 1 und 2.

Schon diese Darstellung der im Lande verbliebenen Reste der angesessenen Bevölkerung und der mit ihnen bevorstehenden Kämpfe läßt sich gut in dem soeben erörterten Sinne einer religiös gerichteten Staatsbürgerkunde verwenden. Natürlich fallen auch viele andere Erkenntnisse ab, wenn man in sie eindringt und sie behandelt. Vor allem sind das solche geschichtlicher und religionsgeschichtlicher Art. Diese Verhältnisse haben die eingewanderten Stämme umgestalten helfen, und zwar aus einem Nomadenvolk zu einem solchen des Ackerbaus. Damit aber war schon gegeben, daß sie auf den Weg zu höherer Kultur kamen; denn Schillers Gedicht gilt auch für diese Verhältnisse. Freilich kamen sie damit auch dem Gottesdienst der Landes- und der Landgottheiten nahe, die in ihrer Art dem auf das Geistige und Sittliche gerichteten höhern Religionswesen entgegengesetzt waren. Es ist nicht zu viel vorausgeeilt, wenn man von daher schon einen Blick auf die Gestalten wirft, die diesem Kult am kräftigsten entgegengetreten sind und dabei die Religion Israels auf ihre Höhe gebracht haben. Sicher haben die Propheten in ihrem Auftreten etwas, was sich als Rückschlag und Gegenwirkung auf die Gefahr auffassen läßt, die in der Berührung der Religion der Eingewanderten mit der der Eingesessenen lag.

Diese wirkte gleichsam als ein Reiz auf sie ein, ihr eignes Bestes und damit auch das der Religion ihres Volkes zu entfalten, und zwar in der Richtung, die wir als die von Mose herrührende ansehen können, nämlich in der auf die Höhe der geistig-sittlichen Verehrung des Einen Gottes. — Neben dieser geschichtlichen Betrachtung ist auch eine religiöse nicht verwehrt. Und zwar eine in dem oben angegebenen Sinn: es ist Menschenlos, das uns weiter treibt, daß wir niemals zur Ruhe eingehen, wenn wir auch glauben, die Ruhe erlangt zu haben. Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes; aber bis wir dahin eingehen, werden wir von einer Unruhe zur andern getrieben, oft genarrt und getäuscht von der Hoffnung, daß sich, wenn nur noch dieser Berg überwunden ist, das Land dauernder Ruhe vor unserm Blicke ausbreiten wird. Ob das eine rein biologische Einrichtung der Natur oder ob es der Zug des Schöpfers zu der Welt der Vollkommenheit im Reich des Geistes ist; tatsächlich ist das das Geheimnis von uns Menschen: wir träumen immer von Ruhe und finden sie doch nirgends. Aber dieser Traum ist uns von der größten Lebensbedeutung; denn er spornt uns an, wenn es die Aufgaben und Ziele nicht von selber tun wollen. So steht es im Leben der Völker, wie ausgeführt wurde; die Aufgaben hören niemals auf, immer neue Verwicklungen erheben sich, wenn eine beseitigt wurde; das Leben bringt immer neue Zusammenstöße, und irgend ein starker schaffender Wille ist immer geschäftig in der Geschichte, die Dinge weiter zu treiben. So ist es aber auch in jedem Einzelleben: immer bleiben reichlich Kanaaniter im Lande, ob man sie nun allegorisch auf Reste von Not und halbem Glück oder auf solche von alten Sünden beziehen will, die uns immer, gemäß ihrer von Gott gegebenen Bestimmung, wachhalten und all unsere Kräfte entfalten lehren sollen.

Ähnlich aber verfährt auch die angekündigte Art, die Berichte zu betrachten, die sie auf den Staat beziehen sollte. Religiös einen Geschichtszusammenhang betrachten heißt immer, ihn auch unter dem Gesichtspunkt des Zieles betrachten. Das tun ja auch die Männer, die der Darstellung die letzte Gestalt gegeben haben. Sie sehen in jenen politischen Verhältnissen eine Weisheit Gottes, der es nun so gefügt hat, um sein Volk auf den rechten Weg zu bringen. Entweder will er sie im Wettbewerb mit den kriegsgewohnten Einwohnern vor der Verweichlichung im Land voll Milch und Honig bewahren, oder er will sie prüfen, ob sie imstande sind, den religiösen Einflüssen aus ihrer Umgebung zu widerstehen; oder er will sie mit Einfällen der fremden Völker strafen, wenn sie sich durch die in ihrer Mitte ihnen drohende religiöse Gefahr vom rechten Weg haben ableiten lassen. Wir können mit allen diesen drei Antworten nicht viel anfangen, auch nicht mit der letzten, die einen steifen geschichtlichen Zusammenhang einförmig über die ganze Geschichte jener Zeiten ausbreitet. Wir wissen zwar den Ernst dieser Auffassung zu würdigen, wie immer, wo sie Geschehnisse der Natur oder der Geschichte im Geist des strengen israelitischen religiösen Denkens als Strafe für Sünden faßt, die in gar keinem Zusammenhang damit stehn; aber als richtig und maßgebend werden wir sie niemals ausgeben. — Jedoch uns liegt es näher, eine ganz andere Linie von ähnlicher Art zu ziehen. Die hier geschilderten Verhältnisse lassen in die großen und schweren Aufgaben schauen, die den eingewanderten Stämmen gestellt sind;

denn sie drängten gleichsam aus sich heraus darauf hin, daß das Volk zu einer Einheit und zwar zu einer staatlichen vorschritt. Stießen sie auf ein wenn auch nicht sehr festes politisches Gebilde in dem eroberten, aber noch nicht besessenen Lande, so mußte ihnen alles zurufen, ihnen gegenüber sich ähnlich zusammenzuraffen oder in noch engere Gemeinschaft zu treten, als es die Stadtkönige Kanaans über sich gewannen. Dazu traten dann später als wichtigster Einfluß noch die auswärtigen Feinde, die das Volk auf dieselbe Bahn drängten: wollten sie sich halten, dann mußten sie sich zusammentun und organisieren, wie das ja auch später unter den Königen geschehen ist. Aber hier sehen wir in die Umstände hinein, die auf eine solche Entwicklung hintrieben. Natürlich ist das nichts, was der israelitischen Geschichte besonders eignete; es ist eine typische Erscheinung, die wir bei den Griechen oder bei unsern Vorfahren genau so studieren könnten. Aber hier liegt sie in leicht zugänglichen Urkunden vor uns, und hier ist sie auch mit religiösen Gedanken verbunden, die eine religiöse Würdigung der Vorgänge als letztes Wort nahelegen, wie es uns vorzüglich für unsre Aufgabe zusagt.

Wir sehen nämlich in die tiefsten Anlässe hinein, die Stämme zu einem Volke zusammenschweißen und ihm eine staatliche Gestalt aufnötigen können. Diese liegen ganz einfach in der Notwendigkeit, sich gegen innere und äußere Gegner als Volk zu halten. Mag sich der Staat nachher auch aufschwingen zur höchsten Höhe eines Kulturstaates, wir nehmen an, daß er sich ursprünglich gebildet hat um der Erhaltung seines Volkes gegen innere und besonders gegen äußere Feinde willen. Er ist um des Lebens willen entstanden und er besteht um des vollkommenen Lebens willen (J. Kaftan). Die Kraft, die einem Volk tief eingepflanzt ist, sich zu erhalten und aufzusteigen, hat, wie wir annehmen können, auch dazu geführt, daß es sich im einheitlichen Staat den Dingen angepaßt hat, um dann, wie es immer geschieht, aus einer solchen Anpassung etwas hervorgehen zu lassen, was auch an sich selber wertvoll ist. Wir können nun auch noch das hinzufügen, daß sich dieser ursprüngliche Sinn solches Zusammentretens immer als ein wichtiges Stück in den Aufgaben eines Staates erweist, mögen diese sonst noch so hoch über einen solchen Anfang hinausgewachsen sein. Wir haben es ausreichend erfahren, wie der Staat sein Volk gegen äußere und auch innere Gefahren schützt. Nun entspricht es durchaus unserm einfachen religiösen Denken, solche tief in den Dingen liegenden Notwendigkeiten auf den Willen Gottes zurückzuführen. Hier macht sich geltend, was wir immer Gott nennen werden, nämlich eine ursächlich gegründete Notwendigkeit, die aber weit über sich selbst auf höhere Ziele hinausweist, und zwar mit dem Zwang einer weit ausschauenden Idee, die sich als leitende und gestaltende Kraft erzeigen wird. In den Verhältnissen, wie sie ursächlich und geschichtlich geworden sind, bringt sich Gottes Wille zum Ausdruck, indem er auf bestimmte Auswege für die in ihnen liegenden Nöte einfach durch den Zwang der Umstände selber hinweist. Das ist für uns das Gottesgnadentum eines jeden staatlichen Gebildes. Wo die Kanaaniter so zahlreich und so gefährlich für den Bestand und die Religion eines Volkes im Lande wohnen und wo um es her so viele Feinde drohen, da drängt einfach alles durch die eigne Wucht der Umstände und der Entwicklung selber auf etwas Ähnliches wie einen Volksstaat

hin. So ist der Staat, aus der Tiefe der immer wiederkehrenden Notlage geboren, tatsächlich ein Gedanke des Gottes, der die Geschicke der Völker lenkt. — In diesen seinen Ursprung die Augen von Erwachsenen und zumal von Schülern an der Hand der beiden ersten Kapitel, die freilich oft in den Schullesebüchern als wenig erbaulich und den andern Angaben widersprechend ausgelassen sind, hinzuweisen, ist eine erfreuliche Arbeit, weil sie einmal neue Gedanken bringt und auch von einem scheinbar dürren Ästlein der Bibel Feigen liest. Dabei wird man ja vorsichtig in der Kunst sein, die Kanaaniter auf heutige Gruppen im Volksleben auszudeuten. Man kann ja auf die Polen, die Lothringer, die Dänen hinweisen als auf Volksteile, die einmal in dem von uns besessenen Land eine wichtige Rolle spielten. Sie stellten uns große Aufgaben, sie nicht auszurotten noch zu zwingen, sondern durch richtige Behandlung für unsern Volks- und Staatsgeist zu gewinnen. Wir hatten leider nicht die Gabe, sie für uns einzunehmen. Das hat sich bitter gerächt. Tatsächlich lohnt und straft der Herr der Geschichte ein Volk und besonders das unsrige genau nach dem Maß, wie es versteht, mit solchen ihm einverleibten fremden Volksteilen fertig zu werden. Das drückt sich schon darin aus, daß wir so viele Fragen, wie Volksteile von dieser Art bei uns hatten. Mitunter wird ein solches Ziel erreicht, wie z. B. bei den Wenden. Mitunter wird ein leiser Anfang gemacht, auf dem hier genannten Weg der gegenseitigen Heirat einen solchen Volksteil aufzusaugen, wobei man auch etwas an die Juden denken kann, die wahrlich für uns Kanaaniter geworden sind, gegen sie kehrt sich heute dieselbe Leidenschaft, mit der sie einst, obwohl sie auch damals die Eindringlinge waren, die Eingesessenen hatten vernichten wollen. Immer aber heißt es, wie jeder schmerzlich erfahren muß, der sich mit solcher innern Politik beschäftigt, daß es, wo sich Nöte ergeben, wenn auch keine Wege, aber doch Aufgaben gibt, die möglichst gut, also stark und weit zugleich gelöst werden müssen, um die Kanaaniter im Lande nicht zu den Bundesgenossen der Philister werden zu lassen.

Debora.

Kap. 4 und 5.

Nicht ohne Bedeutung für die Erkenntnis dieser Geschichten und auch für alles weitere ist die geschichtliche Lage, in die Israel im Lauf der Zeit hineingeriet. Die Ureinwohner hatten sich weithin im Lande behauptet, zumal in den festen Städten und in der Jesreelebene. Zwischen die von ihnen gehaltenen Gebiete schoben sich im Gebirge die Israeliten hinein, wo sie nur Platz fanden. In dieser Lage vollzogen sie die schon erwähnte Umwandlung aus einem Nomaden- zu einem Ackervolk und übernahmen damit auch die religiösen Bräuche, die mit der Landwirtschaft zusammenhingen. Jedoch erschlaffte in dem neuen Zustand der Ruhe und des Kulturlebens die alte kriegerische Kraft. Die Kanaaniter suchten diese Wandlung zur Vernichtung der Eroberer auszunützen und schlossen sich, wie es ihre Gewohnheit war, zu einem großen Städtebund zusammen, dessen Haupt der König Sisera von Haoseth war. Es gelang ihnen, die Eindringlinge unter ihre Gewalt zu bringen, ohne daß es die Israeliten wagten, gegen diese Herrschaft sich zu erheben. „Endlich gelang es einem Weibe, der gottbegeisterten Seherin Debora aus Issaschar, durch kriegerische

Werbelieder und kühne Orakel einen neuen Kampf zu entflammen. Sie gewann vor allem Barak, den Häuptling im benachbarten Naphtali, der die Schmach einer Gemeinschaft rächen mußte, für ihre Ziele." Mit einigen unter den vielen Stämmen des Volkes gelang es diesen beiden, einen kräftigen Schlag in der Jesreelebene gegen die Kanaaniter zu führen, wobei die Überschwemmung der Niederungen des Kison jenen zum Verhängnis wurde. Sisera fiel durch die meuchelmörderische Tat eines andern Weibes. Mit diesem Schlag war die Fremdherrschaft abgeschüttelt, die Kanaaniter konnten an keinen Widerstand mehr denken, und Israel ward langsam zum Herrn des Landes. Freilich machten ihnen bald auswärtige Völker zu schaffen vom Westen und vom Osten her; jedoch es gelang den Grenzstämmen, diese abzuwehren, bis das aus der ganzen Lage herausgeborene Königtum die Abwehr einheitlich durchführte.

Das Lied von Debora ist von großer dichterischer Schönheit und Macht. Gut vorgelesen wirkt es auf jede Klasse mit der Gewalt, die jede solche unmittelbare Äußerung starker Gefühle hat. Und wie viele von solchen werden angeschlagen! Bewundernder Preis für den Jahve, der heranzieht als Gott der Heerscharen, und die Berge bebten und die Wolken troffen von Wasser; die Trauer über die Verödung im Lande, das unter der Fremdherrschaft seufzt, die Begeisterung für die Heldin, die die mutlosen Männer beschämt und zur Erhebung aufruft, die Freude an der festlichen Versammlung der kriegerischen Stämme mit dem Reigen der Debora und des Barak; die scharfen Worte des Tadels für die zurückbleibenden und die preisenden für die kampfbereiten Stämme des Volkes; die knappe von Leidenschaft durchwogte Schilderung des Kampfes, wie die Sterne und die Wasser wider Sisera und seine Mitkönige stritten und Gott vom Sinai her eingriff in den Krieg um die Befreiung seines Volkes; dann die ebenso aufgeregte Ausmalung des Mordes, mit dem Jael das Haupt der Gegner, wenn auch unter Bruch des Gastrechtes, aus dem Wege schaffte; und endlich die von leidenschaftlicher Schadenfreude und Spottsucht sprühende Phantasie, in der sich der Sänger die Qual der wartenden Mutter des ermordeten Königs ausmalt. Aus allem schlägt uns die Glut einer lohenden Liebe zum Volk und eines brennenden Hasses gegen den Feind entgegen.

Noch mehr als an der dichterischen Schönheit ist uns freilich an der religiösen Haltung des Liedes gelegen. Prachtvoll und überwältigend ist in den ersten Zeilen ausgedrückt, wie der Dichter im brausenden Sturmgewitter, das den Bach über seine Ufer steigen und die Feinde versinken ließ, Jahve als den Helfer und Retter seines Volkes erlebt. Gott als lebendige Gewalt und unmittelbar spürbare Kraft, bereit zur Hilfe für sein Volk, in den Ereignissen selber erlebt und erfahren, das ist der starke Eindruck, der uns immer noch aus dem Liede entgegenschlägt. Es ist nicht der stille und ferne Gott der Lehre und des Katechismus, sondern es ist wieder der lebendige und gewaltige Wille, der sich in den Ereignissen durchsetzt und persönlich als Kraft und Macht von seinen Gläubigen gespürt wird. Das hat A. E. Krohn in seinem Heft Debora sehr gut ausgeführt und die unterrichtlichen Folgerungen daraus gezogen. So zeigt sich Gott immer, wenn er langjährige Fremdherrschaft zerbricht und seinem Volke ein neues Morgenrot der Freiheit schenkt. So hat E. M. Arndt den Gott erfahren, der das Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte, den „Gott, der

groß und wunderbar nach langer Knechtschaft Nacht uns allen in Flammen aufgegangen war, der unsrer Feinde Trotz zerblitzet und unsre Kraft uns schön erneut, der über Sternen waltend sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit". Und A. Bonus hat über Sturmgötter geschrieben, die einem aufsteigenden Volk vorangehen, deren Bild der über die Wolken emporgeworfene stürmende Wille solcher jugendlicher und aufstrebender Völker ist, während zur Ruhe gekommene auch ein ruhiges Bild von Gott zu verehren lieben.

Die sittliche Beurteilung der beiden Frauen ist nicht leicht. Zwar steht Debora da im Glanz etwa der Jungfrau von Orleans, voll von der Glut der Leidenschaft, in der das Weib manchmal ihrer Natur gemäß den vernünftigern Mann übertrifft. Aber über Jael und über diese Verherrlichung ihrer Tat läßt sich doch nicht fruchtlos mit einer kritischen und zugleich begeisterten Klasse eine Aussprache erzielen. Dabei würde es ja sicher zur Sprache kommen, daß unsere leidenschaftlichen romanischen Feinde noch heute ein solches Weib in den Himmel erhöben, während wir ruhigern und auf die Würde der Frau mehr bedachten Deutschen Bedenken trügen.

Endlich wirft eine national und politisch gerichtete Überlegung noch den wichtigen Gesichtspunkt ab, daß in dem Lied deutlich die Verhältnisse zu Tage treten, die die politische Entwicklung weiter treiben müssen: es geht doch nicht an, daß es den Stämmen überlassen bleibt, ob sie sich an dem Kampf gegen die Fremdherrschaft beteiligen wollen oder nicht. Hier ruft alles nach einem Mittelpunkt, nach einem einheitlichen Führer und Herrn des Volkes, der nicht bitten muß, sondern zwingen kann. Man wird daran erinnert, wie es in den Zeiten des alten deutschen Reiches die Städte und kleinen Fürsten in der Hand hatten, ihre Hilfe zu geben oder zu verweigern; wie ganz anders war es im Deutschen Reich, als eine starke Hand das Schwert der Abwehr so wuchtig und erfolgreich führte, wie wir es erlebt haben.

Gideon und Abimelech.

Kap. 6 – 9.

1. Mit diesen beiden Richtern beginnt etwas Neues in Israel. Sie stellen die ersten Versuche dar, dem Volk ein geordnetes Regiment zu geben. Zu Land und Leuten und zur Macht beginnt sich jetzt die ständige Obrigkeit als Trägerin der letztern über die erstern zu gesellen. So kommen wir immer dem Gebilde näher, das uns am meisten anzieht, nämlich dem Staat, wie er nachher unter David sich erhebt. Jetzt sind es noch sehr kärgliche und bald wieder unterdrückte Anfänge; aber der Wille zum Staat ist vorhanden. Wie aus der Familie die Sippe und der Stamm und aus dem Stamm das Volk geworden ist, so strebt nun das Volk mit innerer Notwendigkeit darnach, zum Staat zu werden. Es braucht nicht ausführlich gesagt zu werden, was uns daran am ersten angeht. Wo ein Staatswesen sich zu regen beginnt, da ist gleich die Politik im Spiel; und Politik ist nichts anderes als Kampf um die Macht, um die Macht nach außen über andre Völker und Staaten oder wenigstens im Wettkampf mit ihnen, und um die im Innern, andern Einflüssen und ausgesprochenen Gegnern gegenüber. Das ist uns christlich gerichteten Leuten klar geworden, seitdem es uns unsre Politiker, Fr. Nauman voran, so unerbittlich eingehämmert haben, weil

wir alle, von dem Christentum her an weichere Töne gewöhnt, vor dem Wort Macht einen leisen Schauder empfanden. Im Innern ist es Kampf der Parteien um die Macht oder der Krone mit dem Volk um dasselbe Gut; nach außen hin ist es nichts anderes: Kampf um Macht über die Güter der Erde, um Einfluß auf andre Völker, um Selbstbehauptung und Selbstentfaltung; wohin wir schauen, Kampf um die Macht. Ein Staat ohne Macht ist ein Messer ohne Klinge. Man darf nicht gleich statt dieses Wortes das andre „Gewalt" brauchen, um damit den Staat seinern Kräften und Bestrebungen gegenüber ins Unrecht zu setzen; denn dies Wort bezeichnet nur das äußerste Mittel, mit dem um jenes Ziel gerungen wird, während sich dieses Ringen oft wenigstens in den Formen des Rechtes und der Auseinandersetzung mit Worten vollzieht. Gerade diese ultima ratio ist es, die uns, wie uns die ganze Kriegszeit gezeigt hat, vor allem verwirrt; wir sind von dem N. T. her sehr stark beeinflußt; wir merken, wie die Bergpredigt unser Gewissen trotz aller Worte von der Sittlichkeit für eine Zwischenzeit oder dem unerreichbaren Ideal, wie mit Haken gefaßt hat. Daher leiden wir so sehr unter dem Problem Politik und Moral, Politik und Religion.

Gerade dieses soll nun der Gesichtspunkt sein, unter dem wir auch die folgende Geschichte behandeln wollen, in der sich vor unsern Augen ein im ganzen religiös und sittlich, und zwar in einem dem unsern verwandten Sinn, gerichtetes Staatswesen erhebt, eine Weile blüht und dann langsam zerfällt. Die Urkunden geben manchen wichtigen Beitrag zu jenem Problem; denn es sind wohl alle, die politisch in jene Geschichte eingreifen, unbedingt von ihren ersten seelischen Ursprüngen her der ganz engen Verbindung von religiösem und nationalem Denken zugeschworen, die das innerste Wesen des israelitischen Volkes ausmacht. Darum wird uns eine Fülle von Modellen begegnen, an denen wir politisches Handeln erblicken können, das ganz naiv mit religiösem Fühlen und Wollen zusammen in einer Seele besteht. Es wird uns auffallen, wie wenig solches Zusammensein von einander fremd erscheinenden Bestrebungen als Problem empfunden wird, weil man ja damals noch in einer Verehrung Gottes lebt, die nicht berührt ist von jenem Geist Christi, der uns auf andre Bahnen geführt hat. Aber wir werden wenigstens Gelegenheit haben, unsre Fragen an jene Gestalten zu stellen. Dazu kommt noch ein anderes, und das scheint die Hauptsache zu sein. Wir merken, daß das Verhältnis zwischen den beiden geistigen Bestrebungen, das uns so viel Pein macht, eine Geschichte hat. In dieser bedeuten die Propheten einen entscheidenden Einschnitt. Denn sie haben zum ersten Mal die große Forderung aufgestellt, daß sich die Politik nach sittlichen und religiösen Maßstäben richten soll. Sie sind ziemlich vereinsamt in der langen Entwicklung geblieben; denn man hat nachher wie vorher im wesentlichen Politik gemacht nach den Gesetzen, die nun einmal diesem Gebiet weltlichen Lebens innewohnen, wenn wir auch auf Ausnahmen achten werden. Da uns in den Urkunden eine mehr oder weniger zusammenhängende Entwicklung religiös-politischen Denkens vorliegt, werden wir versuchen darauf zu achten, ob sich nicht trotz dem, was eben gesagt war, eine leise Änderung wenigstens in den Maßstäben bemerkbar macht, mit denen man vom religiös-sittlichen Gewissen aus die Politik gemessen hat. Mit andern Worten, wir wollen auf eines hinaus: man kann nicht von heute auf morgen die religiöse

Moral auf die Politik anwenden wollen, so wenig wie man sie von diesem Gebiet überhaupt fernhalten darf. Nur langsam Schritt um Schritt kann und darf man auf diesem Boden weiter gehn. So wird es gegenwärtig darauf ankommen zu fragen, auf welcher Stufe dieses Verhältnisses wir stehn, und ob es nicht an der Zeit ist, langsam wieder eine neue zu betreten, nachdem wir so schwere und unvergeßliche Erfahrungen von außen mit den Stimmen unsers Gewissens haben verbinden lernen. Wir werden bei jenem Überblick über die Geschichte so vieles finden im politischen Handeln von Menschen, die ausgesprochen oder selbstverständlich fromm waren, was wir einfach garnicht begreifen können. Ganz sicher wird es auch unsern Nachfahren so gehn, wenn sie unser politisches Denken und Wollen anschauen, wie wir, die wir Christen sein wollen, es mit unserm religiösen Stand haben vereinigen können. Denn trotz aller gelegentlichen und grundsätzlichen Rechtfertigungen verläßt uns als Nachhall der garnicht zu übertäubenden Stimme Gottes in Jesus Christus doch nicht das Gefühl: Es ist nicht recht, wie es jetzt ist. Natürlich geht es gegenwärtig aus vielen Gründen nicht, es sofort anders zu machen im Kampf der Völker und der Parteien um die Macht. Aber wir würden uns doch von Herzen freuen, wenn sich mit der tiefen Einsicht, was den Völkern der Welt nach den furchtbaren Erfahrungen des Krieges gut und nötig ist, die ganz unbedingten Forderungen des Gewissens an sich verbänden, um eine ganz neue Art des politischen Verkehrs anzubahnen. Denn so, scheint es, geht es immer und muß es gehn: keiner jener beiden Einflüsse an sich ist stark genug, um das Neue durchzusetzen, weder die Erfahrung von dem, was gut und schädlich ist, noch der Geist Gottes im Gewissen. Aber beide arbeiten zusammen, der eine auf diesem Gebiet und der andre auf jenem. Den Anlaß aber muß immer ein großes entscheidendes und umwälzendes äußeres Ereignis geben, um den Ideen, die in der Luft lagen, zum Durchbruch zu verhelfen. War das vor über hundert Jahren die französische Revolution, so ist es jetzt der Weltkrieg und die deutsche Revolution. Die Ideen aus dem Reich des Geistes, die solche Ereignisse entbinden, stimmen mit den Erfahrungen von gut und schädlich im weitesten Maß genommen, überein, wie im letzten Sinn immer das, was „gut" und das was gut ist, übereinstimmt, nur daß die Sprache beidemal ihre besondere Weise hat. Was im besondern aus dem Reich des Unbedingten, einer Zeit von ihrem Lenker gesagt wird, das ist immer ein Wort, das darauf aus ist, die Ursachen derselben schweren Zusammenbrüche der ganzen Gesellschaft zu beseitigen, die Anlaß gegeben haben, sich auf neue Ideale und Wege zu besinnen. Wer das Ohr an den Boden legt, um den Tritt der kommenden Dinge zu vernehmen, könnte vielleicht so etwas wahrnehmen wie eine ganz andre Organisation der Völker, die auch eine andre Politik zur Folge wie zur Voraussetzung hätte.

2. Die Berufung Gideons bedeutet wieder die dramatische Einkleidung für die Gewißheit, daß der Kampf um die Freiheit des Volkes im Willen Gottes begründet sei. Es liegt im Vergleich mit der ähnlichen Gewißheit, die Mose wurde, nichts darin, das Anlaß zu einer besondern Behandlung geben könnte. Nur kann man sich wieder erfrischen an der naiven und starken Gewißheit, mit der geglaubt wird, daß Gott auf „unsrer" Seite stehe; diese macht sich über sein Verhältnis zu den Midianitern nicht die geringsten Gedanken. Nicht ohne

Wert ist der letzte Zug an der Erzählung: Gideon fürchtet, als ihm gewiß wird, daß er Jahve gesehen, er müsse sterben; aber Gott antwortet ihm, er soll sich nicht fürchten, denn er werde nicht sterben; auch ein Zug, der in der oben erwähnten Berufung von Mose erscheint.

Die geschickte Art, wie der letzte Bearbeiter die große Zahl der Streiter Gideons mit der kleineren ausgeglichen hat, vermag einer ebenso geschickten homiletischen Behandlung einen fesselnden Text darzubieten, wenn es sich einmal darum handelt, den Wert einer entschlossenen Minderheit, die geradeaus handelt, ohne Umstände zu machen, einem schwerfälligen Körper von Leuten entgegengesetzter Art vorzuziehen. Solch ein trotziger Glaube an die Kraft der wenigen läßt sich etwa einmal aussprechen, wenn ein Verein, eine Gemeinde oder gar eine Kirche durch Massenaustritt von gleichgültigen und umständlichen Leuten einen großen Verlust an Zahl erlitten hat, um dem Rest der Getreuen zu zeigen, wie sie unbelastet nun den Kampf des Herren führen können. Ein solches anschauliches Wort eignet sich auch sonst ohne derartigen Anlaß dazu, aus tiefem Glauben heraus die Kraft des Geistes mit vielen Beispielen aus der Geschichte der Christenheit aller Zeiten im Gegensatz zu der Masse verherrlichend zu preisen.

Die Einzelheiten des Kampfes Gideons mit den Midianitern, wie die Auskundschaftung ihres Lagers und seine Kriegslist, verstoßen auch heute noch nicht gegen die Moral des Krieges; nur gefangene Fürsten würde man heute besser behandeln. — Die schlagfertige und gewinnende Art, wie er die Eifersucht der Leute von Ephraim zu stillen weiß, die ihm grollen, weil er sie erst nachträglich herangeholt hat (8,1—3); verrät den zum Führer geeigneten Mann, der seine Leute zu nehmen weiß. Noch stärker freilich steigt dieses sein Bild in den folgenden offenbar gut geschichtlichen Erzählungen hervor, die den Gideon ohne die religiöse Verbrämung und die Übertreibung der Sage zeigt. Die Blutrache für die Brüder, die Rache an den Kanaanitern von Sukkoth, weil sie seinen Soldaten den Proviant verweigert hatten, zeigen ihn als den zum Herrschen bestimmten Mann voll persönlicher Macht, aber nicht ohne einen Zug, der über die Sitte der Blutrache schon hinausweist. Denn er schämt sich zuerst, an den wehrlosen Fürsten der Midianiter diese Pflicht gegen seine ermordeten Brüder zu erfüllen; wenig fein mutet es uns freilich an, wenn er damit seinen noch jugendlichen ältesten Sohn beauftragt; erst als sich dieser in uns wohl verständlichem Abscheu dagegen wehrt, vollzieht der Vater selbst die Rache. Das ist ein wertvolles kleines Kulturbild, an das sich schon allerlei Gespräche über sittliche Grundsätze und Fortschritte knüpfen lassen.

Gideon wird König, wenn auch nicht über die Israeliten, aber über Manasse. Hier sieht das aufmerksame Auge des Beschauers, wie sich zum ersten Mal der Gedanke der erblichen Monarchie in Israel verwirklicht. Keine Mystik und kein contrat social, sondern allein die Persönlichkeit eines offenbar machtvollen und zur Führung von einem Volk geschaffenen Mannes läßt ihn zum Führer und Herrscher werden, dem man zutraut, daß diese seine Gabe sich auch auf seine Nachkommen übertrage. Aus Gottes Willen ist diese Form der Herrschaft hier heraus geboren, weil sie in den geschichtlichen Umständen, der Not der Zeit und dem Vorbild der umliegenden fremden Völker, begründet war,

und zwar mit der Notwendigkeit, die der Glaube immer als solchen Willen auffassen wird.

Eine Probe von einer entgegengesetzten und rückständigen Gesinnung bietet sich uns in der Geschichte des Abimelech, dessen Name besagt, was er ist, ein König. Er führt den Kampf um die politische Macht gewiß in einer Weise, die uns ebenso entsetzlich wie der damaligen Zeit natürlich vorkommen muß. Er läßt nach Rücksprache mit seinen Oheimen und unter mittelbarer Unterstützung der Leute von Sichem, seiner Landsleute, also gewissermaßen seiner sittlichen Autoritäten, durch Meuchelmörder seine siebzig Brüder umbringen. Hier an diesem Punkt sieht man doch, wie die politische Moral Fortschritte gemacht hat, die noch auf weitere hoffen lassen. — Aus dem prachtvollen Lied, dem Gleichnis vom Dornbusch, das man dem einzigen entronnenen Bruder Jotham in den Mund gelegt hat, spricht der alte Geist der Beduinen, der einen Scheich mit viel Ansehen und ohne jede Macht als sein politisches Ideal ansieht und jede kraftvolle Zusammenfassung der Macht des Volkes in einem König als wider die Würde freier Männer gehend verachtet. Wir kennen auch diesen Widerstand gegen das Emporkommen einer einheitlichen Staatsgewalt, die entschlossen Macht hinter die Verfolgung der Ziele des Volkes zu setzen weiß; teils stammt er von der aufrichtigen Verehrung des Alten, teils aus der Unlust, sich dem Führer des ganzen Volkes unterzuordnen, beides Abneigungen, die sich geschickt unter schönen Lehren auch religiös-sittlicher Art zu verbergen vermögen. So hat man sich im vorigen Jahrhundert von manchen Seiten gegen das einheitliche Reich und das Kaisertum gewehrt, so strebt man gegenwärtig einer straffern Zusammenfassung unserer völkischen Kraft entgegen, wie sie sich uns als Bedingung zum Leben und Bestande erwiesen hat. Freilich muß es ein so kraftvoller und ungebrochner Mann wie Abimelech sein, der an der Spitze steht, wenn er all solche Widerstände überwinden und alles auf sich als auf den Mittelpunkt des Ganzen hinziehen soll. Wenn auch mitunter Gott einen bösen Geist, also Verstimmung und Feindschaft, zwischen ihn und sein Volk schickt, die sich auf den Unterschied der Abstammung stützt wie dort in Sichem, wo sich die trunkenen kanaanitischen Bürger der Stadt von einem Abenteurer gegen Abimelech und seinen Statthalter aufhetzen lassen, so gelingt es einem solchen immer wieder, mit Gewalt diesen Widerstand zu brechen. Es ist schade, daß dieser kraftvolle Held und mit ihm sein Stamm auf die elende Weise zugrunde ging, wie sie am Schluß des Kap. 9 geschildert wird: den männlichen Helden muß ein Weib ums Leben bringen oder vielmehr dazu zwingen, daß er es selber tut. Ohne dieses vorzeitige Ende wäre es dieser markigen Gestalt vielleicht doch gelungen, den Widerstand der Kreise zu brechen, die der alten geschlechter-rechtlichen Verfassung anhingen und der neuen einheitlichen widerstrebten. Jedenfalls aber erweckt dieses Vorspiel der politischen Geschichte Israels einen sehr starken Eindruck von der Leidenschaft, mit der die Kämpfe im Innern, wie von der Gewalt, mit der die nach außen geführt werden. Die Macht ist es beidemal, um die es geht, die nach außen, die der Staat über die andern Völker begehrt, damals ohne die Lüge, daß er sich gegen sie „verteidigen" müsse, die im Innern, um die im Aufstieg der Entwicklung alte und neue Gruppen ringen. An dieser Leidenschaft erkennen wir die überaus große Gewalt, mit der sich

Völker und Stände selbst behaupten wollen. Immer noch ist in diesem Kampf manches Mittel recht, das man im Verkehr und auch im Wettbewerb mit Einzelnen verschmäht. Angesichts dieser Gewalt der Leidenschaft der beiden Arten von Kämpfen um die Macht erkennt man, wie schwer es ist, mit religiösen und sittlichen Forderungen dazwischenzufahren; bemerken wir doch in einem Volk, das wie das israelitische religiös und sittlich nicht gleichgültig war, kaum etwas von einer Kritik an Menschen und ihrem Verhalten, die gegen diesen Geist verstießen.

Jephta.

7. 10, 6 – 12.

Wenn man auch an dieser Gestalt unterscheiden muß, was geschichtlich und was sagenhaft ist, so ist sicher für unterrichtliche Zwecke das zweite, wie so oft, wertvoller als das erste. Aus dem geschichtlichen Kern ergibt sich das Bild eines kraftvollen Bandenführers aus verachteter Herkunft, aber zur Zeit der Not im Krieg gegen die Moabiter seinem Volk willkommen und nachher von ihm zum Führer gemacht. Wichtigere religiös-sittliche Überlegungen hierbei lassen sich an die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen knüpfen, die ihm ein späterer Erzähler vor jenem Kampf mit den Moabitern andichtet. Dieser sucht seinen Helden auch zu einem Mann des Wortes zu machen, indem er ihm eine Diplomatie zuschreibt, die er von seinem Standpunkt aus für sehr schlau gehalten haben mag. Uns kommt es aber einfältig vor, wie er Jephtha die Geschichte verdrehen läßt, um den Anspruch der Moabiter auf das Land am Arnon abzuweisen; denn dieses Land habe Israel nicht den Moabitern, sondern den Amoritern abgenommen. Also handelte es sich wirklich um ursprünglich moabitisches Land. Mit solchem Verfahren ist die frühere und auch die jetzige Diplomatie gekennzeichnet. Wir stehen nicht an, diese Art für verkehrt zu erklären; denn noch abgesehn von jeder ernstern sittlichen Beurteilung, die rein nach der Wahrhaftigkeit fragt, ein Maßstab, der auf die Diplomatie nicht angewandt werden kann, ist es einfach dumm, so etwas Unrichtiges zu sagen, was sofort widerlegt werden kann. Und es gehört zu den sittlichen Pflichten eines politisch und diplomatisch tätigen Menschen, nicht dumm zu sein und dem Gegner nicht den Trumpf einer leichten Widerlegung zu verschaffen, die ihn sofort in eine allgemein günstigere Stellung bringt. Auf diesem Gebiet wird sich gewiß nur sehr langsam eine Besserung anbahnen, und zwar mehr aus der Einsicht in wirkliche Vorteile heraus als aus sittlichen Erwägungen; aber so ist es nicht falsch auf einem Gebiet, das nicht zuerst nach der Ethik, sondern nach dem wahren Staatswohl beurteilt werden will.

Von der Anklage der Kindestötung hat den Jephtha besser als die alte Auslegung der Verlegenheit die moderne religionsgeschichtliche Theologie befreit, die die Erzählung als eine Kultussage wertet; immerhin lassen sich auch hier Gedanken anknüpfen, die den Aufstieg kultischer Grundsätze von einer Tiefe, wo Kinder geopfert werden konnten, bis zu der Höhe mosaischer und prophetischer Grundsätze anschaulich machen. — Für die Behandlung des Gelübdes als sittlicher Streitfrage in Predigt und Unterricht bleibt die Geschichte Jephthas eine klassische Stelle. Wir wissen, wie wir die Frage, ob er recht oder unrecht

gehandelt hat, zu entscheiden haben: ist das Gelübde auch gegeben, so geht immer Menschenleben vor formales Recht; der Mensch ist nicht um des Gelübdes, sondern das Gelübde ist um des Menschen willen da. So empfinden wir im Gegensatz zur Antike human, weil uns in Religion und Sittlichkeit der Mensch im Mittelpunkt steht. Dabei wird natürlich auch ein Licht auf die Frage des Gelübdes überhaupt zu werfen sein, das für uns nur einen Sinn haben kann: nicht Gott mit ihm zu nötigen, daß er auf unsre Seite tritt, wie es jener antike Sinn und auch die heutige volkstümliche abergläubische Gewohnheit will, sondern uns im Kampf mit uns selbst oder mit einer schwierigen Aufgabe gegen uns selber in Zucht zu nehmen und über schwache Augenblicke hinwegzubringen.

Simson.

Kap. 13–16.

Auch dieser Gestalt hat die religionswissenschaftliche Forschung wiedergegeben, was ihr Gepräge von Haus aus sein sollte, und ihr genommen, was unverständige spätere Bearbeitung hinzugefügt hat. Denn nachdem der Heiligenschein und der Richterstab verschwunden sind, bleibt ein wilder Naturbursche übrig, der durch seine Streiche ohne Zweifel das Entzücken namentlich der israelitischen Jugend gebildet haben mag. Damit hat uns die Forschung den Weg gezeigt, wie wir diese Figur allein verwenden dürfen, wenn wir nicht überhaupt auf sie verzichten wollen. Das letztere ist nötig, wenn man es darauf anlegt, im Unterricht nur fromme und vorbildliche oder wenigstens erbaulich überhaupt zu verwertende Bilder zu zeigen. Dann freilich kann man mit diesem Schlagetot nichts anfangen; denn ihm steht jeglicher neue Heiligenschein geradeso komisch wie der alte, den ihm der Bearbeiter verliehen hat. Darum bleibt nichts übrig als ihn den Kindern so zu zeigen, wie er gedacht war, als einen übermütigen wilden Burschen, der den Philistern jeglichen Schaden antut, bis sie ihn fangen, und auch noch in seinem Tode seine Feinde hineinreißt. Wenn man diese Geschichten alle im Ton der Sage erzählt und die Kinder damit einmal fröhlich stimmt, dann kann die Geschichte seiner Streiche ihre eigentliche Absicht heute noch erfüllen. Freilich kann man den Helden auch ernster behandeln, wenn man an ihm in einer Andacht für Schüler oder auch in einer Predigt, wie dies Chr. Rogge in der Sammlung „Näher, mein Gott zu Dir" (Berlin SW. 61) getan hat, klar zu machen sucht, wie die zügellose Art sich auszuleben einen Menschen ins Verderben führt, zumal wenn er sich dem Weibe so schrankenlos überläßt, wie dies Simson getan hat. Überhaupt steht die List des Weibes, deren sie sich bedient, um den Mann zu irgend einem Zweck in seine Gewalt zu bekommen, in diesen Erzählungen wieder einmal warnend vor Augen; wie manchen Simson hat eine Delila aus Feindesland um seine Kraft gebracht! Ricarda Huch macht anderseits darauf aufmerksam, daß Mythologie und Sage der unschuldigen Jungfrau übermenschliche Kräfte verleihen, die sie verliert, wenn sie einen Mann liebt; denn sinnliche Liebe ist Machttrieb, der das unmittelbare Leben schwächt; das männliche Gegenstück dazu sei Simson. Weiterab in allegorische Auslegung führt eine auch politisch und volkserziehlich wertvolle Bemerkung in dem Buch „Der freie Mensch" von Gleichen-Rußw-

wurm (Berlin 1918), wenn es da heißt: „Gewiß ein geknechteter Samson, dem die Arbeit nicht schmeckte, hat unter Hohn in der Tretmühle tüchtig getreten — aber er hat auch eines Tages die Säulen des Tempels umarmt und die lang über ihm Mächtigen zürnend begraben." Es braucht nicht gesagt zu werden, wie ernst diese Stelle zu einer Warnung an die herrschenden Klassen gestaltet werden kann: es ist einfach die Revolution, die hier im Sinnbild erscheint. Zu welchem Gedanken über unsre gegenwärtige Lage kann uns die Sage von Simsons Tod veranlassen? Zu dem verzweifelten, daß wir unsre Feinde, wenn ihr Haß gegen uns nicht nachläßt, unter den Trümmern unsres Reiches begraben wollen? Oder zu dem gläubigeren, daß jeder Bringer eines Neuen ein Zerstörer von Altem sein muß, wie Simson den Tempel zerstörte und selbst unter seinen Trümmern begraben wurde?

Das geraubte Gottesbild.

Kap. 17–21.

Von diesen kulturgeschichtlich wichtigen Urkunden kommt die Erzählung von der Greueltat in Gibea unter keinen Umständen für irgend eine praktische Verwendung in Betracht. Wohl aber ist die von dem Heiligtum der Daniten in die neuern Biblischen Lesebücher aufgenommen; denn diese wollen nicht wie die ältern bloß vorbildliche oder überhaupt unmittelbar verwertbare Stoffe bieten, sondern ein geschichtliches Bild der Entwicklung oder vielmehr einen kleinern Kreis aus der Bibel, der in bezeichnenden Stücken die wirkliche Bibel im kleinen wiederzugeben bedacht ist. Unter diesen Gesichtspunkten gehört die prachtvoll anschauliche Erzählung von dem gestohlenen Gottesbild und dem entführten Priester in den Unterricht der obern Klassen höherer Schulen hinein, wo sie sicher als vollständig neu und voll vom Duft der alten wirren Zeit überall Aufmerksamkeit erregen wird. Es lassen sich auch manche Bemerkungen an die Darbietung knüpfen, die auf die Entwicklung der religiösen und kultischen Vorstellungen zielen; wie von einem spätern Bearbeiter der Micha selbst zu einem Dieb an seiner Mutter gestempelt wird, um es sittlich erträglich zu machen, daß man ihm das Gottesbild stiehlt, wie die damalige königslose Zeit zweimal als Grund dienen muß, um solche unerhörten kultischen Zustände zu entschuldigen; wie es noch wenig Heiligtümer im Land gibt und die Hausväter den Dienst des Priesters versehen usw. Über solche rein geschichtliche Bedeutung hinaus könnte nur Künstelei die Erzählung praktisch verwendbar machen.

Volk und Reich Gottes.

Wieder fragen wir hier, wo wir an einem Wendepunkt in der Geschichte Israels stehn, wo sich das Volk zur Nation befestigt und zum Staat heranzubilden beginnt, wie oben bei Menschheit und Familie, wie sich das Volk zum Reiche Gottes, wie sich die durch Gemeinsamkeit der Abstammung, der Führung und des Schicksals gewordene Größe der Schöpfungsordnung zu dem überweltlichen Gut der Gesinnungsgemeinschaft der Hingabe an Gott und der Liebe und der Reinheit verhält.

An sich ist die Antwort auch hier leicht zu finden, wenn man rein systematisch die Fäden hin und herzieht. Zwiefach kann das Volkstum vorbereitende Arbeit für das Reich Gottes tun. Es kann, wie die Familie den Einzelegoismus bricht, so den Familienegoismus und den Lokalpatriotismus brechen, indem es die Interessen eines größern Ganzen dem wertschätzenden Willen vorhält. Vor allem aber bietet es den Rohstoff für alle weitern Formen auf dem Weg zu der gegliederten Menschheit, die zu unserm Ideal gehört. Das Volkstum gibt der Nation den bleibenden Grund ihrer Gestaltung, indem aus seinem Schoß die bestimmenden Urkräfte aufsteigen, die allen geschichtlichen Gebilden ihren Charakter geben. Damit ist auch das Gepräge des Nationalstaates bestimmt, der sich auf Nation und Volk erhebt. In ihm sehen wir den höchsten Beitrag zu einer Menschheit, die, in reicher Mannigfaltigkeit gegliedert, die Grundlage für die Herrschaft Gottes darstellt. Aus dem Urgrund des Volkes stammt alles, was als Sonderbeitrag der Nation in die Fülle der letzten umfassenden Größe zu ihrer Bereicherung eingeht. — Und auch Schauplatz für Reichs-Gottesarbeit ist das Volk. Es gilt in diese natürliche Größe die Ideale, Antriebe und geistigen Kräfte aus der obern Welt hineinzumengen wie den Sauerteig in den Teig, daß Gottes Wille auf Erden geschehe, wie er im Himmel geschieht.

Wenn man so hört, möchte es leidlich scheinen, wie so vieles, was wir von Kanzeln und Schreibtischen an klingenden Worten, scheinenden Idealen und heiligen Unmöglichkeiten in die Welt senden; denn wir leiden alle an der Neigung, was wir wünschen, auch als möglich zu denken. Allein wie ganz anders sieht die Wirklichkeit des Volkslebens aus! Sieht man näher zu, dann begreift man garnicht, wie man jene zwei Dinge, Volkstum und Reich Gottes nur in einem Atem nennen kann.

Man braucht nur die Hefte der Eiche zu lesen, in denen sich Siegmund Schultze mit den Christen der uns feindlichen Länder auseinandersetzt, um bald entrüstet, bald traurig zu werden, jedenfalls aber an der Herrschaft Gottes über die Völker vorab zu verzweifeln. Welch eine Glut des Hasses brodelt doch sicher für Jahrzehnte auf dem Grund jedes Volkslebens, das in den Krieg hineingezogen worden war! Die Tatsache, daß einer ein Deutscher ist, allein ist noch immer Anlaß genug, um ihm mit tödlicher Feindschaft zu begegnen, die aber auch gar keine moralischen Hemmungen kennt. Und die positive Kehrseite dieses Hasses ist der uregoistische Grundtrieb eines Volkes nach eigner Macht, Größe und Genußmöglichkeit, der durch den mammonischen Imperialismus noch so überaus verstärkt worden ist. Und damit geht eine Selbstvergötterung Hand in Hand, die in der alten polytheistischen Weise neben dem eignen auserwählten Volk kein anderes als ebenbürtig anerkennen will. Und wenn etwas von Gott und göttlichen Dingen geredet wird, dann geschieht es bloß, um der nationalen Raubgier ein frommes Mäntelchen anzuziehen. Hier ist Reich des Teufels, aber keine Stätte Gottes.

Darum hat es gar keinen Zweck, in Reden zum Kirchenfenster hinaus im deutschen Volk das Reich Gottes bauen zu wollen. Wir müssen uns immer mehr von solchen schönen akademischen und homiletischen Stilübungen frei machen. Höchstens hat es einen Sinn, daß wir den Christen, die wir vor uns haben, dazu helfen, für sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen den beiden Größen

zu lösen, wie es überhaupt immer mehr unsre Aufgabe werden muß, zu helfen anstatt zu deklamieren. Gibt es für diese Lösung zwei Abwege, den nationalistischen und den internationalen, so steht es gegenwärtig ohne Zweifel so: der Großteil unter unsern Kirchenchristen neigt mehr dem ersten Abweg zu; von alten geistigen Zusammenhängen her gilt es für richtig, Christentum und nationalistische Politik zusammenzudenken und zu pflegen. Nur wenige Christen innerhalb der Kirche, dafür aber manche außerhalb ihrer gehen begeistert den andern Weg, der auch ein Abweg ist. Es ist wirklich nicht leicht, den Sinn für das eigne Volk mit dem Wunsch zu verbinden, mit Angehörigen der andern Fühlung zu behalten und sich ein möglichst sachliches Urteil über diese selber zu verschaffen. Auf jeden Fall müssen unsre Christen und die der andern Völker sich über das breite Meer von Blut und Tränen und über den schmutzigen Strom von Lüge und Verleumdung wieder zusammenfinden.

Und noch in einer andern Weise, die mehr dem eignen Volk zugewandt ist, sollen Christen Reich Gottes fördern. L. Heitmann bringt im dritten Band seines Werkes „Großstadt und Religion" ein lehrreiches Beispiel für diese Aufgabe in der Großstadt. Er kennzeichnet sehr fein die religiösen Schichten, die sie aufweist, die Unterschicht der naturgebundenen und triebbeherrschten Frömmigkeit, die Mittelschicht der auf Sitte und Würde haltenden Kirchlichkeit mit ihrer der Vergeistigung entgegenstrebenden Religiosität, die Oberschicht, die den Individualismus durch die große Hingabe an Gott überwunden hat. Mit allem Nachdruck ruft Heitmann jene Mittelschicht auf, sich ihrer Verpflichtung für die Unterschicht bewußt zu werden und sich der Erziehungsarbeit zu widmen, anstatt in hochmütigem Seligkeitsegoismus sich abzusplittern. — Freilich, es ist leicht zu sagen, daß Christen sich bemühen sollen, die Kräfte von unten herauf zu holen und sich entfalten zu lassen. Wenn nur die untere Schicht — es ist immer die religiöse, die sich durch alle Volksklassen hindurch erstreckt, keine soziale gemeint — wenn sie sich nur beeinflussen ließe und nicht jeder Vergeistigung Trotz böte, indem sie aus ihrem frommen Egoismus und Sinnlichkeitswahn heraus höhere Formen als Unglauben ablehnt oder überhaupt auf die Religion verzichtet! Aber immerhin ist hier ein Weg gezeigt, auf dem einzelne Christen, zumal auch Frauen, einzelnen Halbchristen den Weg zum Reich Gottes zeigen oder gar bahnen können.

Der Begriff des Volkes erweitert sich zu dem der Nation, wenn sich im Lauf der Geschichte unter äußern Einflüssen immer klarer die innerste Sonderart herausarbeitet, die gleichsam als göttliche Idee keimhaft in ihm gelegen ist und nun als eigenartige Kultur zu Tage tritt. Das ist für Israel keine andre als die religiöse, wie sie sich in den Anfängen des Gesetzes, das dem Bund zwischen dem Volk und seinem Gotte als Grundlage diente, ans Licht gerungen hat. So bekam Israel seinen Charakter, seinen Wert und sein Selbstgefühl. Es erfaßte sich in dieser Eigenart im Unterschied von den andern Völkern und gestaltete sein Wesen aus. So wird eine Nation, die ideelle Verklärung des Volkes, dieses gemeinsamen Erzeugnisses von Natur und Geschichte. Eine solche aber strebt immer dem Staat als der organischen Zusammenfassung aller Volkskräfte und dem Schützer der Werte und der Eigenart des Volkes zu. Wir wenden uns darum nun der folgenden Stufe der Entwicklung, dem National-

staat zu, der für unsre Sonderaufgabe, die Anwendung der Geschichte für die religiös-staatsbürgerliche Erziehung, von der größten Bedeutung werden, zugleich aber auch für den höchsten Gesichtspunkt, die Beziehung zum Reich Gottes, wichtige Gedanken einbringen wird. Zuvor folgen wir aber noch der Reihe der biblischen Bücher und besprechen ein kostbares Büchlein, das aus späterer Zeit stammend und gegen den Nationalismus gerichtet, hier wie eine Warnungstafel von der Überspannung desselben Grundsatzes stehen bleiben mag, dem die weiteren Ausführungen über die Königsgeschichte Geltung verschaffen sollen.

Ruth.

1. Mannigfach läßt sich der Inhalt dieser wundervollen Erzählung verwenden. Um mit der weitesten Art anzufangen, wie sehr spricht sie schon rein ästhetisch ein jedes Gemüt an, das dafür empfänglich ist, auch wenn es wenig mit Religion Berührung hat! Für solche, aber auch für alle echt religiöse Seelen bedeutet es wirklich eine Bereicherung des Innenlebens, wenn man ihnen den poetischen Gehalt des Büchleins einmal zu kosten gibt. Als ein köstliches Idyll läßt es sich darbieten, zumal wenn man den Umstand auskauft, daß ein späterer Erzähler seine liebliche Geschichte in die wilde und von Kämpfen durchtobte Zeit der Richter hineinverlegt hat. Es tut überaus wohl, sich einmal im Gegensatz zu der Sage von Simson und den andern Recken sanft von dem milden Hauch einwiegen zu lassen, der uns aus dieser Dichtung entgegenströmt. Genau genommen ist es ja noch eine Novelle, und zwar nicht nur eine wie die Geschichte von Josef, sondern eine richtige im bestimmten Sinn des Wortes, wo sich zwei zum Bunde für das Leben zusammenfinden. Die Sage von Josef ist freilich viel spannender, weil sie den Gegenspieler, weil sie Krisen und dramatischen Umschwung, weil sie auch Sünde, Sühne und Aufstieg kennt, und schließlich über allem Tun und Geschehen der Gott erscheint, der wunderbar hinausführt. Solche Züge fehlen hier völlig; nicht wie ein Bach im Gebirge, der sich durch Engen hindurchzwängt und Umwege machen muß, bis er seinen Lauf vollendet, sondern wie ein Wiesenbach mutet die Erzählung an, der sanft und sacht durch Blumen und unter heiterm Himmel seinen Weg findet. Beinahe weich berührt sie darum, wohltuend für jedes wunde Herz, erquickend für verzweifelnde und bittere Gemüter, die dem Leben gar nichts Gutes mehr zutrauen wollen. So schwebt sie eigentlich für unser durch das Leid des Krieges umdüstertes Empfinden unwahrscheinlich friedevoll über der armen Erde, wenn wir nicht doch auch Kenntnis von so manchem ähnlichen Idyll hätten, das weniger besprochen als des Krieges Jammer, in demselben Maß, als es sich abhebt von der sturmbewegten Zeit, auch des tiefen Glückes um so mehr und dies um so spürbarer birgt. Wenn man von dem Fehlen jener spannenden und bewegenden Züge absieht, könnte man einen Hauch von der idyllischen Novellenstimmung spüren, der Hermann und Dorothea so köstlich macht, eine Dichtung, in der auch in ähnlicher stürmischen Zeit ein landfremdes Mädchen durch seine tüchtige Güte sich einen wohlhabenden eingesessenen Bürger zum Gatten gewinnt. — Diese ästhetischen Gemütswerte lassen sich am besten durch Vorlesen herausholen; dieses kann einmal in der Schule stattfinden, wo man

sich doch ja nicht darauf beschränken wird, das Tatsächliche der Erzählung lernen zu lassen und sie zu vermoralisieren, sondern auch in dem Biblischen Vorleseabend, der auch sog. gebildete Leute heranziehen und mit dem Geist der Bibel wieder vertraut machen könnte. Wer sich in die Dichtung tief hineingefühlt hat, vermag, auch ohne daß er es selber weiß, eine Fülle von unwägbaren Kräften nicht nur von ästhetischer, sondern auch von religiöser Art zu entbinden, die ihren Platz in wahlverwandten Seelen zu finden wissen.

Mehr als diese ästhetische Seite wird natürlich doch die religiöse uns zu beschäftigen haben. Schnell wird man darauf aufmerksam, wie wundervoll naiv die Gestalten der Dichtung Gott als den Veranlasser und als die Autorität ihres Lebens empfinden und auch bekennen. Wenn wieder Brot ins Land kommt, hat es Jahve begnadigt; in Todesfällen hat sich seine Hand schwer auf die durch sie vereinsamte Seele gelegt; Gott schenkt Kinder und schickt den Löser; — wo nur irgend eingreifende Begebenheiten eintreten, die Freude oder Schmerz erregen, da werden sie in einer so naiven Weise auf Gott zurückgeführt, wie uns das als Ideal vorschwebt, aber leider nicht immer möglich ist, weil wir nicht mehr sind wie die Kinder. Und dazu ist durch den Dichter dafür So.ge getragen, daß ebenso wie in der Geschichte von Josef Gott im Hintergrunde nicht unbemerkbar bleibt, wie er die Herzen ebenso lenkt wie die Geschicke, um alles zum Besten hinauszuführen. Liegt auch dieses im Bereich des gewöhnlichen irdischen Glückes, so taucht doch eine weiterführende Linie in dem Zusammenhang auf, der den so wunderbar gestifteten Ehebund mit dem großen Könige verbindet. Was ist denn Glaube, wenn er nicht in dem Ahnen und Aufspüren von Zusammenhang und Sinn in dem kleinen und großen Leben der Menschen besteht?

Vor allem wertvoll ist aber alles, was über das sittliche Verhalten der Menschen zueinander gesagt ist. Naemi, die voller Dank und Selbstlosigkeit ihre beiden Schwiegertöchter entläßt, um ihr junges Leben dem gehofften neuen Glücke zuzuführen, anstatt es an ihr eignes einsames und zerstörtes zu ketten; Ruth, die im Unterschied von ihrer Schwägerin ihre Schwiegermutter nicht verläßt und an Selbstverleugnung übertrifft, indem sie, um sie in ihre Heimat zu begleiten, wo sie ihr Volk und ihren Gott wiederfindet, auf ihre eignen Besitztümer dieser Art verzichtet; so wird Ruth zur ersten ganz beglückenden Frauengestalt, der wir in der Bibel begegnen, und tritt ein in den kleinen Kranz der feinsten Frauenseelen, die uns mit ihrem Adel erfreuen und erheben; solche Tiefe und Unmittelbarkeit des Empfindens und Handelns mutet uns schier christlich, um nicht zu sagen deutsch an; sie schützt uns aber davor, wenn wir bedenken, daß Ruth nicht bloß keine Israelitin, sondern sogar eine Moabiterin ist, eng und starr seelische Eigenschaften mit nationalen in Beziehung zu bringen. Boas endlich ist ein Mann, der fast mehr gutmütig als gütig auf dem Hintergrund einer tüchtigen Bauernnatur erscheint. Freilich beweist er nicht nur Freundlichkeit, sondern auch feinen Takt gegen das landfremde arme Mädchen, indem er ihr Beschämung und zugleich Versuchung ersparen will. Je mehr er sie in ihren Vorzügen, Fleiß, Bescheidenheit und Treue, kennen lernt, um so freundlicher wird er, wenn sich auch diese Freundlichkeit gleich mit seinem Wunsch, sie zu besitzen verbindet. Es ist eine sehr dankbare Aufgabe, diese

feinen taktvollen Züge des Bauern, die durchaus auch in heutigen Verhältnissen ihr Gegenstück finden können, in Predigt und Bibelstunde auszumalen oder von einer höhern Klasse aufspüren zu lassen; Alte und Junge sind für solche Züge der Bibel, die sich auf das Leben beziehen, außerordentlich dankbar. Dann erträgt es auch die Bewunderung, daß auf die Art hingewiesen wird, wie sich in Boas und zumal in Naemi kluge Wünsche für die eigne Person mit solcher Aufmerksamkeit für andre gesellen oder sich gar ihrer bedienen. Mag es auch unter dem laut gepriesenen Ideal der Bergpredigt bleiben, wir können zufrieden sein, wenn wir so handeln und wenn man mit uns so umgeht. Es ist eine Moral des Durchschnitts und des praktischen Ausgleichs, die hoch über dem gewöhnlichen Maße menschlichen Verhaltens steht, so sehr sie auch unter jenem andern bleibt, wo auch die feine Klugheit der völligen Selbstverleugnung zu weichen hat. Freilich ist die von Naemi eingefädelte nächtliche Szene auf der Tenne nicht zur Behandlung geeignet, vielleicht weil uns die Unbefangenheit fehlt, um sie im Sinn des Dichters zu empfinden. — Neben diesen Zügen im Verhalten der Personen kann man auch noch die Aufmerksamkeit auf die sittlichen Verhältnisse jener Zeit werfen, die trotz all jener seelischen Tiefe, die der Zierde der Frauen zugesprochen wird, ihr ohne Empfindung für den Widerspruch, eine soziale Stellung anweist, über die wir weit hinausgekommen sind: Eltern und Löser haben das Recht, über ein Mädchen wie über Vermögen zu verfügen; denn die Familie geht über das Recht der Persönlichkeit; wir haben heute freilich allen Grund, gegenüber mancher wilden Emanzipationsgier wieder auf die Schranken, die dem Weib gezogen, und die Rechte, die der Familie gegeben sind, hinzuweisen.

2. Wenn es in dem Sinn der Erzählung liegen sollte, den überspannten Sinn für die eigne Nation, den Rassenstolz und den Haß gegen den Fremden zu bekämpfen, dann trifft uns ja gegenwärtig diese Absicht besonders ernst. Wir haben jetzt noch nicht den genügenden Abstand von dem Völkerhaß des Krieges, um hier ganz vorurteilsfrei zu sein. Wir haben auch zu schmerzliche Erfahrungen aus Ehen zwischen Angehörigen verschiedener, und zwar im Krieg mit einander befindlichen Völker vernehmen müssen, um uns dieser Absicht des edlen Erzählers gleich zu fügen. Aber vielleicht ist die Dichtung uns in demselben Maße gut und nötig; es muß ja einmal wieder die Zeit kommen, da wir sachlich fremde Vorzüge anerkennen, ja auch den Einfluß fremden Geistes, wenn nicht gar fremden Blutes aufnehmen müssen, um uns auf die Höhe unseres Wesens führen zu lassen, wie Ruth die Ahne Davids geworden ist. Zu solcher sachlichen Beurteilung der Fremden zu erziehen, wird uns noch einmal eine wichtige Aufgabe werden, so schwer es uns fallen mag. Hat Jesus in dem barmherzigen Samariter eine Gestalt gezeichnet, die seine eignen Landsleute übertrifft und beschämt, so verdanken wir dem unbekannten Dichter des schönsten Idylls im Alten Testament als Gegenstück das Bild einer Frau, die in der weiblichsten aller Frauentugenden, der hingebenden Treue über den Tod hinaus und in der Hingebung an die neue Familie, in die sie eingetreten ist, ihren schönsten Schmuck besitzt. Diesem tut es keinen Eintrag, wenn sie folgsam den Ratschlag von Naemi ausführt, die sie veranlaßt, weiter in der Werbung um den etwas schwerfällig geschilderten Boas zu gehn, als es unserm Empfinden entspricht; es

müßte denn sein, daß wir in Lessings Minna von Barnhelm eine freilich lustspielhafte Rechtfertigung für ein solches Vorgehn einer klugen Frau zu finden glaubten. Wenn man das durchaus eigenartige und durch Zeit und Umstände bestimmte Wesen des Erlaubten und sogar der Pflicht in Rechnung ziehen will, dann ergeben sich Anhaltspunkte für das Nachdenken und die Aussprache im ausgewählten Kreis über diesen schwierigen Punkt der Sittenlehre, die helfen können die Grenzen zwischen dem, was allgemein und dem, was im besondern Fall gültig ist, festzustellen.

In einer Reihe von sechs biblischen Betrachtungen (Ruth, Basel, R. Reich 1898) hat A. v. Salis das Büchlein behandelt in einer Weise, die ein Muster für die Lösung einer solchen Aufgabe darstellt. In der Form der sog. Kunsthomilie, die analytisch-synthetisch mit Einteilung und Ordnung dem Gang der Erzählung folgt, gibt er ein ansprechendes Bild der liebenswerten Geschichte und wendet sie sinnvoll auf heutige Verhältnisse an. Zuerst schildert er den Frommen in der Heimsuchung: wie sie auch über den Frommen ergeht und wie er in ihr besteht; über Naemi kommt das Heimweh in ihrer Heimsuchung, aber anstatt zu klagen, macht sie sich auf und wandert heim voller Tatkraft und Hoffnung, und ihr Leid teilen ihre beiden Schwiegertöchter. Die zweite Predigt fügt zu diesem Bild des Glaubens den edlen Wettstreit der Liebe hinzu: Naemi will verzichten in pietätvoller Liebe, aber Ruth nimmt das Opfer nicht an, sondern bleibt bei ihr, während Arpa nur einen Widerstand aus Höflichkeit zum Scheine leistet; und sie ist eine Moabiterin. Naemi kehrt dann in die Heimat zurück mit den so bedeutungsvollen Worten: Voll zog ich aus, leer hat mich der Herr wiedergebracht, ein trauriges Los, aber ein freudiger Trost, was in immer neuen Wendungen zur Darstellung kommt. Die vierte Predigt zeigt, wie auf den Feldern des Boas die Treue des Armen wie des Reichen zur Erscheinung kommt; ohne Bitterkeit und Neid tut Ruth ihre niedrige Arbeit, fleißig und dankbar, besorgt für ihre Mutter; ohne Geiz und voll Zartgefühl begegnet ihr Boas. Den Segen der Ehe weist die folgende Betrachtung an ihrer Ehe auf: Ruth findet ihr Wohlergehen, nicht ihr äußeres, sondern ein tieferes, wie es in gegenseitiger Hingebung begründet ist; dieser Segen läßt sich zwar nicht erzwingen, aber vorbereiten, wie es hier, nach des Landes und der Zeit Sitte Naemi tut. So wird ihr ein seliger Ausgang dunkler Gotteswege beschert: des Boas Haus wird ihr Haus. Ruth erntet den Lohn der Pietät und Davids Reich leuchtet als letztes Ziel und Ende als Sinnbild des Gottes-Reiches hervor.

Der Vers 16 und 17 im ersten Kapitel ist als Hochzeitstext bekannt genug, um jedes Wort darüber überflüssig erscheinen zu lassen; es sei denn, daß darauf hingewiesen werde, wie er seine besondre Kraft gerade dann entfaltet, wenn ähnliche Verhältnisse vorliegen wie zwischen Naemi und Ruth, wenn also Volk und Glaube verschieden sind und dadurch die Hingebung der Gatten an einander mehr Schwierigkeit bietet und mehr Takt verlangt, als es in andern Umständen nötig ist.

Staat.

Saul.

Wir behandeln zuerst die nationale Not Israels, dann die Rettung des Volkes durch Saul und dessen Krönung durch das Volk und zuletzt die Stellung des Propheten als des Boten Gottes zum Königtum Sauls.

Die nationale Not.

I. Sam. 4, 1–7, 11.

Wie gut vermögen wir uns in die Lage des Volkes hineinzuversetzen! Der Erbfeind hat das Land mit Krieg überzogen; Gott, der Gott der Wunder und des Sieges, hat nicht geholfen; der Krieg ist verloren; Gott selbst ist verloren; alte und unfähige Führer tragen oder erhalten ihren Anteil an der Schuld. In dem Kreis von ernsten Freunden des Vaterlandes regiert das Gefühl: Dahin ist die Ehre von Israel. Es fällt uns auch nicht schwer, all die Regungen nachzuempfinden, die in der sagenhaften Ausschmückung der Geschichte ihren Ausdruck finden: den unerschütterten Glauben an den eignen Nationalgott und die Schadenfreude angesichts all des Elends, das er über die siegreichen Feinde gebracht hat. Allein wir wollen uns, weil wir Christen sind, immer mehr von diesen Gefühlen abwenden. Wir wollen uns ganz anders religiös und ethisch orientieren. Wir müssen dem nationalen Schutzgott den Abschied geben, nachdem wir uns in ihm so schwer getäuscht haben. Wir müssen unsre Niederlage und unser Elend aus der Hand des allmächtigen und heiligen Gottes, des einen Herrn über alle Völker, nehmen, der unsern Fall auf unsren Hochmut hat kommen und uns die bittern Früchte einer jahrzehntelangen falschen Entwicklung hat schmecken lassen. Wir müssen uns auch vor Haß und Schadenfreude hüten. Denn wie die politischen Dinge gegenwärtig liegen, wird das Joch auf unserm Hals desto schwerer, je schlechter es den Feinden geht. Wir haben also, auch ganz abgesehen von rein ethischen Regungen, alles Interesse daran, daß sie die eigne Not nicht dazu treibt, sich an uns schadlos zu halten. So werden wir langsam zu einem übervölkischen Denken gezwungen, das durchaus in einem starken, aber nur positiv gerichteten nationalen wurzeln kann. Damit mag es gehn, wie es immer geht: aus dem wohlverstandenen Interesse entwickelt sich langsam die absolute ethische Gesinnung. Es geht nicht anders, mögen wir Christen und zumal wir Pfarrer und Theologen noch so nationalistisch sein, weil wir ebenso idealistisch wie leidenschaftlich sind, wir müssen dem Willen Gottes folgen, wie er in der Gestaltung der äußern und innern Verhältnisse zu sprechen scheint, und dem Völkerhaß entsagen. Können wir es uns auch noch garnicht recht denken, wie man sein eignes Volk lieben kann, ohne den Erbfeind zu hassen, so werden wir es zu lernen haben. Es ist nicht schwer einzusehn, wie diese Wandlung der Gesinnung damit zusammenhängt, daß wir folgerichtig den Glauben an den Einen Gott durchführen und dem alten Vielgötterglauben den Abschied geben, der jedem Volk seinen Schutzgott zuwies.

Hübsch und zur gelegentlichen Verwendung geeignet ist ein Wort von

Kierkegaard, das Heiler in seinem Buch über das Gebet mitteilt: „Herr, mache du unser Herz zu einem Tempel, worin du Wohnung machen willst. Mache, daß man jeden unreinen Gedanken und jede irdische Begierde wie den Götzen Dagon jeden Morgen zu Füßen der Bundeslade zerschmettert finde. Lehre uns Fleisch und Blut beherrschen und laß dies das blutige Opfer sein, daß wir mit dem Apostel sagen können: „Ich sterbe täglich."

Saul wird König.

11, 1—15.

1. Was der heiligen Institution der Bundeslade nicht gelang, das gelingt dem einen Mann Saul: er wird zum Retter seines Volkes. Was dem Gideon und dem Abimelech nicht gelang, das gelingt dem Saul: er wird zum König und damit zum Gründer des israelitischen Staates. Damit haben wir den geschichtlichen Kern aller Erzählungen über den Hergang bei der Entstehung des Königtums erfaßt. Alles andre ist bloß religiöse Deutung und vor allem Versuch, das Königtum zu legitimieren und zu sanktionieren. Selten haben wir vielleicht in der Historie eine Gelegenheit, so gleichsam dabei zu sein, wenn ein Staat entsteht wie in diesem kostbaren Bericht. Er gibt uns gleichsam den Rohstoff, der nachher in den Versuchen ihn zu deuten bearbeitet worden ist. Diese Unterscheidung zwischen Geschehnis und Deutung ist für uns überaus lehrreich. Wir suchen, welche Gesichtspunkte sozial-ethischer Art für uns aus der näheren Betrachtung jenes Herganges selber herausspringen, um dann zu den Deutungen kritisch Stellung zu nehmen.

Wir vergessen nicht, daß wir in diesem Bericht bloß die Darstellung vor uns haben, wie es bei der Entstehung des israelitischen Staates zugegangen ist. Sonstmals mag es anders gewesen sein. Wir haben aber immerhin schon reichlichen Gewinn, wenn wir uns über jene als über einen auch schon typischen Vorgang Gedanken machen.

Offenbar sind an ihm mehrere Faktoren beteiligt. Zuerst ist es die Mutter aller großen und guten Dinge, die Not, hier in der Gestalt der nationalen Bedrängnis. Der Ammoniter Nahas, als der Führer eines staatlich mehr geordneten Gemeinwesens, konnte es sich erlauben, gegen einen Teil seines Nachbarvolkes so herausfordernd aufzutreten. Und dann war es ein Mann, der Bauer Saul, der in der allgemeinen Ratlosigkeit fest zugriff und die Volksgenossen mit sich riß. Und als er Erfolg gehabt hatte, da flog ihm die Begeisterung entgegen und machte ihn zum König. Und dies hieß nicht zum Richter, also zum Diktator auf Zeit, sondern zum dauernden Lenker des Volkes, dem auch das Vertrauen entgegenkam, daß von ihm Nachkommen ausgingen, die desselben Geistes wären. Hier also sind es diese Stücke, die zum Königtum führten: Not und Macht, Erfolg und Vertrauen. Wir werden das Königtum Sauls also ein Volkskönigtum nennen können, weil es aus der Not des Volkes und unter Zustimmung des Volkes entstanden ist. Ein andermal mag es so zugegangen sein, daß sich ein kraftvoller Despot zum Herrscher aufgeschwungen und einen Wettbewerber nach dem andern beseitigt hat. Idealer ist sicher der hier geschilderte Hergang: es hat sich Einer durch seine Kraft zur Macht emporgeschwungen, die ihm willig von seinem Volke eingeräumt wird. So vereinigt

er auf seiner Person und auf seiner Familie die Macht. Das ist das erste Kennzeichen des Staates und des Königtums vor allem, daß es Macht hat oder Macht ist. Staat ist Macht, nicht Gedanke, nicht Idee, nicht Gemeinschaft, sondern er ist Macht. In ihm erhebt sich eine überindividuelle Gewalt, die so oder so aus den Vielen entstanden ist, hoch über sie hinaus zu einer eignen Größe und Würde. Sie steht den Einzelnen als etwas ganz besonderes gegenüber und zwar mit Macht, sodaß sie sich ihr fügen müssen. Sie weiß es ganz vergessen zu machen, daß sie gleichsam bloß ein Auszug aus den Vielen ist. Bleibt sie im Besitz ihrer Macht, wendet sie noch Gewalt an, so gelingt es ihr, sich die Masse untertänig zu halten und sie sogar in den Dienst der leitenden Stelle zu zwingen, um auf ihre eignen Kosten deren Interessen zu fördern. Zwar ist diese überpersönliche Macht ihrer Idee nach die Verwalterin des Wohles aller Volksgenossen nach außen und nach innen; aber der Besitz der Macht verführt gar zu leicht dazu, sie zum Besten vor allem ihrer Träger zu verwenden und das Volk leer ausgehen zu lassen. Hier wird die große Aufgabe sichtbar, die Macht zu versittlichen und in den Dienst des Volkes, des Guten, der Menschheit zu stellen. Ohne dies gelingt es der Macht auf die Dauer überhaupt nicht, sich an der Spitze zu halten. Es liegt tief im Wesen der menschlichen und gesellschaftlichen Dinge beschlossen, daß sich keine Veranstaltung und Gemeinschaft hält, die sich nicht dem Sittlichen willig unterwirft. Stellt dieses auf den ersten Blick den Inbegriff der Regeln dar, deren Befolgung den Bestand von jenen auf die Dauer verbürgt, so erhebt es sich hoch darüber hinaus zu einer Größe, die etwas Paradoxes an sich hat: wer es um jenes Erfolges willen pflegt, geht seiner verlustig; wer es aber um seiner selber willen liebt, erntet reichen Segen. So erhebt sich wie alle menschlichen Veranstaltungen sozialer Art, also etwa die Familie oder die Berufsgemeinschaft, auch der Staat in die Höhe des Ethischen, ohne damit aber den festen Grund auf dem Boden der sog. realen Interessen zu verlieren. Aber er ruht auch bloß so auf diesem, daß er sich immer emporreckt in das Reich der Idee. Er sucht, was seinen Mitgliedern gut ist, aber er kann das nicht, ohne auch das Gute selber zu pflegen. Darum haben wir Religiösen und auch wir Pfleger des Christlichen ein so großes Interesse an ihm. Weil er so tief eingreift in unser aller Leben, können wir nicht anders als uns darum zu kümmern, daß er anstatt das Werkzeug bloß einer Klasse oder auch noch des ganzen Volkes zu seinem materiellen Wohl, ein Helfer zu seinem Besten und ein Erzieher zum Reiche Gottes werde. Freilich liegt uns Menschen von der Idee immer sehr nahe, jene reale Grundlage ebenso einseitig zu vergessen, wie die Gläubigen der Nützlichkeit nichts von jenen idealen Zielen wissen wollen.

2. R. Saitschick gibt eine Übersicht über die Ansichten von der Entstehung des Staates, die uns für unsre Zwecke völlig genügt. Er betont zum Eingang mit Recht, daß sie darum so mannigfaltig und so verschieden seien, weil hinter jeder eine andre Lebensanschauung stehe. Der Naturalist wird das Triebartige bei dem Vorgang betonen, und den Staat bloß für ein Naturgebilde halten. Der theologisch gesinnte Staatslehrer wie etwa Joseph de Maistre und Adam Müller werden auf einen theokratischen Ursprung hinauskommen; der Liberale wird den Ursprung in einem Vertrage sehn. Der Skeptiker und Sophist wird

seiner ganzen Anschauung entsprechend den Egoismus als die Wurzel des staatlichen Lebens erkennen. Gegen den Naturalismus spricht, daß der Staat von Anfang an mehr und etwas anderes als Natur ist und daß von Anfang an nicht bloß ein Naturprozeß an seinem Werden und Sein beteiligt war, sondern auch persönliches schöpferisches Wollen. Freilich verderben wir uns gleich alle Gedanken über den Staat und alles Wirken in dem Staat, wenn wir den Sophisten Gehör schenken, die ihn rein auf Egoismus gründen. Nur dürfen wir dem gegenüber in ihm nicht bloß ein Erzeugnis der Vernunft, etwa auf dem Wege des „contrat social" sehen wollen; denn damit verfielen wir in Utopien, die es übersehen lassen, daß der Mensch von der Natur abhängig ist und von Trieben der Selbstsucht geleitet wird. „Der Staat ist aus innerer und äußerer Notwendigkeit entstanden: aus dieser, weil der Mensch aufs engste mit der Natur verbunden ist, und aus jener, weil er seinem ganzen Wesen nach über das Naturhafte hinauswachsen mußte; sonst hätten wir weder Religion und Kunst noch Denken und Wissen." So ist der Staat eine Zweiheit aus Natur und Vernunft, weil auch der Mensch eine solche ist. — Wir erinnern uns des Wortes von J. Kaftan: „er entsteht um des Lebens willen und er besteht um des vollkommenen Lebens willen". Wir können auch an die Heterogonie der Zwecke denken, die W. Wundt zur Erklärung so vieler höherer Zwecke heranzieht: der Staat entsteht um des Schutzes und des Vorteils seiner Mitglieder willen; aber dabei gibt es gleichsam einen Überschuß über den erstrebten Erfolg, und das ist seine Würde als Staat und als Träger höherer idealer Gedanken und Ziele.

In seinem Buch „Individuum und Gesellschaft" sagt Theodor Litt Ähnliches, nur mit noch viel schärfer gefaßten philosophischen Begriffen. Gibt es zwischen den Menschen zweierlei Arten von Beziehungen, nämlich natürlich herausgebildete und planmäßig geschaffene rationale, so bedeutet der Staat einen Verband, in dem diese beiden Arten mit gleicher Ursprünglichkeit auftreten, ohne daß sich die einen aus den andern ableiten ließen, eben den Staat. Heute nämlich kommt jeder, der durch seine Geburt Glied einer Familie wird, auch in den Bereich eines Staatsverbandes, der seine ganze Umgebung umfaßt. Er gibt sich als eine Art von zweiter Natur durch seine Unentrinnbarkeit zu erkennen sowie durch den Zwangscharakter, der ihm innewohnt. So ist er ein Riesengebilde aus Natur und Geist, das mit seinem einzigartigen Attribut, der Macht, für uns zu einem Schicksal wird. Er stellt sich uns dar als einer der ungeheuerlichsten und rätselvollsten Tatsachenzusammenhänge, als ein zwar in der Abstraktion zerlegbares, aber in Wirklichkeit ungeteiltes Ganzes von organisierter Macht, rationaler Regelung und irrationaler Lebendigkeit. Durch diese seine unauflösbare Kompliziertheit gewinnt der Staat den Charakter einer unpersönlichen, fast sachlichen Notwendigkeit; mag auch die Gewalt, die so die Reihe der Generationen zu einer Einheit zusammenbindet, nicht den mystischen Höhen eines übermenschlichen Schicksals, nicht der Verfügung einer kosmischen Vernunft, sondern nur den Seelen der Menschen selbst entstammen, die sich in ihrem Banne fühlen.

3. Ehe wir unsre weiteren Gedanken an das von Litt betonte Irrationale anknüpfen, besinnen wir uns darauf, daß wir in dem uns vorliegenden Bericht

eine sehr elementare Gestalt des staatlichen Lebens vor uns haben. Es ist der Anfang einer Monarchie, die zum Schutz gegen auswärtige Feinde ins Leben gerufen ist. Wie weit ist von da aus der Weg zu der Fülle der Aufgaben und der Macht, die dem modernen Staate zu eigen ist! Es ist eine absolute Monarchie, die von dem Volke eingesetzt wird. Wie weit ist noch der Weg zu der künstlichen Organisation, wie sie in der konstitutionellen Monarchie vorliegt oder welch entscheidender Unterschied liegt vor der Demokratie gegenüber, die nach Hegel die Monarchie ablöst, um selbst wieder im bekannten dialektischen Gang der Geschichte in diese umzuschlagen! Es ist ein Heimatkönigtum, also ein Gau- oder Sippenregiment, das hier gestiftet wird. Wie weit ist es noch hin bis zu dem nationalen Königtum, dem Nationalstaat oder gar dem Staat der Nationalitäten, der unter das Joch des Allbeherrschers Staat mehrere Volksarten umfaßt und zu einer Einheit zusammenschmiedet! — Mögen diese Formen auch noch so verschieden sein, wir können eine Art von Wesen des Staates feststellen: er ist ein mit Macht ausgestatteter Wille zum Schutz und zur Förderung seiner Glieder, besonders aber seiner Herrscher, der sich zu einer überpersönlichen Größe erhoben hat und ihnen als etwas Absolutes gegenübersteht, mag er seine Macht und Würde auch tatsächlich von seinen Untertanen oder einem Teil von ihnen zu Lehen tragen. Aus natürlicher Notwendigkeit des Lebens geboren, reckt er im Laufe der Zeit sein Haupt in den Bereich der idealen Gebilde der höhern Kultur empor und nimmt Teil an der Würde, die den höchsten Erzeugnissen dieses Kulturlebens zukommt.

4. In unsrer gegenwärtigen Lage berührt uns der Bericht über Sauls Heldentat und Wahl zum König nicht anders als überaus schmerzlich. Wir hungern nach Ordnung, nach Disziplin, nach Autorität. Aber wir haben niemand, der dieses Verlangen, überlegen durch seine persönliche Kraft, zu stillen vermöchte. Wonach wir so sehnsüchtig ausschauen, hier ist es: ein Mann. Und zwar einer, der nicht mit staatsmännischen Theorien kommt, sondern mit ganz unmittelbar wirkender körperlicher und persönlicher Kraft. Selbst unter uns Deutschen würden sich ihm viele unterwerfen, wenn es auf einmal hieße, wie zur Zeit, als Luther auftrat: Hoiho, er ist da, er wird es machen! — Aber alles Geschrei nach dem starken Mann zieht ihn nicht herbei. Sein Erscheinen beruht nur auf den Dingen, die über uns sind. Mag es der eine so, der andre anders nennen, wir sagen: auf dem Willen Gottes. — Unmittelbar ist der Bericht kaum für die praktische Verkündigung zu verwenden; dazu ist er zu nackt historisch, ohne das Gewand religiöser Deutung; es genügt nun einmal nicht, daß etwas bloß in der Bibel erzählt wird, es muß auch noch die Herkunft aus dem Glauben dazu kommen, weil nur so eine Verkündigung zum Glauben möglich ist. Das wird ganz anders bei den der bisher behandelten vorangehenden Stücken.

Das Königtum, von Gott durch den Propheten eingesetzt.

Kap. 7 – 10 und Kap. 1 – 3.

1. Jenes geheimnisvolle Wesen des Staates, das in seiner absoluten Macht beruht, dazu jener sein Anspruch auf Idealität und auf Herkunft aus höhern Regionen hat immer Anlaß gegeben, ihm einen religiösen Ursprung zuzu-

sprechen. Ganz besonders aber war es das Königtum, also die Herrschaft eines Einzigen, das einen solchen mystischen Hintergrund brauchte. Wie viel gehörte doch dazu, einer Person und dazu noch seinen Nachkommen die schier unbeschränkte Vollmacht über das Geschick von Millionen in die Hand zu geben! Jener Anspruch des Königtums und dieses Vertrauen wurden am besten gerechtfertigt, wenn sich hinter ihm die Gottheit erhob, die ihm Bestand und Gedeihen, die ihm Autorität und einen Anteil an ihrer Macht verlieh. Oder allgemeiner gefaßt, es hat niemals der Glaube darauf verzichtet, lebenswichtige Einrichtungen von der Gottheit herzuleiten und in ihren besonderen Dienst zu stellen. — So hat immer der Mythus den Ursprung des Staates und des Königtums besonders geheimnisvoll an die Götter geknüpft, um diese menschlichen Gewalten an der Hoheit und Majestät der Unsterblichen teilnehmen zu lassen. Besonders eng erscheint das Verhältnis zwischen der Monarchie und dem Monotheismus zu sein: der König als Sohn Gottes kann ohne weitere Diskussion seinen Thron auf die Grundmauer der göttlichen Sanktion stellen, wie das zumal orientalischen Denkgewohnheiten entspricht. Der absolute Despot im Himmel und derselbe auf der Erde runden das Bild der Welt und das des Volkslebens harmonisch ab. Bis in die letzten Jahre hinein hat auch das europäische Herrschertum von diesem geheimnisvollen Glanze des Gottesgnadentums sich in den Augen vieler Millionen verklären lassen.

In den Erzählungen des Samuelbuches, die der Königswahl vorausgehen, wird das Bedürfnis nach Sanktion nicht durch den Mythus, sondern durch die Sage und durch frei erfundene Geschichten befriedigt. Natürlich stammen diese aus späterer Zeit, die erst den Wunsch hatte, das Königtum überhaupt und die Thronbesteigung seines ersten Trägers auf Gott zurückzuführen. Es konnte der gläubigen Phantasie des Volkes nicht genügen, den Herrscher so, wie es berichtet ist, einfach kraft seines starken Mutes und kräftigen Armes zum Thron emporsteigen zu sehen. Sogar wir können es noch nachempfinden, wie etwas mehr Mystik dabei dem Bedürfnis weiter Volksschichten entspricht. Wie sich jene gläubige Denkweise auch den Ursprung der Familie, den der Arbeit und was es sonst noch für lebenswichtige Dinge gibt, nur aus einer Anordnung der Gottheit erklärt — wir denken an die ersten Kap. der Genesis — so auch die des Königtums. Und zwar arbeitet sie in der Regel dramatisch, d. h. sie berichtet eine Geschichte. Nicht anders haben wir diese Sagen zu beurteilen, in denen erzählt wird, wie Saul durch Samuel zum König gemacht wird. Was Paulus seiner Art entsprechend abstrakt ausdrückt, wenn er Röm. 13,1 die Obrigkeit als von Gott geordnet hinstellt, das macht die Sage anschaulich, indem sie eine Geschichte erzählt. Wir haben also in den uns vorliegenden Stücken nichts anderes zu sehen, als historisierte Ableitungen des Königtums von Gott, als Urteile Gottes, nein von religiösen Menschen über das Königtum, die ihr eignes Urteil Gott in den Mund legen. Dabei geht in der Regel das Bestreben dahin, dem König als Hintergrund seiner Person die göttliche Autorität zu leihen, mit der er die Kosten der seinigen bestreiten kann.

Das Besondre in der Art, wie ihm diese zur Verfügung gestellt wird, ist dies, daß sie ihm der Prophet Gottes überträgt. Ist das der Inhalt der oben zuerst angeführten Kapitel, so gehen die an zweiter Stelle genannten,

also die Kap. 1—3 noch einen Schritt zurück. Hat der König seine Autorität von dem Propheten, so hat sie dieser unmittelbar von Gott. Und zwar hat er sie schon vor seiner Geburt durch das Wort Gottes und die Tat Gottes an seiner Mutter empfangen, sodaß er sie nun auf den König übertragen kann. Damit ist die Reihe geschlossen: der König von dem Propheten, der Prophet von dem Ursprung aller Autorität, von Gott. Es liegt uns also ein religiös-nationales oder religiös-politisches Glaubensurteil in historisierter Gestalt vor: was die naiven Zeiten nicht begrifflich ausdrücken konnten, haben sie in einer Geschichte erzählt. Diese verstand jedermann. Natürlich verbinden sich mit der Gestalt und dem Lebenslauf des Samuel noch andre Interessen; aber wir können als die große Linie die eine festhalten, daß er es ist, der den Willen Gottes dem neuen Träger der Gewalt gegenüber darzustellen hat.

Es ist bekannt, daß sich in den vorliegenden Erzählungen dieser Wille Gottes nicht einheitlich zum Ausdruck bringt. 8,1—22 steht ein Urteil, das durch und durch kritisch und ablehnend dem Königtum gegenüber lautet. Zwar kommt das Königtum von Gott her; aber es ist ihm von dem Volke wider seinen Willen abgenötigt worden. Sein Wunsch nach ihm beruht auf widergöttlicher Gesinnung; Gott verwerfen sie, indem sie einen König gleich den Heiden um sie her erwählen. Es ist weniger, wie man gewöhnlich annimmt, die priesterliche als die prophetische Religion, die sich so dem Königtum entgegenstellt. Es ist weniger die Eifersucht des Priesters als der Glaube des gottbegeisterten Sehers: er nimmt Anstoß daran, daß nun die Zukunft des Volkes auf die Gewalt der Waffen anstatt auf die unmittelbare Fürsorge Gottes gestellt werde. Dazu kommen noch Erfahrungen, die man mit dem Königtum gemacht hatte, dessen despotische und volksfeindliche Seite in späteren Zeiten an seinem göttlichen Rechte irre machte. — So vereinigt sich hier das ideale Urteil des rein religiösen Gottesmannes mit dem des enttäuschten und verbitterten Volkes zu der Erkenntnis: das Königtum ist nicht von Gott gewollt, sondern es ist ihm nur abgedrungen worden. Ganz anders erscheint das Königtum samt dem Propheten in der Erzählung 9,1—10.16. Der Wille Gottes ist es, der dem Volke einen König geben will, und Samuel der Seher hat ihn zu vollstrecken. Hier liegt ein entgegengesetztes Werturteil über die politische Umgestaltung vor: wie jene pessimistisch ist, so ist diese freundlich und günstig. Dieses Nebeneinander macht es unnötig, noch etwas darüber zu sagen, daß wir zwei verschiedene historisierte Stimmungen vor uns haben.

2. Ehe wir auf Einzelnes an diesen Berichten eingehen, beantworten wir eine Reihe von grundsätzlichen Fragen, zu denen sie uns Anlaß geben.

Ist bloß das absolute Königtum von Gott?

Ohne Zweifel gehören beide um der oben bezeichneten Verwandtschaft willen am nächsten zusammen: Ein König und Ein Gott, beide von gleicher unumschränkter Macht und Majestät. Es gibt bis in die Gegenwart hinein eine gewisse Art religiös-politischen Denkens, die ganz und gar auf diese Verbindung eingestellt ist und sich garnicht von ihr trennen kann. Der König ist die Autorität für alle Dinge des Staates und des gemeinsamen öffentlichen Lebens, und Gott ist die Autorität über uns, die die seinige stützt. Gott und der König — es kann nicht geleugnet werden, daß dies eine überaus tragfähige Grundlage

für das religiös-nationale Leben von Millionen gewesen ist. Wir brauchen ja nicht nur an den Mißbrauch zu denken, der zu Gunsten von bestimmten Ständen mit dem absoluten Königtum und dem Gottesgnadentum getrieben wurde. Lange hat man sich durch diese einfache Grundlage, wie sie besonders dem Denken der Masse zusagen mußte, darüber hinwegtäuschen lassen, daß diese um ähnlicher Eindrücke willen, wie sie Samuels Rede aufzählt, längst schon dem Königtum entfremdet war. Damit aber hat sie zugleich auch die Fühlung mit dem Gott verloren, der allzu einseitig für jenes ihr politisch verhaßte Regiment auch von denen in Anspruch genommen worden war, die sich sonst wenig um ihn kümmerten.

Durch diese enge Verbindung zwischen Gott und einem bestimmten politischen System mußte eine schwere religiöse Verwirrung eintreten, als dieses fiel. Dadurch glaubten jene Massen den Gott gerichtet zu sehen, den sie nicht anders als in jener hatten sehen lernen. Dadurch aber kamen auch die Frommen in schwere innere Not. Im psychologischen Sinn konservativ, wie nun einmal die Frömmigkeit ist, konnte sie sich keine andre politische Heimstätte denken als die vergangene der Monarchie. Gewiß verlockte auch die Regierung, die die Revolution mit sich brachte, um ihrer Feindschaft gegen Religion und Kirche willen, wenig dazu, so völlig umzudenken, wie das nötig gewesen wäre. Tatsächlich sind es sehr wenig Fromme unter Pfarrern und Gemeindegliedern, die einfach aus Gehorsam gegen Gott politisch umgedacht haben. Und es sollte doch nun einmal dem Glauben möglich sein, zu sagen, wie ein wirklich frommer Aristokrat getan hat: Gott hat offenbar das alte System der Monarchie gerichtet; darum sehe man es als den Willen Gottes an, sich mit seinem innersten Willen dem neuen Zustand zuzuwenden. — Das ist natürlich auch schon darum nicht leicht, weil so wenig Mystik und Glanz dazu verlockt, Dinge, für die fromme Gemüter am wenigsten unempfänglich zu sein pflegen. Hier ist kein Prophet, keine Krönung, kein Wort über Gott, sondern nur gewaltsames Geschehen von nicht immer reiner Absicht gewesen. Aber sollte nicht unser Auge geübt genug sein, um Gottes Hand zu erkennen, auch ohne all jene Requisiten? Glaube heißt hier: in ipso facto Dei voluntatem cognoscere, und das ist: der Wirklichkeit des Geschehens gehorsam zu sein. Natürlich ist es eine schwere Belastungsprobe für einen, der an Gott glaubt, ein Regiment von Gott herzuleiten, das selbst so wenig Wert auf diese Ableitung legt. In Wirklichkeit gilt auch diese Betrachtung bloß für die Gläubigen. Früher war das anders: das Gottesgnadentum wollte ganz objektiv und allgemein gelten, also als eine nachweisbare und darum gleichsam staatliche verbindliche Grundlage. Diese aber ist nun hinweggefallen; darum beschränkt sich jene Beurteilung der nun einmal herrschenden Gewalt auf die Kreise, die nicht anders können, als alle lebenswichtigen Einrichtungen auf Gott zurückführen. Das wird sich besonders in zwei Dingen zeigen: in einem Gehorsam, der Kritik und Verwahrung nicht auszuschließen braucht, und in dem Kirchengebet, das aber dann jegliche Teilnahme an Verschwörung und Rebellion ausschließen muß. Bringt uns der Gang der Ereignisse einmal wieder einen Saul, dann wird der auch die Zeichen der göttlichen Rechtfertigung an sich tragen, und es wird kein Verrat sein, wenn sich die Gläubigen dem anschließen, für den die Legitimation des dauernden Er-

folges spricht. Mag dieser Gesichtspunkt weniger ideal scheinen als der der Treue zum angestammten Herrscherhaus, man kann auch aus lauter Treue gegen das Alte gottlos werden, wenn Gott es gerichtet und ein wenn auch nicht viel vollkommneres Neues an die Stelle gesetzt hat.

3. Die Verschiedenheit der Berichte ist nicht ohne Wert: sie befreit von der vermeintlichen Pflicht, die Bibel Wort für Wort für wahr anzusehen, und zugleich von der andern, eine bestimmte politische Stellung für die allein religiöse zu erklären. In unserm Zusammenhang und in unsrer Gegenwart ist uns das Zweite besonders wichtig: so verbreitet auch die Anschauung oder wenigstens die Gewohnheit ist, christlich und monarchistisch zusammenzudenken, sie hat durchaus keinen Grund in Gottes Wort. Man kann über die Monarchie ebenso pessimistisch denken, wie es das Prophetentum dem Samuel in den Mund gelegt hat. Natürlich hat auch die andre Denkweise ihr Recht; es ist freilich noch nicht nötig, das ausdrücklich festzustellen.

Diese freundlichere Auffassung ist, wie bekannt, in zwei verschiedenen Erzählungen zum Ausdruck gekommen, die ganz unabhängig von einander demselben Grundgefühl entstammen. In der lieblichen Legende von dem Bauernsohn, der auszog, um seines Vaters Eselinnen zu suchen, und eine Königskrone fand, 9,1—10,16, liegt der Wunsch zugrunde, die geheimnisvolle Mystik des Königtums als reines Gottesgnadentum hoch über alles menschliche Wählen und Schaffen zu erheben. Zufall reiht sich an Zufall, Gottesstimmen reden darein, und zuletzt fügt sich alles wunderbar zu dem Ergebnis zusammen, das in der heimlichen Salbung des Jünglings zum König besteht. Hier wird die göttliche Begründung des Herrscherthrones gleichsam greifbar dargestellt. Gott ist es, der alles gewirkt hat, und nicht jene Leute aus dem Volk, die den verdienten Heerführer nach dem Sieg zum König ausgerufen haben. Und nach seiner ganzen Art erhöht Gott gerade das, was klein ist, und führt den Demütigen wunderbar auf die höchste Höhe. Er tut es aber sichtbar, nämlich durch die Hand seines Propheten, nicht etwa bloß indem er die Ereignisse gestaltet und den Menschen seine Gedanken ins Herz gibt. Das göttliche Wirken ist hier einmal wieder empirisch gemacht und dramatisch gestaltet. Wir können es immer noch nachfühlen, wie diese Sage dem tiefen Bedürfnis romantischer Gemüter und konservativer Untertanen entspricht. Die Folge von Begebenheiten, durch die Einer zum König wird, ist ganz herausgenommen aus der gewöhnlichen Bahn der Alltagsereignisse; der Vertreter Gottes sucht den zukünftigen Herrscher aus und salbt ihn mit feierlicher Gebärde zu seinem Amt. Romantisch und mystisch ist das alles empfunden, dasselbe Empfinden hat auch ein paar Jahrtausende hindurch dem Königtum die irrationale Begründung und Sicherung im Gemüt der Völker geschenkt.

4. Ähnlichem Grundgefühl gehört die Legende von der Auslosung Sauls zum König an, wie sie 10,17—27 erzählt wird. Mag nun dieses Stück eine Fortsetzung des vorigen, mag es ein ursprünglich selbständiges Gebilde sein, es nimmt an derselben Art wie jenes teil. Es enthält keine Geschichte, sondern ein Urteil. Und dieses lautet wieder: das Königtum ist von Gott, allein von Gott, ohne Mitwirkung der Menschen, eingesetzt. Denn es ist bei der Krönung Sauls durchaus nicht menschlich zugegangen, sodaß er etwa gewählt

worden wäre; sondern der göttliche Zufall in dem so ganz und gar irrationalen Vorgang der Auslosung hat ihn auf den Thron gebracht, weil Gott ihn dahin haben wollte. Dieser Gedanke ist noch mehrfach unterstrichen. Sicher geht das Los seinen Gang von dem Stamm zum Geschlecht, vom Geschlecht zu seinem erwählten Glied. Und siehe, der ist garnicht da! Er weiß nichts von der ganzen Sache und er will vielleicht überhaupt nicht die Krone annehmen. Da sieht man doch, wie sehr es allein Gott ist, auf den sein Königtum zurückgeht. Gott wirkt ja vor allem in dem, was geheimnisvoll und wunderbar erscheint; er hat durch eine innere Stimme den Samuel auf Saul aufmerksam gemacht, und hier lenkt er das noch viel unvernünftigere Los auf das Haupt seines Erwählten. Wieder ist das religiöse Urteil gleichsam greifbar verkörpert, sodaß es als das göttliche Wirken mitten in dem gewöhnlichen Geschehen und doch als eines von ganz anderm Ursprung und Wesen erscheint. Wie schwer hatten wir es schon dagegen, in dem Geheimnis der Geburt des Thronfolgers von dem Herrscher den Willen Gottes zu verehren! Aber da war doch immer noch etwas Mystik dabei, die den Glauben erleichterte, zumal wenn er sich noch auf den klugen Satz von der Vererbung erworbener Herrschertugend stützen konnte. Aber wie schwer wird es uns heute gemacht, den Erwählten des Volkes, der nach einem Wahlkampf mit tausend Menschlichkeiten aus der Urne hervorgegangen ist, als Obrigkeit von Gott eingesetzt, anzusehen und zu achten! Aber es bleibt garnichts anderes übrig; wir müssen uns darein finden, ohne jede Mystik das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung und der politischen Berechnung, um ganz banale Ausdrücke zu gebrauchen, in derselben Weise mit dem höchsten Willen über uns in Verbindung zu bringen, wie es die alte Zeit mit den Gestalten tat, die Salbung oder Geburt ohne menschliches Zutun an ihren hohen Stand berufen hatte. Natürlich gilt diese gläubige Betrachtung immer wieder nur für die Christen, aber für diese gilt sie unbedingt, so schwer es auch sein mag, diesen Glauben im klaren kalten Tageslicht, ohne geheimnisvolle mystische Dämmerung aufrechtzuhalten.

5. Zeigen uns diese beiden Erzählungen den König und das Königtum im Einklang mit Gott, so die erste 8,1—22 samt der Einleitung zu der soeben behandelten im Widerstreit mit ihm und dem Propheten, der als sein Sachwalter auftritt. Wenn wir uns von der Vorstellung freimachen, daß sich hier die spätere Kritik des Priesterstandes ausdrückt, und uns darauf besinnen, daß es prophetische Gedanken sind, die sich hier zu einem trüben Urteil in geschichtlicher Gestalt verdichten, dann ergibt sich eine nicht unwichtige Beziehung zur Gegenwart. Wir könnten die Stellung des Verfassers mit modernen Begriffen etwa so zu fassen versuchen: er ist empört über die Unterdrückung und Ausbeutung des Volkes durch das Königtum, also sozial gesinnt; er tadelt das Vertrauen auf Rosse und Reisige, das von dem auf Jahve abzieht; fast könnten wir sagen: hier spricht ein religiöser Edel-Anarchismus, jedenfalls aber eine sozial und auch „pazifistisch" gerichtete Frömmigkeit ernstester Art. Luxus und Gewalt als Merkmale des Königtums bedeuten eine starke Ernüchterung auch für ästhetisch-religiöse Romantik. Ohne Zweifel macht sich in jener Stellung ein sittlicher Ernst samt einem hohen Idealismus geltend, wie sie leider in den Kreisen unserer Kirchlichen selten waren; denn sie haben

nie, weder den Glanz des Hofes noch die Anwendung der Gewalt verachtet oder getadelt. Dieser Ausprägung einer monarchisch-höfisch gehaltenen Frömmigkeit mußte eine andre vom Schlag der sich hier schon ankündigenden prophetischen entgegentreten. Erst recht hat diese heute ihren Grund in Gottes Wort. Wenn in unsrer Armut der Glanz und in unsrer politischen Ohnmacht die Gewalt hinweggefallen ist, so mag darin ein Wink des Gottes gefunden werden, der doch den Propheten nicht ganz fern gewesen ist. Jedenfalls was die Gewalt anbetrifft, so werden wir uns, ob gern, ob gezwungen, daran gewöhnen müssen, daß sich neben der realistischen Auffassung auch eine idealistische durch die Entwicklung hindurchzieht. Mag man den pazifistischen Traum noch so sehr ablehnen, er wird doch nun einmal von Männern Gottes geträumt, die in der Bibel ihren Platz haben. Mindestens als ein Faden im Gewebe der Entwicklung, als ein Erreger im Gemenge der geschichtlichen Einflüsse müssen wir ihn ertragen, wenn nicht gar pflegen. Vielleicht hilft die Not und die Schwäche aller Völker dazu, wie es so oft geschieht, daß eine Idee Boden gewinnt, die es vermöge ihrer eigenen Kraft und um der Herzenhärtigkeit der Menschen willen nicht vermöchte. — Nur vor einem wollen wir uns bewahren: die vergangene Zeit des Königtums und des Kaisertums um ihrer mit Samuels Worten übereinstimmende Schattenseiten willen als einen Irrweg zu bedauern; davor schützt uns unser Vorzug der geschichtlichen Bildung, die uns in jenen eine geschichtlich notwendige Stufe erblicken läßt, die freilich langsam innerlich vermorscht ist. Wir werden wie das Volk dem Samuel gegenüber, besonders in unsern gegenwärtigen Zeiten ohne Zucht und Ordnung, wohl zu würdigen wissen, was das Königtum geleistet hat, wenn es für Recht sorgte und unsre Schlachten schlug. Wenn sich wieder eine Monarchie aus den Trümmern des Volksstaates erheben sollte, dann wird es ihr Rechtsgrund und ihre Aufgabe sein, für Recht und für Sieg zu sorgen. Es ist gewiß immer recht schwer, das was sich so im vollen Tageslicht mit allen menschlichen Erbärmlichkeiten und Zufällen vor unsern Augen vollzieht, mit romantisch-mystischem Schimmer zu umgeben. Aber wenn nur der Mann und der Erfolg darnach ist, wird ihm auch aus der Ferne des Raumes oder der Zeit das unverwüstliche Bedürfnis nach Mystik zum Lorbeer die Krone eines neuen Gottesgnadentums auf das Haupt drücken. Denn viele unter den Erdgeborenen halten es doch nicht aus, wenn nicht das, was Macht und Autorität haben soll, in das Geheimnis des Absoluten hinaufreicht.

Freilich dürfte mit der Mystik des alten Gottesgnadentums auch die der erblichen Monarchie vorbei sein, wenigstens für die nächsten Jahrzehnte; wir haben keine guten Erfahrungen mit ihr gemacht. Dann aber bleibt nur eines übrig, wenn wir auf eine starke Autorität, der es auch an etwas Schimmer und Weihe nicht fehlen darf, wert legen: wir müssen unsern Herzog wählen. Vielleicht wird man auf das Wahlkaisertum zurückkommen, wenn sich der Rückschlag gegen die nüchtern rationalistische Präsidentschaft einer Republik geltend macht. Es wäre das nicht die einzige Weise, wie wir uns auf germanisch-mittelalterliche Formen des öffentlichen Lebens, natürlich nicht ohne zeitgemäße Abwandlung zu besinnen hätten. Darauf werden wir natürlich kaum durch die Idee selbst und die Werbung für sie geführt; sondern es muß so gehn, wie es in Israel ging: wenn der Mann kommt, der es tun wird, dann wird ihm auch

die Sehnsucht nach Führung und Autorität entgegenfliegen und viele Bedenken überwinden.

6. Die andern Geschichten werfen ohne Künstelei keinen Ertrag für die praktische Verkündigung ab; wohl aber die einzig schöne idyllische Erzählung, wie Saul durch Samuel heimlich zum König gekrönt wurde. Es klingt beinahe etwas hindurch wie von dem Lied: Herr Heinrich sitzt am Vogelherd. Wir werden ihr am besten gerecht, wenn wir sie nicht eine Sage, sondern geradezu ein Märchen nennen. Denn nur in einem solchen ziehen Bauernsöhne aus, um Eselinnen zu suchen, und finden ein Königreich. So kommt die Geschichte vor allem einmal in Betracht, um etwas Freude zu erwecken, für die auch Alte und nicht bloß Kinder empfänglich sein könnten. Ihr zugrunde liegt der sonnige Optimismus des Märchens, in dem alles zum mindesten gut ausgeht, aber auch überhaupt lauter Wunderbares an den Kindern des Glückes geschieht. Kindern kann man dies als ersten Anfang einer Anschauung von Welt und Leben ja wohl anbieten; man darf aber die Grundmauern dieses Verständnisses nicht so fest legen, daß sie nachher nicht mehr festerem Gefüge weichen. Denn es ist nun einmal nicht so, daß immer jener liebliche Ersatz eintritt. Gewiß kommt es vor, daß es einem Glückspilz so geht: er findet das Königreich, und die Eselinnen kommen auch noch wieder herbei. Als Regel und als mahnender Trost kann man aber dieses durch Goethe bekräftigte Sinnbild einer glücklichen Lebensführung nur anwenden, wenn man mit dem Begriff Königreich in eine höhere Stufe der Werte aufsteigt. Wir suchen dies und das und finden es nicht; aber wir finden dabei etwas Besseres, und dann wird uns „solches alles" noch dazu gegeben werden, wenn wir nach dem Himmelreich trachten. Steht das nicht über so manchem Leben, sodaß man es als Motto etwa auch am Grab darüber schreiben könnte: Er zog aus Eselinnen zu suchen und fand ein Königreich? Kann man es nicht über die Pforte eines jungen Lebens schreiben, sei es bei der Taufe oder der Konfirmation? Das Wort ist so fein und durch jenen Dichter geadelt, daß man an dem Namen der Tiere keinen Anstoß zu nehmen braucht. — Disselhof führt folgendes aus. Dem feinen jungen Mann Saul wird von seinem Vater als Probe für seinen Gehorsam die niedrige Arbeit aufgegeben, die verlorenen Eselinnen zu suchen; Gott legt uns mitten in unsern hochfliegenden Hoffnungen eine gewöhnliche, geringe Arbeit auf. Aber der Eigenwille, der nur in großen Taten glänzen möchte, hält es für der Mühe unwert. im Kleinen treu zu sein. Aber unser Gott ist ein Gott der Niedern und Stillen, weil er die am besten gebrauchen kann. Sauls Arbeit aber war vergeblich; das hat aber Gott so geordnet, daß er den göttlichen Seher finden möchte, der ihn zu Gott führte. So stellt sich Gott auch uns in den Weg, damit wir etwas Neues finden und die selbsterwählten Wege lassen, um die von Gott vorgezeichneten zu gehn. — Walter Claßen bringt gelegentlich den sehr zeitgemäßen Gedanken, daß man zum Führer im Großen nur den erwählen dürfe, der sich im Kleinen bewährt hat. — All diese Gedanken mögen nicht bloß dargeboten werden, wenn man die Geschichte für sich behandelt, sondern sie geben auch in anderm Zusammenhang wertvollen Anschauungsstoff, um das tiefste christliche Verständnis des Lebens oder die Sorgfalt im Geringen als Probe für die Herrschaft über das Große einzuschärfen.

Samuels Geburt und Jugend.

1, 1 – 3, 21.

Samuel, der Saul zum König krönt, sich aber später mit ihm überwirft, wird ähnlich eingeführt wie Johannes der Täufer, der den Herrn ankündigt, sich aber später von ihm abwendet. Der Gedanke ist beidemal derselbe, wie er uns auch schon bei der Geburt Isaaks begegnet ist. Die Bedeutung des Mannes wird dadurch ausgedrückt, daß er normalerweise garnicht hätte ins Leben eintreten können; aber Gott hat ein ausgesprochenes Wunder getan; daran sieht man, wie viel ihm daran lag, daß er erschien. Es ist also wiederum ein historisiertes Werturteil, was in diesen idyllischen Erzählungen vorliegt. Ohne Zweifel wollen sie dem Propheten einen höhern Rang geben als dem König, von dem nichts derartiges berichtet wird. Und nicht bloß in seiner Geburt, auch in seiner Berufung ist es offenbar, daß Samuel unmittelbar von Gott kommt und von ihm bevollmächtigt ist; hier ist der Anschluß an das Absolute also zwiefach hergestellt wie auch bei Jesus, wenn zu der Taufe die Geburt aus der Jungfrau hinzukommt. So hat damals Gott ein Neues geschaffen, das dem verrotteten Richtertum der Familie Elis ein Ende bereiten und den Übergang zu dem Königtum herstellen sollte. Der entscheidende Mann zu der entscheidenden Zeit kommt unmittelbar aus Gottes Hand: was man nicht begrifflich ausdrücken konnte, sagte man mit einer Geschichte. — Diese Begründung für Samuels Herrschaft hat für uns als Ganzes kaum einen Wert; wir können uns nur herzlich an dem lieblichen Idyll erfreuen, das sich da vor uns auftut. Leider hat der übliche feierliche Ernst in der Behandlung der Bibel als des Wortes Gottes Jugend und Alter dessen völlig entwöhnt, einen solchen Begriff auf ein Stück in ihr anzuwenden und sich einmal ohne apologetische oder kritische Nebengedanken kindlich an der ästhetischen Seite zu freuen.

Das ganze Stück ist reich an kulturgeschichtlichen Zügen, die im Unterricht, in der Bibelstunde und auch einmal in der Predigt herangezogen werden können. Kann man nicht sagen, daß ein religionsgeschichtlich sehr interessanter katholischer Zug hindurchgeht? Tempel, Opfer, Priester, Gelübde, geheimnisvolle Stimmen, aber auch priesterliche Habsucht und Gier? Welches Licht fällt auf die Sitte der Ehe mit zwei Frauen, in der es ohne Zank und Haß nicht abgeht? Daneben fallen aber auch eine Anzahl von praktisch verwertbaren Gedanken ab. Elis Familie sinkt hinab und Samuel steigt hinauf. Eli ist streng gegen ein schwaches Weib und schwach gegen seine ungeratenen Buben; diese haben, weil sie mit ihrem Vater berufsmäßig mit dem Heiligen zu tun haben, alle Scheu verloren und werden doppelt böse; die Sehnsucht der Hanna nach einem Kinde und die rührende Sorgfalt ihres Mannes, der sie mit den schönen Worten tröstet, sie sei ihm lieber als zehn Söhne; der Gegensatz zwischen den beiden Arten von jungen Leuten, den Priestersbuben und dem Sohn der frommen einfachen Leute. — Unmittelbar verwertbar ist eigentlich nur die Berufung des Samuel. Sie läßt sich fein und tief ausdeuten. Samuel kannte den Herrn noch nicht, und auch als er ihm dreimal in der Nacht rief, wußte er nicht, was es bedeutete. Gott hatte ihm doch ganz persönlich gerufen, bei seinem Namen gerufen. Auch wir bedürfen meist eines Auslegers, der uns

Gottes Stimme beachten lehrt; aber der Ruf ist ganz und gar persönlich. Als Samuel aufmerksam geworden war, antwortete er demütig: Rede, Herr, dein Knecht höret! Weniger bescheidene Fromme pflegen wenigstens zu denken: Höre Herr, dein Knecht redet! Fromm sein aber heißt, sich dem erschließen, was Gott uns zu sagen hat. Das geschieht am besten ganz in der Stille, oft in der dunklen Nacht, wenn alle andern Stimmen schweigen. So wird einer ein Mann Gottes, daß er sich ganz und gar Gott erschließt und selbst gar nichts sein will. Die Kraft eines solchen Führers liegt nicht in dem, was er aus sich macht, sondern in dem, was er durch Gott wird, der seine äußere und innere Entwicklung in einer Weise gestaltet, die zu einem sichern, festen Wesen führt.

Väter und Söhne.

13, 2; 14, 52 ohne 13, 7 – 14.

An diesem Bericht zieht uns weniger an, was er von militärischen Erfolgen zu berichten hat, als was an dauernd wertvollem, allgemein religiös-sittlichem Gedankengut aus ihm herauszuholen ist. Es ist das die Art, wie sich die beiden Hauptpersonen, der Vater und der Sohn, zu der Streitfrage stellen, die sich zwischen ihnen erhoben hat. Saul hatte das Gebot erlassen, daß am Tage der Schlacht niemand etwas genießen solle; er steht auf dem altmodischen Standpunkt, daß man der Gottheit einen Gefallen tue, wenn man sich selber etwas abzieht; das werde dann die Gottheit durch reichen Erfolg wettmachen. Auf dieser Stufe verkehrt man also mit Gott auf dem Fuße eines Geschäftes, bei dem der Mensch für einen kleinen Schaden großen Gewinn eintauscht. Außerdem wird die Einwirkung auf die Gottheit und ihre Hilfe ganz zauberhaft, weil unorganisch gedacht. Gott ist die absolute Willkür, die machen kann, was sie will, und tut man ihr einen Gefallen, so tut sie uns auch einen und zwar einen größeren. Von jenem Gebot hat Jonathan nichts gehört; aber auch wenn er es hätte, würde er es kaum gehalten haben; er denkt, wie man sagt, vernünftiger und praktischer. Zum Kämpfen gehört Kraft und zur Kraft gehört Essen; warum soll Gott nicht lieber Erfolge geben, die man sich durch eigne Kraft errungen hat, zu der die Speise verholfen, denn als Lohn für Fasten, das keinem nützt? So stehen wir hier vor dem kulturgeschichtlichen Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen. Man kann auch sagen: sogleich beim Beginn der israelitischen Monarchie macht sich geltend, was man den Kronprinzenliberalismus genannt hat. — Saul erscheint bei der Lösung des Konfliktes weniger in antiker Größe als in unbegreiflicher abergläubischer Verblendung. Es ist einmal wieder der durch die Religionsgeschichte hindurchgehende Streit zwischen den kultischen und den vernünftig ethischen Gedanken. Genauer ist es die Frage, ob ein törichtes Gelübde bindet oder nicht. Erst als die vox populi als vox dei der in jenem Vorurteil befangenen frommen Scheu entgegengetreten war, gibt Saul nach.

An den beiden Episoden kann man jene zwei Konflikte sehr anschaulich klar machen, den zwischen Vätern und Söhnen und den zwischen enger Gesetzlichkeit und vernünftiger Moral. Man wird allen jungen Leuten etwa auf einer Obersekunda eine Hilfe für innere Nöte bereiten, wenn man sich in diesem Streit offen auf die Seite der Söhne stellt. Es wird in manchen Familien,

vielleicht in viel mehr als man weiß, schwer gelitten unter diesem Konflikt. Die Eltern ärgern und grämen sich, in den Söhnen aber setzen sich sehr böse Dinge fest, die die Psychoanalyse als Vaterkomplexe bezeichnet; diese wirken oft verhängnisvoll auf ein jugendliches Nervensystem, weil Urtriebe nicht zur Auswirkung kommen; und wenn dann ein junger Mann oder auch eine Tochter jemand anders sucht, um jenen Urtrieb an ihm zu befriedigen, dann vermehrt das nur den Zwist. — Man kann auch noch eine andre moralisch-kasuistische Erörterung, entweder in einer besonderen Moralstunde oder in der dafür immer mehr auszunutzenden Religionsstunde, an den Vorgang wenden, der hier zugrunde liegt. Man kann etwa die Frage aufwerfen, ob es die Motive sind, die ein Verhalten zur Sünde machen, oder die Umstände. Hier sind offenbar die Umstände derart, daß sie eine Sünde, genauer eine Schuld vollständig auf Seiten Jonathans ausschließen. — Solcherlei Fragen sind es, die man nicht bloß in den Schulklassen, sondern auch in der Gemeinde von uns beantwortet haben will. Das ist aber nicht so leicht, wie irgend einen Satz des sog. Glaubens zu beweisen oder zu bestreiten.

Sauls Konflikt mit Samuel.

13, 7 – 13 und 15, 1 – 35.

1. Auch ohne Einsicht in die verschiedenen Schichten des Textes hätte man nicht so unbedingt im Sinn des Überarbeiters Partei für Samuel gegen Saul nehmen dürfen, wie es in Predigt und Unterricht immer geschehen ist und noch geschieht. Was sollen sich aufmerksamere Zuhörer, ja auch reifere Kinder von einem Gott denken, der gestern einen Mann zum König beruft und ihn morgen verwirft, weil er mit dem Opfer in dringender Lage nicht gewartet hat, bis es dem großen Seherpriester gefiel zur Stelle zu sein? Es ist eben nicht alles Gottes Wort, sondern man hat leider viel zu häufig Spuren davon, daß Menschen in guter oder übler Absicht ihre Worte eingeschwärzt haben. Wir müssen darum immer sicherer darin werden, unsre jungen und alten Christen mit einem Gefühl dafür auszustatten, wo wirklich Gott spricht und wo es Menschen tun. Leider ist aber zu besorgen, daß unsre Theologen sich aus Ungeschick, Angst vor den Leuten und aus eignem Hangen an der Überlieferung dagegen sträuben werden, der Wahrheit die Ehre zu geben, und so lange um die Dinge herumreden, bis sie es doch glücklich wieder glauben in Ordnung gebracht zu haben. Hier an dieser Stelle aber ist es ganz und gar unangebracht, von Sauls Ungehorsam zu reden, von dem ersten Schritt zum Fall eines schon bewährten Gottesknechtes, wie dies Difselhof tut. Wir sollen uns doch nicht von dem kleinen Geist, der diesen Abschnitt eingeschoben hat, ins Schlepptau nehmen lassen, sondern offen sagen: Saul hatte ganz recht, wenn es wirklich so gewesen ist; warum ist Samuel nicht beizeiten gekommen, da es doch eilte? Solch ein Ton aus der einfachen gesunden Vernunft heraus wirkt überaus erfrischend in der üblichen Dunstsphäre einer Religionsstunde oder Bibelstunde, in denen man leider gewohnt ist, sich immer in höhern illusionären Sphären zu bewegen. Man muß ganz offen sagen, daß sich der Schreiber in einem Irrtum über Gott befunden habe, wenn er meint, er habe Saul dieses Opfers wegen verworfen, das zu bringen er im Sinn seiner Zeit durchaus berechtigt war.

Doch viel mehr muß man natürlich bei der Hauptbegebenheit in diesem Zwist dazu helfen, daß ein richtiges Urteil gebildet und nicht um des Textes willen etwas übernommen werde, was einfach mit der Überzeugung der heutigen Menschen durchaus nicht übereinstimmen kann. Weiß man denn, wie viel Anstoß schon an diesem Kapitel genommen worden ist, wenn es gedankenlos in der herkömmlichen Weise behandelt wurde? An dem Gott nicht nur, der etwas bereut, wenn es auch abgestritten wird, daß er ein Mensch sei, der Reue empfinde, sondern auch an Samuel, in dem schon mancher kluge Bauer oder Lehrer das Urbild des Pfaffen gewittert hat? Weniger mag es ja auch nachdenklicheren Lesern aufgefallen sein, daß das berühmte Wort vom Opfer und vom Gehorsam nun gerade an dieser Stelle durchaus nicht paßt, weil es ja doch auf ein Opfer hinauskommt, was Samuel angeblich in Gottes Auftrag fordert.

2. Über diese kritische Behandlung hinaus kann man die Erzählung zum Gegenstand förderlicher Besprechungen kulturgeschichtlicher Art machen. Zunächst verdient die Aufmerksamkeit der sachliche Gegensatz zwischen beiden Gestalten an sich. Weniger für die allgemeine Betrachtung als für persönliche und kollegialische Erwägung ist der Umstand geeignet, wie nachhaltig und rachedurstig der Mann Gottes hier erscheint. Tut sich da nicht ein Priesterhaß und eine Pfaffenrachsucht auf, wie wir sie leider aus der Geschichte genugsam kennen? Und wenn es erlaubt ist, auf gegenwärtige oder eben vergangene Erscheinungen anzuspielen, finden wir uns nicht beinahe alle wieder in diesem Priester mit seinem blutwütigen Chauvinismus? Man kommt oft auf den Gedanken, daß sich unter der amtsmäßig geübten Liebe als begreiflicher seelischer Rückschlag ein Urinstinkt von Grausamkeit und Blutdurst in frommen Christenmenschen auswüten müsse. Es hilft alles nichts, wir müssen uns auch in staatspolitischer Hinsicht durch unsre gegenwärtige Ohnmacht dazu bringen lassen, wenigstens einmal zu prüfen, ob uns als Christen und Predigern die chauvinistische Rachepolitik besser ansteht als die Hoffnung auf die Macht des Geistes der Gerechtigkeit.

Eher dürften wir bereit sein, die Milde Sauls in der Handhabung des Bannes zu verstehen. Oder können wir uns doch Ausleger denken, die auch darin dem priesterlich-prophetischen Beurteiler zustimmen, wenn er Saul durch Samuel und durch Gott verwerfen läßt, weil er nicht bloß das Vieh, sondern auch Agag verschonen wollte? In der Tat hat Heim einmal im Krieg irgendwo gesagt: Ebensolche Schuld kann ein Staatsmann auf sich laden, wenn er die todbringenden Gewalten zurückhält, die nach Gottes Willen töten sollen. — Mag das auf den Staatsmann zutreffen, aber der Priester und Prophet wird sich davon zurückhalten, ihm von Gott aus dazu das Recht zu geben. Das geht heute nicht mehr; die Zeiten sind anders geworden als während der Kriege des vorigen Jahrhunderts. Das christliche und erst recht das sozialistische Gewissen erträgt Priester Gottes, die zum Blutvergießen hetzen, unter keiner Bedingung mehr. Wir haben dazu viel zu viel von Jesus gelernt, der uns verkündigt, daß es Gottes Wohlgefallen mehr verdient, wenn man Leben erhält, als wenn man es vernichtet. Das Vieh schließen wir ausdrücklich darin ein. Wie können wir den Psalm 50 damit in Übereinstimmung bringen, der

uns doch um seiner prophetischen Höhenlage willen mehr verpflichtet als diese Stelle hier, daß Gott das Vieh ganz für sich beansprucht und keine Ausnahme zu Gunsten der Menschen gestattet habe? Wir dürfen uns nicht die reine Höhe unsrer prophetischen und neutestamentlichen Erkenntnis von Gott durch solche furchtbaren Priesterworte beeinträchtigen lassen. Wir müssen ganz offen sagen, daß hier, wenn der Bericht überhaupt wahr sei, eine Trübung oder eine frühere Stufe des biblischen Glaubens an Gott vorliege, die wir überwunden haben.

3. Damit kommen wir für reifere Geister auf eine wichtige allgemeine Frage. Liegt das einfach praktische und nützliche Verhalten außerhalb des Bereichs der Frömmigkeit? Muß immer gegen den Nutzen und den Vorteil gehandelt werden? Natürlich bringt uns das Leben oft genug in schwierige Lagen, wo es heißt, gegen alle Vernunft das Unbegreifliche zu tun und wider das offensichtliche Interesse zu handeln. Hier aber liegt sicher eine derartige Lage nicht vor. Kinder werden niemals einen Gott verstehn, der es zum Grund der Verwerfung macht, wenn jemand das Beste seiner Habe für sich und die seinigen zurückhält. Wir sollten doch viel besser wissen, wo für Christen die Altäre stehn, wo wir Gott opfern. Erwachsene werden es auch nie verstehn, wie im Namen Gottes und zwar durch des Priesters Hand ein König niedergehauen werden kann, der, ganz abgesehen von menschlichen Erwägungen, politisch noch zum Besten des Landes auszunutzen war. Man kann ja sagen, daß das damals so geglaubt und getan wurde, wie es hier geschrieben steht; aber man muß hinzufügen, daß es verkehrt war oder wenigstens für unser Urteil durchaus nicht verbindlich ist. Wir haben es doch genug erfahren, wie alle Vernichtungspolitik sich bitter rächt. Darum stimmen wir durchaus dem König zu, der erhalten und nicht zerstören will. In ihm ist entweder ein fortgeschrittener, weil humanerer Geist oder ein weiterschauender Politiker als in Samuel; und für jeden dieser Fälle stehn wir auf seiner Seite. Zwar will dieser Zug nicht mit jenem andern stimmen, der uns in dem Konflikt mit Jonathan den König so eng und rückschrittlich gezeigt hat. Aber wer vereinigt nicht in sich ganz verschiedene Stimmungen und Ansichten auf demselben Gebiet? Hier vertritt derselbe Saul den fortgeschrittenen Gedanken, der seinem fortgeschritteneren Sohn gegenüber auf die Linie Samuels zu gehören scheint.

4. Das Bild, das hier von Samuel gezeichnet ist, kann als Schulbeispiel für priesterliche Affektpolitik dienen. Sie hat auch noch in der Gegenwart ihresgleichen. Wo immer rein aus religiösem oder sonstigem idealistischem Trieb heraus unmittelbar politische Forderungen gestellt und Ziele für das staatliche Leben verkündigt werden, ohne daß die wirkliche Lage dieses Gebietes berücksichtigt wird, da ist solche Politik. So wurde soziale Politik getrieben und so geschieht es immer noch. Und in der staatlichen machen es begeisterte oder leidenschaftliche Fromme nicht anders; denn sie sind eben als solche gewöhnt, immer in starken Gefühlen und Leidenschaften zu leben. Unter allen Umständen ist hier der Wille Gottes in unsern Augen bei Saul; nicht bloß daß er humaner ist, er faßt auch das Wohl des Staates mit weiterem Blick ins Auge, um es mit positiven Mitteln zu fördern. So kann es denn wirklich frommer sein, keine fromme Politik nach der Art Samuels, sondern eine ihr so entgegengesetzte Vernunftpolitik wie Saul zu machen.

Die Erzählung ist noch reich an andern allgemeinen Gedanken. Sie enthält ein bekanntes Beispiel für den weltgeschichtlichen Gegensatz zwischen König und Priester. Diese haben sich stets um den Primat gestritten. Jeder wollte die Quelle der Autorität und der Souveränität sein. Es ist für einen auf weite Blicke angelegten Unterricht von Wert, an dem vorliegenden Beispiel, zu dem ja auch noch das des Agamemnon und Kalchas treten kann, zu zeigen, wie tief dieser Gegensatz in der Geschichte der Völker verwurzelt ist. Es versteht sich von selbst, daß wir uns als Kinder der Reformation auf die Seite des Königs stellen; oder vielmehr in der Gegenwart, da diese Quelle weggefallen ist, mit der Aufklärung uns zu der einzigen flüchten, die übrig geblieben ist, und das ist das Volk. Die Entwicklung ist dahin gegangen, daß vermöge der weltgeschichtlichen Säkularisation für alle künftigen Zeiten jener Konflikt zu Gunsten des Staates gelöst ist und dem Priestertum die rein religiöse Seite als seine Domäne bleibt.

Über diesen engern typischen Gegensatz hinaus führt das Nachdenken noch auf einen weiteren. Es ist der zwischen Väter und Söhnen, Lehrern und Schülern, Führern und Anhängern. Nimmt man den Saul in seinem Verhältnis zu Samuel und dann wieder zu Jonathan, dann hat man den geschichtlichen Fortschritt mit seiner Tragik gleich an zwei Beispielen greifbar vor sich. So stehen sich immer alte und neue Zeiten gegenüber. Hermann Scholz hat einmal über diesen Gedanken gepredigt: Wie sich Altes und Neues verträgt. — In einer Unterrichtsstunde wird man damit die Aufmerksamkeit jedes Sekundaners erwecken, weil sich zumal heute wohl jeder in einer entsprechenden Lage befindet.

Sauls Abstieg und Davids Aufstieg.

16, 1 – 23.

1. Ricarda Huch nimmt in ihrem geistreichen und überall Zusammenhänge aufspürenden Frauenbuch instinktiv gegen Saul Partei. Sie sieht in ihm den nicht genialen Herrscher, dem zuerst Samuel, dann David als der berufene gegenüberstehn, die auf des Herrn Stimme hören. Saul hatte am Anfang seiner Herrschaft die Stimme Gottes in sich. Aber allmählich bildete sich in ihm der Trotz aus, nur sich selber folgen zu wollen, obwohl er keinen Führer in sich hatte. So bekam er die Cäsarenkrankheit des Größenwahns, in dem er die Versuchung spürte, der Gotteskraft, die er nicht hatte, entgegenzutreten und sie zu übertrumpfen. — Wir können diesem Urteil nicht beipflichten, wenn es auch das übliche ist. Wir sollten es doch viel besser wissen, daß eine Krankheit von dieser Art eher auf ein Schicksal als auf eine Schuld zurückzuführen ist. Wenn sich uns in einem jeden solchen Fall die verhängnisvolle Verknüpfung von diesen beiden Mächten aufdrängt, tun wir gut, der ersten und nicht der zweiten den Hauptanteil zuzusprechen; es müßte denn sein, daß wir ganz Genaues über den Hergang wissen. Daß sein Zustand die Verantwortlichkeit für seine Handlungen nicht ausschließt, ergibt sich ebenso klar aus dem ganzen Bild der folgenden Anekdoten; das soll auch wieder gegen den entgegengesetzten Standpunkt bemerkt werden, der ebenso sentimental oder fatalistisch wie der erste rigoros ist. — Es widerstrebt uns heute ganz besonders

die echt jüdische und auch volkstümliche Starrheit in der Verknüpfung von Übel und Schuld; ein König, der Unglück gehabt hat, muß nicht ein schuldiger sein; zumal wenn es sich um Gebrechen handelt, die mehr leiblichen als seelischen Ursprungs zu sein pflegen. Wir haben allen Grund, unsre großen und unsre kleinen Hörer von dieser Unart des Richtens fernzuhalten.

Aber man gewahrt an der Erkrankung des noch nicht allzulange gekrönten Königs einen schweren Schatten der Monarchie. Von Gott auserwählt und in seinem Namen gesalbt, und nun unheilbar krank! Wenn das einem Richter zugestoßen wäre, dann hätte das nicht so viel zu bedeuten. Einen solchen Präsidenten wählt man nicht wieder. Aber anders ist es mit dem König. Wer legt die Hand an den Gesalbten? Wir wissen, wie schwer es fällt, einen geisteskranken König unschädlich zu machen. Die hohe Autorität, in die der Erwählte der Nation oder der dem Zufall der Geburt entstammte Herrscher gekleidet wird, muß mit einem hohen Grade von Gefahr erkauft werden. Ist auch der bloß für eine bestimmte Zeit erwählte Leiter ohne den Glanz und die mystische Weihe der erblichen Monarchie, so ersetzt er diesen Mangel durch die Möglichkeit, einen andern an die Stelle zu setzen, falls er versagt. Wie man es auch nehmen mag, jedes politische System hat seine Licht- und Schattenseite. Es kommt dann auf Überlieferung und Notwendigkeit in der ganzen Zeitlage an, welches sich erhält und welches nicht.

Steht die Monarchie immer bewußt oder unbewußt für den echten Glauben oder nur für die höfische Sprache auf dem Grund des Gottesgnadentums, so muß auch diese Grundlage des Glaubens erschüttert werden, wenn der Oberbau einen schweren Stoß erleidet. Warum läßt Gott seinen Erwählten krank werden? Warum entzieht er sich einem Herrschergeschlecht? Leicht ist ja diese Frage zu beantworten, wenn man es wagt, von Schuld zu reden, wie das die Kritiker Sauls immer getan haben. Kann man das aber nicht aufrechthalten, dann stehn wir vor einer Aufgabe, wie sie uns schon öfter beschäftigt hat. Wir müssen dann unsern Begriff von Gott nach der Wirklichkeit des Geschehens richten, wenn es uns nicht gelingt, diese in den Gottesbegriff hineinzuzwängen. Dann werden wir uns sagen müssen: ebensowenig wie Gott jeden andern Einzelnen erhält, obwohl der es von ihm erwartet, tut er es mit einem König und einem Volk. Gott ist nun einmal nicht treu in dem Sinn, wie es der Wunsch unsres Glaubens haben möchte. Er ist nicht für uns da, sondern wir für ihn. Er beruft und er verwirft, mit erkennbarem Grunde oder ohne ihn. Wir müssen tatsächlich dem harten Gedanken der unerklärbaren Erwählung Raum geben.

Wir müssen uns darauf einrichten, daß wir das, was wir so ganz ungenau „geschichtliche Entwicklung" nennen, als Ausfluß des Willens Gottes auch dann verehren, wenn wir Saul und nicht David sind. Uns trägt die Welle, uns senkt die Welle. So geht es auch mit den Völkern; wir haben gar keine Verheißung, vor dem Untergang darum bewahrt zu werden, weil wir es sind. Gott ist härter, als wir ihn geglaubt haben; er ist so hart, wie es nun einmal das Geschehen in der Welt ist; denn er ist der Urheber dieses Geschehens, das uns so oft seinen Sinn verbirgt. Nur eines merken wir: es ist ein beständiges Auf und Ab; ist eine Gestalt eben auf die Bühne gezogen, so macht sie sich schon bald wieder auf, einer andern Platz zu machen.

2. In der geschichtlich haltbaren Darstellung, wie David an den Hof des Königs kam, ergreift es den nachdenklichen Leser, wie sich in dem so ganz natürlichen Vorgang eine tragische Entwicklung anbahnt: wie einst Mose an den Hof Pharaos gekommen war, freilich als Hilfsbedürftiger, nicht als Helfer, so kommt nun David in das Haus desselben Saul, mit dem er einmal den Kampf um die Macht aufnehmen und dessen Nachfolger er werden wird. Schon hier fällt ein Schimmer des großen Glückes auf das Haupt des jugendlichen Bauernsohnes, das ihm sein Leben lang treu bleiben sollte. Offenbar war es auch kräftig genug unterstützt von einem gefälligen Wesen, das ihm schnell die Herzen zufliegen machte. Die Aufgabe, der Schwermut ein Sonnenschein zu sein, ist für solche Naturen immer eine Pflicht.

Diese Erzählung, wie David an den Hof kam, entspricht dem letzten Berichte über den Weg, auf dem Saul zum König wurde. Aber hier wie dort findet der Glaube die Hand Gottes nicht in dem einfachen Geschehen, wie es Zufall und einfacher Menschenverstand zusammenweben. Es muß etwas Wunderbares sein, ohne das der Fromme seinen Gott nicht zu finden vermag. Es entsprechen die beiden andern Berichte über Davids Emporkommen einigermaßen den beiden andern über Sauls Aufstieg. Samuel salbt auf Gottes Geheiß auch den neuen Günstling, während der alte noch lebt. Jener bedurfte der göttlichen Einführung und Bestätigung um so mehr, als er tatsächlich später als ein Rebell diesem entgegentrat und sein Nachfolger wurde, da er dies noch nicht hatte vergessen machen können. Wir würden der oben entwickelten harten Anschauung gemäß sagen, daß es Gott mit der aufsteigenden physischen und seelischen Kraft einer morsch werdenden gegenüber zu halten pflegt, weil er ein Gott der Lebenden und der Starken und nicht der Schwachen und Sinkenden ist. Wir verstehen es, wenn eine legitimistische Auffassung dem Sieger im Kampf um die Macht und um das Glück, wie es David war, doch die Krone der göttlichen Berufung sichtbar aufs Haupt gesetzt sehen möchte, um nicht an allen Grundlagen staatlichen Lebens irre zu werden. In der Erzählung von Davids heimlicher Krönung durch den Königsmacher Samuel achten wir weniger auf seine kleine diplomatische Notlüge als auf den religiösen Grundgedanken, der in ihr eine dramatische Form gefunden hat. Die Gewißheit, daß der König von Gott sein muß, verbindet sich mit der andern, daß Gott gerade das, was klein und unscheinbar ist, erwählt, um etwas Großes daraus zu machen. Das ist ein Grundton aller, zumal der biblischen Frömmigkeit, den wir bis in den ersten Brief an die Korinther hinein vernehmen. Der Mensch ist nichts und Gott ist alles; und darum wird Gottes Ehre dann am besten gewahrt, wenn er sich unscheinbare Werkzeuge aussucht, um seinen Willen zu erfüllen. Das, was groß ist oder gar groß sein will, ist ihm ein Greuel, weil dabei die Gefahr besteht, daß sich der Mensch zuschreibt, was Gott gebührt. Das bekannte Wort in V. 7 läßt sich bei mancherlei Gelegenheit, besonders z. B. in der Unterweisung von Kindern in der Lebens- und Menschenkunde verwenden. Es ist auch als Warnung für eingebildete und als Trost und Kraft für vermeintlich zu kurz gekommene Kinder Gottes zu gebrauchen. Wir müssen in all diesen Fällen uns an die Wertschätzung Gottes gewöhnen, die der unsern entgegengesetzt ist. Biblisch genauer freilich heißt es: wir müssen Großes von den Geringen erwarten,

die Gott gar nichts von seiner Ehre nehmen können. Dieses Grundgeheimnis aller Frömmigkeit geht uns Verstandes- und Willensmenschen gar schwer ein: man muß sich Gott ganz hingeben und sich samt seiner Aufgabe vergessen, dann bekommt man Kraft. Der Umweg über Gott macht stärker als der gerade Weg zur Sache. Gott ist immer in den Schwachen mächtig, die es auch vor sich selber sind. Es liegt alles an der Art, wie einer über sich denkt. Nicht der Schwache als solcher ist der Starke, sondern der, der sich dafür hält. Nicht der Starke an sich ist der Schwache, sondern der, der sich dafür hält. So ist es auch mit reich und arm, so auch mit töricht und weise. Unser Urteil über uns entscheidet: wer wenig von sich hält, gibt sich leichter der Quelle der Kraft hin, als ein anderer, der die umgekehrte Meinung von sich hegt.

17, 1 – 18, 5.

Wie ein Beispiel für diese Gewißheit tritt die Sage von dem Sieg Davids über den Riesen Goliath zu der von seiner Salbung hinzu. Man könnte sie der märchenhaften Erzählung zur Seite stellen, wie aus dem Bauernbuben Saul durch einen seltsamen Glücksfall der Anwärter auf den Königsthron wird. Der kleine David zieht aus, um dem Kampf zuzusehn, und er wird ohne recht zu wissen, wie es zugeht, zu einem großen Siegeshelden und zum Besitzer der vom König dem Sieger ausgelobten Belohnungen. Wieder verbindet sich hier wie in der Erzählung von der Salbung Davids der Zweifel der Kleingläubigen mit der Gewißheit, daß Gott gerade dem Geringen und Schwachen den Sieg gibt, wenn er es so will. Wo aller Anschein dagegen spricht, der Unterschied in der Größe, in der Übung und in der Ausrüstung, da gewinnt der Schwache über den Starken den Sieg, weil er mit Gott ist und auch Gott mit ihm. Religiöse Kraft ersetzt reichlich jede andere, wie ein Mangel an ihr jede andre Kraft kraftlos macht. So wird diese Geschichte zu einer eindrucksvollen Dramatisierung der grundlegenden Gewißheit des Glaubens. Gott widersteht dem Hoffärtigen, aber dem Demütigen gibt er Gnade. — Im Krieg hatten wir uns darauf verlassen; aber wir haben uns geirrt. Wir wissen es noch nicht, woran es gelegen hatte: ob an unserm schwach werdenden Glauben oder an den Grenzen, die auch dem Starken angesichts einer Übermacht äußerer Art gesteckt sind. Allerlei ähnliche Bedenken dieser und ähnlicher Art werden nicht imstande sein, die bunt bewegte Geschichte dem Unterricht der Jugend zu entziehen, will diese doch, und das mit Recht, dramatisch bewegte Heldengeschichte haben, an der sie sich einmal den Sinn für das Göttliche als die Kraft des Glaubens und der Seele holen kann, die es auch mit äußerer Überlegenheit aufnimmt.

Sauls und Davids Kampf um die Macht.

18 – 27.

1. Unsre Aufgabe, im Dienst einer religiös gehaltenen Staatsbürgerkunde auf die Entwicklung des staatlichen Lebens in Israel zu achten, veranlaßt uns, an dem hier erreichten Punkt einen Augenblick Halt zu machen, um aus gelegentlichen Bemerkungen der Quellen eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie weit es mit jener Entwicklung unter Saul gekommen war. Der Fortschritt ist unverkennbar. Zu Land und Leuten hat sich die Macht, und zwar

die beständige Macht gesellt. Aus den gelegentlichen Erweisen persönlicher Führermacht, wie sie zur Zeit der Not allein die Richterzeit nötig gemacht und allein ertragen hatte, wird dauernde Macht. Das ansässige Volk vergißt seinen Hang zur Freiheit und seinen Partikularismus, wie er noch in Jothams Fabel gesprochen hatte, und gewöhnt sich an einheitliches Regiment. Auch die religiösen Bedenken dem einen Herrscher gegenüber, der in Gefahr steht, an Gottes Stelle zu treten, beginnen zu schwinden ebenso wie der demokratische Stolz, keinen Einzelnen über die andern herrschen zu lassen. So wurzelt sich langsam das Königtum ein und damit der Anfang eines richtigen Staates. Und dessen Wesen ist Macht; Macht über das Volk, über sein äußeres und inneres Leben. Pflegen wir zu sagen, daß er die Organisation des Volkes sei, so müssen wir uns natürlich davor hüten, an diesem Punkt der Geschichte Israels zu viel in das eine und zu viel in das zweite dieser Wörter hineinzulegen. Das Volksleben wird von dem König organisiert; natürlich in einer noch ganz elementaren Weise. Die Hauptsache ist der Schutz gegen äußere Feinde. Die Bevölkerung wird vor allem zu einer Art von Wehrpflicht herangezogen; sie wird in Abteilungen geordnet, die tausend, hundert, 50 und 10 Mann umfassen. So tief wurzelt in allem staatlichen Leben das militärische Wesen. Dann aber wird Recht gesprochen und das heißt verwaltet. Daran nimmt der König selbst in hervorragendem Maße teil; die Phantasie des Volkes hat sein Bild festgehalten, wie er, den Speer in der Hand, unter der Tamariske Recht spricht. Wir lesen auch, daß er die Wahrsager und Orakelspender ausgerottet habe.

So erhebt sich schon ein Bild von staatlicher Macht und staatlichen Aufgaben. Sehr einfach ist freilich noch die Art, in der sich das Regiment vollzieht. Der König hat noch keinen Stab von Beamten. Er regiert das Land von seiner Tafel aus. Zur Seite stehen ihm seine nächsten Verwandten und Stammesgenossen, dazu auch noch ein paar hohe militärische Führer aus andern Stämmen, wie z. B. David mit seinen Verwandten. Denn im wesentlichen war das Königtum noch Stammessache, wenn sich auch die Bestrebung geltend macht, es über das ganze Volk auszudehnen und dieses unter ihm einheitlich zusammenzufassen. Immerhin war diese Organisation nicht mehr klein und auch noch nicht ausgebildet genug, um einen kranken König zu ertragen. Es ist darum kein Wunder, wenn sich David als Anwärter auf die königliche Macht erhob. Wer wie die meisten Frommen dem Ideal der Entsagung oder wenigstens dem der geistig persönlichen Macht zugetan ist, kann es kaum verstehen, welchen ungemeinen Reiz die politische Macht auf die Seele von Menschen ausüben kann, die nun einmal mit dem unbändigen Streben nach ihr ausgerüstet sind. Ohne darauf zu achten, versteht man das ganze Wesen der Politik nicht. Politik ist nichts anderes als Streben nach Macht. Die Völker oder die Staaten wetteifern unter einander nach Macht, und innerhalb ihrer selbst setzen diesen Kampf Personen oder Parteien fort, die den Ehrgeiz oder den Naturinstinkt haben, andre zu verdrängen und sich an die Spitze zu stellen. Ein durch das Ideal der Bergpredigt gebundenes Gewissen hat es schwer, sich da hineinzufinden. Aber wenn es Pflicht ist, sich um den Staat und sein Leben zu kümmern, so ist es die erste Bedingung, daß man sich an dieses harte Gesetz alles politischen Lebens gewöhnt: Politik ist Kampf um die Macht. Haben wir bisher

im Verlauf der israelitischen Geschichte wesentlich nur den Kampf um die Macht mit den Bewohnern des andern des Landes gesehen, so beginnt gleich mit der Befestigung des Staates auch der um die innerstaatliche Macht. Auf das Vorspiel des Kampfes zwischen Samuel und Saul um den Einfluß auf das Volk beginnt nun der Kampf zwischen dem erkrankten König und dem jugendfrischen Obersten, an dessen Schwert sich der Sieg über äußere Feinde geheftet hatte. So früh beginnt bereits die Anwartschaft des siegreichen Generals auf die Führung des Volkes. Eine Verschärfung bekommt er durch Umstände, die zu erfinden eines großen Dichters würdig gewesen wäre, wenn nicht die Geschichte oft noch dramatischer und tragischer arbeitete: der Nebenbuhler ist zum Schwiegersohn des Königs und zum besten Freunde seines Thronfolgers geworden. Gerade diese Freundschaft zwischen David und Jonathan bietet eine der wenigen Gelegenheiten, von dem so wichtigen Gut überhaupt auch einmal auf der Kanzel, mindestens aber in Zusammenkünften der Jugend zu reden; hier bewährt das A. T. seine Bedeutung, auch außerreligiöse Werte unter sittliches oder religiöses Licht zu stellen.

2. Der langandauernde Kampf zwischen dem herrschenden König und dem „Thronräuber" bietet natürlich reichlich Stoff zum Nachdenken über das uns so sehr anziehende Thema Politik und Moral. Auch wenn es biblische Helden sind, würden wir nie vergessen, daß es durchaus nichts anderes war, was sich da vor uns abspielt, als ein einfacher Kampf um die Macht. David ist der Rebell, der seine Klugheit, die Volksgunst und sein Glück zur Seite hat und es damit wagt. Saul ist der rechtmäßige König, der mit seiner Macht diesen Angriff abzuwehren sucht, bis er unterliegt. Wir dürfen nicht von vornherein, etwa als eine bewußte Seite an ihrem Verhalten die Berufung des einen und die Verwerfung des andern durch den Beauftragten Gottes einmischen; denn das sind spätere Urteile, meist von sehr parteiischer Art, die in der üblichen Weise eine geschichtliche Gestalt angenommen haben. Freilich werden sie uns veranlassen, auch in einem religiösen Gesamturteil zu den Dingen Stellung zu nehmen.

Aber vorerst achten wir einmal auf das moralische Verhalten der beteiligten Personen. Je nach der grundsätzlichen Einstellung und Zuneigung wird unser Urteil ja verschieden sein. Durch die Überlieferung beeinflußt, werden es auch viele von denen mit David halten, die es sonst für ein Unrecht hielten, gegen den gesalbten König die Hand zu erheben. Aber wir dürfen es nicht vergessen, es ist eine richtige Rebellion, was sich da vollzieht, keine Revolution und keine Revolte, aber ein richtiger Rebell empört sich wider seinen König, um sich an die Seite zu setzen, und zettelt eine Art von Bürgerkrieg an. Dann ist es kein Wunder, wenn sich Saul wehrt. Er hat ein Recht eifersüchtig zu sein; denn er ist der König und der andre ist bloß sein Heerführer. Seine tragische Schuld aber liegt in der Schwäche, die in seiner Krankheit begründet ist. Ein auch nur kleines Königreich kann keinen schwachen Herrscher ertragen; wenn wir auch die Gewalt als die Dienerin der Obrigkeit anfangen abzulehnen, so müssen wir uns durch Saul davor warnen lassen, nicht in das entgegengesetzte Ende der Schwäche zu fallen. Zwischen Gewalt und Schwäche liegt die Macht, und sie ist das Wahrzeichen des Staates. Um ihretwillen aber geht

es nicht an, daß ein anderer als der eine Wille des Staates, in wem immer er verkörpert sei, in seinem Bereiche sich zu erheben wage. Staat bedeutet ein einziger Wille voller Macht, um dem Staat die Macht zu sichern, ohne die er nicht ist, was er sein soll. Eben diese Schwäche des Königs erklärt es aber, daß David, auf jene Machtmittel gestützt, nicht etwa um des Staates, sondern um seinetwillen darnach strebt, den König auf die Seite zu schieben und sich an die Stelle zu setzen. Es gibt immer so viel Machtgierige oder auch zum Regiment fähige Personen in einem Volke, daß jede Schwäche der Regierung sie sofort mit dem Gedanken erfüllt, sich an ihrer Stelle des Regimentes zu bemächtigen. Ein Herrscher darf nicht schwach sein, sonst ruft er gleich die Nebenbuhler auf, die darnach begierig sind, ihm die Zügel aus den Händen zu nehmen.

Man fühlt immer wieder etwas von der Versuchung, diese und andre Machtkämpfe einfach naturalistisch zu werten, wie man etwa den Kampf um die Führerschaft in einer Herde oder in einer Horde auffaßt. Man könnte ja diese Auffassung auch dadurch zu einem Ende bringen, daß man sie im Sinn des Kampfes ums Dasein als den Weg bezeichnete, wie der tüchtigste Führer herauskommen kann. Mag sich auch mancher Kampf in diesem Geiste vollziehen, so werden wir nicht auf die ethische Beurteilung verzichten. Gerade auch dann, wenn er unter jenem Gesichtspunkt geführt wird, sollte unser Urteil am schärfsten ausfallen. Freilich zaudern wir auch auf der andern Seite, von irgend einem Standpunkt aus ein klares sittliches Urteil zu fällen. Soll es legitimistisch ausfallen und den David verurteilen? Soll es sich auf die Seite des erfolgreichen Rebellen schlagen? Wir empfinden, wie schwer es ist in derartigen Streitfällen zu entscheiden. Wir sehen Schuld auf der Seite Davids, der nach der Macht strebt, die ihm rechtlich nicht zukommt; wir sehen sie auch auf der Seite des rechtmäßigen Königs, der seinen Platz nicht mehr ausfüllen kann und dem im Wege steht, dem er gebührt. Wir können also bloß von der üblichen Tragik der menschlichen und zumal der politischen Verhältnisse sprechen. Es ist tragische Schuld, wenn Saul den David verfolgt, es ist tragische Schuld, wenn David nach dem Platz strebt, den er offenbar am besten ausfüllen kann. Es setzt sich offenbar die Vernunft der Dinge und die Notwendigkeit der Verhältnisse einmal wieder nicht ohne Sünde und Schuld durch. David war nun einmal der, dem die Führung kraft innersten Rechtes, wie es in den Umständen lag, zukam; Saul aber der, auf dessen Seite das Recht, das formale Recht, stand. So streitet das sachliche Recht wider das formelle. Und da kein Gericht da war, das entscheiden konnte, mußte dabei die Machtprobe angerufen werden. Sie fiel zu Gunsten Davids aus; auf seiner Seite war nicht minder die zum Herrschen berufene Persönlichkeit wie auch das Glück. So verstehen wir, wie es die Erzählung von seiner Salbung durch Samuel übernehmen mußte, das göttliche Urteil, das sich wie immer in den Geschehnissen selber vollzog, der Art der religiösen Sagen gemäß in einer dramatischen Gestalt hinzuzufügen. Immer wieder müssen wir darauf aufmerksam machen, daß wir selbst keiner solchen dramatischen Verkörperungen für letzte Urteile bedürfen. Wir fällen sie aus unserm Glauben heraus, auf Grund unsres Eindrücks von dem Verlauf der Geschichte. Die naive Gläubigkeit aber empfindet anders; sie will das bestimmte Ereignis, weil sie nicht abstrakt zu denken vermag. Uns ist das darum

bloß eine Aufforderung zu prüfen, ob auch für uns das in ihr niedergelegte Urteil stichhaltig ist. In unserm Fall ist es so.

3. Unsre Gedanken führen aber noch einen Schritt weiter. Wir müssen uns sagen, daß es doch sehr primitive Zustände sind, in denen zu jener Machtprobe gegriffen werden muß. Mit allem Nachdruck macht sich uns hier die Notwendigkeit klar, die nach dem Recht und nach einer Verfassung ruft. Besser als diese Ordnungen gedanklich zu begründen ist es, wenn wir sie als den einzigen Ausweg aus so schwierigen Lagen ansprechen, wie wir sie hier z. B. vor uns haben. Es kann immer dem Herrscher zustoßen, daß er durch dauernde Krankheit am Regieren verhindert wird. Dazu ist dann das Recht da, um diese Schwierigkeit zu beseitigen — wenn sich nicht Menschen finden, die im eignen Dienst oder in dem eines andern ihm eine Auslegung zu geben versuchen, wie sie ihnen paßt. Und der Kampf um die Macht. Es wird immer Macht geben müssen; denn Staat ist Macht. Es wird immer Personen oder Parteien geben, die um sie kämpfen. Es ist aber nicht nötig, daß es mit Gewalt geschieht. Es kann auch mit dem Recht geschehen. Das Recht oder in dem staatlichen Leben die Verfassung muß derart sein, daß sie diese unausbleiblichen Kämpfe um die Macht reguliert. Den Kampf um die Macht der Gewalt zu entreißen und dem Recht zu überantworten — das ist die große Aufgabe der Entwicklung. Das gilt nicht bloß von den Kämpfen um die Macht innerhalb der Staaten, sondern auch von dem zwischen den Völkern. Und wenn es auch noch so aussichtslos scheint, dafür zu streiten, es ist und bleibt die Aufgabe zumal der Christen. Auch wenn das geordnete Recht die einen wie die andern regelt, bleibt immer noch allzuviel Gelegenheit zur Sünde. Und auch das Recht selbst wird stets Unrecht, wenn sich die Verhältnisse ändern, die es zu regeln hat. Wenn nicht dann die Gewalt die Aufgabe übernehmen soll, neues Recht zu schaffen, muß es selber die Handhabe bieten, wie es den neuen Verhältnissen Platz zu machen hat. Aber was ist das Recht, wenn es nicht seine festeste Stütze findet in der Gesinnung derer, deren Leben es regeln soll? Wir haben allen Grund, soweit unser Einfluß reicht, unsern Anhängern einzuschärfen, daß Gerechtigkeit mehr ist als die sogenannte Liebe, daß diese schon eine große Höhe erreicht, wenn sie bereit ist, andern ihr Recht zu geben. Gerechtigkeit als die Gesinnung, die das Recht wahrt, und wenn es nicht mehr richtig ist, neu zu schöpfen sucht, ist eine Tugend, die vielen Christen zu nüchtern scheint, als daß sie in dem Kranz der Vorzüge eines Christen Platz zu finden habe. Die meisten schwanken zwischen dem Preis der Liebe und dem der Gewalt hin und her. Ihnen muß klar werden, daß die Liebe in Dingen des Staates und des Völkerlebens sich in dem Rechte verkörpert, das den Kampf um die Macht der Gewalt entreißt und auf geordneteren Bahnen führt.

Der Kampf um die Macht und die Moral.

18–27.

1. Es ist Brauch, für die Verwendung in Predigt und Unterricht aus diesem ganzen Stück die vorbildlichen Züge auszulesen und über die andern mit Schweigen hinwegzugehn. Das hängt mit der allgemein herrschenden An-

schauung zusammen, daß wir in der Bibel Ideale zu suchen haben, die vor allem unsre Privatmoral regeln sollen. Dieses Verfahren wird sich ja so leicht nicht überwinden lassen. Aber man kann sich doch, wo zu einer freieren und weiteren Art der Behandlung die Möglichkeit gegeben ist, der von uns stets empfohlenen andern anschließen. Für diese handelt es sich nicht um Vorbilder, nach denen man sich zu richten hat, sondern um Modelle, an denen man sein und anderer Urteil klären kann. Bedeutet das Ideal und das Vorbild immer noch Gesetz, so wollen wir über diesen vorchristlichen Standpunkt hinausgehen, und zwar zu einer vollkommenen, freien Gestaltung des Lebens aus dem Innern heraus. Dazu aber verhilft immerhin die Prüfung und Klärung des sittlichen Geschmackes an Modellen, die die Aufgabe haben, als Reize auf die persönliche Stellung des Einzelnen zu wirken. Zu dieser mehr formellen Änderung des Gebrauches kommt noch eine mehr sachliche. Wir bedenken den uns vorliegenden Erzählungen gegenüber, daß es sich zwar um Fragen der Privatmoral, aber um solche mit dem Hintergrund des Machtkampfes handelt. Es sind also politisch-moralische Probleme, die hier vor unserm Blick auftauchen, einerlei ob sie der Erzähler so empfunden hat oder nicht.

Wir können schon heranwachsenden Kindern klar machen, worum es sich hier handelt. Der Machtkampf wird dadurch so sehr verschärft, daß es lauter Familienglieder sind, die ihn führen. Das hängt mit der ganzen, noch so überaus einfachen Art der staatlichen Verfassung zusammen, nach der ganz patriarchalisch Staat und Hof und Hof und Familie zusammenfällt. So entstehen denn für uns manche Bilder von sittlichen Streitfällen, über die man mit reifen oder reifenden Menschen sprechen kann, wenngleich jene Gestalten selber so wenig wie ihre Darsteller verraten, daß sie davon etwas empfunden haben. Zumal heranwachsenden jungen Leuten dürfte es anziehend sein, über diese Fragen zu sprechen; stehn sie doch zumeist selbst im Gegensatz zu ihrer Familie und bildet es für die einsichtigeren unter ihnen auch an sich schon eine Frage, ob die Familie oder eine große Sache voranzustehen hat.

2. Michals Stellung ist im Verhältnis leicht zu beurteilen. Ihr Verhalten 19,9—17 ist für uns durchaus einwandfrei. Die Frau gehört auf die Seite des Mannes auch dem Vater gegenüber. Und zumal vor dem kranken und wahnsinnigen Verfolger hat sie Recht und Pflicht, den Mann zu schützen. Wenn das nicht anders als durch Anwendung der weiblichen Waffen List und Trug geht, wird kein jugendlicher Rigorist etwas dagegen einzuwenden haben. Die Frage erweitert sich zu der bekannten, wie man mit Wahnsinnigen umzugehen habe, die für andre lebensgefährlich werden können. Sicher wird man ihnen das gefährliche Schwert, wenn nicht anders möglich, mit jedem Mittel der List und der Unwahrheit aus der Hand zu ziehen versuchen. Der Mensch ist die Hauptsache und nicht die Erfüllung eines formalen Gebotes; darin haben wir sicher niemand anders als Jesus auf unsrer Seite.

Jonathans Stellung ist schon viel schwieriger. Er ist nicht der Gatte, sondern der Freund des Verfolgten, der doch zugleich der Nebenbuhler ist. Ohne Zweifel bindet dies Verhältnis nicht in dem Maße, wie das andre. Natürlich ist es ganz einwandfrei, wenn Jonathan sich 10,1—8 auf die Seite des Freundes schlägt, um ihn durch Überredung des Vaters vor dessen Speer zu

schützen. Man kann ihn sogar zum Vorbild für das Wort des Katechismus nehmen, V. 4 alles zum Besten kehren, wie das E. Frommel einmal getan hat, wobei die besondere Schwierigkeit der Lage genugsam hervortreten mag. Ganz anders aber wird die Sache, wenn man nicht vergißt, daß er der Sohn des Königs und der Thronerbe ist, der sich mit dem Rebellen einläßt. Vielleicht hat der Vater auch darin mit dem klaren Blick des krankhaften Mißtrauens recht gesehn, 21,8, daß Jonathan und David ein richtiges Komplott gegen den König geschmiedet haben, mag es auch irrig sein, daß dabei der Sohn die Führung in der Hand gehabt hätte. Damit wird die Sache schon politisch und unterliegt einer ganz andern Beurteilung als der üblichen sentimentalen, die bloß die Freundschaft verherrlicht. Mögen wir auch zu keiner Verurteilung Jonathans kommen, weil es doch keinen andern Weg gab, den kranken König zu beseitigen, so ist es doch ein Problem, das entweder mit der unmittelbaren Sicherheit des sich selbst klaren Gewissens oder nach ernstlicher Prüfung des Für und Wider gelöst werden muß. Wir werden wiederum sagen: es liegt die übliche Verflechtung von Recht und Schuld vor, wie sie uns so oft im Leben in Verwirrung bringt. In solcher Lage muß man es wagen, das Rechte nach dem Gewissen zu tun, wenn dies überhaupt vor dem Trieb nach Macht oder welcher es sonst sein mag, zur Beratung zugelassen wird. Ganz sicher ist wiederum der Königssohn im Recht, wenn er in der so anschaulich erzählten Begebenheit mit dem Pfeilschuß den Freund warnt. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Geschichte ganz ihren Treffpunkt verliert, wenn sie mit dem tränenreichen Abschied abgeschlossen wird. Das werden Kinder durchaus nicht verstehen, so sehr sie sonst die geheimnisvolle Art, dem versteckten Freund mit einem Pfeil ein Signal zu geben, anziehen mag. Nicht bloß die eigne Gefahr, sondern auch der Gewissensstreit lassen das Verhalten Jonathans als schönste Freundestat hervorleuchten. Ganz anders erscheint jede Art von Notlüge immer, wenn sie für einen andern, als wenn sie bloß zum eignen und dazu vielleicht noch recht niedrig gefaßten Besten geschieht. Auf dieser Auskunft wird man wohl in jeder Aussprache sowohl die Rigoristen wie auch die Schlauen vereinigen können.

Davids Verhalten der Priesterschaft von Nob gegenüber 21,2ff. ist durch Jesus genügend gerechtfertigt. Der Mensch geht über die Sache, auch über die heilige Sache. Sagt das Jesus den pedantisch strengen Pharisäern und Schriftgelehrten entgegen, die das Gesetz zum Tyrannen des Menschen machen, so werden wir noch einen Anstoß in der List finden, mit der David die heiligen Männer hinter das Licht führt. Wir möchten ja, daß sich David anders geholfen hätte; aber wir vergessen nicht, daß es Not und Kampf war, in der er zu seinem Verfahren griff.

Davids Aufenthalt in der Wüste Juda 23,1—24,23 liefert einen bekannten Beitrag zu dem Thema Politik und Moral, wenn auch meist der individualmoralische Gesichtspunkt allein betont worden ist. In dem mit Recht als gute Überlieferung gerühmten Stück treten die beiden Gegner klar in ihrem Wesen hervor. David im Kampf gegen den Landesfeind, Saul bloß auf seine Verfolgung und seinen Tod bedacht. Davids Glück rettet ihn einmal wieder, und gibt ihm sogar durch Zufall seinen Verfolger in die Hand. Es ist durchaus

glaubhaft, wenn berichtet wird, daß er ihn verschont hat. Dabei mag angeborne Großherzigkeit samt etwas Scheu vor dem Erwählten Gottes mitgespielt haben; jedenfalls schaut hier eine Gesinnung heraus, die ihn im Gegensatz zu seinem unglücklichen Wettbewerber für das Königtum prädestiniert. Dann brauchen wir ihm gewiß keinen Vorwurf daraus zu machen, daß er diesem seine Großmut auch zeigt, also feurige Kohlen auf seinem Haupte sammelt. Es gibt eine gute Erläuterung zu dieser so seltenen Weise mit Gegnern zu verfahren, wenn gezeigt wird, wie sie auf Saul gewirkt hat. Er ist ganz gerührt und beschämt: Du bist besser als ich; du hast mir Gutes erwiesen, während ich dir Böses tat; du hast heute deiner Güte gegen mich die Krone aufgesetzt. — Es will uns kaum der Gedanke kommen, daß es möglich sei, so auch im politischen Leben überhaupt zu handeln. Es sollte aus ihm vor allem einmal die Freude am Bösestun und die Ungerechtigkeit im Urteil beseitigt werden; diese besteht vor allem darin, daß man sich immer samt seinen Freunden von der idealen Seite her nimmt, den Gegner aber von der andern, um dann einen entrüsteten Vorwurf an diesen Gegensatz zu knüpfen. Wie ganz anders wäre es, wenn es einmal jemand wagte, vornehm zu sein und noch über die einfache Gerechtigkeit hinaus dem Gegner Gutes zu erweisen! Das würde sicher Eindruck machen. Ist der kirchenpolitische Kampf nicht die beste Gelegenheit dazu zu beweisen, daß man wider einander streiten, aber zu einander gerecht und vornehm bleiben kann?

Über David und Abigail 25,1—44 kommen wir nicht ganz zur Klarheit in unserm Urteil sowie über die ganze Zeit im Leben Davids, in der diese Geschichte spielt. Wir wollen gewiß ihm gegenüber nicht unter die Philister gehn. Wir mögen anerkennen, daß es eine besondre Moral für Helden und Genies geben mag, zumal wenn sie in Not sind und verfolgt werden. Wir mögen es auch Gott überlassen, wie er seine Männer erzieht, ehe er sie an ihre Stelle bringt. Aber wir können doch das unangenehme Gefühl nicht los werden, daß wir hier ganz anders urteilen müssen als die Erzähler, die uns mit so viel Humor und Beifall von dem Vorleben des großen frommen Herrschers berichten. Wir finden so gar nichts von einer höhern Idee und von einem idealeren Schimmer in dieser Weise eines Nomadentums, das oft an die des Briganten heranreicht. Der Zug von Ritterlichkeit, der in dem Schutz der reichen Bauern vor den ihren Herden und Hirten drohenden Gefahren gefunden werden kann, wird doch durch die brüske Eintreibung des Schutztributes beeinträchtigt. Es ist, wenn er auch allerlei verfolgtes Gesindel um sich sammelt, so gar nichts von Karl Moor dabei. Vielmehr ist es der reine Kampf um die Macht, um die persönliche Macht, in dem dieser Abschnitt im Leben des glücklichen Wettbewerbers die letzte Episode darstellt. An diesem Urteil merken wir selbst, daß zwar derselbe Kampf heute nicht anders geführt, aber daß er doch von uns und unsern Kreisen anders beurteilt wird. Wir ertragen es nicht, wenn ihn einer ohne allgemeine Idee und ohne das sachliche Recht einer überlegenen Persönlichkeit wenigstens vorzuwenden, rein aus gleichsam animalischen Instinkten heraus führt. Die Ehrlichkeit des sich hier vor uns abspielenden reinen Machtkampfes mag uns auch wieder angenehm berühren im Vergleich mit der üblichen Heuchelei unsrer Parteiprogramme und Wahlaufrufe, die jene Instinkte fein hinter

klingenden idealen Sätzen zu verstecken wissen. Aber über beide Unarten hinaus wünschten wir doch einen vornehmeren Kampf um Grundsätze und Rechte, in dem die Macht der Ideen und nicht die der plumpen Raub- und Masseninstinkte miteinander ringt. Mag das auch vorläufig unmöglich scheinen; wir haben darum doch nicht auf die Aufstellung von solchen Pflichten zu verzichten. — Wer es mit Robertson fertig bringt, die Geschichte von der Brandschatzung des dummen Nabal zu einer Predigt über das Recht des Arbeitsamen im Streit mit denen des Eigentums zu verklären, mag es tun. Im allgemeinen beschränkt sich unsre Freude an ihr auf die ästhetische Seite; denn sie wird ganz prachtvoll volkstümlich erzählt.

Während die Doublette zu der Geschichte von Davids Großmut 26,1—25 zu besondern Bemerkungen keinen Anlaß gibt, muß uns die von seiner Flucht zu den Philistern in dem vorhin ausgesprochenen Gefühl auf das stärkste befestigen. Mögen die Verhältnisse gewesen sein, wie sie wollen, mag man auch an seinem Auftreten im Land des Erbfeindes mehr Grund zum Spaß als zur Entrüstung gefunden haben; unser Empfinden kennt für ähnliche Fälle nur den einen Ton unbedingtester Mißbilligung. Es mag sein, daß wir Volk und Vaterland ganz anders kennen und schätzen als der Erzähler, dem es vor allem um die Macht Davids zu gehen scheint; wir sehen den Landesverräter, der zu dem Erbfeind übergeht, auch dann als verächtlich und strafwürdig an, wenn er von den besten Absichten geleitet werden sollte. Und wenn wir auch mit den ersten Erzählern und Hörern lächeln können über die Art, wie der schlaue David auch den dummen Achis hinter das Licht führt, es ist uns doch etwas peinlich, den spätern König der Juden so mit allen Wassern gewaschen zu erblicken. Dabei mögen wir es ja empfinden, daß wir als brave prinzipienfeste Theologen und ehrliche Christenmenschen wenig taugen für ein Gebiet, wo es darauf ankommt, auf einen Schelmen anderthalben zu setzen. Aber wir dürfen doch wünschen, daß einmal eine geistige Verfassung der Menschheit komme, in der das nicht mehr nötig ist. So lange halten wir mit unserm Urteil zurück und freuen uns, wenn wir nicht in die Lage kommen, in irgend einer Art von Politik, wozu leider nicht am wenigsten die Kirchenpolitik gehört, uns unsern Charakter verderben zu lassen. Es müßte denn gerade sein, daß es sich um so große allgemeine Werte handelt, daß wir es nicht wagen dürften, unser persönliches Gewissen über sie zu stellen.

Die Hexe von Endor.

Kap. 28.

1. Dieses Glanzstück altteſtamentlicher Erzählungskunst entzückt immer von neuem wieder den ästhetischen Sinn, wenn man es liest oder gar hört. Am meisten zieht uns Moderne immer wieder die Kunst an, mit der hier der Erzähler bildet, ohne zu reden. Welch einen Aufwand von psychologischen Feinheiten würde ein moderner Künstler aufbieten, um ja jede Regung der Seele Sauls und das ganze schaurige Nachtbild gehörig heraustreten zu lassen! Eben damit würde er aber erreichen, daß man seine Schilderung nur einmal läse. Aber diese hier kann man um so öfter genießen, als sie uns selbst immer wieder Anreiz gibt, neue Feinheiten herauszulesen, die der naive Künstler hinein-

gelegt hat. Es bedarf nicht großer Einfühlungskraft, um das Grausen nachzuempfinden, das die Seele des Königs angesichts seines drohenden Untergangs dazu treibt, den Schleier vor dem heraufziehenden Tag der Entscheidung zu lüpfen. Auch reicht schon eine ganz geringe Phantasie dazu aus, um die Schauer der ganzen Situation aufzunehmen, die die nächtliche Szene umwittern. Und dazu erschließen sich dem Nachdenken noch eine Reihe von Gegensätzen, die den Genuß noch erhöhen. Der König von Israel, der Gesalbte des Herrn, flüchtet, weil er unter dem schweigenden Zorne Gottes steht, zu einem Weib, um sich von ihr Auskunft zu holen. Er, der aus einem hellen, klaren Sinn für den Geist israelitischer Anbetung Gottes das ganze dunkle Gewerbe der Wahrsager und Zauberer unterdrückt hat, hat nun in der höchsten Not seiner Seele selbst seine Zuflucht zu einer Wahrsagerin genommen, um in der furchtbaren Qual der Ungewißheit einen Blick in den kommenden Tag hinein zu tun. Und der, den er von der Betrügerin aus dem Reich der Schatten heraufholen läßt, ist kein anderer als der große Seher, mit dem er sich überworfen und der ihm den Verlust der Krone angekündigt hat, der ihm nun gerade bevorsteht. Es ist, als wenn der letzte deutsche Kaiser in der Nacht vor seiner Flucht den Geist seines großen Kanzlers um Rat in der höchsten Not heraufbeschworen hätte.

So sehr auch unsern ästhetischen Sinn die Erzählung anspricht, so wenig befriedigt sie unsern religiösen. Wir sehen vor uns einen Mann in der tiefsten Verzweiflung. Wir verstehen die entsetzliche Angst, die alles Leben angesichts des drohenden Untergangs erfüllt. Wir ahnen, wie furchtbar das schon umdämmerte Gemüt des Königs das kommende Verhängnis, das Ende seines Lebens und seines Werkes verwirren und niederschmettern mußte. Es tut uns gut, einmal die Qual dieser Stunden nachzufühlen, um den bittersten Hefetropfen im Gefäß des Lebens nicht unversucht zu lassen. — Aber es ist uns doch schrecklich, einen Menschen in dieser Verzweiflung zu sehen, die ihn auf Wege jagt, die er selber verschlossen hatte. Ob nun er Gott verlassen hatte in Abfall und Schuld, oder Gott ihn in seinem uns stets so rätselhaften harten Walten, das auch den erwählten Sohn nicht verschonte, wir empfinden es als eine Sünde wider den Geist der biblischen Religion, in dieser Lage sich nicht dennoch an Gott zu halten, sondern zu irrenden und trügerischen Menschen zu flüchten.

Wir verstehn, wie noch heute die Angst und die Verzweiflung, an Gott irre geworden, einen Blick hinter den Schleier zu tun gelüstet, der das geahnte Verhängnis deckt. Aber wir wissen auch, wie sich dann oft genug die Wahrsagerei dadurch erfüllt, daß sie die Angst der Wißbegier mit dem Verlust an Kraft straft, deren Rest wenigstens dazu gereicht hätte, das Verhängnis mit Würde aufzunehmen. Wie ganz anders ist es doch, wenn sich der Fromme seinem Gott auf Gnade und Ungnade in die Arme wirft, als wenn er durch einen Spalt des Vorhanges einen Blick auf die Gestaltung seines Lebens durch das blinde Schicksal zu erhaschen sucht! — Wir müssen an die Nacht im Garten Gethsemane denken. Jesus ringt vor dem Tag, der seiner Person und seinem Königreich den Untergang bringen wird, mit seinem Vater. Auch ihn schaudert es vor dem Tod. Aber er kämpft sich zu entschlossener Sicherheit empor. Er wirft sich in die Arme des Gottes, der ihm sein Leben zerbricht. Das ist Größe. Von diesem Bild her beherrscht unsre schönsten Vertrauens- und Sterbe-

lieder der Klang der mutigen Entschlossenheit. „Hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängnis gehn.“ „Mit Fried und Freud ich fahr dahin in Gottes Willen.“ Mit Gott, dem Herrn über Leben und Tod, dem Richter und Vater versöhnt in den Rachen des Todes zu sinken oder auch sich zu stürzen, das bleibt die hohe christliche Sterbekunst, die leicht zu preisen, aber schwer auszuüben ist. Hier wird Glaube und Unglaube offenbar, nicht auf dem Blachfeld theologischer Streitereien. Was ist Glaube, wenn er nicht bereit ist, auch äußerlich in Gott einen frohen Untergang zu suchen? So wird er zur höchsten unter den Künsten, mit denen von jeher die todverhaftete Menschheit den Feind alles Lebens, der doch auch wieder der Wegbereiter zu neuem Leben ist, zu überwinden versucht hat. Es ist nötig, daß man mitunter einmal auch im gesunden, frischen Leben, mitten im Mai, sich und andre an diese schwerste Probe erinnert, anstatt mit einem scheuen Tribut am Totenfest an dem ernsten und schaurigen Gottesboten vorüberzuschleichen. Ohne ein Finale nach der Art der Jesusworte von Gethsemane oder der Lieder unsrer evangelischen Zeugen, ist die Erzählung von Saul und der Wahrsagerin, allem schaurig schönen Glanze zum Trotz, nicht als Predigttext zu verwenden. Aber in Verbindung mit solchen positiven Gedanken und echt gläubigen Idealen, die allein ein Schriftwort zu einem Text machen, kann sie dazu dienen, einen Blick in das schwache und irrende Menschenherz tun zu lassen, das ohne Gott seinen Weg gehen will.

2. Sauls Ahnung hat ihn nicht getrogen; am andern Tag fiel er in der Schlacht, die schon verloren war, ehe sie begann; denn der Glaube an den Sieg hatte den König verlassen. Er ist, wie G. Beer annehmen zu dürfen glaubt, als einer der wenigen Könige Israels den Heldentod auf dem Schlachtfeld gestorben. Die andern Angaben, er sei durch eigne Hand oder durch die eines verruchten Amalekiters gefallen, sind bereits Urteile über den König in der Form der boshaften Erdichtung. — Mögen wir über den Heldentod auf dem Feld der Ehre heute anders denken als damals, da es sich noch wirklich um Kampf von Mann gegen Mann gehandelt hat, wir haben doch die Empfindung eines wenn auch tragischen, so doch durchaus normalen Abschlusses. Es weht etwas wie Versöhnung um diesen Tod; es ist, als wäre etwas wettgemacht, als wäre unter all dem grausen Irrwahn noch einmal der Held in Saul zum Vorschein gekommen. Es ist die wehe Befriedigung des Tragischen, in dem Sinn, daß Einer seinen Untergang findet nicht ohne eigne Schuld, daß aber dieser kraft mehr gefühlter als erkannter Notwendigkeit irgend einem Gesetz genugtut und damit das Gefühl erweckt, als wenn nun etwas wieder in Ordnung sei. — Davids, oder wer sonst immer der Sänger war, Klagelied auf Sauls und seiner Mannen Tod atmet echteste Empfindung und erklingt in Tönen, die uns immer noch ansprechen. Die Probe darauf läßt sich in jeder Feier machen, die dem Angedenken unsrer Gefallenen gilt. — Auf den Sänger, wenn es David ist, fällt dasselbe helle Licht wie auf den gefallenen König und seinen Heerbann. Es stimmt zu dem Bild des königlichen Sängers, wenn er in der Großmut dem Toten gegenüber erscheint, die er schon dem Lebenden während der Zeit der Verfolgung erwiesen hatte. Damit erhebt er sich über die andern Stimmen, die, seien es die des Volkes, seien es die der

priesterlich-prophetischen Kreise, dem ersten König von Israel kein gutes Angedenken bewahrt und bereitet haben.

Saul.

Wir versuchen, die Bedeutung und die Person Sauls zu zeichnen. Dabei schließen wir uns an Beers feine Kennzeichnung an, nicht ohne unserm Zweck entsprechend über die Linie des geschichtlichen Beurteilers zu einer Würdigung vorzudringen, die allgemeine Gedanken herausholt. Diese sollen unsrer Aufgabe dienen, im Geist der biblischen Religion politisches Verständnis und Urteil anzubahnen.

Wir müssen darauf achten, daß es tatsächlich zwei Bilder von Saul gibt, die wie auf derselben Fläche übereinander gezeichnet sind. Decken sie sich auch im ganzen, so sind doch für unsern Zweck die Unterschiede von großem Belang. Das beherrschende Bild ist ohne Zweifel das zweite, das der gewöhnlichen Überlieferung. Es ist jenes schon öfer erwähnte ungünstige, wie es fromme Hände gezeichnet haben. Nach ihm hat es dem ersten König Israels an Gaben und Glück in gleichem Maße gefehlt, um die Hoffnungen zu rechtfertigen die man auf die neue Form des Regimentes gesetzt hatte. Von seinem Tod aus fällt das Licht des Verständnisses auf sein Leben und auf seine Person: es war alles verfehlt. Israel wäre besser unter den zufällig aufgestandenen Richtern oder unter dem Priester-Propheten geblieben.

Aber unter diesem Bild schauen Züge eines andern hervor, die uns den geschichtlich richtig erfaßten Saul erkennen lassen. Nach diesem ist er ein rechter Bauernkönig, eine Art von judex perpetuus. Er haust mit seinen Verwandten und nächsten Gehilfen auf seinem Bauernhof, ohne allen königlichen Glanz, wie wir ihn uns mit einer jeden Art von Fürst verbunden zu denken pflegen. Es ist ein durchaus soldatisches Wesen, das dem Staat, soweit man von einem solchen schon sprechen kann, innewohnt. Mit der kriegerischen Aufgabe verbindet der König die der Rechtsprechung. Er hat auch seine Politik: er will sein Volk zusammenhalten und sein Land von den Philistern frei halten. Der nationale Selbsterhaltungswille ist erwacht; freilich noch in sehr geringem Maß und ohne viel Erfolg. Ein Diplomat scheint der König nicht gewesen zu sein; auch in dieser Hinsicht wird er von dem klugen David weit überstrahlt. Es macht nicht den Eindruck, als wenn er sich mit seinem Volk so unmittelbar zusammengefunden hätte, wie das bei David der Fall gewesen ist. Er hat nicht die Gabe seines Nachfolgers besessen, Augen und Herzen seiner Volksgenossen auf sich zu ziehen und ihnen den Eindruck des Herrschers zu machen. Er ist wohl sein Leben lang der energische und kraftvolle Bauer geblieben, der zu sehr seinen Landsleuten glich und nahstand, um ihnen bewundernde Achtung abzunötigen. Waren es auch kaum außer der Niedermetzelung der Priester zu Nod viele Fehler und Verstöße, die man ihm zur Last legen konnte, das Volk verzeiht Fehlgriffe und Fehltritte seinen Lieblingen leichter als einem andern Mängel und Schwächen. Am wenigsten weiß es Unglück zu verzeihen. Und daran war Saul reich genug. Nicht bloß seine Krankheit, sondern auch vor allem sein Bruch mit Samuel und die Gegnerschaft von David, beides

mit allen üblen Folgen waren Mißgeschicke. Aber sein Untergang hat das Urteil über ihn bestimmt. Kraft des verhängnisvollen Schemas der Vergeltung wurde dieses alles auf seine Schuld zurückgeführt. Dadurch wurde alles, was von ihm Gutes zu sagen war, für das Urteil des Volkes ausgelöscht; nur gelegentlich hören wir, daß er mit den Wahrsagern und Zauberern aufgeräumt und damit die Religion seines Volkes auf ihre ursprüngliche reine Weise zurückgeführt habe. Mit einer für uns klar erkennbaren unbeholfenen Hand hat die fromme Böswilligkeit Züge in sein Bild gezeichnet, die zu Gunsten jenes moralischen Grunddogmas der Gerechtigkeit und der Wahrheit ins Gesicht schlagen. So wird aus dem Lobspruch 1. Sam. 14,47, Saul war siegreich überall, wohin er sich wandte, der bitterböse Tadel: er handelte gottlos überall, wohin er sich wandte. So kommt das Bild des Königs zu Stande, der sich einen ganzen Tag lang vor seinen beiden Gegnern Samuel und David nackend und rasend auf der Erde wälzt.

Es braucht bloß angedeutet zu werden, was daraus für uns folgt. Wenn auch nicht in den Kreisen der Frommen, die diesmal ganz anders gesinnt sind, aber in den Kreisen des Volkes herrscht dieselbe Weise des Urteils über den letzten deutschen Kaiser. Er hatte Unglück, also war er schuldig. Es ist schier aussichtslos, angesichts der Leidenschaft, die allem politischen Wesen innewohnt, junge und alte Geister zur sachlichen Beurteilung heranbilden zu wollen. Aber wenn man es wagt, kann man es mit einer Ehrenrettung Sauls verbinden, die sein besseres Urbild unter der üblen Übermalung hervorholt. Es ist die Leidenschaft mancher politisch gerichteten und zugleich sittlich gearteten Geister, zumal wenn sie in der Opposition sind, immer pro reo und gegen die öffentliche Meinung aufzutreten. Es ist ein ebenso undankbares wie aussichtsloses Unterfangen; aber wenn es auch keinen Erfolg hat, dann tut es der Stimme des Gewissens Genüge. Und es mag auch immerhin ein paar ähnliche Menschen geben, die sich durch jene gehässige Zeichnung, wie sie das Bild eines Führers entstellt, gerade dazu bringen lassen, sich für die Wiederherstellung seiner Ehre einzusetzen. Das gehört auch zur Herrschaft der Moral in der Politik.

David.

1. Macht auch die Natur keine Sprünge, die Geschichte macht sie. Wie wir selbst bitter genug erfahren haben, hebt sie ein Volk im Flug auf seine Höhe, um es dann grausam in die unterste Tiefe hinabzustürzen. Genaueres Zusehen aber zeigt, daß auch das, was ein Sprung scheint, eine Entwicklung oder der Erfolg von Mühe und Arbeit, ernster Arbeit oder von Trägheit und Leichtsinn ist. Oft kann man sogar sagen: mitten in einem Zustand bahnt sich schon der nächste an, der ihn in sein Gegenteil verkehrt. Im Glück kommt der Hochmut und auf ihn der Fall, und im Unglück sammelt sich der letzte Rest der Kraft als der Anfang zu einem Neuen. So kann man auch die Geschichte Israels, die wir uns als Modell für unsre und andre Völkergeschichte erwählt haben, als einen häufigen Wechsel von Höhe- und Tiefpunkten auffassen. Nach Sauls Tod sah es hoffnungslos genug aus. Aber der war schon längst auf

dem Plan, der das Geschick des Volkes zu wenden berufen war. Was uns gegenwärtig das Schicksal versagt, vielleicht um uns alle auf unser Bestes besinnen zu lehren, das hatte es schon vorher für Israel bereitet, einen Mann. David greift nach der Krone, die ihm gebührte. Israels Tag beginnt.

Und Israels Tag ist auch alle Tage. Sonst würden wir uns nicht so eingehend mit ihm befassen. Die Moabiter, die Edomiter sind untergegangen; die damals so schrecklichen Philister haben eine besondre Art von Weltberühmtheit erlangt. Das damals auf seinem Höhepunkt stehende Volk von Tyrus ist verschwunden. Israel allein ist nicht bloß als Nation geblieben, sondern behauptet, wenn auch nicht unbestritten, seinen Platz als ein Volk, das seinen weltgeschichtlichen Beitrag zur Kultur geleistet hat. Das erhebt es über all jene andern Völker, zumal auch über das letztgenannte: es hat einen Beitrag zur Weltkultur geliefert. Die Phönizier waren nur ein Handelsvolk, von dem man allerlei interessante Dinge zu melden weiß; aber außer zivilisatorischen Werten haben sie nichts zur Weltkultur beigesteuert. Das aber behaupten wir von Israel. An dem gegenwärtigen Punkt unsrer Darstellung, wo sie sich anschickt zur Höhe ihres Gegenstandes aufzusteigen, möge es erlaubt sein, zusammenzufassen, was über diese Hauptsache unsres ganzen Werkes zu sagen ist. Wir wollen es in einen Satz zusammenfassen: Die israelitische Kultur ist von dem israelitischen Nationalstaat, wenn auch nicht geschaffen, so aber doch getragen worden, und dessen wirklicher Gründer war David. Wir schließen darum an die Gestalt dieses ersten wirklichen Königs von Israel eine Reihe von wichtigen Begriffen aus dem Kreis unsrer Interessen an, um sie unsrer durchgehenden Absicht gemäß an dem vorliegenden geschichtlichen Tatbestand zu gewinnen und zu veranschaulichen, aber auch aus unsrer gegenwärtigen christlichen Gesinnung und Denkweise zu beurteilen. Es ist die Reihe: Kultur, Nation, Staat, Politik, Diplomatie; immer bedeutet das folgende Glied in ihr das Mittel für das vorangegangene. Indem wir die beiden letzten schon an den Text der ersten Kapitel des zweiten Samuelbuches anschließen, wo sie im ersten Auftreten Davids als Thronbewerber und König hell ins Licht treten, besprechen wir die andern im Zusammenhang, um damit auf die ganze Regierungszeit Davids und auch darüber hinaus das Licht des Verständnisses zu werfen.

2. Wenn wir Kultur sagen, denken wir nicht an das, was einer Zeit im Leben eines Volkes allein das Leben geschmückt oder erleichtert hat, wie etwa der Tempel oder die Regierungsordnung Salomos. Sondern wir fassen ins Auge, was es für die Menschheit geleistet hat. So baut sich vor jener ganzen Reihe noch die Menschheit als beherrschende Größe auf, mögen wir auch darunter bescheidener Weise bloß unsern europäisch-amerikanischen Kulturzusammenhang verstehen. Es muß immer wieder gesagt werden, daß das Volk Israel zu den wenigen Völkern gehört, die zu diesem einen entscheidenden Beitrag geleistet haben. Auf ihn gilt es nicht bloß darum zu achten, weil man sonst die Entwicklung nicht verstehe, wie gelehrter und schulmeisterlicher Sinn zu sagen pflegen; sondern darum, weil jener Kulturbeitrag Werte enthält, die immer noch ihren Wert behalten haben und behaupten. Hat Griechenland Wissenschaft und Kunst, so hat Israel Gotteserkenntnis. Sein welt-

geschichtlicher Beitrag ist seine religiös-sittlich-soziale Grundgesinnung, mit einem Wort der Prophetismus und das Gesetz, soweit er in diesem aufgenommen worden ist. Es ist nicht bloß der Monotheismus, es ist die ethische Religion; es ist an ihr ganz besonders die soziale Seite. Hier tun sich uns weite Blicke auf, wie von einem hohen Berg aus, von dem man die Flußläufe überschauen kann, wie sie sich mit einander vereinigen und dem Meer zueilen. Vielleicht bedarf es immer zuerst einmal einer kleinen Abwehr antisemitischer Kritik, die als Weltbeitrag des Judentums den Handelsjuden, den Börsenjuden, den Pressejuden und was sonst immer noch für wenig erfreuliche Erscheinungen des auserwählten Volkes aufzuzählen bestrebt ist. Dagegen ist leider wenig zu sagen, soweit es sich um wirkliche Tatbestände handelt. Nur daß das nicht die jüdische, genauer israelitische Kultur ist. Auf deren Linie liegen ganz andre Gestalten: von den Propheten an geht es über Jesus zu Luther und zu Kant; gedacht ist an die grundlegende Erkenntnis, daß Gott weniger mit kultischen Dingen als mit sittlicher Gesinnung gedient ist. Es zweigt sich auch eine andre Linie ab, die von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden ist: Lassalle, Marx, Landauer, Lenin. Es ist die sozial-revolutionäre Linie, deren Gewalt wir gründlich genug spüren. Der Jude ist gewiß der Revolutionär der Weltgeschichte; er ist es aber nicht bloß, weil er unterdrückt wurde und bei jeder Umwälzung zu profitieren hofft; er ist es auch, weil ihm ein Tropfen Prophetenglut innewohnt, das ihn zu ethischer und zumal sozialer Kritik, oft genug nicht ohne die idealistische Glut etwa eines Gustav Landauer hinreißt. Ohne auf Spinoza, Mendelssohn und die Nathangestalt Lessings näher einzugehen, stellen wir dies als den Weltbetrag Israels fest, der hinter dem von Griechenland an Bedeutung um so weniger zurückbleibt, je mehr die Geistesmächte bedeuten, die das Herz und das Gewissen beanspruchen, im Vergleich mit den andern, die als Kunst und Wissenschaft weniger zentralen Einfluß haben.

3. Dieser letzte Vergleich zwischen den verschiedenen Kulturwerten führt uns einen Schritt weiter, nämlich zu der Nation. Gewiß hat die Kultur eine enge Beziehung zur Menschheit, indem sie in ihre Geschichte eingeht und in ihr zu einem entscheidenden Einfluß wird. Zugleich hat sie auch eine universale Bedeutung noch in einem andern Sinn: sie stellt die Menschlichkeit dar, sie gehört zur Humanität. Darunter wird allgemein die Höhe des Menschentums verstanden, wie sie dadurch erreicht wird, daß eine Welt des an sich Wertvollen aufgeht, das, durchaus zwecklos im gewöhnlichen Sinn, es nur erträgt, als höchster Zweck des Lebens und nicht als Mittel angesehen zu werden. Hierher gehört das Wahre, das Schöne, das Gute und das Heilige, also Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Moral oder Ethik und Religion. Damit sind Gebiete genannt, von denen wir glauben, daß sie dem Überzeitlichen entstammen und auch in eine andre Ordnung des Seins hineinführen.

Und gerade von diesen behaupten wir nun, daß sie auf das engste mit der Nation zusammenhängen. Und auf der andern Seite, daß Nation eine Richtung auf die Humanität als auf den Ewigkeitswert in der Menschheit hat. — Wir haben mit diesem Wort nicht nur einen der am meisten umstrittenen, sondern auch einen der am wenigsten erhellten Begriffe der soziolo-

gischen Erkenntnis genannt. Hier ist schier alles noch im Dunkel, der genaue Begriff, der Ursprung und die Bedeutung. Was Nation ist, läßt sich durch keine noch so scharfe Gedanken bestimmen, sagt R. Saitschick, wenn wir auch den Boden untersuchen können, auf dem die Nation Wurzel geschlagen hat. Ganz von selbst kommt man auf die Rasse als auf diesen Wurzelboden der Nation! Aber auch damit kommt man nicht auf den Grund; denn wir können zwar agitatorisch, aber nicht wissenschaftlich genau angeben, was Rasse sei. Hat ein Volk eine gewisse Höhe erreicht, sagt Saitschick, wo es anfängt Nation zu werden, so ist schon der bestimmte Kreis vorhanden, in dem sich seine weitere Entwicklung vollziehen kann. Ein bestimmter Kreis von Empfindungen, Gewöhnungen, Erinnerungen, Überlieferungen und ein gewisses Gemeingefühl samt der Vererbung bilden den uns erkennbaren Grund der Nation. Dazu treten noch die mannigfachen Erlebnisse, wie sie jedes geschichtliche Volk aufweist, und zwar solche äußerer und auch innerer Art, also Kämpfe und Wandlungen in seinem politischen und geistigen Dasein, ganz besonders aber auch die Verschmelzung verschiedener Stämme oder gar Völker zu einem Ganzen, wie sie auf dem Boden der Völkergeschichte die Regel bildet, wenn sie nicht zur Nivellierung, sondern zur Bereicherung durch den Austausch führt. So sind an der nationalen Zusammengehörigkeit geschichtliche Einflüsse stärker als natürliche beteiligt. Die Gemeinsamkeit höherer Güter, also ein gemeinsames Werterlebnis, macht ein Volk zu einer Nation. Unter diesen Einflüssen wird auf einmal, wenn auch in langsamem Entwicklungsgang, eine bestimmte Idee, man könnte auch sagen, die Entelechie eines Volkes geboren. Aus dem dunklen, undurchdringlichen Mutterschoß des Volkstums, sagt Ranke bei H. Richert, wirkt ein geheimes Etwas, eine an sich unkörperliche, aber Körperlichkeit erzeugende und durchdringende Kraft, die z. B. in den Deutschen lebt, sich in ihnen darstellt, den geistigen Grund und die geistige Luft ihres Daseins bedeutet. Kommt man so an mystische Gründe für die Nationalität heran, so liegt ihre religiöse Begründung auch für profane Geschichtsforscher nicht fern. „Die Idee der Menschheit, Gott gab ihr Ausdruck in den verschiedenen Völkern", sagt derselbe Ranke. Von hier aus ist es auch nicht weit zu dem Begriff der Individualität der Völker. Ihr hat Humboldt ein tiefes Wort gewidmet, ungefähr zu derselben Zeit, als Schleiermacher die Aufgabe jedes einzelnen Menschen darin erkannte, daß er auf eigne Art die Menschheit darstellen solle. „Das Ziel der Geschichte, sagt er, kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin und in allen Gestalten, in welchen sich die unendliche Form mit der Idee zu verbinden vermag." Wie die Individualität des Einzelnen heilig und unverletzlich ist, so ist es auch die des Volkes; denn in ihr verwirklicht sich eine Möglichkeit, Gott oder das Absolute darzustellen. Es mag bloß angedeutet werden, wie von diesem Punkt aus der Weg zu der Gemeinschaft der Völker weitergeht, in der jedem Volk das Recht auf die Bewahrung seiner Eigenart gesichert ist.

So bringt die Verbindung der Nationalität mit dem Gedanken an Gott nicht bloß eine gewisse Erhellung des Ursprungs, sondern auch einen Blick auf den Wert und die Bestimmung der Nationalität mit sich, wie immer der Gottesgedanke Wert und Ziel einer jeden Sache zuführt, die er umfaßt. Kultur

und Nationalität bekommen damit eine teleologische Beziehung zu einander. Die Kultur gibt es nur in nationaler Verschiedenheit, und es ist die Bestimmung der Nation, in das Wertgebiet der Humanität hinaufzuwachsen. Dichtung, Philosophie, Sprache und Religion samt der Moral sind immer national bedingt. Und mit Recht sagt Richert, daß gerade die Kulturen, die für die Menschheit von besonderm Werte geworden sind, die griechische und, was uns besonders angeht, die jüdische, so starke nationale Züge an sich getragen haben. Umgekehrt aber ersieht man auch gerade an ihnen den Sinn der Nationalität: sie soll eine Steigerung der Werte eines Volkstums hervorbringen, die für die Menschheit von Bedeutung sind. Damit steigert sich auch das Nationalgefühl zu dem Ewigkeitswert, das seine Bestimmung darstellt. Die Nation bekommt Menschheitswert, wenn sie, in der national gebundenen Form, Werte hervorbringt, die für die Menschheit bestimmt sind, um das Reich der Humanität aufzubauen.

4. Kann über das Verhältnis zwischen Nation und Menschheit nichts Besseres gesagt werden, als was unter volkserziehlichen Gesichtspunkten Richert hier ausführt, so kann man sich ihm auch anschließen, wenn er von dem Verhältnis der Einzelnen zu ihrer Nation und zur Nationalität spricht. Denn er wird wohl Recht haben, wenn er im Anschluß an ein Wort von Lazarus sagt, daß die Nationalität so zustande kommt, daß aus dem instinktiven Volks- oder Nationalgefühl eine bewußte und gewollte Zugehörigkeit zu dem Volke wird. Die Nationalität beruht darum auf dem Willen und auf einer Idee. Es gehört also zu ihrem Begriff, daß eine Gruppe von Menschen in einer bestimmten Richtung fühlen und sich betätigen will. So wird sie zu dem klaren Willen einer Gemeinschaft, sich im ganzen Umkreis ihres Lebens die Gesetze und Lebensformen nach ihrem Genius zu gestalten. Das Einzelwesen hat zugleich den Trieb sich selbst zu erhalten und sich einer Gruppe einzuordnen. Das beste Zeugnis dafür ist und bleibt die Sprache, in der sich das geistig Erworbene von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Umgekehrt aber ist es auch gerade der in einer Nationalität verwirklichte objektive Geist, der dazu verhilft, daß sich persönliche Eigenart innerhalb eines Volkes ausbildet; denn sie, und nicht etwa seine eigne Energie treibt nach einem Wort von Simmel alles aus dem Menschen heraus, was in ihm ist. Und noch ein anderes Verhältnis besteht zwischen Einzelwesen und Gemeinschaft, also hier der Nationalität. Nicht bloß daß diese, wie eben gezeigt, jenes erst zu seiner Vollendung bringt; sondern umgekehrt auch diese Gemeinschaft wird durch das Einzelwesen über sich hinausgehoben. Beide sind teleologisch auf einander angelegt. Darum bedeutet das Einzelwesen die Aufgabe, sich selbst höher zu bringen auf dem Weg zum Ziel der Humanität, aber zugleich auch seinen Beitrag dazu zu leisten, daß dies auch mit den andern und darum mit der Nation geschehe. So ergibt sich ein überaus klares und bedeutungsvolles Verhältnis gegenseitiger Beziehungen zwischen den drei anscheinend so entgegengesetzten Größen: Einzelwesen, Nationalität, Humanität oder Universalismus; sie stehen in dem Verhältnis gegenseitiger Förderung zu einander. „Denn erlebe ich mein Ich der Sehnsucht, mein Persönlichkeitsideal in der Richtung der Nationalität, so wird die Nationalität für mich die einzig erlebbare Form meiner

Menschlichkeit in ihrer Steigerung auf die Vollkommenheit." Damit hat Richert ohne Zweifel den grundsätzlichen Gegensatz, in dem Individualismus und Universalismus zur Nationalität stehen, beseitigt, wenn auch natürlich die praktischen Schwierigkeiten und Gegensätze bleiben werden; denn immer wird es sowohl ein Weltbürgertum wie auch einen persönlichen Egoismus geben, der von der „mittleren Proportionalität" der Nationalität nichts wissen will.

Mit einem letzten Gedanken über das Verhältnis der drei genannten Größen wollen wir abschließen, was über die Nationalität hier zu sagen ist, wie er auch bei Richert den Schluß macht. Zwar ist es, wie gesagt, der bewußte Wille der Einzelwesen, der das Volkstum zur Nationalität macht und der auch dieser die Richtung auf das Universale geben soll. Aber in Wirklichkeit vollzieht sich ein Vorgang, der ohne diesen bewußten Willen demselben Ziel zusteuert. Es ist nach dem bekannten Hegelschen Gesetz alles geschichtlichen Lebens gedacht, wenn es heißt, daß, wenn die Lebendigkeit der Individuen und der Völker das Ihrige sucht, sie damit zugleich Mittel und Werkzeug in der Hand eines höheren und weiteren Willens sind, von dem sie nichts wissen. Damit erreichen sie zwar nicht ihr Glück, wie sie es verstehen und wie sie es erstreben. Aber die Weltgeschichte ist überhaupt nicht der Boden des Glückes nach jenem Philosophen. Vielmehr ist sie voll von Gegensätzen und Kämpfen. Aber gerade diese sind die treibenden Kräfte, die über bestehende Pflichten und Systeme weiter führen, neuen Möglichkeiten zu. So werden, wie Richert hinzufügt, die geschichtlich gewordenen Lebensformen der notwendige Lebensboden auch für diejenigen, die über ihn hinauswachsen sollen.

5. Ist es noch nötig, all diese feinen und tiefen Gedanken auf die beiden Geschichtsverläufe anzuwenden, die uns am meisten angehen, also den geschichtlichen des jüdischen Volkes, der uns als Modell dienen soll, und den unsres eigenen Volkes, in dem wir noch mitten darin stehen? Wie sich hier und dort das Volkstum aus Stämmen, in mannigfachen Geschicken gebildet und auf dem Weg der Geschichte zu einer besondern Eigenart emporgehoben hat, die zu einer bestimmten Nationalität geworden ist; wie zwar die jüdische Nation aus dem Volkstum entstand, indem die einzelnen kräftig und zäh ihre völkische Eigenart ergriffen und behaupteten, aber dem Deutschen es immer noch an der freudigen Bejahung, vielleicht auch an der Erkenntnis seiner Nationalität fehlt; wie beiden Völkern ihre Idee, ihre Bestimmung von dem Lenker der Geschichte zugeteilt wurde, in deren Erfüllung ihr Anteil an der Humanität liegen sollte, dem einen in den Propheten und im Gesetz, dem andern in seinen schönsten Geistesblüten, dem Idealismus, der originalen Art, wie es jene Urbestandteile der europäischen Kultur, Griechentum und Christentum mit einander verbanden. Weiter mögen wir nicht denken; sonst könnten wir an den Gedanken herankommen, der uns so wehe tut, wie er gegenwärtig nahe liegen mag: es könnte einmal eine Zeit kommen, da wir als Volk oder auch sogar als Nation aufgehört haben zu sein und wo von uns bloß übrig bleibt, was wir an dauernden Werten für Menschlichkeit und Menschheit hervorgebracht haben. Wir haben nun zu sprechen von der Größe, die unsre Nation und unsre Kultur davor zu bewahren die Aufgabe hat.

Diese Größe ist der Staat, und zwar der Nationalstaat. Er steht in

einem Verhältnis zu der soeben gekennzeichneten Nationalkultur, das als zwiefältig, wenn nicht als zwiespältig bezeichnet werden muß. Es wird sich uns herausstellen, daß in dieser zwiefachen Stellung die Grundunterschiede zu finden sind, die die Bürger eines Staates in entgegengesetzte Parteien spalten. Woher stammt dieses Verhältnis zwischen Staat und Nationalkultur? Daher, daß diese ein ganz verschiedenes Gesicht zeigt, je nachdem man den Nachdruck auf die Nation oder auf die Kultur legt. Mit andern Worten, ob man bei dem Wort Nation mehr an die Naturgrundlage oder an den Kulturträger denkt; ob man auf den Ursprung oder auf die Bestimmung achtet. Genauer gefaßt, hängen viele Streitigkeiten und Nöte damit zusammen, ob der Staat sich mit der Macht, die sein eigentliches Wesen ausmacht, nach der einen oder nach der andern Seite hinwendet, also die Naturgrundlage oder das Kulturziel in dem zwiefältigen Wertbegriff Nation vorzieht und fördert. Wir sprechen zuerst von dem Wesen und den Aufgaben des Nationalstaates in dem ersten Sinn, um dann die Konflikte und Ziele zu behandeln, die sich an den im zweiten Sinne knüpfen.

Der Staat ist Macht; ob sie nun mehr physischer Art, also Gewalt, oder moralischer, also geistig-sittlicher Einfluß und Autorität ist; ob sie dadurch zu Stande gekommen ist, daß sich irgend einer an die Stelle der Macht mit Gewalt gesetzt hat, oder ob sie durch den Volkswillen dahin gebracht wurde. Jedenfalls ist es eine gesammelte Kraft von unvergleichlicher Größe, die den natürlichen Drang hat, sich nicht nur zu erhalten, sondern auch auf möglichst viele Gebiete auszudehnen. Darin gleicht sie andern Mächten von irgendwelcher Art, etwa einer Kirche oder dem Kapitalismus oder einer wissenschaftlichen Schule: überall ist von dem ersten Erwachen zu einer selbständigen Größe an das Bestreben vorhanden, Macht zu gewinnen und Einfluß auszuüben, ohne daß die Frage beantwortet werden könnte, wozu. In allem organischen Leben liegt dieser unerschütterliche Drang, so lange sie nur irgend lebt, sich auszudehnen und zu erweitern. Wenn wir fragen: worüber sich diese Macht vor allem erstrecken und was sie erreichen will, dann gehen wir den Weg, der uns zur Antwort auch auf die oben angeregten Fragen führt. Denn was das Gebiet angeht, über das sich die Macht des Staates zu erstrecken strebt, so ist es von jeher die Nation im Sinn der Naturgrundlage gewesen; mag diese auch, wie oben hervorgehoben, durch geistig-geschichtliche Einflüsse schon stark mitbestimmt sein. Hiervon haben wir nun ausführlicher zu handeln, ehe wir das Wozu mit Bezug auf den andern Begriff von Nation besprechen.

Der Staat ist Nationalstaat in dem Sinn, daß er sich über der Grundlage einer Nation wölbt, wie es soeben wieder in die Erinnerung gerufen wurde. Es war schon oben S. 183 die abstrakte Bestimmung des Begriffes herangezogen worden, die Litt seiner Staatsphilosophie zu Grunde legt. Nach ihr ist der Staat eine Verknüpfung von zwei verschiedenen Arten, eine Masse von Menschen zu vereinheitlichen: zu dem natürlichen Lebenszusammenhang tritt die rationale und planmäßige Ordnung, sodaß beide mit gleicher Ursprünglichkeit und gleicher Notwendigkeit an seinem Wesen teilnehmen. So ist er ein Riesengebilde aus Natur und Geist mit unvergleichlicher Zwangsgewalt und organisierter Macht.

Wir wissen nun, wie der natürliche Lebenszusammenhang heißt, dessen einen Teil dieser Organismus bildet. Es ist die Nation. Aus jenem Mutterschoß des Volkes, dem geheimen Etwas, das nach Rankes oben angeführtem Wort das Geheimnis des Volkstums darstellt, erhebt sich, solange es eine Geschichte gibt, der Wille zum Staat als nach einer rationalen planmäßigen Ordnung, in der sich der verborgene Wille der Nation, wie er aus jenen Naturgründen und geschichtlichen Einflüssen geworden ist, einen Ausdruck und ein Mittel zur Verwirklichung schafft. Immer wird eine solche Nation nach einer staatlichen Gestalt trachten; das ist ja auch der Sinn der ganzen bisher von uns begleiteten geschichtlichen Entwicklung Israels gewesen, die nun mit David seiner Verwirklichung zustrebt. Von unsrer deutschen Geschichte wissen wir ja auch, daß dieser Wille den Inhalt ihrer schmerzlichsten und erhebendsten Partien ausmacht. Damit ist immer ein zwiefaches Streben verbunden. Einmal richtet sich der Wunsch nach staatlicher Umfassung auch auf entferntere, in andern staatlichen Verbänden eingeschlossene Stücke oder gar Splitter der Nation, wie auch diese zumeist von dem Verlangen beseelt sind, an dem nationalen Staatswesen des Stammvolkes teilzunehmen. Zugleich aber ist der staatliche Verband darauf bedacht, die in seinen Grenzen eingeschlossenen fremdstämmigen oder andere einer Rasse angehörigen Bestandteile in die eigne Nationalität hineinzuziehen, also ihnen, obwohl sie nicht zur Nation gehören, doch den nationalen Stempel aufzudrücken und sie damit in den weitern, also geistig-geschichtlich bestimmten nationalen Rahmen aufzunehmen. Das gelingt oft, wie es z. B. den Deutschen mit den Slaven innerhalb ihrer Grenzen, wie es den Angelsachsen auf der andern Seite mit den Deutschen und vielen andern gelungen ist, die ihre Nationalität mit der fremden vertauscht haben, wenn sie auch ihre Rasse oder ihren Stamm nicht ablegen können. In diesem Bestreben liegt oft genug die Kraft eines Staates, wenn er sich durch andre Nationalitäten bereichert; oft ist aber auch der Grund damit zu schweren innern Kämpfen und äußeren Kriegen gegeben. Es ist eine Ausnahme, wenn wie in der Schweiz verschiedene Nationalitäten mit einander einen Staat bilden, ohne daß eine die Vorherrschaft hat. In der Regel ist es eine, die vermöge ihrer Zahl und Kraft die Zügel in der Hand hat und jene beiden Bestrebungen zu verwirklichen sucht. Und so ist es recht. Wir bekennen uns durchaus zu dem Nationalstaat in diesem Sinn; wir stimmen den Worten von Walter Götz zu: „Der Staat, der ein Volkstum umfaßt, ist etwas Naturgegebenes, eine Grundtatsache alles geschichtlichen Lebens.... Träger geschichtlichen Lebens ist überall nur ein Volkstum, geeinigt in einem Staat, oder ein Staat, der aus bestimmten geschichtlichen und geographischen Gründen mehrere Volksteile umfaßt, oder der wie in den Vereinigten Staaten ein einheitliches Volkstum in sich zu entwickeln strebt.“ Dieses letztere ist nicht zu übersehen: kommt der Staat aus jenem geheimnisvollen Willen des Volkstums heraus, so ist er es auch wieder, der dem Volkstum selber hilft, indem er mit seiner Macht dem natürlichen Vorgang des geschichtlichen Lebens nachhilft, in dem die stärkere Nationalität sich innerhalb der staatlichen Grenzen durchsetzt. Am meisten wird dieser Prozeß dadurch gefördert, daß an der Spitze des Staates ein Mann steht, der zugleich der größte Träger nationalen Lebens ist. Aus dem Grund des Volkstums als sein ech-

teſter Ausdruck und als der ſtärkſte Träger ſeines Willens aufgewachſen, wirkt er belebend auf das Nationalgefühl zurück und führt ſeine Kraft dem Staate zu, wie er auch deſſen Macht jenem zur Verfügung ſtellt. Und nach ſeinem Tod wirkt er, von der Begeiſterung oder Hoffnung mit den Mitteln der Volkspoeſie oder der Kunſt verklärt, noch lange nach, beſonders in Zeiten hinein, die ein Nachlaſſen der Kraft beider Größen bedeuten. Wir denken hierbei für die iſraelitiſche Geſchichte an David; für die deutſche brauchen wir es nicht zu ſagen, an wen wir denken.

Dieſer Nationalſtaat hat die europäiſche Geſchichte der letzten ſechshundert Jahre beſtimmt. Als ſolche haben ſich zuerſt Frankreich und England aus der großen mittelalterlichen Kultur- und Staatsgemeinſchaft losgelöſt und ſich ein ſtarkes nationalſtaatliches Gepräge gegeben, deſſen überlegene Gewalt wir ſchmerzlich zu ſpüren bekommen haben. Mit dem ſtaatlichen Erſtarken geht das nationale Hand in Hand, ſodaß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fertige nationalſtaatliche Gebilde vor uns ſtehen, die ihren vollendeten nationalen Stil und ein ganz ſelbſtverſtändliches ſtaatliches Selbſtbewußtſein haben. Unſre deutſche Geſchichte iſt nicht ſo glücklich geweſen. Indem wir dieſen ſchmerzlichen Punkt für eine beſondere Darſtellung aufbewahren, die uns unſre heutige Aufgabe erhellen ſoll, gehen wir nun zum Abſchluß dieſer ganzen zuſammenhängenden Erörterung auf das Verhältnis zwiſchen Staat und Kultur ein, in dem ſich auch ein Grund für jene unglückliche Entwicklung unſres Vaterlandes finden wird.

6. Offenbar ſind es ganz verſchiedenartige Größen, die wir in Vergleich ziehen wollen. Der Staat als der robuſte Wille zur Macht, im Dienſt einer völkiſchen Gemeinſchaft oder auch bloß in dem ſeiner eignen Größe und Herrlichkeit; und die Kultur als ein Gebilde höherer und feinerer Art, aus einer Region des Geiſtes herabgeſtiegen, feinnerviger, idealiſtiſcher gerichtet und mit demſelben Anſpruch, nicht als Mittel verbraucht, ſondern als Selbſtzweck geehrt zu werden. Es iſt klar, wie ſich dieſe beiden gegenſeitig bekämpfen müſſen, wenn es ihnen nicht gelingt, einander in ihren Dienſt zu ziehen. Es iſt eine alte Klage von Seiten der Träger der Kultur, daß der rauhe Tritt des Staates ihnen ihre Kreiſe verwirrt. Der Machtgedanke an ſich iſt ihnen unſympathiſch, weil ſie äſthetiſch, ethiſch oder religiös zu empfinden pflegen und alles von dem Geiſte erwarten. Zugleich hat trotz ihrer nationalen Färbung die Kultur immer eine Richtung über die Landesgrenzen hinaus; Kultur ſteht nicht im Wettbewerb mit anderer Kultur, ſondern ſucht Austauſch und Ergänzung. Sie empfindet darum übernational, wenn nicht international. Sie gehört zu einem geiſtigen Reich, das keine Grenzen kennt und durch die Beteiligung vieler nur um ſo größer wird. Sie iſt darum nicht willens, ſich dem Staat mit ſeiner als Gewalt verrufenen Macht zu unterwerfen, ſondern macht den Anſpruch darauf, daß er in ihrem Sinn geleitet und über ſich ſelbſt hinausgeführt werde. — Der Staat anderſeits iſt ſo durchdrungen von ſeiner Omnipotenz, daß er es nicht ertragen kann, wenn ſich in ſeinen Grenzen Mächte geltend machen, die andern Herrſchern hörig ſind als ihm. Er kann die Kritik des Abſoluten nicht ertragen, weil er Sorge hat um ſeine Autorität. Hat er aber erkannt, welche Kräfte in dem Bereich der Kultur gegeben ſind, ſo ruht er

nicht, bis er sie in seine Interessen hineingezogen hat. So sucht er alle seelischen Werte und Kräfte sich selber dienstbar zu machen, also entweder seiner eignen Macht oder der nationalen Größe, der er dient. Dagegen wird natürlich der größte Teil jener Träger der Kultur sich mit aller Macht wehren, wenn auch manche aus persönlichen oder sachlichen Gründen darauf eingehn.

In diesem Gegensatz haben wir ein typisches Verhältnis gezeichnet, das auch in unsrer deutschen Geschichte und Gegenwart von großer Bedeutung ist. Man kann sagen, daß das Ideal des nationalen Machtstaates im ganzen von den konservativeren Gruppen eines Volkes hochgehalten wird, während sich die fortgeschritteneren zu dem andern halten. Man kann jenen recht geben, indem man z. B. auf das Geschick von Athen weist, das dem robusteren Sparta und auf ganz Griechenland, das später dem noch robusteren römischen Reich erlegen ist. Der Militärstaat ist der gelehrten Republik Herr geworden. Aber auf der andern Seite wird man auch z. B. darauf hinweisen können, welche staatliche Kraft dasselbe Athen in seiner kulturellen Glanzzeit unter Perikles entfaltet hat. Aber mag es mit diesen und andern Beispielen sein, wie es will, die Grundneigung eines ausgesprochenen Staatsbürgers geht entweder nach der einen oder nach der andern Seite. Dann nennt er entweder sich einen gutgesinnten Anhänger einer straffen Staatsgesinnung und den Gegner einen vaterlandslosen Internationalisten; oder aber er bezeichnet sich als fortgeschrittenen Träger der Kultur und den andern als einen zurückgebliebenen Nationalisten, dem alles gut genug sei, um dem Götzen Machtstaat geopfert zu werden.

Es ist theoretisch sehr leicht, aber praktisch um so schwerer, das richtige Verhältnis zwischen beiden Größen herzustellen. Offenbar sind sie wie so viele Gegner auf einander angewiesen und kommen erst zu ihrer eigentlichen Höhe und Fülle, wenn sie sich mit einander verbinden. Sicher bedarf die Kultur des Staates. Wo wären die deutschen Künstler und Gelehrten, wenn nicht der Staat ihnen den mütterlichen Boden der Nation und ihre eigne Existenz gesichert hätte, mögen sie auch noch so sehr über seine Gleichgültigkeit ihrer Person gegenüber zu klagen haben! Wenn alle Kultur national geartet ist und wenn der Staat die Aufgabe hat, die Nation zu erhalten und zu fördern, dann kann die Kultur diesem nicht dankbar genug sein. Und dazu hat sich doch der verrufene Machtstaat nicht bloß zum Rechtstaat, sondern auch zum Kulturstaat entwickelt, der so manches für sie getan hat und noch tut, ohne gleich immer nach dem Ertrag für seine Macht und die Größe der Nation zu fragen. Freilich der Staat weiß daneben auch gut genug, daß er all jene Kräfte sehr gut gebrauchen, zum Teil garnicht entbehren kann. Er bedarf der Kultur. Denn sie hilft ihm seine Untertanen oder Bürger auf eine Höhe zu heben, die es ihm leichter macht, sie seinen und des Volkes Zwecken dienlich zu machen. Dagegen ist gar nichts zu sagen, wenn es nicht etwa eine bestimmte Schicht oder Gruppe im Staat ist, die ein Interesse daran hat, die andern so weit, aber auch bloß so weit zu heben, daß sie ihr in dieser Weise zur Verfügung stehn. Im Gang der Entwicklung hat sich überall diese Erscheinung gezeigt, daß der Staat auch in Werten einen Wert für sich fand, die ihm nicht unmittelbar, sondern sehr vermittelt zu gute kamen, wenn er nicht überhaupt von dem Gefühl dafür berührt wurde, daß es höhere Dinge gibt, als er selbst, denen er sich zur Verfügung zu stellen habe.

Es macht ganz den Eindruck, als ob sich dieses Empfinden gerade infolge der furchtbaren Geschicke, die über Europa dahingezogen sind, in der Gegenwart bei vielen verstärkte, auch bei manchen von denen, die an der Leitung des Staates beteiligt sind. Man kann unsre Katastrophe nicht ohne tiefen Grund als einen Bankrott des Macht- und des Nationalstaatsgedankens bezeichnen, und damit tritt der Gedanke nahe, daß vielleicht in dem Gegenteil die rettende Kraft enthalten sein könnte. Es wäre einmal wieder in dem Auf und Ab der beiden Glieder des Gegensatzes der Aufstieg des kulturellen Ideals eingeleitet, das immer auch eine weltbürgerliche Richtung an sich trägt. Zugleich aber erhebt sich das Bedürfnis, aus den besten Quellen der Nation, soweit sie in jenem höhern Sinn eine besondre Darstellung der Kulturwelt ist, die Kraft zur Erneuerung zu schöpfen. So scheint sich eine Entwicklung anzubahnen, wie sie Hegel zu zeichnen liebt, wenn er gerade aus den Kämpfen heraus etwas Neues geboren oder etwas Altes wiedergeboren werden läßt, das im Dienst des Weltwillens auf eine höhere Ebene hinzielt. So würde der Gedanke der Kulturnation und eines ihr entsprechenden Staates erst verwirklicht, oder vorsichtiger gesagt, so klopft er an die Tür der Zeit, von der man noch nicht sagen kann, ob sie ihn hereinlassen wird oder nicht. So gewönne der Staat höchste Kräfte, die imstande sind, seine Fundamente tiefer zu legen, weil auch das Besondre seiner Aufgabe am sichersten in dem Allgemeinen und Absoluten ruht. Das Unbedingte ist immer die beste Bedingung für den Bestand des Bedingten, und das Geistige die beste Grundlage für den Bestand der Macht; dieser Zusammenhang vermittelt sich durch das Gewissen den Menschen, die sich in jenem gründen, um in diesem desto sicherere Tritte zu tun und desto besser anzufassen. — So lebt der Staat tatsächlich von der Nation im höhern Sinn des Wortes, oder wie R. Saitschick sagt, von dem, was mehr ist als der Staat. Wir würden sagen, vom Glauben. Und damit ist auch gegeben, daß er für etwas lebt, das mehr ist als er. Er gewinnt, wenigstens für die Gläubigen und andre Idealisten, seinen Sinn, wenn er für etwas anderes da ist, das es erträgt, Selbstwert zu sein. So erst bekommt der Staat für alle von dieser Art seine Legitimation, die angesichts seiner früheren Haltung ihnen zweifelhaft geworden ist. So allein haben wir ihn unsern Gemeindegenossen darzustellen, als einen, der der höchsten idealen Kräfte bedarf, der dann aber würdig ist, neben die Kirche als ein Werkzeug Gottes zu treten. Zugleich werden wir sie freilich vor dem Wahn bewahren müssen, mit Hegel den Staat als die Verwirklichung der Vernunft, ob nun in einem altkonservativen oder im kommunistischen Sinn zu sehen. „Hier auf Erden, von und unter uns Menschenkindern, kann die höchste Vernunftidee überhaupt niemals verwirklicht werden, sondern das ist eine durch und durch transzendent metaphysische Angelegenheit, die sich nur im Jenseits vollziehen kann" (Julius Hart).

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so pessimistisch, denkt G. Radbruch über den an Kulturwerten und an einer einheitlichen Werkkultur orientierten Staat. Er stellt dieses Ideal zwei andern Auffassungen entgegen. Der ältere transpersonalistisch gerichtete Staat, der sich von Gott oder von der Aufgabe die Gattung zu erhalten ableitet, setzt sich Machtzwecke und pflegt die Autorität, um die Einzelnen und die natürlichen Gemeinschaften seinem Ganzen einzugliedern.

Er bezieht auch, historisch gerichtet, wie er ist, die vergangenen Geschlechter in seine Zielsetzung ein und betont die Nationalität, wie er auch die Einzelnen in ihrer konkreten Gegebenheit nimmt. Der personalistische dagegen stellt Recht und Staat in den Dienst des abstrakt gefaßten Individuums, ohne immer eudämonistisch verfahren zu müssen. Liegt jenem Staatsbegriff das Bild des Organismus zu Grunde, so diesem das von dem Vertrag, der aber bloß als ein „Als ob", als eine Idee, nicht als eine Tatsache in Betracht gezogen wird. Formen von ihm sind sowohl der Polizeistaat, der die sittliche Persönlichkeit, der Liberalismus, der das vom Staat befreite Individuum, und die Demokratie, die die Teilnahme des Einzelnen am Staatsleben zum Leitgedanken macht; zumeist wird auf das Zwischenglied zwischen Einzelwesen und Menschheit, die Nation, kein Wert gelegt. Über diesen beiden Formen nun führt jene dritte hinaus. Sie stellt einen Transpersonalismus dar, der sich an Kulturwerte hält. Bisher nur von der religiös gerichteten Zentrumspartei vertreten, bedarf dieses Ideal, um verwirklicht zu werden, vor allem einer neuen religiösen Grundlage und einer einheitlichen Werkkultur, Voraussetzungen, die nur noch in schwachen Anfängen wahrzunehmen sind. Nur fehlt hier die nationale Seite der Kultur.

7. Wir wollen nun diese allgemeinen und grundsätzlichen Gedanken auf die beiden Geschichtsläufe beziehen, die uns besonders angehn. Beidemal, sowohl bei unserm israelitischen Modell wie auch bei dem Gegenstand unsrer eignen Liebe und Arbeit, kann es sich natürlich bloß um große Grundzüge handeln, wenn wir die Frage beantworten wollen, die uns beschäftigt. Diese lautet aber so: wie steht es dort wie hier mit dem National- und Staatsgefühl, besonders im Verhältnis zu jenen höhern Kulturwerten?

Ohne Zweifel durchzieht die ganze israelitische Geschichte ein sehr starkes Nationalgefühl, das sich an seinen Höhepunkten zu einem ebensolchen Staatsgefühl steigert. Mit David stehen wir an diesem Höhepunkt. Er leuchtet über die ganze Geschichte seines Volkes als der Inbegriff seiner Größe und seines Glanzes, zugleich Grund und Bild seiner nationalen Hoffnung. Mit seiner Herrschaft beginnt auch der Aufstieg der völkischen Kultur, sowohl der im niedern wie auch der im höhern Sinn. Hofstaat, Bauten, Verwaltung, daneben aber auch Sammlung alter Rechtsquellen und Volkssagen, volkstümliche und vielleicht auch schon künstlerische Dichtung erheben sich in der Sonne nationaler Größe. Es ist dies das Bild, das wir so häufig finden und das uns die eine Seite jenes Verhältnisses typisch beleuchtet: nationale Größe schafft und begünstigt nationale Kultur. Als das Königtum und mit ihm das staatliche Leben niederzugehen beginnt, steigt der Prophetismus auf, wie in Griechenland mit dem Sinken der politischen Macht die geistige Kultur ihrem Höhepunkt zustrebt. Amos, Jesaia, Jeremia bringen die göttliche Idee ihres Volkes, eben jene religiös-sittlich-soziale Grundgesinnung, zu ihrer herrlichsten Erscheinung. Unter der abblühenden nationalen Größe reift die ewige Frucht. Dieser selbe Geist des Prophetismus, der sich gegen den reinen Machtstaat und das ihm entsprechende Staatsgefühl richtet, greift auch schon über die nationalistische Beschränktheit zumal in Amos und Jesaia hinaus, um sich auf Grund der Universalität des Gottesglaubens zu der Achtung vor den andern Völkern und

sogar zu der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter des Völkerfriedens zu erheben. Damit ist bloß das altpolytheistische Nationalgefühl gefallen, um einem höhern Platz zu machen, das sich auf das engste mit den höchsten Kulturwerten der Nation verbunden hat. Diese starken ethischen Kräfte werden angesichts der äußern Gefahr im Deuteronomium dem staatlichen Leben zugeführt, natürlich in der üblichen Gestalt eines Kompromisses. Aber es hilft nichts mehr; der Staat geht unter, das Volk kommt unter fremde Gewalt. Aber gerade unter ihr flammt das Gefühl für Heimat, Nation und Staat aufs neue auf. Der zweite Jesaia, so hoch sich auch seine idealen Gedanken erheben, empfindet durchaus national. Die Entwicklung des Volkes nach der Rückkehr zeigt auch in seinen politischen und geistigen Führern ein überaus kräftiges Wachsen des Nationalsinnes, um nicht zu sagen des Nationalismus, der sich in Abschließung und auch in Verachtung allem Nichtjüdischen gegenüber kundgibt. Unter den Leiden und Verfolgungen der späteren Jahrhunderte hat sich dieses Gefühl auch ohne den Halt eines staatlichen Lebens lebendig gehalten und das auf sich selbst immer mehr zurückgewiesene Volk in seinen nationalen Tugenden und Lastern bestärkt. Als dieser Druck weggefallen war, hat es sich nach verschiedenen Seiten hin entwickelt. Die einen gingen in ihren Wirtsvölkern völlig auf, die andern blieben, was sie waren, und wirkten beherrschend und zwar nicht immer im guten Geist auf jene ein, andre erweckten in sich den alten nationalen Staatssinn im Zionismus, die letzten wiederum verzichteten auf eine eigne Nationalität zu gunsten der deutschen, um sich ganz auf die Pflege des Stammesbewußtseins, vor allem aber ihrer israelitischen Religion und Geisteskultur zu beschränken.

Die bange Frage für uns Deutsche lautet gegenwärtig, ob dieses auch unser Los sein werde. Das hängt zum guten Teil davon ab, wie sich unser Staatsgefühl entwickeln wird. Von jeher ist das eine Klage, daß es damit bei uns nicht zum Besten steht. Die Schuld daran trägt unsre unglückselige Geschichte, oder, wenn sich in ihr die Natur eines Volkes mehr noch offenbart als bildet, eine unglückselige Anlage, die einer der Schatten neben unsern Lichtseiten ist. Geschichtlich angesehen haben es die Hohenstaufen verschuldet, daß wir um unser Staatsgefühl gekommen sind. Denn unter ihrem weit über die deutschen Grenzen hinausschweifenden Imperialismus, dem der erste große Zusammenbruch folgte, begann der Partikularismus der Stämme, der uns nicht zu einem einheitlichen Staat und Staatsbewußtsein kommen läßt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, der den Tiefpunkt dieses Gefühls darstellt, begann — und das muß gegenwärtig kräftig hervorgehoben werden — der Große Kurfürst wieder den brandenburgisch-preußischen Staatsgedanken auf den Leuchter zu stellen, von dem sich der Reichsgedanke genährt hat. An der Gestalt des großen Friedrich entzündete sich nationale Kultur, um freilich dann zur Zeit der Aufklärung und unsres Idealismus einer weltbürgerlichen Richtung zu weichen. Gerade der letztere hat aber die Kultur geschaffen, die unsrer Nation einmal starke geistige Kräfte zuführte und ihr auch den Platz unter den Weltvölkern verbürgt, die für die Geschichte des Geschlechtes und für eine übersinnliche Ordnung der Dinge von Bedeutung ist. Der Anfang des vorigen Jahrhunderts mit seiner Not bedeutet den Versuch, der ungefähr dem des

Deuteronomiums entspricht, diese geistigen Kräfte zur Rettung des Staates zu verwenden. Damals war vielleicht das Gleichgewicht zwischen beiden Kräften, der kulturellen und der nationalen, der Vollkommenheit am nächsten. Bald aber machten sich die Nachwirkungen der französischen Revolution bemerkbar, die in jeder Beziehung das öffentliche Leben des Jahrhunderts bestimmt hat. Sie hatte dem nationalen Gedanken zwiefach eine besondre Richtung gegeben. Einmal hat sie ihn auf das staatliche Leben als auf sein unausweichliches Ziel hingelenkt, indem sie jeder Nation das Recht auf einen eignen Staat zusprach; dann aber hatte sie ihn politisiert und militarisiert. „Der nationale Militärstaat entsteht, der alle wirtschaftlichen und geistigen Kräfte des Volkes zu Verteidigung und Angriff zusammenballt. Die nationale Idee wird militarisiert" (Goldstein). Es fehlt nicht an Zeugnissen aus den Kreisen der Kulturträger, wie sehr diese in Bismarck und im Krieg von 1870 gipfelnde Entwicklung sie in ihrem besten Empfinden geschmerzt hat. So groß auch seine Verdienste um die geistigen Güter sein mochten, dieser Kulturliberalismus hat sich nicht stark genug erwiesen, um das Reich zu bauen, das der deutschen Idee den Halt geben konnte. War das allein dem Machtstaat möglich, der darum auch alle geistig-seelischen Werte für sich beanspruchen zu müssen glaubte, so wurde die Kluft zwischen ihm und der Kulturwelt dadurch nur vergrößert. Diese fühlte sich jenem als einer nationalistischen Verirrung gegenüber überlegen. Zumal der Verzicht auf die Absolutheit des Sittlichen zu Gunsten des Vaterlands ist ihm zuwider. Nahmen an dieser Stimmung vor allem die fortschrittlich und revolutionär gerichteten Arbeiter teil, die zugleich innerer Logik gemäß dem Internationalismus huldigten, so bahnte sich in der bürgerlichen und auch in der akademischen Schicht des Volkes, angesichts der Erfolge und auch der wachsenden Kulturinteressen des Staates, ein Umschwung an, der mit dem Weltkrieg auf seinen Höhepunkt gelangte. Die Stimmung dieser Kreise wurde national, sogar nationalistisch, wie sie es schon immer in dem weitesten Umfang in der evangelischen Kirche gewesen war.

Die Extreme haben immer recht. Schwer ist es, gegen sie zu Gunsten einer Stellung vorzugehn, die das Richtige beider Seiten vereinigt. Und das scheint sich doch immer mehr in einer Synthese anzubahnen, die man als höheres Nationalgefühl bezeichnen kann. Dessen Merkmale sind, daß es ganz fest im eignen Volk, im eignen Nationalstaat ruht, aber darauf verzichtet, sich durch Verachtung und Haß gegen die andern Völker über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Ihm entspringt der Wunsch, die sittlichen Mächte, also Gerechtigkeit und Zusammenwirken, immer mehr im Leben der Völker zur Geltung zu bringen, und dem alten Ideal kriegerischer Eroberungen den Abschied zu geben. Wenn nicht alles trügt, kommt wie so oft diesmal der an sich so geringen Macht der Idee die größere der bittern Notwendigkeit zu Hilfe. Jedenfalls ist es die Aufgabe einer christlichen Kirche, nach beiden Seiten hin der Wahrheit zur Ehre zu verhelfen. Dem Internationalismus und überfliegenden Idealismus gegenüber gilt es fest und zuversichtlich das Recht des Staates, und zwar auch des Machtstaates, zu verfechten, weil er der einzige Träger der, wie wir glauben, von Gott gewollten Nationalität im niedern und im höhern Sinne ist. Für diese letztere aber gilt es bei denen einzutreten, die nicht ein-

sehen wollen, daß eine neue Zeit im Anzug ist, die unter allen Umständen das Gewicht der Moral im politischen Leben verstärken will und dem nationalistischen Grundsatz, der uns zum Krieg geführt hat, den Abschied gibt. Wir müssen auf der Linie bleiben, die von den Propheten eingeschlagen worden ist. Und wenn es auch von heute auf morgen nicht möglich ist, vielleicht es niemals sein wird, anders als mit einem tragischen Gefühl dieser Aufgabe zu gedenken, das Ideal bleibt doch das Ideal, und eine Kirche hat nichts wichtigeres in den öffentlichen Angelegenheiten zu tun, als die Ideale hochzuhalten. Für Abzüge und Kompromisse mag die Wirklichkeit dann schon selber sorgen.

8. Suchen wir zum Abschluß einen zusammenfassenden Ausdruck für unsre Aufgabe, so würden wir sagen, es kommt darauf an, bei unsern kleinen und großen Gemeindegenossen die rechte Liebe zum Vaterland zu pflegen. Wir haben keine Möglichkeit, weit über diese unsre Kreise hinauszuwirken, es sei denn in Vorträgen und in Aufsätzen. Unsre Aufgabe ist, uns zunächst auf unsre Gemeinde einzustellen. In dieser gibt es mehr Geister von jener oben gekennzeichneten zweiten Art als von der ersten, wenngleich diese auch nicht ganz fehlen. Die rechte Liebe zum Vaterland umfaßt die zu den zwei Seiten an diesem herrlichen Wort, die neben dem Lande dem Volk und der Heimat die geistigen Kräfte bedeuten, die zu dieser natürlichen Grundlage hinzutreten; und das ist die Nation und der Staat. Fällt die Pflege von Land und Volk und Heimat andern Stellen anheim, so reicht die von Nation und Staat darum in unsern kirchlichen Kreis hinein, weil bei diesen Größen die religiöse Betrachtung beginnt; denn sie hängen in der oben bezeichneten Weise mit den höchsten Gütern zusammen, die immer in dem Gemüt der Frommen den Gedanken an Gott erwecken. Die Nation als die natürlich und geschichtlich gewordene Idee, die Gott von einem Volke hat, der Staat als der berufene Diener desselben Gottes zur sittlich sozialen Erziehung des Volkes — das sind Gedanken, die uns immer wieder einmal zu ihrer Behandlung aufrufen müssen. Dabei werden wir, anders als es oft im Krieg geschah, den Ton ganz positiv nehmen müssen, was die Nation betrifft. Wir sind nur eine Nation unter den vielen, berufen wie andere zum Aufbau der Menschheit und zur Darstellung der idealen Gotteswelt in einer besondern Gestalt. Wir sind nicht schlechter, aber auch nicht besser als die andern Nationen. Darum gilt es, das Nationalgefühl auf dem Weg des Ja und nicht des Nein, des Für und nicht des Wider pflegen zu helfen, am besten, indem wir die großen religiösen Güter der deutschen Vergangenheit vor unsern Gemeinden ausbreiten. So wird auch diese Aufgabe jenen Idealisten genehm, die sich daran gestoßen haben, daß die Kirche, wie es heißt, den Haß predigte, also Ehre und Macht der eigenen Nation über die von andern zu erheben suchte, was das Kennzeichen der nationalistischen Gesinnung ist.

Dazu tritt der Sinn für den Staat. Dieser ist, wie jeder weiß, viel schwerer zu pflegen als der für die Heimat und die Nation; denn er spricht nicht so das Gemüt an, wie diese, sondern mehr den verständigen Willen. Eben darum ist es um so nötiger, ihn dem Gewissen zu empfehlen. Das ist gerade heute nicht leicht, eben darum um so mehr Pflicht. Wir können uns dies am besten dadurch klar machen, daß wir unsre Lage mit der des Volkes Israel im A. T. vergleichen. In seiner Sprache finden wir weder einen Ausdruck für Staat

noch einen für Vaterland. Denn für die Despotie bestanden diese beiden Größen nicht; der Staat hieß einfach König, und in ihm war die Gewalt zusammengefaßt, die wir mit jenem Namen bezeichnen. Damit aber, daß einer diesem gehorchte, war er im Staat. Und es fiel dem Israeliten, wie überhaupt dem antiken Menschen viel leichter, sich im Staate zurechtzufinden, weil er mehr als wir ein soziales Wesen war. Hier geht uns unsre Aufgabe auf. Wir haben einmal keinen Träger des staatlichen Wesens mehr, zu dem man mit Liebe und Begeisterung aufblicken könnte, um damit sein Gefühl für den Staat mit Gefühlen inniger Art zu bekleiden. Dieser steht nun vor uns als das, was aus unserm eignen Wesen aufgestiegen ist. Das stellt klar und eindrucksvoll Litt dar: „Auch hier erhebt sich zu riesenhafter Größe ein objektives Gebilde über dem Einzelnen, das mit lastender Wucht wie eine äußere Gewalt auf ihm liegt und nun doch aus ihm selbst einen Teil der Kraft gewinnt, durch die es ihn niederzwingt. — Es ist der von ihm selbst als Subjekt ausgehende Druck, der sich durch diese Wahl fortpflanzt bis zu der Stelle, wo er ihn selbst als Objekt verspürt." Mit einem Wort: wir machen unsern Staat selbst durch die Wahl. Er stammt von uns, aber er ist mehr denn wir: ein Wesen mit einem eignen Willen, der uns mit Macht überlegen ist. Aber wir sind darum auch für ihn verantwortlich. Hier setzt unsre Pflicht unsern Gemeindeangehörigen gegenüber ein, nicht etwa ihnen bestimmte Vorschriften zu machen, wen sie wählen sollen, aber ihr Gewissen vor der Wahl zur Entscheidung für den Besten aufzurufen. Es ist natürlich nicht leicht, ein solches Gebilde, das wir selber geschnitzt oder gegossen haben, mit göttlichen Ehren zu umkleiden, wie das mit dem alten Staat und seiner Spitze, dem Monarch von Gottes Gnaden, der Fall gewesen war. Aber die Aufgabe bleibt; denn Staat ist Staat, und er braucht Autorität, und diese gewinnt er für Christen nur aus Gott; es ist sicher für den Durchschnitt von ihnen schwer, dem vom Volk selbst geschaffenen Gebilde seine Ehre zu geben, wenn es nicht mehr heißt: Fürchtet Gott, ehret den König.

Zu all diesen Schwierigkeiten kommt noch eine letzte dazu. Was für ein ganz andres Wesen ist heute auch dem Umfang seiner Tätigkeit nach der Staat! Damals Schutz- und Rechtsstaat, heute Kulturstaat, dem nichts Menschliches fremd ist! Unabhängig von der sittlichen und religiösen Würdigung des Staates an sich ist die Frage, ob es nicht an der Zeit ist, ihn in seiner Allmacht zu Gunsten der Persönlichkeit und der Selbständigkeit der Kultur auf seine eigentlichen Aufgaben zu beschränken, wie sie in jenen beiden Pflichten des Schutzes enthalten sind. Es scheint, als sei die Zeit gekommen, um wenigstens einen Schritt in dieser Richtung zu tun; sicher gilt es, dem Zwangsstaat der Kriegszeit und des strengen Sozialismus gegenüber das Recht der Einzelpersönlichkeit als ein Gut der Kultur zu wahren.

Es wird nicht leicht sein, diese und andre Fragen im Zusammenhang mit der so ganz andersartigen Geschichte des israelitischen Staates zu behandeln. Aber vielleicht wirft gerade der Gegensatz das hellste Licht auf diese Schwierigkeiten und Aufgaben.

Politik und Diplomatie.

2, 1 – 5.

1. Wir erinnern uns des Zusammenhangs, in den wir oben die Königszeit Israels eingestellt haben: für den Beitrag, den Israel der Kultur der Welt schuldete, war der nationale Staat eine unentbehrliche Voraussetzung. Denn alle Kultur ist national bedingt, wie auch wieder die stärkste Förderung der Nation aus der Kultur entspringt, die ihrer von Gott gesetzten Idee entspricht. Auf dem Weg zu diesem Nationalstaat spielt David die Hauptrolle. Was er geleistet hat, ersieht man am deutlichsten, wenn man ihn abhebt von der Zeit, die ihm vorangegangen ist. Zeigt im Gegensatz zu dem Bild der Einheitlichkeit des Volkstums, wie es die spätere priesterliche Geschichtsschreibung idealisierend malt, die Zeit Josuas und der Richter eine Anzahl von verwandten Stämmen ohne politischen Zusammenhang, so ist es auch Saul nicht gelungen, trotz guten Willens die Einheit herzustellen. David aber gelang es. Was Mose begonnen, vollendete er. Wir wissen es aus unsrer Geschichte und aus unsrer gegenwärtigen Gefahr zu schätzen, was ein einheitlicher nationaler Staat bedeutet. David hat ihn Israel geschenkt. Und sein Volk ist ihm den Dank nicht schuldig geblieben: es hat ihn zu einem Idealbild nationaler Größe erhöht. Wie er als solches später dem in den Weg getreten ist, der Israel zu seiner eigentlichen weltgeschichtlichen Bedeutung erhoben hat, soll uns in einer Schlußbetrachtung noch beschäftigen. Wird diese versuchen, die Linie aufzuzeigen, die wie wir glauben nach dem Willen Gottes den Ertrag der Geschichte seines auserwählten Volkes der Menschheit zuführt, so haben wir es jetzt bloß mit dem Beitrag zu tun, den David bewußt und absichtlich zu jenem Ergebnis geleistet hat.

Und das ist seine Politik, seine nationale Politik und die in ihrem Dienst stehende Diplomatie. Die ersten Kapitel in der unvergleichlichen Lebensbeschreibung, die uns aus dem Geist eines wohlwollend vornehmen Hofgeschichtsschreibers heraus sein Bild darstellt, bilden für den uns gesetzten Plan eine ausgezeichnete Hilfe. Enthalten sie doch eine Anschauungstafel von politischem Tun, die sich dazu eignet, in dem Religionsunterricht vor höheren Klassen das ihnen ebenso interessante wie nötige Kapitel von politischer Moral und moralischer Politik an greifbar deutlichen Beispielen zu erläutern. Es ist Realpolitik im echten Bismarckschen Sinn, was sich uns da auftut. Und dessen Merkmal ist weniger, wie es später mißverstanden wurde, die Gewalt, als vielmehr die kluge Berechnung der wirklichen Umstände, die weiter führt als die schönste Schwelgerei in herrlichen Unmöglichkeiten. Es ist wertvoll, wie ein Zug der Politik Davids nach dem andern vor unser Auge tritt. Nicht oft haben wir Gelegenheit, so die Beweggründe offen vor uns liegen zu sehen wie hier. Dabei ist es für unsern lehrhaften Zweck ganz gleichgültig, ob sich der geschichtliche David wirklich so in jedem Fall verhalten oder ob der Geschichtsschreiber ihn bloß so gezeichnet hat, um sein Ideal von David zum Ausdruck zu bringen. Sicher würde er das letztere nicht haben tun können, ohne daß ihm jene Gestalt reichlich dazu Anlaß gegeben hätte.

2. David beginnt als König von Juda in Hebron. Das ist die erste Stufe seiner Königsherrschaft. Seine Politik ist darauf gerichtet, auch Israel unter seine Macht zu bringen und damit den nationalen Staat zu begründen. Wir achten darauf, wie er Zug um Zug diesem Ziele näher zu kommen versucht. Zuerst vollführt er einen Akt der Courtoisie, indem er den Einwohnern von Jabes in Gilead seine Erhebung zum König von Juda notifiziert und ihnen seinen königlichen Dank für die Bestattung Sauls abstattet. Wir nennen das moralische Eroberungen machen wollen. Das ist David auch gelungen. Klugheit und Vornehmheit gehen in seinem Verhalten wie so oft zusammen. Das Bild des königlichen Charakters, das schon im Streit mit Saul herausgeschaut hat, wird immer klarer. Vielleicht ist die größte Vornehmheit die klügste Politik. Zugleich fällt auch der Sinn für die Bedeutung des Augenblicks in die Augen, der den Politiker macht. Ein Ereignis, eine Lage, wie sie im wechselnden Spiel des staatlichen Lebens eintreffen, sofort in ihrem Wert zu erfassen und ihnen eine Beziehung zu dem Ziel der Politik zu geben, das ist eine Kunst, die nicht jeder versteht, die aber erst den Politiker macht. Zugleich aber können wir nus davon überzeugen, daß, wovon wir auch zur Genüge Beweise haben, die Courtoisie nicht alles machen kann. Denn trotz des guten Eindrucks jenes diplomatischen Aktes stellt Israel in der Person des Esbaal einen Gegenkönig auf und der Bürgerkrieg bricht aus. Es entscheiden doch schließlich nur die materiellen und ideellen Interessen in der Politik, und jene Klugheit spielt nur in Verbindung mit Macht und Können eine Rolle.

Sehr lehrreich ist auch der Verlauf des Verhältnisses zwischen David und Abner. Abner, zuerst die treibende Kraft auf der Seite der Gegner, der sich des königlichen Schwächlings bemächtigt, geht nachher zu David über. Wir wissen nicht, wie wir sein Verhalten bezeichnen sollen; der Legitimist sagt Verrat, der sog. Realist sagt: sich auf den Boden der Tatsachen stellen. Wir können es sicher Abner nicht verdenken, wenn er für sich und für sein Volk von jenem Schwächling zu David übergegangen ist. Wie es sich auch mit dem Anlaß zu seinem Bruch mit dem König verhalten habe, er tut recht daran, es mit dem aufgehenden Stern zu halten. Freilich wissen wir es auch sonst aus der Geschichte, wie persönliche Reibereien den Ausschlag zu notwendigen Entscheidungen gegeben haben. Oft ist es die Frau. Anders bedient sich David dieser oft so verhängnisvollen politischen Schachfigur. Er fordert sich Sauls Tochter zum Weib, entweder aus politischem Entschluß, um vor dem Volk als Sauls Erbe auftreten zu können, oder er fordert sie zurück, wenn er sie vorher schon besessen hat. Mit Recht macht Baentsch darauf aufmerksam, daß daraus die geringe Würdigung der Frau im Altertum hervorgeht, wenn berichtet wird, wie sie von ihrem Mann losgerissen wird, der ihr, als Beweis höherer persönlicherer Gesinnung weinend das Geleit gegeben haben soll. Freilich müssen wir daran denken, daß mit den Prinzessinnen nicht anders verfahren worden ist.

Die Ermordung Abners durch Joab aus Blutrache zerreißt die Fäden, die der König angesponnen hat, um seinen großen politischen Zweck zu erreichen. Hier ist einmal die zeitgenössische Privatmoral tief unter der politischen zurückgeblieben. Der gewalttätige General betreibt seine Rache und zerstört dadurch das Werk der weiter schauenden Politik. Wieder ist es der Aufmerksamkeit

und des Studiums wert, wie schnell David die üble Lage zum Besten zu wenden weiß. Mit seiner Beteiligung an der Bestattung des ermordeten Gegners macht er sich wieder zum Herrn der Situation und zeigt, wie er es versteht, mit den Stimmungskräften im Volke zu rechnen, eine Kunst, die bekanntlich den großen Politiker macht. Nicht anders weiß er eine andere Gefahr zu beseitigen, die ihm wieder unüberlegter Eifer um seine Sache bereitet. Die Mörder Esbaals bekommen von ihm denselben Lohn wie nach dem Bericht der Amalekiter, der den Saul ermordet haben soll. So weiß er, wie Baentsch bemerkt, gerade aus den Ereignissen den größten Nutzen zu ziehen, die ihm am gefährlichsten hätten werden können. Zu jener Klugheit wird dem König noch das Glück beschert, das ihn schon immer geleitet hatte. Nun war kein in Betracht kommender Saulide mehr da; den Sohn Jonathans, einen Krüppel, nimmt er mehr aus Vorsicht denn aus Großmut an seinen Hof; und nun steht seiner Krönung zum König von Gesamtisrael nichts mehr im Weg. Die Ältesten von Israel tragen ihm das Königtum an, wie einst auch Saul die Krone aus den Händen der Erwählten des Volkes erhalten hatte; und David ist am Ziel seiner Wünsche. Die Tragödie Asahel-Abner-Joab ist wieder ein Beispiel für das Thema: Gewalt wider Gewalt. Das Wort Abners an Joab 2,26: Soll denn das Schwert ewig fressen? Weißt du nicht, daß der Nachgeschmack bitter ist? — bedeutet eine wundervolle Losung für den Kampf gegen den Krieg und für eine andre Lösung der Schwierigkeiten zwischen den Völkern. Freilich derselbe Joab, der auf dies Wort hin so vernünftig ist, den Kampf abzubrechen, folgt später der Macht der verhängnisvollen Sitte der Blutrache und bringt dadurch seinem König große Verlegenheit.

3. So ist David zur Macht gelangt. Es ist kein so gerader Weg gewesen wie bei Saul. Hat man sie diesem auf Grund seiner militärischen Verdienste angetragen, so steht David unter dem Einfluß seines Dämons, der ihn auf die Bahn zur Königsmacht treibt. Er geht den Weg des Aufruhrs, ja des Landesverrats, und nur sein Glück will es, wenn die Berichte die Wahrheit sagen, daß es ihm selbst erspart bleibt, seine Feinde wegzuräumen, da das gefällige Freunde und Anhänger für ihn vollziehen. So geht er zur Macht den Weg des Bösen, oder vielmehr er bedient sich seiner, weil es ihn mit dämonischer Gewalt seinem Ziel zutreibt. Wenn er auch nicht bewußt und planmäßig von Bösem zum Bösen schreitet, so muß er sich doch in seiner Lage dessen bedienen, um zu seinem Ziele zu gelangen, obwohl er sich seinem Charakter gemäß dagegen aufgelehnt haben mag. Das ist das Tragische im Helden, daß er wider Willen mit dem Bösen im Bunde sein muß, wenn er die Macht erlangen oder behalten will. Nimmt man noch dazu, daß dieselbe Macht immer wieder dazu verführt, Böses zu tun, so versteht man es, wie Tolstoi zu dem Satze kommen konnte: Die Macht ist böse. Es widerspräche allen unsern Grundsätzen, wollten wir dem zustimmen. Die Macht an sich gehört zu den sittlich gleichgültigen Dingen wie Kapital, Eigentum und Geschlechtlichkeit. Es liegt nicht an ihnen, daß sie so oft zum Bösen mißbraucht werden, sondern an dem Menschen, der sich ihrer bedient. Sein Wille ist es allein, der je nachdem eine sittlich gleichgültige Sache gut oder böse macht. Zur Macht gelangt, hat David sich ihrer im Ganzen bedient, wie es den sittlichen Anforderungen mindestens

seiner Zeit entsprach. Denn er hat alles getan, um das sittliche Gut des Volksstaates mit ihr zu gründen und zu festigen. Damit fällt auch ein milderes Licht auf den Weg, der ihn zu ihr geführt hat. Wenn auch nicht immer, so heiligt doch oft nicht bloß der Zweck, sondern auch der Erfolg die Mittel. Wenigstens haben wir das Recht, in einem solchen Fall von tragischer Notwendigkeit zu sprechen, wie sie nun einmal in dieser Welt der Beschränktheit und der Sünde oft genug vorliegt.

Am wenigsten wird ihm auch der strenge Legitimist einen Vorwurf daraus machen, daß er den sog. rechtmäßigen König Esbaal beseitigt oder seine Beseitigung zugelassen hat. Er ist, wenn der humorvolle Bericht über die Mittagsschlafstunde im königlichen Palast nur irgend zutrifft, kein Mann, sondern ein Schwächling gewesen, von dem für die Nation gar nichts zu erwarten war. Es ist dieselbe Lage wie die Pippins dem letzten Merowinger gegenüber. Mit Recht sagt Carlyle, daß das Königtum auf einem ganz unveräußerlichen Rechte, auf dem der Führerschaft beruhe, daß es nur einen Fall gebe, da es Recht sei, wider den König aufzustehn, wenn nämlich ein Schattenkönig einem bessern weichen müsse. Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, wie dieses Problem auch der deutschen Revolution von 1918 zu Grunde liegt. Es lautet so, ob das formelle Recht noch einen Herrscher und sein Haus schützen kann, wenn die persönliche Macht nicht mehr das innere Recht zum Behalten der äußern gibt. Auch hier tut sich wieder eine jener tragischen Notwendigkeiten auf, an denen alles geschichtliche Leben so reich ist. Über dem formellen Recht steht unbedingt das der innern Wahrheit der Dinge. Ist diese dadurch verletzt, daß die persönlichen Kräfte nicht mehr ausreichen, um eine äußere Stellung auszufüllen, dann müssen vor der grausamen Weltgeschichte, die aber nur ungerecht gegen den Einzelnen, im Grunde aber überaus gerecht ist, auch die ältesten geheiligten Rechte fallen, um neuen Gestaltungen Platz zu machen. Geraten diese dann nicht ohne weiteres besser als die früheren, so ist damit doch nicht Unrecht Recht und Recht Unrecht geworden. Die Geschichte geht mitunter in Brüchen und Sprüngen weiter, die die ruhige gesetzmäßige Entwicklung zerreißen, aber dem rückschauenden Blick ist sie vielleicht niemals gerechter, als wenn sie ungerecht zu sein scheint. Es bedarf dann immer für die Treue und den Hang zum Alten einer langen Zeit, bis sich die neue Ordnung durch Erfolge als gottgewollt ausgewiesen hat.

Freiheit und Einheit.

5,6–25.

1. Die Kultur im höchsten Sinn oder die Herrschaft Gottes ist der höchste Wert. Aber diesen gibt es nicht ohne die Nation. Die Nation ist ein hoher Wert; aber sie gibt es nicht ohne den Staat. Der Staat ist ein hoher Wert; aber er ist nichts wert, wenn er nicht selbstherrlich und souverän und wenn er nicht einig ist. Das ist Davids Verdienst um sein Volk, daß er seinen Staat frei und einig gemacht hat. Damit hat er ihn seiner wahren Bestimmung zugeführt. Ohne diese Tat gäbe es darum keine israelitische Kultur in ihrer Eigenart, die wir als religiös-sittlichen sozialen Geist erkannt haben, und ohne

diesen Beitrag sähe die ganze Weltgeschichte voraussichtlich ganz anders aus. Er begann damit, sein Vaterland von den Philistern frei zu machen, unter deren Oberherrschaft es gestanden hatte, seit König Saul Sieg und Leben verloren hatte. Es gelang ihm, sie so gründlich zu schlagen, daß sie in Zukunft ganz ausgeschaltet waren. Wir brauchen uns keine Gedanken über die Berechtigung dieses Befreiungskrieges zu machen. Wenn Nation und Staat frei und selbstherrlich sein müssen, dann haben sie Recht und Pflicht, sich die Freiheit zu erringen, wenn sie ihnen durch einen äußern Feind geraubt ist. Gewiß haben sich David und seine Ratgeber darüber keine Gedanken gemacht, sondern ganz naiv und zuversichtlich einfach den Kampf eröffnet. Wir modernen Deutsche haben es nicht so leicht wie sie und wie andre mitteleuropäischen Völker, die viel fester von dem Recht ihrer Nation und ihres Staatswesens überzeugt sind. Wir müssen uns diese Überzeugung erst durch Reflexionen erringen. Deren Ziel aber soll in unsrer gegenwärtigen Lage kein anderes sein als dieses: nur im äußersten Notfall, wenn alles verloren ist, bleibt uns das Geschick Griechenlands und Israels, die Muschel des staatlichen Lebens zerbrechen zu lassen und die Perle der Kultur der Welt zu überliefern. Wir wollen Nation bleiben, wir wollen Staat bleiben und alles tun, um uns unsre Freiheit und Selbstherrlichkeit wieder zu erringen und zu behalten! Eine andre Frage ist es, ob dies durch einen Krieg allein geschehen kann oder ob wir in unsrer jämmerlichen Lage darauf angewiesen sind, das Gewissen der Welt anzurufen, um sie zur Beseitigung des uns angetanen Unrechts zu veranlassen. Das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit. Wer sie im zweiten Sinn beantwortet, braucht nicht weniger von der Notwendigkeit der Befreiung und staatlichen Selbstherrlichkeit überzeugt zu sein, als wer sich in Racheträumen ergeht.

Als die Freiheit errungen war, ging David auf dem Weg der Einigung mit Erfolg weiter. Er eroberte Jerusalem und schenkte damit dem neuen Staatswesen die Hauptstadt und den nationalen Mittelpunkt. Auch an der Wahl dieser Stätte kann man seinen politischen Scharfblick erkennen. Er wählte sie so, daß sie nicht im alten Südreich und nicht im Nordreich lag, sondern auf neu erobertem Gebiet, das sich zu den beiden andern Teilen des Landes neutral verhielt und darum beiden gleicherweise willkommen sein konnte, ohne ihrem Stammesstolz wehe zu tun. Das war also so, als wenn sich das neue Deutsche Reich 1871 Straßburg zur Hauptstadt gewählt hätte, um die Empfindlichkeit der Norddeutschen und der Süddeutschen gleicherweise zu schonen, die durch die Wahl von München oder Berlin hätte verletzt werden können. Daß die Stadt durch ihre Lage zugleich strategisch von großem Werte war, hat den militärischen Scharfblick des Königs ebenso bestätigt wie ihre Bedeutung für das nationale Leben den politischen. Nun kam es noch darauf an, dem ganz und gar unbekannten und durch keinerlei Überlieferung geheiligten Felsennest einen Glanz zu geben, der ihm im Herzen der Untertanen für immer einen Platz sicherte. Es beweist den klugen Sinn des ebenso tief wie weit schauenden Politikers, daß David durch eine geradezu weltgeschichtlich bedeutende Maßnahme die Macht der unwägbaren Gemütswerte in den Dienst seiner Dynastie und seines Volkes gestellt hat, deren Einfluß weit darüber hinaus in die Zukunft seines Volkes sowie in die der aus ihm hervorgegangenen Christen-

heit hineinreicht. Das hat er getan, als er die heilige Lade von Juda nach dem Berg Zion brachte.

Die Bemerkung in V. 11 über den Anfang der Handelsbeziehungen zwischen Palästina und Phönizien, die hier noch als solche zwischen den Königen erscheinen, mögen uns den Anlaß geben mit der Erörterung der Frage zu beginnen, wie von unserm national-religiösen Standpunkt aus solche Beziehungen zwischen den Völkern zu beurteilen sind. Dabei wird es darauf ankommen, sich auf dem schmalen Grat des Richtigen zu halten, ohne nach links oder nach rechts hin abzugleiten. Wir können aus unsrer Überlegung ohne weiteres die wirtschaftlichen Beziehungen ausschließen, da diese nur von einem ganz fanatischen Nationalismus verweigert werden, bis er die andern Völker tatsächlich braucht. Uns gehen vor allem die mit ihnen so oft verbundenen kulturellen und besonders die sittlichen und religiösen Einwirkungen von Volk zu Volk etwas an. Für diese braucht der Abhang links und der Abhang rechts nicht lange gedeutet zu werden. Es ist die Weise der einen, mit andern Völkern Fühlung zu suchen, indem man sie bewundert und das eigne verachtet; es ist die der andern, es gerade umgekehrt zu machen. Beides fällt der Masse so leicht; sie neigt immer dazu, ihre Liebe von dem Hasse zu nähren: Internationalismus zehrt vom Zorn aufs eigne Vaterland, Nationalismus von der Verachtung der andern. Den schweren Schritt auf dem schmalen Grat aber bedeutet es, das eigne Volkstum zu lieben und jedes andre zu verstehen, um was in ihm dessen wert ist, zu lieben und wenn möglich in das eigne Wesen herüberzunehmen. Diese Haltung aber ist erst einer wirklich reifen seelischen und kulturellen Gesinnung möglich. Unterhalb dieser Höhe begeistert man sich entweder für die Menschheit, als gebe es etwas derartiges in Wirklichkeit, was sich doch bloß begrifflich durch Abstraktion gewinnen läßt; oder man hält es für möglich, daß ein Volk, genauer eine Nation, allein von ihrem eignen Wesen die Kosten ihres nationalen Daseins bestreitet. Beides aber ist gleicherweise unmöglich und auch unrichtig. Die Menschheit ist nicht als Einheit zu fassen; sie war und ist nie eine treibende Kraft der Geschichte (Walter Götz); sie ist nichts als eine Idee, eine theoretische Zusammenfassung der Völker, eine Addition ihrer Kulturen, ihrer Staaten usw. Es gibt keine Menschheit in wirtschaftlicher, politischer oder sonstiger Beziehung oder gar als Einheit — es gibt nur ein Nebeneinander und Nacheinander von Völkern und Kulturen auf dieser Erde. Träger des geschichtlichen Lebens ist überhaupt nur ein Volkstum, geeinigt in einem Staat, oder ein Staat, der mehrere Volksteile umfaßt, oder ein einheitliches Volkstum aus sich zu entwickeln strebt. Als Ausdruck der abgesonderten Kultur eines Volkes, das anders sein will als andre Völker, ist aber der Staat in der ganzen Breite seines Lebens die Summe anderer Möglichkeiten und Ansprüche, Überlieferungen von sich selber und anderer Begriffe (W. Götz).

Als solcher nun tritt er ebenso mit der Menschheit als der Summe andrer Völker in Wechselwirkung, wie es der Einzelne mit der Gemeinschaft seines Volkes tut. Wie innerhalb dieser der Einzelne den schöpferischen Teil darstellt, so auch das nationale Volkstum innerhalb der Völkerwelt. Aber erst im Austausch entsteht beidemal Leben und Wachstum. Wie es keine auf sich

gestellten Einzelnen gibt, so auch kein auf sich gestelltes Volkstum. Jedes ist vielfach beeinflußt von der Fremde her und die größte Kulturleistung ist durch eine Fülle von fremdem Gut bedingt. Diese Tatsache ist ein heilsames Gegengewicht gegen überspannten Nationalismus, der immer zur Selbstgerechtigkeit und zur Verachtung der andern neigt. — Wir haben darum — in dieser Schlußfolgerung stimmen wir völlig dem genannten Historiker zu — die Aufgabe, den Sinn dafür zu erwecken, daß wir den Zusammenhang mit andern Völkern nicht entbehren können, daß sie uns an Wert gleich sind und daß wir nicht bloß in wirtschaftlicher Beziehung mit ihnen in Austausch stehen müssen. So wird die Idee der Menschheit zu einer Erzieherin der Völker, damit sich ein jedes als Glied am Ganzen fühlen und in diesem Ganzen allein die Möglichkeit vollendeten Menschentums erkennen lerne.

Wir haben nur zwei Bemerkungen zur näheren Bestimmung der Aufgabe hinzuzufügen. Alles Fremde soll nur ein Reiz für das eigne Wesen sein, das sich erst unter seinem Einfluß in seiner besondern Weise entfalten kann. So hat es das deutsche Wesen in künstlerischer Hinsicht unter dem Einfluß der Antike und in religiöser unter dem des Christentums gemacht. Ohne diese Reize wäre auf beiden Gebieten die schönste Blüte nicht hervorgekommen. Aber wenn sich das Fremde nicht etwa bloß mit seinen wirklichen Fehlern, sondern mit seiner nationalen Eigenart als Last und Fessel auf das Eigne legen will, dann erfordert es der Glaube an die nationale Idee als den Ausdruck des göttlichen Willens, daß dagegen aufgetreten wird. Mit der phönizischen Zivilisation kam auch der Baalskult, und gegen den erhob sich Israels höchster Ertrag und Besitz, der Prophetismus. Mit dem Christentum kam auch der Ultramontanismus; und gegen den erhob sich unser Stolz, die Reformation. So wirkt das Fremde nicht nur positiv befruchtend, sondern auch noch in der entgegengesetzten Weise: die Wunde durch das fremde Messer veranlaßt den Baum, seinen edelsten Saft aus sich hervorgehen zu lassen.

Weit über diesen Punkt führt eine andre Überlegung hinaus. Wir haben es in unsern Gemeinden und wohin sonst unser Wort oder unser Geist reicht, überall mit jenen beiden Gruppen von Menschen zu tun, die uns unsre geschichtliche und kulturelle Vergangenheit auf dem Gebiet der Politik bereitet hat. Es sind einmal die geistigen Nachfahren unsres weltbürgerlichen Idealismus, ob sie nun zum Liberalismus oder zum Sozialismus gehören; und dann die nationalistische Schicht, wie sie seit der Gründung des Reiches zumal in den Kreisen des Bürger- und Beamtentums zu finden sind. Beiden fehlt es an dem rechten Verständnis anderer Völker; ob nun jene sie über Gebühr bewundern, oder diese sie gegen die Wirklichkeit herabsetzen. Beidemal fehlt es an der Bildung zur Sachlichkeit, die auf die Brille der Leidenschaft und der Programme verzichten heißt. Sind wir Deutsche auch fähig, uns in die fernsten Zeiten und fremdartigsten Kulturen mit liebevoller Entsagung hineinzufinden, dem Ausland wie auch den andern Parteien im eignen Volk gegenüber geht uns diese Fähigkeit ab, weil hier jene Brille nicht von den Augen herunter will. Christen könnte man es als eine Sache der Wahrhaftigkeit, andern als eine der Klugheit hinstellen, Vorurteile fahren zu lassen und sich der Wirklichkeit zu erschließen. — So könnte man hoffen, die Spannung zwischen national

und international in dem Sinn auszugleichen, wie es hier versucht worden ist: von einem sichern nationalen Standpunkt aus ruhig und sachlich fremde Völker zu würdigen und an fördernden Reizen herüberzunehmen, was es irgend erträgt. Ein solcher Austausch kann auch noch weiter führen, und zwar einem Ziele zu, das nicht von jedermann, auch nicht in christlichen Kreisen, gern vernommen wird. Es heißt, um das durch seine gegenwärtige Form der Verwirklichung verdächtig gewordene Wort zu vermeiden, Staatengesellschaft. Wiederum gleichermaßen entfernt von der Hoffnung auf baldige Verwirklichung, wie von dem Spott über diese Utopie, soll die Idee einem Christen voranleuchten. Und ist es auch nur ein in der geschichtlichen Unendlichkeit liegendes Ziel, es muß doch ein solches geben für alles Nachdenken von Christen über die Dinge des Lebens der Völker. Litt, der mit seinem streng nationalen Standpunkt das Ziel der Staatengesellschaft wohl zu vereinigen weiß, bemerkt mit Recht: während der Staat seine Grundlage an der Rechtsordnung hat, ist in der zwischenstaatlichen Ordnung einstweilen alles auf Gewissen, persönliches Urteil, selbsterworbene Einsicht gestellt. Mehr als jede andere Organisation wird diese auf die unorganisierbaren Kräfte des Geistes angewiesen sein. So verweist auch in diesem gewaltigsten aller organisierten Verbände alles auf die seelische Haltung der Millionen zurück, aus deren Wollen alles Handeln seine letzten Antriebe empfängt. Der Völkerbund ist ein leeres Wort, wenn nicht über ihm der Geist einer völkerverbindenden Gesinnung wacht. Und wenn man einwendet, daß diese Gesinnung gegenwärtig in der Welt des Willens zur Macht kaum eine Stätte habe, so beweist auch dies nur, wie fern wir noch dem sind, was uns frommt. — Sind wir mit diesen Bemerkungen schon an die großen Gesichte des Propheten Jesaia herangekommen, so kehren wir nun zu David zurück, auf dessen Schulter auch dieser Prophet steht.

Staat, Religion, Kirche.

Kap. 6 und 7.

1. Zu dem nationalen Mittelpunkt einer Hauptstadt fügt David noch den mit ihm verbundenen eines religiösen Nationalheiligtums. Er bringt die Lade aus Baala und nachher aus Gath nach Jerusalem und stellt sie dort in ein Zelt; damit hat er wiederum den Ansprüchen beider Reichsteile gerecht zu werden versucht; denn die Lade war ebenso der Gegenstand der Verehrung für die Nordstämme, wie das heilige Zelt dem Empfinden der Südstämme entsprach. Neben dieser klugen politischen Maßregel zeigt uns die Geschichte der Einholung noch den naiv frommen David, wie er, auch dem Spott seiner Frau zum Trotz, seiner Freude über das gelungene Werk in dem heiligen Tanz vor der Lade her Ausdruck gibt. Die Opfer, die er nachher darbringt, und der Segen, den er über dem Volk im Namen Jahves der Heerscharen ausspricht, zeigen ihn ebenso in seiner priesterkönigliches Würde, wie seine reichlichen Spenden von leiblichen Genüssen als klugen Kenner der Volksseele. Sein Wunsch aus dem Zelt einen Tempel zu machen, um dem nationalen Heiligtum zugleich eine eindrucksvollere Gestalt zu geben, wird ihm von dem Propheten Nathan mit Berufung auf die Vergangenheit vereitelt, in der Gott auch kein Haus, sondern bloß die Wohnung im Zelt wie sein Volk besessen hatte.

An diese Berichte knüpfen wir unsre Gedanken über das Verhältnis der in der Überschrift genannten Größen an, um durch den Vergleich von Damals und Heute über unsre gegenwärtige Aufgabe klar zu werden.

Mag auch David, um mit unsrer Sprache zu reden, auf die Macht der unwägbaren religiösen Kräfte gerechnet haben, als er ein religiöses Nationalheiligtum errichtete, der Grundgedanke dabei war doch sicher, wie bei jedem orientalischen Herrscher, die Idee des Gott-Königs, der als Sohn Gottes, als Sohn des Himmels, als Verkörperung Gottes auf dem Throne sitzt. Es ist der antike Gedanke der Vergötterung des Staates, der dabei zu Grunde liegt. Auf die Frage, wer ihm und seinem Herrscher diese Machtfülle verliehen habe, konnte durch Verweisung auf den Ursprung aller Gewalt und Autorität geantwortet werden. In den ältesten Zeiten wurde dieser Hinweis noch durch Genealogien unterstützt, die das Geschlecht des Herrschers von einem Gott selber herleiteten. Die Verehrung des Divus Augustus hatte dazu noch den Sinn, über dem auseinanderbrechenden Reich ein hehres Symbol aufzurichten, in dem sich seine Völker zusammenfinden konnten. Dieser Gedanke der Vergötterung des Staates hat weit bis zur Gegenwart in die Geschichte hineingewirkt.

2. Wir begnügen uns damit, nur einige wichtige Formen dieses Verhältnisses mit Schlagwörtern zu kennzeichnen, die gleich eine ganze Weltzeit vor dem Blick erstehen lassen.

Caesareopapismus, Reichskirche, Reichssynode bedeuten eine Lösung des Verhältnisses, in der sich der Staat die Kirche mit ihren gewaltigen moralischen Machtmitteln zu seiner Verfügung hält. Mit dem heiligen Rußland ist erst diese Form des Staates, die noch den Grundzug der älteren christlichen Zeit an sich trägt, zu Grabe getragen worden.

Das heilige römische Reich deutscher Nation drückte die mittelalterliche Idee der Kultureinheit aus. Kaisertum und Papsttum bedeuteten diese Einheit, die sich darin kund gab, daß anstatt der alten Götter nun der Papst dem König die göttliche Weihe und damit die Autorität gab, von der sich andre Autoritäten herleiteten.

Eine ganz neue Welt erhob sich seit der Reformation. Sie kennzeichnet der Summus episcopus, der als Fürst und Herr des Staates zugleich der Herr der Staatskirche ist und sie durch seine Beamten leitet, wie er sich auch zur Leitung seines Landes des Rates der Hoftheologen bedient. Das Gottesgnadentum stellt die Form dar, in der jener antike Gedanke der göttlichen Autorität des Staates nun erscheint. Der Fürst, die Quelle aller Autorität im Staat, verdankt die seine der Autorität Gottes. Ist jede Staatsgewalt, auch in der Republik von Gott, so ist sie es bei dem erblichen Königtum noch viel mehr; denn sein Träger ist es ohne menschliches Zutun allein durch göttliche Fügung geworden. Das ist das christliche Prinzip des Staates, das als solches dem der Revolution, also dem der Volkssouveränität, entgegengesetzt ist. Auf jener Grundlage des Gottesgnadentums ruht der Zweck des Staates, der nicht bloß in der Vervollkommnung menschlicher Zustände, sondern auch in der Handhabung der göttlichen Gebote besteht. — In diesen Gedankenkreis gehören noch Schlagwörter wie das von der überirdischen Sanktion des Rechtes, vom Thron und Altar, von der Solidarität konservativer Interessen, gehört die Losung

„Mit Gott, für König und Vaterland", gehört der Fahnen- und Beamteneid, dazu Hofprediger und Dome, Königliche Konsistorien usw. hinein. Neben dem Gedanken an die Autorität spielt auch noch der des Schutzes und der Förderung eine Rolle, die der Herr der Heerscharen zumal im Krieg seinem Volke angedeihen läßt. Nehmen wir noch die Losung hinzu, daß dem Volke die Religion erhalten werden müsse, unter der so überaus viel für Kirche, Innere Mission und Religionsunterricht getan worden ist, so bekommen wir in seinen Grundzügen ein Bild der alten Zeit, wie sie erst in der Umwälzung ihr Ende gefunden hat. Licht und Schatten an diesem Bild sind bekannt. Wir haben früher zumal auf die letzteren geachtet, die darin bestanden, daß die großen religiösen und kirchlichen Interessen dem Staatswesen und dazu noch dem Vorteil der Klassen und Stände untergeordnet wurden, die mit ihm in eins gesetzt zu werden pflegten. Das mußte natürlich eine Gegnerschaft hervorrufen, die sich unter den Schlagwörtern Religion als Privatsache und Trennung von Kirche und Staat aus den verschiedenen Lagern heraus zusammenfand. Im Gegensatz zu der in jener herrschenden Gestalt gegebenen metaphysischen Grundlage wurde nun Staat und Gesellschaft rationalistisch und naturalistisch als reine Zweckmäßigkeitsanstalt gedacht. Da jene zu einem vernünftigen Einlenken nicht zu bringen war, stürzte sie in der großen Umwälzung dahin, und die andre Auffassung stieg zur beherrschenden Stelle empor. Es war noch genug Sinn für die Wahrheit jener in dem Volk, um dieser nicht sofort die volle Verwirklichung ihrer Gedanken möglich zu machen. Allein die neue Lage erfordert ein ganz anderes Verhalten. Gerade in der furchtbaren politischen und besonders moralischen Misere des Volkes bedarf es doppelt der metaphysischen, also der religiösen Grundlage, um wieder die Elemente rechtlichen und sittlichen Empfindens darauf aufzubauen. Von einsichtigen Führern wird immer stärker der Ruf nach dem Geist, nach Metaphysik, nach Religion erhoben, weil nur hierin als in einem Unbedingten die beiden wichtigsten Tugenden, die wir brauchen, verankert zu sein scheinen: Pflichtsinn und Geduld.

3. Damit ist aber eine Wendung in der Schätzung der Religion eingetreten. Früher handelte es sich um die Sanktion von Institutionen, jetzt um die Heiligung von Personen. Und dazu kommt noch eines. Früher hatte der Summepiskopat die Verbindung zwischen Religion oder Kirche und Kulturleben oder Staat hergestellt, oft nicht ohne die eben beklagte Engherzigkeit und Selbstsucht. Jetzt da er weggefallen ist samt der ihm untergeordneten Kirche, müssen wir es selber machen. Das ist überhaupt der Kehrreim von allem, was wir in diesem größeren Zusammenhang zu besprechen haben: was in Israel David, was bei uns der König und seine Regierung getan haben, das müssen wir jetzt selber tun. So fassen wir den neuen Volksstaat auf. Und wenn es früher oft eine aufgedrängte Fürsorge des Staates für die Kirche gab, so muß jetzt manches ihm abgerungen und in Gegensatz zu ihm getan werden. Die Christen im Staate werden es tun, weil sie jene rationalistische und naturalistische Auffassung von ihm mit aller Kraft ablehnen; selbst dem Staat, der sich auf sie erbaut, erkennen sie einen Anteil an jenem zwiespältigen Charakter zu, der in seiner Zugehörigkeit zur Welt der Natur und der des geistig-sittlichen Willens besteht. Eben darum weil sie ihr Volk und den Staat

lieb haben, darum suchen sie mit aller Kraft, ihm die Kraft zu erhalten, die in den religiösen Mächten liegt. Dabei handelt es sich natürlich vor allem um den allgemeinen Religionsunterricht in den Schulen, auf den nun die Eltern Einfluß gewonnen haben, nachdem er früher allein der Kirche und dann dem Staat unterstellt gewesen war. In ihm gilt es weniger die Religion der Untertanentreue als die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, zu pflegen, um darauf wieder den Sinn für Moral und Recht bauen zu können. Wir sind auf das festeste davon überzeugt, daß von diesem innersten Herzpunkt, also vom Glauben aus, allein eine Genesung eintreten kann. Darauf arbeiten wir hin; ob mit, ob ohne Erfolg, ist für die Richtung auf das Ziel und für die eingesetzte Kraft gleichgültig. Es kommt nur einmal darauf an, unserer Gewissenspflicht genug zu tun. Ein Volk ohne Religion geht zugrunde.

Der beste Dienst, den sie ihm und seinem Staat leisten kann, besteht nun darin, daß sie sein Gewissen wird. Religion als Kritik, nicht als Seele der Kultur, ist ein viel beachtetes Wort (Gogarten). Die Kirche als Gewissen des Staates hat Planck schon vorher gefordert. Das ist für sie eine ganz ungewohnte Aufgabe; war sie doch stets mehr seine Stimme für das Volk als Gottes Stimme für ihn. Aber nun sie vom Staate frei geworden ist, muß sie ihm mit einer Kritik zu dienen suchen, die an die Höhe der Propheten, vor allem an die des Amos herankommt. Nur darf sie diese Aufgabe nicht so verstehen, wie es gegenwärtig zumeist geschieht: politisch und nicht religiös. Anstatt selbst Partei oder parteilich zu sein, sollte sie sich eine überparteiliche Stellung im Unbedingten des sittlichen Gewissens erhalten und von da aus klar und deutlich ihre Stimme ins Volksleben erheben. Sie sollte es vor allem in Fragen wie: Sozialismus, Friedensbewegung, Alkoholismus, Wucher usw. versuchen. Leider ist gegenwärtig garnicht daran zu denken, daß es geschieht. Daran hindert sie die Uneinigkeit und Zerrissenheit unsres kirchlichen Lebens Diese bleibt unser Fluch, ob wir nun den großen konfessionellen Spalt oder ob wir die vielen kleinen innerhalb unsrer eigenen Kirche ansehen. Und wir brauchten doch so nötig eine machtvolle religiöse Stimme, die der Wahrheit wenigstens für alle, die noch auf die Kirchen hören, einen Ausdruck gibt. Da an eine Überwindung der Gegensätze vorab nicht zu denken ist, kann man bloß eines fordern und hoffen: jede kirchliche Partei soll bleiben, was sie ist; aber sie lasse sich durch ihr Gewissen dazu mahnen, von der andern entweder überhaupt nicht zu sprechen oder bloß ganz sachlich und wahrhaftig, wie sie wünscht, daß diese über sie spreche. Mit Recht läßt sich H. Richert in dem oben genannten Buch durch die Unsitte der Kirchen, immer den andern herabzusetzen, dazu mahnen, den Religionsunterricht in den Schulen nicht ihnen, sondern dem Staat zu überlassen. Er gibt sich auch der kühnen Hoffnung hin, daß dann auch eine Brücke zu dem Idealismus der kirchenfremden Kreise geschlagen werde, die durch Jesus und auch durch Luther immer noch mit dem Christentum verbunden bleiben.

Wer sich unter den Dienern und Angehörigen der Kirche nicht darauf einlassen will, um Gottes willen dem Staats- und Volksleben die immer noch sehr starken religiösen Kräfte zu seiner Stärkung zuzuführen, der halte sich an das Wort des Herrn: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach

seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Die reine durch keinen Zweck geleitete Pflege des Religiösen vermag, zumal angesichts des früheren Verdachtes, die Kirche stünde im Dienst einer bestimmten Partei im Staat, vielleicht mehr zu wirken, wenn sie jene Ehrfurcht vor dem Unbedingten wieder anbaut und fördert, in der unser Gefühl der Verantwortlichkeit und unsre Bereitschaft wurzelt, uns in Unvermeidliches zu schicken. Welche Weise nun auch gewählt werde, die unmittelbare oder die mittelbare, es bedarf einer großen Erziehungsarbeit, um in den Kreisen der Kirchlichen den Sinn zu erwecken für die Aufgabe an dem Volk und zu klären, wie sie die Gegenwart stellt. Viele haben auf dem Weg von der Davidischen Auffassung des Verhältnisses bis zu der heute notwendigen noch manche Station zurückzulegen.

Es sei noch die Anmerkung hinzugefügt, daß sich die Verse 7,12 und 13 zum Text für eine Gustav-Adolfpredigt in dem Sinne verwenden lassen, daß auf den Kriegshelden Gustav Adolf der kirchenbauende Gustav Adolf-Verein gefolgt ist.

Der Staat, seine Träger und seine Aufgaben, Krieg und Recht.

Kap. 8.

1. Dieser sonst praktisch ertragslose Bericht über Davids Kriege, seine Rechtssprechung und seine Beamten bietet uns ein weites Feld, um auf dem von uns gewählten Weg des Vergleiches zwischen Damals und Jetzt zur Klarheit über unsre Ideale und Aufgaben zu kommen.

Wenn auch der Staat Davids etwas mehr Umfang und Glanz im Vergleich zu dem von Saul gewonnen hat, so ist er doch seinem Wesen nach derselbe geblieben. Er wird von dem König und seinen nächsten Verwandten und Freunden getragen, die an der Spitze seiner einzelnen Zweige stehn. Staat und Hof sind noch ungetrennt. Der Staat ist noch ganz Obrigkeit und das Volk hat bis auf geringe Anlässe nichts zu sagen. Der Staat ist eine Veranstaltung in der Hand von wenigen, die die in ihm verkörperte Macht zu ihrem eignen und ihres Volkes Nutzen verwenden. Wie ganz anders ist unser Begriff vom Staat! Er hat nicht bloß die Aufgabe, das Wohl des Volkes zu fördern, sondern dieses Volk ist auch zu seinem eigentlichen Träger geworden. So ist es wenigstens grundsätzlich, mögen es auch in Wirklichkeit die Parteien und zumal ihre Häupter sein, die im wesentlichen seine Geschäfte besorgen. Uns bleibt, nachdem wir zu einer Demokratie geworden sind, gar kein andrer Weg übrig, als diese Tatsache anzuerkennen und die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen. Diese aber lauten mit einem Wort: Erziehung zum Leben im Staat und für den Staat, Erziehung zur Politik. Denn sie hat, wie Knittermeyer richtig bemerkt, nur dann einen Sinn, wenn der Demos auch wirklich herrschen kann. Gegenwärtig aber steckt unser Volk noch so sehr in dem alten Egoismus seinem Staate gegenüber, daß es nach nichts anders verlangt, als auch einmal die Klinke der Gesetzgebung für den Vorteil der eignen Klasse in die Hand zu bekommen. Anstatt dieses elementaren Grundtriebes muß der Gedanke der Verantwortlichkeit für das eigne Tun und Lassen dem Volk und Vaterland, nicht bloß der Klasse oder Interessengruppe gegenüber eingepflanzt werden. Gegenstand aber dieser Erziehung ist eben um dieser Ver-

antwortlichkeit des Gewissens willen der Einzelne, der es zuerst einmal begreifen, dann zu seiner unmittelbaren Grundüberzeugung werden lassen muß, daß ihn die Gesamtheit hält und trägt, wie er selber auch als ihr Glied seinen Beitrag dazu leistet, daß die andern gehalten und getragen werden. Mehr als die Kunst, dieses begreiflich zu machen, wirkt die Gewöhnung von Jugend an, in allen Gemeinschaften, Familie, Schule, Freundschaft, Arbeits- und Spielgemeinschaft, sich für das Ganze mitverantwortlich zu wissen und entweder sich dem Führer freiwillig unterzuordnen oder sich selbst durch überlegene Einsicht und Treue zum Führer aufzuschwingen. Denn Demokratie ist Aristokratie. Alle andre Politik ist falsch, mag sie auch noch so viele Gesetze machen und Einrichtungen treffen; denn sie vergißt, daß es sich schließlich immer um den lebendigen Menschen handelt, der sie halten und tragen soll. Der Staat, wie er sein oder wie er erst noch werden soll, muß seine Wurzeln in dem Geist und im Gewissen des lebendigen Menschen haben. So ist also die wichtigste Aufgabe der Politik, zu erziehen zu einer Politik der Verantwortlichkeit und der Hingebung an das Ganze. Wenn Politik über die materiellen Vorteile des Einzelnen und der Gruppen hinaus zu dem Ziel der Herrschaft des Geistes, der wahren Kultur oder des Reiches Gottes führen soll, dann muß sie den einzelnen Menschen zum Geist und zum Glauben an den Geist zu bringen versuchen, damit er den Geist über sein Tun herrschen lasse. — Diesen schönen Gedanken des genannten Verfassers stimmen wir zu; wir brauchen ein Ideal, wir brauchen eine feste Richtschnur für unsre Mitarbeit am Staat. Und wenn es auch gegenwärtig noch ganz aussichtslos scheint, die Masse in diesem Geist erziehen zu wollen, so haben wir nichts anderes als unsre Pflicht zu tun, um es aushalten zu können, Glieder unsres Volkes in dieser schweren Zeit zu sein. Schließlich sind wir auch nicht für die Masse derer verantwortlich, die sich unsrer Einwirkung entziehen, sondern bloß für unsre Gemeinden. Und denen müssen wir diese Arbeit widmen, auch wenn es in absehbarer Zeit ohne spürbaren Erfolg sein sollte. Vielleicht aber kommt uns doch aus den Reihen des sog. Volkes etwas von Bereitschaft, sich erziehen zu lassen und mitzuhelfen an dem Werk der Erziehung entgegen. Wenn uns das Gewissen und der Glaube in diese Arbeit treibt, so ist es in vielen ernsteren Angehörigen gerade der einfachen Volksschichten die Überzeugung, daß es so wie jetzt nicht mehr weiter geht; dabei wird vor allem an die Zuchtlosigkeit der Jugend und an die unverantwortliche Haltung von so vielen selbstsüchtigen Schmarotzern am Leben des Volkes und Staates gedacht. Nur so können wir hoffen, unser Manko an Staatsgesinnung den politisch reiferen Völkern gegenüber etwas auszugleichen; nur so, einen bessern Staat zu gewinnen, wenn der Volksgeist, aus dem heraus er sich von unten nach oben hin erhebt, besser und das heißt sozialer und seiner Verantwortlichkeit bewußter geworden ist.

Der Umfang des Davidischen Staatslebens war im Verhältnis zu dem des unsern recht gering: Heer, Recht und Kultus waren die Zweige der staatlichen Tätigkeit. Ist von diesen das für einen modernen Staat ebenso fremdartige wie für einen antiken selbstverständliche Gebiet des Kultus weggefallen, so ist dafür die Pflege des kulturellen und zumal des wirtschaftlichen Lebens breit in sein Wirkungsfeld eingerückt. Zumal das letztere hat immer mehr

jede andre Aufgabe des Staates überwuchert und ihm einen starken Zug in das Materielle hinein aufgeprägt. Als Imperialismus hat diese Richtung zum Weltkrieg geführt, weil sich die Staaten als Geschäftsträger ihrer Industrie und ihres Handels immer mehr in den Wettkampf um Rohstoff- und Absatzgebiete hineintreiben ließen. Und wie sie ihre gewaltigen Machtmittel dem Drang nach größerem Reichtum zur Verfügung stellten, so haben sie die Kultur auch zum guten Teil unter dem Gesichtspunkt gepflegt, wie sie die staatliche Macht und die wirtschaftlichen Interessen zu fördern vermöchte. Es ist darum kein Wunder, wenn sich hier und da das Bestreben regt, die Fülle von Aufgaben, die der moderne Staat auf sich genommen, wieder abzubauen und ihn auf seine einfachsten Elementaraufgaben Schutz und Recht zurückzuführen. Jene andern Zweige des öffentlichen Wesens, also das wirtschaftliche und das kulturelle Leben, würden dann der Selbstverwaltung ihrer Träger überantwortet, wie ja auch das kultische Leben nach der Trennung von Kirche und Staat nur mehr seinem Aufsichtsrecht unterliegt, auf das er natürlich nicht verzichten wird. Es braucht nicht daran erinnert zu werden, daß dies nichts anderes als die Rückkehr zu dem alten liberalen Ideal vom Staat ist; auch nicht daran, daß von seinen Voraussetzungen aus R. Steiner in seiner Dreigliederung des sozialen Organismus auf nichts anderes hinauswill. Die oft so brutale Durchführung des Grundsatzes der staatlichen Allmacht im Kriege hat im Gegenschlag dazu viele Geister wieder dem alten Ideal angenähert, das in der Pflege der Persönlichkeit und der Kultur als Selbstzweck ein höheres Ideal sieht als in der schrankenlosen Auslieferung dieser Güter an den allmächtigen Staat. Nur wird sich die neue Regelung in dem Geist der Selbständigkeit auf einen ganz andern Boden als im alten Liberalismus stellen müssen: war dieser im wesentlichen naturalistisch gerichtet, indem er in dem Glauben an die Vernunft der Triebe und an die Güte der menschlichen Natur Grund und Recht der Freilassung sah, so wissen wir, daß nur die Erziehung zur Verantwortlichkeit und zur Gemeinschaft den Schaden abwenden kann, der aus der schrankenlosen Herrschaft des Ich mit seinen natürlichen Begierden erwächst. Ohne diese Erziehung ist die unbedingte Herrschaft des Staates immer noch vorzuziehen, wie das Gesetz nötig war und nötig bleibt, so lange nicht der Geist das innere Recht zur Freiheit gibt.

Mit Stolz werden in dem Bericht über Davids Regierungszeit seine Kriege aufgezählt. Es geschieht ohne jede Sentimentalität und Gewissensbeschwerde; auch Maßregeln, die wir uns nachträglich einem unserer Könige oder Führer zuzuschreiben schämten, finden Erwähnung ohne die leiseste Regung humanen Gefühls. Fast möchten wir den Chronisten und seine Zeit um diese Einfachheit und Sicherheit ihrer seelischen Lage beneiden, wenn wir daran denken, wie zwiespältig wir noch immer dem Krieg gegenüberstehn. Wenn wir versuchen, eine Übersicht über Gesichtspunkte zu geben, die sich uns als Ergebnis der gründlichen Aussprache über dieses Problem herausgestellt haben, so geben wir zuerst dem Historiker und Politiker das Wort. Walter Götz schreibt a. a. O.: „Die volle Beseitigung des Krieges erscheint als ausgeschlossen. Er war bisher der gewaltsame Ausdruck von Reibungen, die von Natur her zwischen den Völkern vorhanden sind und vorhanden sein werden. Man braucht den Krieg nicht als „Erneuerer" und „Erzieher" des Menschengeschlechtes zu

feiern, aber über aller Geschichte stand bisher das Wort Heraklits: „Der Kampf ist der Vater aller Dinge!“ Solcher Kampf braucht nicht Krieg zu sein, aber der Kampf ist das glimmende Feuer, aus dem sich immer wieder Krieg entwickeln kann. Fraglich ist jedoch, ob sich nicht Kriege, die nicht aus Lebensnotwendigkeiten der Völker hervorgehen, vermeiden, ob sich nicht selbst große Gegensätze unter den Völkern auf andre Weise als bisher ausgleichen lassen.“ Ohne Zweifel ist eins der sichersten Ergebnisse des Weltkrieges, daß der Krieg auch für die Sieger ein Unglück ist. Von da aus hat sich der Nationalismus harte Worte sagen lassen müssen. Dem Bestreben, das das vorige Jahrhundert auf dem politischen Gebiet bezeichnet, jeder Nation den staatlichen Zusammenhang zu geben, wuchs in den letzten Jahrzehnten noch das Motiv nach wirtschaftlicher Ausdehnung zu. Wir sehen heute in dem so entstandenen Imperialismus den Grund zum Zusammenstoß der Völker im Weltkrieg, der sich hinter nationalistischen und andern Ideologieen versteckt. Es läßt sich begreifen, wenn sich heute darum mancher seiner Kriegsbegeisterung schämt, nachdem er erkannt hat, daß es sich nicht nur um ideale Werte, sondern auch um sehr reale Interessen gehandelt hat. Nicht weniger verständlich ist es, daß das Entsetzen vor dem Krieg auch zur Verurteilung eines idealistischeren Nationalismus und zur Hingebung an übernationale Ideale veranlassen kann. Haben wir uns für die Nation als den Ausdruck des Willens Gottes auf dem politischen Gebiet entschieden, so müssen wir auch den Krieg in Kauf nehmen, wenn er in ihrem Interesse unvermeidlich ist. Das ist er aber in den Fällen, wo wie Götz sagt, die Lebensinteressen der Nation im Spiel sind. Das ist der Fall, wenn eine Nation in Knechtschaft gehalten wird, wenn ein wesentlicher Bestandteil von ihr unter fremder staatlicher Hoheit steht, also eine Irredenta ist, und wenn, wie es z. B. beim Volk Israel der Fall war, ein aufstrebendes Volk nach Freiheit und Land begehrt. Für solche Fälle muß als letzte Lösung der Krieg vorbehalten bleiben und wird als solche schwerlich zu beseitigen sein, wenn es nicht gelingt, mittels Völkerbund und überstaatlicher Gemeinschaft andre Möglichkeiten des Ausgleiches zu finden. Vor dieser Unterscheidung zwischen Konflikten, die Lebensnotwendigkeiten entstammen, und andern verschwindet die frühere von Angriffs- und Verteidigungskrieg. Von den Kriegen Davids können wir nicht sagen, zu welcher Klasse sie gehören. Nur will es scheinen, daß die hier aufgezählten meist anderer Art sind als der Befreiungskrieg gegen die Philister.

Auch die sittliche Beurteilung des Krieges will sich langsam klären. Jedenfalls haben wir es gründlich verlernt, ihn in der Weise des Schillerschen Reiterliedes zu preisen, seitdem es sich nicht mehr um einen Kampf von Mann zu Mann handelt, sondern seitdem der Krieg, wenn man den Ausdruck wagen darf, zu einer Massenmord-Industrie geworden ist, die die Technik und die Chemie in den Dienst der Vernichtung von Menschenleben stellt. Auch wagen wir nicht mehr, die Tugenden der Aufopferung und Tapferkeit, der Erhebung über Mittelmäßigkeit und Eingliederung in ein großes Ganzes zu rühmen, seitdem wir gemerkt haben, wie bald sie in der Masse wenigstens nachlassen und der schrecklichsten Verrohung und Zuchtlosigkeit Platz machen. Auch in dem Wesen des Krieges als einer Feuerprobe der Völker, als einer

Auslese des tüchtigsten Volkes sehen wir keinen Grund, anders über ihn zu urteilen. Ist doch die Feuerprobe zu unsern Ungunsten dadurch ausgefallen, daß es an Geld, Nahrung und Maschinen gebrach, in denen uns unsere Gegner um ihrer Zahl und ihres Reichtums willen überlegen waren. Werden wir doch niemals zugestehen, daß uns die siegreichen Völker an sittlicher und kultureller Kraft überlegen waren und uns mit weltgeschichtlichem Recht von der Höhe hinabgestoßen haben, die wir mit unserm Fleiße errungen hatten. Wir werden uns gegen jeden Versuch sträuben, diesem naturalistischen und materialistischen Gesichtspunkt wieder ein ethisches Aussehen zu geben, wie wir das früher so gern getan haben. Feuerprobe und Wettkampf lassen sich auch ganz anders als mit dem Krieg zur Ausführung bringen. Wenn der Krieg morschem Volks- und Staatswesen den Rest gibt und Neuaufsteigendes, Kräftiges erhebt, so ist das eine Erscheinung des Völkerlebens, die uns über die sittliche Beurteilung hinaus in die religiöse hineinführt.

4. Auf die ganze Breite unsrer religiösen Gedankenwelt hat der Krieg verheerend und zugleich erneuernd eingewirkt.

Wir erinnern uns noch, mit welcher Gründlichkeit am Anfang über die Frage gestritten wurde, wie sich Jesus zum Krieg gestellt hat und heute stellen würde. Wir können wohl feststellen, daß sich überall die Empfindung durchgesetzt hat, daß wir uns, mag es auch keine Entscheidung in jener Frage gegeben haben, vor seinem Angesicht unsrer Kriegsfreudigkeit nicht rühmen könnten. Wir schämen uns heute dessen, mit welcher Geschicklichkeit wir an einigen seiner Worte herumgedeutet haben, anstatt dem einfachen und unverbildeten Sinn vieler gebildeten Laien zu folgen, die es nicht ertrugen, Jesus in einem Atem mit dem Krieg zu nennen. Über die gesetzliche Auffassung und klügelnde Auslegung seiner Worte führt uns der klare Eindruck hinaus, daß niemand den Krieg anders denn als ein Verhängnis ansehen darf, wer nur irgendetwas mit Jesus gemein haben will.

Auch über Gott haben wir anders denken lernen. Wir erkennen jetzt, wie wir gefehlt haben, wenn wir ihn als den lieben Gott, als den deutschen Gott, als den gerechten Gott in dem Sinn verkündigten, der zumeist mit diesen Worten verbunden wurde. Er hat sich als ein anderer denn als der liebe Gott offenbart, der nach dem Wunschglauben der gewöhnlichen Frommen auf ihr Gebet hin sie und ihre Angehörigen zu schützen bereit oder verpflichtet sei. Und der schreckliche Ausgang des Krieges für uns hat uns über den naiven polytheistischen Standpunkt des Jehova Zebaoth-Glaubens hinausgezwungen, der die Aufzählung der Kriege Davids noch beherrscht. Seine Gerechtigkeit haben wir in andern Erweisungen finden müssen, als in der erhofften Durchhilfe gegen eine Welt von Feinden. Wir wissen und empfinden es auch als eine Schuld unsrer früheren Weise der Verkündigung, wie viel um dieser Glaubensnöte willen gelitten und wie viel Glaube für immer zerbrochen ist, der über den nationalen Gesichtskreis nicht hinausschauen konnte. Wer aber trotz aller schweren Erfahrungen von dem Glauben an Gott nicht loskommen kann, bescheidet sich, nachdem die Ereignisse sich anders vollzogen haben, als so manches unbescheidene Ultimatum an den Lenker der Geschichte es erwartet hatte, seinen Glauben nach den Geschehnissen und ihrem Ertrag zu richten,

in denen sich Gottes Wille vollzogen hat. Fern davon, bloß die natürliche Auswirkung von geschichtlichen Spannungen wie etwa in der atmosphärischen Erscheinung des Gewitters gläubig deutend auf Gott zurückzuführen, erblicken wir im Krieg ein Ereignis, das in erster Linie mit sittlichen Maßstäben zu messen ist. Es ist ein Gericht über die Vorkriegswelt, das ihr Grundverderben schrecklich an den Tag gebracht hat, indem es die Sünden des Mammondienstes, des Völkerhasses, der nationalen Überhebung an der ganzen Welt furchtbar heimsuchte. Heute müssen wir sagen: wenn uns lange der Krieg an der Liebe Gottes irre gemacht hat, so würden wir jetzt rückblickend an Gottes Dasein überhaupt irre werden, wenn nicht die angesammelte Welt von Ungerechtigkeit zu diesem Strafgericht geführt hätte. Dadurch sind einmal wieder die Grundlagen alles gemeinsamen Lebens für die Menschheit an den Tag getreten, indem die Verfehlungen gegen sie diese schreckliche Ahndung herausgefordert haben. So wurde der Dienst der toten Dinge an die geistigen Grundkräfte alles Daseins, der Individualismus an die unverbrüchliche Solidarität der Volks- und Menschheitsgenossen erinnert; so trat die Sünde gegen die Wahrheit der Dinge, wie sie in dem Hang zum Prunk und Wortemachen der Vorkriegszeit zum Ausdruck kam, in ihrer zerstörenden Gewalt zu Tage. Wir mögen mit diesem Urteil vieles Gute von damals übersehen, es ist aber offenbar die Zahl der Gerechten nicht groß genug gewesen, um Sodom vor dem Untergang zu retten. Es mag sich in dieser Schlußabrechnung das Bestreben durchsetzen, die Ereignisse von hintenher zu rechtfertigen und mit unserm Glauben in Einklang zu bringen: Auf jeden Fall wird sich aber unsre abschließende Glaubensdeutung der hinter uns liegenden Zeit, wenn sie auf den Gedanken von Gott nicht verzichten will, in dieser Linie bewegen müssen. Dann erscheint Gott als der, der seine Gerechtigkeit und Liebe Wege gehen läßt, die hoch über den unsrigen sind. Es ist der, der wie wir glauben, einen neuen Aeon heraufführen will, indem er den alten unter seinen Schwächen und Sünden zusammenstürzen läßt, als der Gott, der über das Geschick der Einzelnen, auch über das vieler Gerechter, mit anscheinend grausamer Härte hinwegschreitet, weil er ein Gott der Welt und der Menschheit ist. Ihm gegenüber bleibt dann der amor fati, das Gebet als der Versuch, sich in sein Schicksal hineinzubeten, bleibt der Wille, mit ihm an dem Neuen zu schaffen, das er heraufführen will, wenn man sich mit seinen Wünschen dem erschlossen hat, was als Wille Gottes dämmernd am Horizont heraufleuchtet. Sicher läßt die gewaltige Zeit mit ihrem furchtbaren Geschehen, auch wenn noch kein Blick des Verständnisses ihren Sinn und die Richtung in die Zukunft erhellt, ein bebendes Erschauern vor der Gewalt der Allmacht zurück, die tötet und lebendig macht, die die alte Ordnung der Menschheit umstürzt, um eine neue heraufzuführen, und niemand darnach fragt, ob sie ihm zusage oder nicht.

5. Die Wurzel der Schwierigkeiten aber liegt nicht im Gottesbegriff, sondern tiefer, wo überhaupt jede Religion und Weltanschauung verankert ist, im Begriff vom höchsten Gut. Wenn der Nationalismus dieses im Vaterland und in der Nation und darum im Kriege, weil er in ihrem Dienste steht, etwas durchaus Berechtigtes sieht, so müssen alle Gesamtanschauungen, die ein übernationales Gut in den Mittelpunkt stellen, dagegen Widerspruch erheben.

Das mag mehr stoisch und human die Menschheit sein oder mehr religiös und christlich Gott und sein Reich; immer geht es weit über jenes Gut hinaus und macht jedem ein böses Gewissen dem Krieg gegenüber, der sich dem, was mehr ist als die Nation, einmal ergeben hat. Wir haben es weniger mit der ersten als mit der zweiten Richtung zu tun; diese kommt übrigens von selbst dazu, die erste mit einzuschließen. Denn wenn sie Gott als den wirklich Einzigen über aller Welt anerkennt, dann folgt daraus ohne weiteres die Wertschätzung von Mensch und Menschheit über aller nationalen Beschränkung von selbst. Und wenn sie Gott als das höchste Gut preist, so fällt damit die Nation als solches dahin. Dann ist Gott und das Vollbringen seines Willens nicht mehr bloß ein Mittel, um irdische Zwecke zu fördern, sondern dann wird Gott und sein Wille zu dem heiligen Unbedingten, das allem andern vorgezogen werden muß. Dann heißt es entweder im mystischen oder im reformatorischen Sinn: Gott und die Seele. Dann erhebt sich das Übersinnliche und darum auch Übernationale als der Maßstab der Maßstäbe, als der Wert der Werte. Und die Moral, die organisch zu diesem höchsten Gut gehört, reicht weit über die hinaus, die mit dem der Nation in Verbindung steht. Sie zielt einmal auf eine viel tiefere Vollendung der Persönlichkeit im Sinn der Bergpredigt, also auf Überwindung des Bösen durch Gutes, dann aber auch — und damit wird jene oben erwähnte Verbindung hergestellt — erstreckt sie sich über alle Menschen, auch über den Feind. Es ist offenbar, welch ein revolutionärer Gedanke damit der Gedankengruppe Nation und Krieg entgegentritt, auch wird klar, daß alle Versuche damit aussichtslos werden, die religiösen und sittlichen Kräfte des Christentums in ihren Dienst zu stellen.

Hier liegt die tiefste Wurzel aller Nöte. Sehr stark gibt diesem Gegensatz zwischen einem solchen transzendenten Christentum und dem Krieg O. Baumgarten Ausdruck (Chr. und Weltkrieg). Allem Entwicklungsglauben und auch allem Menschheitsglauben stellt er seinen durch und durch aristokratisch transzendenten Glauben entgegen: nur Einzelne gelangen zur Vollendung, und zwar in einem Jenseits; die Masse bleibt für immer stumpf, und das Diesseits ist und bleibt ein Elend. Freilich dem Einzelnen bleibt, wie es auch bei Luther geschieht, das Recht, sich dem verborgenen Gott gegenüber an den gnädigen in Christus zu halten und von dem Bruch in seiner Lebensentwicklung aus im Sinn des zweiten Artikels sein inneres Glaubensleben neu aufzubauen. Nur in diesen ganz innerlichen Regionen ist Gott und die Wahrheit zu finden; da draußen sucht sie nur der Tor. — In sehr feinen Gedankengängen führt Saitschick von dem Widerspruch, der im Krieg, dem mysterium magnum liegt, zu dem, was über dem Staate ist. Sagen wir: der Krieg muß da sein, so haben wir etwas ausgesprochen, das unserm tiefern Gewissen entgegen ist. Sagen wir: der Krieg soll nicht da sein, so treten wir in einen Widerspruch zu der Wirklichkeit und der Naturnotwendigkeit. Damit ist nur ein besonderer Fall von dem Wesen des Staates gegeben, der auch zwei Ordnungen, einer natürlichen und einer höhern angehört. Darum darf man aber auch den Krieg nicht naturalistisch bloß dadurch zu überwinden hoffen, daß der Verstand aufgeklärt und Humanität verbreitet wird; denn so wird die Verworrenheit unsrer Triebwelt nicht beseitigt, die sich in ihm offen-

bart. Ist er der Ausdruck eines Innern, das nur Mammon und Macht kennt, so wird er zu einem Gericht über unsre Sünde, also zu etwas viel Größerem, als es der Naturalismus ansieht, der in ihm bloß ein gesteigertes Naturereignis sehen kann. Dann aber kann er bloß dadurch aus der Welt geschafft werden, daß unsre Triebwelt in Ordnung gebracht wird. Und wenn wir dies vorläufig als nicht möglich erkennen müssen, dann ergibt sich aus dem Widerspruch zwischen Notwendigkeit und Pflicht der tragische Grundzug unsres Lebens, der das Ergebnis von all solchen Gedankengängen ist. Von diesen tragischen Gegensätzen des Lebens aus gelangen wir notwendig zu der Vorstellung eines höhern Reiches, das nicht von dieser Welt ist. Denn was sich auf der Erde abspielt, kann ja nur als Mittel für einen höhern Zweck gefaßt werden, weil es in sich keinen Sinn hat. Aus dem Bewußtsein, daß es eine solche Höhe über dem Staate gibt, geht die Idee vom ewigen Frieden hervor, wenn sie auch noch zu wenig stark ist, um ein Gegengewicht gegen die Verworrenheit unsrer Triebe zu bieten.

Ähnlich wie die beiden Vorgenannten zieht sich auch Wurster auf die tragische Notwendigkeit zurück, neben der normalen Ordnung des im höchsten Sinn Guten eine solche zweiten Grades anzuerkennen. So hat es auch Jesus getan, wenn er neben dem Gebot von der Unauflöslichkeit der Ehe um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen die Ehescheidung zuläßt. Nicht anders ist es auch mit dem Krieg; er muß um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen als Notrecht zugelassen werden. Aber wir haben eben darum die Pflicht, solange als möglich an jener andern primären Ordnung festzuhalten und zugleich das Verhältnis der Völker untereinander soweit als möglich mit friedlichen Mitteln zu ordnen.

6. Klingt durch alle diese Erörterungen der tragische Klang von den unvermeidlichen Gegensätzen im Leben der Menschheit hindurch, nicht ohne den Nebenton aus Lutherischem Geist, daß es nun einmal für die weltlichen Gemeinschaften eine besondre Gesetzlichkeit und Moral gebe, so hat der Ausgang des Krieges in weiten Kreisen Sinn für den Kampf gegen den Krieg und für die Anbahnung dauernden Friedens oder wenigstens für die Einschränkung der Möglichkeit des Krieges erweckt. Der Meinungsstreit über die pazifistische Aufgabe der Kirche geht weiter. Ganz unbedingt treten die aktivistischen Kreise der stark enthusiastisch gerichteten Religiös-Sozialen dafür ein, daß der Krieg wie auch das soziale Übel nicht erklärt und ertragen, sondern bekämpft und beseitigt werde. In ihrem schweizerischen Ursprung verrät sich der Calvinische Geist dieser immer größer werdenden Bewegung. Dabei versucht sie zu immer größerer Klarheit über Weg und Ziel zu kommen. Sie weiß sich im Gegensatz zu einem oberflächlichen rationalistischen Pazifismus, der bloß aufklärerische Beweggründe der Nützlichkeit kennt, und stellt allein religiöse Motive ein (so Mennike, Neues Werk 1920). Oder man hat gelernt zwischen dem Pazifismus als Schnellkur, als einer politischen Theorie, die mit äußern Mitteln, wie Abrüstung usw. arbeitet, und dem Pazifismus der Idee zu unterscheiden, die die Gesinnung pazifieren will (K. Kesseler, Treuga Dei 1920). Christen müssen Pazifisten der Idee sein und es darauf ablegen, die Zustände zu überwinden, die zum Krieg führen. Mit Recht macht H. Hartmann ebenda darauf

aufmerksam, daß dazu auch die Beseitigung der Wohnungsnot gehört, die noch der Masse jedes Empfinden für das Vaterland unmöglich macht. Nur dann erst könne es der Boden für das ganz reale Gottesreich werden, das in Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geist besteht. Andere unterscheiden wieder zwischen einem Pazifismus der Gewalt, der etwa bis zur Verweigerung der Dienstpflicht im Sinn Tolstois vorgeht, und einem des Rechtes, dem es darauf ankommt, rechtliche Beziehungen zwischen den Staaten herzustellen, die ihre Streitfälle und wenn möglich auch ihre größeren Gegensätze aus der Welt schaffen sollen. Dafür tritt z. B. Quidde, der Leiter der Friedensgesellschaft, ein; zu seinen ethischen und wirtschaftlichen Gründen gegen den Krieg fügt er den entwicklungsgeschichtlichen Glauben hinzu, daß der Krieg einmal durch rechtliche Maßregeln eingeschränkt oder beseitigt werde; sei ja doch auch einmal die Blutrache, die als Recht die Streitfälle zwischen den Angehörigen verschiedener Sippen, sei ja doch auch die Fehde, die ebenso die Gegensätze zwischen den Staaten und Fürsten in dem einen Reich zum Austrag zu bringen hatte, abgeschafft und durch ein ganz anderes Recht ersetzt worden.

Diese Hoffnung läßt nach einer Neugestaltung der Weltverhältnisse ausschauen, die im Gegensatz zu dem bisherigen Nationalismus steht und eine Zeit des Internationalismus eröffnen soll. Unter diesem ist kein Aufgehen der Völker in der Menschheit verstanden, wie es übernationalen Ideen entspräche, sondern eine engere rechtliche Verbindung, die in einer Staatengesellschaft Ausdruck und Grundlage fände. Auf eine derartige Vergesellschaftung scheint die Entwicklung hinauszulaufen; damit würde den Staaten nur etwas von ihrer Souveränität genommen: sie dürften nicht so unbehindert Krieg führen, wie zur Zeit Davids im Frühjahr die Könige auszogen in den Krieg 2. Sam. 11,1. Halten wir damit zusammen, daß sich auch im inneren Leben des Staates der Gedanke der Vergesellschaftung immer mehr durchsetzt, in dem sein wirtschaftliches und sein kulturelles Leben geleitet werden soll, dann tritt uns eine ganz klare Entwicklung entgegen: nachdem sich im Gegensatz zu der früheren privaten oder genossenschaftlichen Fürsorge für diese wichtigen Zweige des Volkslebens der Staat ihrer angenommen hatte, tritt im Gegensatz zu der grundsätzlichen Staatsvergötterung und unter den Eindrücken von seiner Allgewalt im Krieg ein Rückschlag ein. Volk und Völker wollen wieder mehr ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen und dem Staat nur lassen, was des Staates ist. Ganz besonders wollen sie aber nicht mehr die Entscheidung über Krieg und Frieden und damit über das Geschick von Millionen Fürsten und Ministern ausgeliefert sehen, deren Ungeschick mehr als ihre Bosheit zu fürchten ist. Darum verlangt es sie nach rechtlichen Regeln, die soweit es nur irgend möglich ist, selbst unter Einbuße an Selbstherrlichkeit, den Staaten in den Tagen der nationalen Erregung Bahnen zeigen können, wie sie ihre Beziehungen auf dem Wege des Rechtes statt auf dem der Gewalt in Ordnung bringen können.

An dem Punkt des Pazifismus werden sich immer die Geister scheiden; die Realisten und die Frommen vom alten Schlag, in denen das irdische und das himmlische Vaterland in einem positiven Verhältnis zu einander stehn, werden aus ihrer altererbten Begeisterung für beide heraus Nein sagen; die andern

Frommen, die transzendent oder eschatologisch im alten oder neuen Sinn gerichtet sind, werden mit aller Kraft der Herrschaft Gottes auch auf dem Gebiet der äußern Politik Bahn zu brechen suchen. Schauen die einen nach dem Himmel über der Erde, so wollen die andern das Reich Gottes, in dem auf der Erde Gottes Wille wie im Himmel geschehen soll. Dieser Glaube hat recht. Wir müssen die Gesinnung ausrotten, die zum Kriege führt, also Mammonssucht, nationalen Hochmut und Völkerhaß, und die andre pflanzen, die Frieden zwischen den Völkern anbahnen kann. Das müssen wir, wenn uns auch die Ahnung davon lähmend überfällt, daß in unsre Friedenshoffnungen noch lange jener tragische Ton hineinklingen wird.

7. Die andre Seite an der Regierung Davids, die Pflege des Rechtes, erfordert noch einmal hier unsre Aufmerksamkeit, besonders im Hinblick auf die ganz veränderten Verhältnisse auf diesem Gebiet, nachdem wir schon oben Allgemeines über Recht und Gesetz gesagt haben.

Was David tat, war nach unserm Sprachgebrauch sowohl Verwaltung als Rechtsprechung; er sorgte dafür, daß es Ruhe und Ordnung gab. Wahrscheinlich hat er dabei noch stark im patriarchalischen Sinn, also aus seinem Empfinden und Verstand heraus entschieden, wenn auch in Anlehnung an das, was man immer in Israel für recht gehalten hat. Es liegt im Wesen des Staates, daß aus solchen Einzelentscheidungen immer mehr Recht wird. Und dessen Besonderheit ist, daß es alle, auch den Gesetzgeber und den Richter, bindet. Wird es formuliert, wie es überall in dem normalen Verlauf des staatlichen Lebens geschieht, so wird es zum Gesetz. Man nimmt eben darum auch an, daß die älteren Bestandteile des israelitischen Gesetzes der ersten Königszeit entstammen, wo der Staat immer mehr seiner festen und endgültigen Gestalt zustrebte. Recht und Gesetz stehen im Dienst des Volkes; sie wollen das Zusammenleben seiner einzelnen Bestandteile regeln; und der Staat setzt seine Macht, dieses sein besonderstes Merkmal, in Bewegung, um dem Recht Geltung und dem Gesetz Gehorsam zu verschaffen. Macht aber heißt hier Zwang, und der äußert sich in der Strafgewalt über alle, die das Gesetz übertreten. Recht und Gesetz erlangen auf diese Weise eine Bedeutung für das Zusammenleben, die sich immer darin ausgedrückt hat, daß ihr Ursprung idealisiert und ins Metaphysische erhoben worden ist. Das ist am stärksten mit der israelitischen Gesetzgebung geschehen, die wie sie war, von Gott selbst hergeleitet wurde. Andre Deutungen des Rechts beschränken sich darauf, sein Wesen an sich in eine ideale Sphäre zu erheben, von wo aus es der Kritik an dem geltenden historischen Recht Unterstützung und Nachdruck verleiht. — Wesentlich ist das Verhältnis zwischen dem Recht und der Macht. Mag auch Recht in seinem Ursprung mit der Macht zusammenhängen, mag es auch immer das sog. Recht des Stärkeren geben, immer erhebt sich der Anspruch des Rechtes, sich auch die Macht zu unterwerfen, anstatt ihr untertan zu bleiben. Die Macht wird, wo immer das von der unbedingten sittlichen Norm gelenkte Gewissen mitspricht, in den Dienst der Verwirklichung des Rechtes zu stellen versucht. Und dieses selbst muß dem auf das höchste Ziel des Menschen gerichteten Glauben als ein Weg erscheinen, um das Reich der Sittlichkeit, das Reich Gottes im Sinn der Freiheit und der Persönlichkeit zu verwirklichen. Das

ist die unserm Glauben entsprechende Verbindung zwischen Recht und Religion. Von da aus aber erheben sich manche Anforderungen an das Gebiet des Rechtes, die uns um so mehr als Christen und Bürger des Staates angehn, als nun nicht mehr der König, sondern das Volk zum Urheber der Gesetzgebung, wenn auch durch eine Reihe von Zwischenstufen, geworden ist, seitdem ihm zugleich das Recht zusteht, die Rechtsprechung seiner sittlichen Kritik zu unterziehen. Diese gegenwärtige Lage erfordert es, daß wir nicht gleichgültig an der Aufgabe vorbeigehn, unsern Beitrag zur Rechtserziehung und Rechtsentwicklung zu leisten. Der Sinn in den Reihen der Christen und der Theologen ist oft dafür wenig entwickelt, wie schon oben gesagt worden ist; wir haben den Gegensatz, in dem die Gründer und Erneuerer unsrer Religion zu dem Gesetz, zu der Rechtsreligion gestanden haben, noch immer in unserm Gefühl. Das darf uns aber nicht davon abhalten, wo es nötig und möglich ist, dieser wichtigen Seite am Volksleben noch einmal unsre Aufmerksamkeit zu widmen.

Dreierlei kommt dabei in Betracht.

Es gilt den einfachen Rechtssinn zu wecken und zu pflegen. Christen und zumal deutsche Christen haben, wie es scheint, mehr Sinn für Güte und Wohlwollen als für die einfache Rechtsverpflichtung. Die Masse hat besonders unter den moralischen Verwüstungen der letzten Jahre das Rechtsgefühl verloren. Nach beiden Seiten hin gilt es darum den Rechtssinn zu erwecken und zu stärken. Die Rechtspflicht geht der Liebespflicht grundsätzlich voran. Die Rechtspflicht ist der erste Damm gegen Egoismus und chaotisches Triebleben. Sie bedeutet das Mindestmaß dessen, was zu jener Ordnung des gemeinsamen Lebens nötig ist. Und dieses Maß zu beachten, auch wenn es wider den eignen Vorteil und sogar die eigne Überzeugung geht, steht dem Frommen besser an, als sich darüber hinwegzusetzen, um irgend ein scheinendes Werk der Extrasittlichkeit zu tun. Und die Rechtspflicht bedeutet für das Triebleben den Zuchtmeister des Gesetzes, der aus dem Geist einer noch geringen Moral heraus die Bedingung für das Leben der Gemeinschaft und auch für das Erwachen persönlichen Lebens schafft.

Die Rechtspflege fordert auf der andern Seite nicht minder oft als Gegengewicht zu dieser ersten Aufgabe die Beachtung der Hüter des Glaubens und des persönlich-sittlichen Lebens. Immer haben Große im Reich der Religion den Machthabern eingeschärft, daß auch für sie das Wort von der justitia als dem fundamentum regnorum gilt. Es darf nicht sein, daß sie das Recht außer Acht lassen, daß sie es vergewaltigen zu ihren Gunsten, daß sie den Gehorsam gegen das Gesetz von den andern im Dienst ihrer Macht und Selbstsucht verlangen und sich selber als exlex ansehen. Von Nathans Wort an seinen König: Du bist der Mann, bis zu dem des Täufers: Es ist nicht recht! — ist es immer der Drang in aufrechten Gottesmännern gewesen, anstatt dem Unrecht Vorspann zu leisten oder die Augen vor Klassenjustiz zu verschließen, der Stimme des Unbedingten Gehör zu verschaffen. Das gilt aber nicht bloß den gerade herrschenden Gewalten, sondern auch den andern gegenüber, die ob nun im äußern Machtkampf zwischen den Staaten oder im innern zwischen den Klassen, sich des Rechtes und der Moral als eines Kampfmittels gegen ihre Feinde und Gegner bedienen, um nach erreichtem Sieg nicht weniger als

diese Macht für sich auszunutzen und die Berufung auf das Recht den Unterlegenen zu überlassen. Mag auch die Stimme des christlichen Gewissens nicht weit in den Lärm dieser Kämpfe hineindringen, es kommt vor allem einmal darauf an, in dem Gewissen unsrer Gemeinden der Stimme des Rechtes als eines Unbedingten Gehör zu verschaffen, das auch dann gilt, wenn es gegen den eignen Vorteil spricht. Dabei ist besonders an alles soziale Recht gedacht, in das sich von einem oft recht eigensüchtigen patriarchalischen Standpunkt aus gerade manche Christen schlecht hineinfinden können.

Von da aus wird aber noch ein weiterer Schritt sich als notwendig ergeben. Das ist der Einfluß auf die Rechtsbildung, wie er normalerweise immer von den geklärten Gewissen einer Zeit und der fortschreitenden Versittlichung der öffentlichen Meinung her ausgeübt werden soll. In diesen Strom kann immer einmal eine starke sittliche Persönlichkeit oder eine entschlossene Gruppe von überzeugten Kämpfern für das Gute den Zufluß eines weitertreibenden besseren Geistes ergießen. Dabei kann es sich um ganz verschiedene Aufgaben handeln. Der oben erwähnten kulturkritischen Bedeutung der Religion entspricht es, wenn sie nicht bloß überlebtes Recht, das zum Unrecht geworden ist, wie etwa jegliche Regelung zwischen den Angehörigen der verschiedenen Stände und Klassen, die der Menschenwürde widerspricht, bekämpft, um eine bessere an die Stelle zu setzen; sondern auch, wenn sie überhaupt gegen das Überhandnehmen der Regelung des Lebens durch Recht und Gesetz Verwahrung einlegt. Das kann sie etwa tun, um den Bereich des inneren Lebens, des religiösen wie des sittlichen, vor der Versteinerung und der Zerstörung des ihm erbfeindlichen Gegners zu bewahren; aber auch um der echten Freiheit eine Gasse zu lassen, die nicht in der gesetzesfeindlichen Willkür, sondern in der Gewissensbildung besteht, die das Gesetz dem Menschen in die Brust legt. Wie sich Moral zu Recht kristallisiert, so sollte sich auch Recht wieder in Moral auflösen. An der sozialen Gesetzgebung, ob sie nun mehr aus Klugheit oder aus Sittlichkeit herstammt, kann und soll sich sozialer Sinn entzünden. Die Not der Kriegsjahre und der auf sie folgenden Zeit hat uns eine solche Fülle von Gesetzen gebracht, daß sie auch dann schon bedenklich wäre, wenn sie alle wirklich Recht enthielten; denn wo viel Gesetz ist, ist viel Übertretung und Gewissenspein. Wo sie aber offenbares Unrecht enthalten, weil sie einseitig sind oder gar unüberlegt zusammengestückt wurden, da kann es zur Aufgabe werden, nicht bloß schlechtes Recht durch besseres zu ersetzen, sondern auch Gewissen zu beraten, wie sie sich dem noch geltenden unrechten Recht gegenüber zu verhalten haben.

Die Rechtspflege in Gesetzgebung und Rechtsprechung bleibt auf alle Fälle das Kernstück staatlichen Lebens. Vielleicht geht, um es noch einmal mit Nachdruck zu wiederholen, die Entwicklung dahin aus, daß die beiden großen anderen Gebiete, das wirtschaftliche und das kulturelle Leben, allmählich wieder aus der unmittelbaren Pflege des Staates ausgeschieden und der eignen Selbstverwaltung überlassen werden. Das wäre ein neuer Abschnitt im staatlichen Leben. Entstand der Staat, als er den Schutz seiner Angehörigen übernahm, stieg er dann vom Schutzstaat zum Rechtsstaat auf, um dann zum Kulturstaat zu werden, so haben wir seine Entwicklung zum Wirtschaftsstaat erlebt, die

wir nicht als Aufstieg ansehen können. Er bestand darin, daß der Staat und die Wirtschaft verstaatlicht wurde. Der Staat wurde der Schützer des nationalen Kapitals. Wir zweifeln nicht, daß das der Ursprung des Weltkrieges war. Vielleicht geht die Entwicklung wieder zurück, um dem Volk zu geben, was des Volkes, und dem Staat zu lassen, was des Staates ist. Das ist der Sinn der S. 241 erwähnten Dreigliederung; nur daß dieser Steinersche Plan viel zu lebensfern gedacht ist, weil er den berechtigten Anspruch des politischen Machtwillens übersieht und trennen will, was nur unterschieden werden kann. Erstrebenswert aber ist eine Ordnung, die auf dem Grund des altliberalen Gedankens der Selbstverwaltung einem zur Mündigkeit zu erziehenden Volk möglichst viel von seinen Angelegenheiten in die Hand gibt.

So erhebt sich vor unsern Augen ein Staat — in der Bedrängnis durch den äußern Feind mit Blut und Eisen geschaffen und dabei doch zu Höherem bestimmt; mehr brutal als ideal, und doch der Träger der höchsten Güter der Nation; ganz regiert vom Hunger nach Macht, selbst jenseits von gut und böse, und doch ein Erzieher zu mancher Tugend in seinem Dienst und auch unbewußt ein Werkzeug am Bau des Guten in der Welt; aus klar erkennbaren Antrieben entstanden und doch mit dem Anspruch auf mystischen Ursprung und ewige Dauer. Der Staat steht vor uns als Monarchie, als Schöpfung und Herrschaftsbereich eines Mannes, der ganz Herrscher ist, wie der Staat ganz sein Werk und Wesen darstellt. Wir bewundern den Mann, der, ein Bauernsohn, mit dem unwiderstehlichen Drang des Instinktes, Gewalt mit List verbindend und deckend, nicht ruhte, bis er an der Spitze des Volkes stand; der mit der innern Sicherheit des geborenen Herrschers alle innern und äußern Hindernisse wegräumte und den Grund zur Ordnung und zu einer großen Zukunft legte, umjauchzt von seinem Volk, das angesichts der überzeugenden Wirklichkeit eines geborenen Retters und Herrschers alle Bedenken aus Jothams Fabel längst wieder vergessen hatte. Wir empfinden auch schon den Zauber, den seine instinktiv mit dem Volk fühlende Klugheit in wirksamen Stimmungswerten um seinen Thron ausbreitete: Sieg, nationale Befreiung, königliche Residenz, nationales Heiligtum, Hof, Heer, festliche Aufzüge und was sonst noch zu dem ganzen Königsspiel gehört. Als echtester Eindruck aber wirkt auf uns die Gestalt des königlichen Helden selbst, der mit seinem Glanz und Namen noch über ein halbes Jahrtausend hin alle Hoffnungen des Volkes an seine Person knüpft und auch etwas von seinem Schimmer über die unfähigen unter seinen Nachkommen und Nachfolgern breitet. Wir ahnen damit auch schon den Segen und die Gefahr der Monarchie. Klugheit, Glaube an Erbtugenden der Herrschaft oder legitimistische Ehrfurcht vor dem von Gott erwählten Geschlecht lassen immer wieder auf ein Ebenbild des Ahnen hoffen, wenn einmal die stolze Reihe durch einen unbedeutenden oder schlechten Herrscher unterbrochen wurde. Aber die Segenskraft kann sich erschöpfen im so und so vielten Glied, der Segen Gottes weicht und das Erbböse nimmt überhand. — Der Sammler der Haus- und Regentengeschichte Davids hat uns auch an dem Ahnen die Schatten nicht vorenthalten: seine Monarchie ist Autokratie und diese neigt stets dazu, sich exlex zu fühlen und die Macht über das Recht zu erheben. Die folgenden Berichte zeigen uns Schatten über Schatten, aber auch wie sich die

Sünde schon an dem Sünder selber rächt. Nehmen wir diese Neigung als typisch für die Monarchie, dann verstehen wir, wie sie eingeschränkt werden mußte durch Verfassung und Mitrecht des Volkes; auch wie sie verschwand, als sie auch unter diesem Kostüm immer noch autokratisch, der Führeraufgabe nicht entsprochen hatte, die ihr oblag. Zwar möchten wir noch heute lieber durch einen Autokraten gerettet als durch korrekte Erwählte des Volkes in den Abgrund geführt werden; aber wir ersehnen uns den Helden, der, ein Führer und Freund seines Volkes, an sich selbst glaubt, Glauben an sich erweckt und Kraft für andere hat, der nicht Gewalt ausüben und gedient haben will, sondern sich dem Ganzen als erster Diener des Staates verbunden weiß.

David und Rizpa.

21,1—14 9,1—13.

Diese Geschichte zeigt auf einem düstern abstoßenden Hintergrund ein liebliches Bild. Jenen bildet das echt orientalische Verfahren Davids mit den letzten Sauliden. Er beseitigt sie, indem er sie hinrichten läßt. Aber um diesen schändlichen Akt ist ein frommes Mäntelchen geschlungen: entweder David selbst oder die spätere Geschichtsschreibung hat diesen Mord mit der Hungersnot und mit der Sühneforderung der Gibeoniten in Verbindung gebracht. Davids Bild wird für uns auch dadurch nicht erfreulicher, daß er die toten Feinde ehrt, nachdem er die Lebenden aus dem Weg geräumt hat. Wir empfinden etwas wie peinlichstes Befremden, wenn nicht geradezu Schauder vor einer politischen Klugheit, die so sehr zur Schlauheit und Verstellung führt. In dieser Geschichte wird Davids politischer Charakter in einer Weise enthüllt, die auf die früheren Geschichten ähnlicher Art ein bedenkliches Licht wirft. Nicht nur diese Schatten an seiner persönlichen Wesensart sind uns zu seiner Kennzeichnung von Bedeutung; mehr noch ist es das Licht, das von hier aus auf die Frage fällt, die im Mittelpunkt unsres Nachdenkens steht, die nach dem Verhältnis von Politik und Moral. Die Antwort, die wir hier erhalten, lautet auf politische Heuchelei. Diese aber bedeutet, daß die ungebrochene Herrschaft der Politik vorbei ist und die Moral sich geltend zu machen beginnt. Das ist das Gute, das wir sogar dieser wenig erfreulichen Tugend abgewinnen wollen: sie ist der Tribut des Lasters an die Tugend, sie ist ein erster kleiner Sieg über die Brutalität; dabei mag zugegeben werden, daß diese an sich erfreulicher erscheinen mag als jene. Auch die Freude an der Großmut gegen den Meribaal wird dadurch gemindert, daß aus ihr wieder die Schlauheit des Politikers herausschaut: wie er die unschädlich gemachten Prätendenten ehrt, so auch den unschädlich scheinenden Krüppel; die Aufnahme an seinen Hof konnte als großmütige Wohltat nach außen hin glänzen, diente aber doch als Schutz vor möglichen Überraschungen; freilich die spätere Geschichte zeigt, daß sich der überschlaue König damit verrechnet hat. Nicht anders ist es ihm auch mit dem so klug berechneten Mord der andern Saulssöhne ergangen; die blutige Saat hat böse Früchte getragen. Es klingt banal, verliert aber darum doch nichts von seiner Wahrheit: auch in der Politik ist das sittlich gute Verhalten, auch wenn sein Gegenteil augenblickliche Schwierig-

keiten beseitigt, auf die Dauer immer das klügste; denn wer Wind sät, erntet Sturm; und wer mit der Gewalt arbeitet, ruft sie wider sich selber auf.

Wie hebt sich von diesem abstoßenden überklugen Handeln des Mannes das triebartig-unmittelbare Handeln der von ihren Gefühlen beseelten Frau und Mutter ab! Rizpa ist viel zu wenig bekannt, wie zweifellos die rein menschlichen Züge an den biblischen Gestalten und in der Bibel überhaupt aus gewissen Gründen weniger berücksichtigt und gepriesen werden, als sie es verdienen. Das Bild der Rizpa in ihrer stillen Treue und schweigenden Pietät ist eins der erfreulichsten und erhebendsten Frauenbilder im Alten Testament, das an solchen nicht reich ist, und in der Bibel überhaupt. An einem Frauentag könnte man es zeichnen, wie es in der Monatschrift für Past. Theol. XII von Dechent geschehen ist. An einem Totengedächtnistag könnte man es heranziehen oder in den Mittelpunkt stellen, um an ihm wirkliche Pietät anschaulich zu machen. Im allgemeinen finden sich die meisten Menschen aus Sorge oder Leichtsinn viel zu schnell mit ihren Toten ab. Sie gehen damit einer Bereicherung ihres Lebens verlustig, die mitten in allem Elend viel Frieden und viel Ernst in die Seele hineinbringen kann. Gerade dem unruhigen modernen Wesen, das bloß an das Heute und an das Morgen denkt, tut die Versenkung in das Reich des Todes und der Umgang mit lieben Verstorbenen den Dienst, an das ewig ruhende Unsichtbare zu gemahnen. Darin hat auch die katholische Kirche einen großen Vorzug vor der evangelischen, daß sie die ganze Fülle des Lebens, die in der tiefsinnigen Beschäftigung mit Tod und Verstorbenen liegt, ganz anders in den Dienst der Lebenskunst zu stellen weiß.

Die Volkszählung und die Pest.

24, 1 – 25.

Auch hier ist ein Zusammenhang geschlungen zwischen einem Unglück und einer Verfehlung; aber in einer viel ernsteren Weise, ganz fromm und gläubig. Trotzdem können wir ihn als Jünger Jesu nicht als richtig anerkennen. Wir müssen uns auch vor jedem Versuch hüten, doch irgend eine Art von Verbindung herzustellen. Hier spricht ein Glaube, den wir nicht mehr teilen dürfen und den wir bekämpfen müssen, weil er noch tief auch in unserer frommen Bevölkerung steckt. Es ist noch immer viel zu wenig getan worden, um sie unsre Erkenntnis gewinnen zu lassen, wie wir sie der Offenbarung über jenen Zusammenhang von Hiob an bis zu Luc. 12 verdanken. Wertvoll an der Erzählung ist die Kennzeichnung des Königs: das ist kein guter König, der, wie berichtet wird, drei Tage Pest einer dreimonatlichen Flucht vor seinen Feinden vorgezogen habe. Man könnte immerhin diesen Zug mit dem V. 17 zu einem Bild gestalten, das die Besinnung auf die eigne Schuld und die Fürbitte für die schuldlosen andern unter dem Druck gemeinsamer Not zur Darstellung bringt. Mehr wird man dem Glauben, der die Erzählung geformt hat, gerecht, wenn man es wagt, darüber zu sprechen, daß sich Glaube und Rechnen im Gemüt des Frommen nicht vertragen. Ricarda Huch bringt die Äußerung eines Prof. Moser über die Volkszählung in der Schweiz aus dem Jahre 1916 bei: „Hier ist ein Volk, das verstanden hat, sich selbst zu beobachten

und sich selbst zu regieren." In ihr findet sie den Ausdruck für ein Verhalten, das Gott nicht haben will; „denn die unbewußte Kraft zieht sich vor dem Verstande zurück." — Das ist eine feine Beobachtung, wie sie durchaus richtigem weiblich frommen Empfinden entspricht. Aber dadurch darf auch nicht das Vorurteil erweckt werden, als vertrüge sich Gottvertrauen nicht mit Buchführung und ein frommes Regime nicht mit Volkszählung. Was im Dienst der Ordnung nötig ist, darf nur nicht zum Übermut und oder auch bloß zur Minderung des Gefühles beitragen, ganz von Gott abhängig und zugleich ihm verantwortlich zu sein.

Der Krieg mit Ammon.

10,1 – 11 und 12,26 – 31.

Der Bericht über diesen Krieg wirft allerlei Gedanken über damalige und heutige äußere und innere Politik ab.

Wie der Anlaß zum Krieg erzählt wird, so hätte sich David sehr politisch, Ammon aber sehr unpolitisch benommen. David will gute Beziehungen zum Nachbarkönig anknüpfen, dessen Ratgeber aber wollen klüger sein und fassen Verdacht, diese Gesandtschaft Davids bezwecke bloß Spionage. Wir kennen diese Wirkung einer jedem andern Staat nachlaufenden Politik der Höflichkeit gut genug, aber ihre Art sie zu erwidern, ist doch zu übel. Selbst wenn sie darin Recht gehabt haben sollten, was ja nicht ganz unmöglich ist, war ihr Vorgehen sehr unpolitisch. Es hätte sicher Wege genug gegeben, um den angeblichen Trauergesandten entweder ihre Spionage unmöglich zu machen, oder wogegen gar nichts einzuwenden wäre, sie hinter das Licht zu führen. Aber in jugendlicher Rehabeampolitik tun sie das Übelste, was sie tun können, sie beschimpfen die Gesandten des Nachbarherrschers. Das ist ein Beispiel der törichtsten und unmoralischsten Affektpolitik, auf die sie vielleicht sehr stolz gewesen sind, wie ja viele Leute auch heute noch bei uns solche Affektpolitik über die angebliche Leisetreterei der Diplomaten erheben. — Das kann sich David nicht bieten lassen, denn seine Ehre ist verletzt. Seine und nicht die seines Staates oder seiner Nation — wir sind noch ganz auf dynastischem Boden. Falls David nicht aus dem angegebenen Grunde, sondern aus der Hinterlist heraus gehandelt hätte, die man ihm zugetraut hat, wäre sein Ziel, der casus belli, erreicht und vor allem der Anschein, der Beleidigte zu sein, erweckt worden, der auch ein moralisches Recht zum Kriege hat. Sicher ist es aber, falls solche Bedenken damals unbekannt waren, bei uns so, seitdem die Moral um Einfluß auf die Politik kämpft und seitdem es Volkskriege gibt. Immer der andre hat angefangen und „wir" sind stets im moralischen Recht. Freilich ein eigentlicher Grund zum Krieg ist uns nicht durchsichtig in dem vorliegenden Fall. Wirtschaftliche gab es damals nicht; denn was sollten Bauernländer mit einander um dieser willen Krieg führen? Es müssen also rein politische gewesen sein, entweder der Wunsch, die bedrohliche Macht des andern rechtzeitig zu zerstören oder die eigne um sein Land zu erweitern. Denn so lange es Staaten gibt, ist ihnen dies Bestreben eingeboren, ihre eigne Macht auszudehnen und keine größere neben sich zu dulden. Das gehört vorläufig noch immer zum Wesen der Staaten und hindert sie daran, eine moralische

Politik zu treiben, wie ja auch die Einzelperson an der Erhaltung ihres Selbst die Grundlage ihres Strebens hat, gegen die sich Gebote des Verzichtes und der Selbstverleugnung nur schwer emporarbeiten können.

Die Kämpfe zeigen den Joab in seiner ganzen Mannentreue und militärischen Kunst; David aber blieb der Hauptschlag gegen die kriegsgewohnten Aramäer vorbehalten, der ihm auch geglückt ist. „Im folgenden Jahr um die Zeit, wo die Könige ins Feld ziehen", schickte er den Joab, während er selbst in Jerusalem blieb. Diese Bemerkung über den regelmäßigen Auszug der Könige im Frühjahr zeigt das Kriegsführen als die Haupttätigkeit der Könige und damit des damaligen staatlichen Lebens an, wie es dem dynastischen Wesen entsprach. Von diesem Standpunkt hebt sich der unsrige, wie er durch die größere Gefahr mehr als durch die Moral im Lauf der Zeit geworden ist, doch vorteilhaft ab.

Der Schluß des Berichtes läßt wieder auf das Wesen des dynastischen Staates einen wertvollen Blick tun. Joab verzichtet zu Gunsten seines Königs auf die Ehre, den Feldzug durch die Eroberung der Stadt Rabba zu krönen. David kommt von Jerusalem, wo er zurückgeblieben war, während sein Heer im Feld stand, und erobert die Stadt. Die Ehre des Königs als bestimmender Grund höfischer und staatlicher Politik ist uns aus der Geschichte auch unsrer Monarchie wohl bekannt. Nicht weniger das ganze theatralische Wesen, das ihr leider so oft genug zu dienen hatte. Wenn so vieles bloß unter dem Gesichtspunkt geschah, daß es auf das Volk wirke, so gehörte dieses uns heute ganz unverständliche Bestreben zu den Unwahrheiten, die wider das von Carlyle so stark betonte Grundgesetz der Wahrheit im geschichtlichen Leben eines Volkes verstoßen. Was im Augenblick an Gewinn erreicht wird, geht später zwiefach verloren, wenn das Volk durchschaut, wie mit ihm und vor ihm gespielt worden ist. Zumal wenn sich hinter den Kulissen so üble Dinge vollziehen, wie sie von David gemeldet werden.

Urias Weib.

11,2–12. 27.

Die Geschichte von Davids Ehebruch wollen wir nicht bloß unter dem menschlichen und religiösen, sondern auch unter dem politischen Gesichtspunkt behandeln. Denn ein König hat kein Privatleben; alles an seiner Person gehört dem Staat und hat für ihn gute oder böse Folgen. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist so vieles an dem ganzen Vorfall typisch. Die Muße des fern von seinem Heer in seinem Palast weilenden Herrschers wird ihm zur Versuchung. Die Autokratie dünkt sich, ob ausgesprochen oder geheim, über das Gesetz erhaben und pflegt sich zumal in geschlechtlicher Hinsicht zügellos auszutoben. Ehebruch und die üblichen Mittel, ihn ins Werk zu setzen und seine Folgen zu verhüten, also Intrige und offne oder versteckte Gewalt, haben leider immer das Hofleben auch kräftiger und glücklicher Herrscherhäuser geschändet. Auf David wirft gerade die Art, wie er die üblen Folgen für sich verhindern will, eine noch viel größere Belastung, als die Sünde selbst. Könnte diese als Ausbruch augenblicklicher Leidenschaft erklärt werden, so zeigt sein Verhalten nachher ein ganz erschreckendes ruere in servitium, das auf einen

grundböſen Charakterzug ſchließen läßt. Man ſchaudert geradezu davor, wie im Dienſt der Sünde ein hoher Geiſt mit ſcharfem Verſtand zu der raffinierteſten und abgefeimteſten Bosheit kommen kann, wie ſie ſich in dem Verhalten Davids gegen ſeinen auf Urlaub in Jeruſalem weilenden Hauptmann offenbart. Scheiterte die Hinterliſt an dem geraden Sinn des Soldaten, der ohne es zu ahnen, ſeinem König das Netz zerreißt, ſo muß die Gewalt möglichſt ſchnell an ihre Stelle treten. Der Uriabrief iſt in ſeiner Gemeinheit ſprichwörtlich für die Undankbarkeit und Hinterliſt großer Herrn geworden. Hier ſieht man in Tiefen des Menſchenherzens hinein, die am beſten der 51. Pſalm zum Ausdruck bringt, den man David als den Ausdruck ſeiner Geſinnung nach dieſer Tat in den Mund legt.

Fällt angeſichts der orientaliſchen Verhältniſſe jede Schuld des Weibes weg, ſo würden wir aus den unſern heraus ſagen, daß in ſo vielen Fällen gerade das Weib es iſt, das, wenn auch nur durch Unachtſamkeit, die ſtets entzündlichen Sinne des Mannes reizt, wenn es nicht durch die Sucht nach Triumphen verführt, ihm noch als bewußte Verſucherin entgegenkommt. Wiederum nicht bloß orientaliſch iſt die Willfährigkeit des Heerführers ſeinem autokratiſchen Herrn gegenüber, die uns ſeine Mannentreue in üblem Lichte zeigt, weil ſie ohne Bedenken nicht bloß gegen Gewiſſen und militäriſche Ehre, ſondern auch gegen das weiter gefaßte Wohl von König und Dynaſtie verſtößt. Ganz beſonders entſetzt die Schnelligkeit, mit der der Untergebene den Wink ſeines Herrn begreift und die verſchmitzte Art, mit der er ihm den Erfolg ſeines Vorgehens meldet. Das iſt Hof, damals und in neuerer Zeit. „Ich haſſe den Hof und die Heuchelei", an dieſes Wort des Epiphanius muß man denken.

Ob nun die Verwahrung des ſittlichen Gewiſſens in dem Bußwort Nathans auf Geſchichte beruht oder ob ſie bloß dem ſpäteren Bedürfnis eines Ausgleiches entſtammt, jedenfalls entſpricht ſie dem Geiſt, in dem auch dem König gegenüber die Wahrheit Gottes zum Ausdruck kommen mußte. Es iſt doch ſehr fein, wie der Prophet die Gefahr zu vermeiden ſucht, daß ihm ſein Wort nicht den Kopf koſtet, indem er den König ſich ſelbſt ſein Urteil ſprechen läßt. Prachtvoll iſt es, wie der König, der zornige Rächer des Unrechtes, daran erinnert wird, daß er nicht über, ſondern unter dem Geſetze ſtehe. So iſt Nathan ein unübertreffliches Beiſpiel, wie ein Zeuge der Wahrheit nicht bloß bei Großen ſpeiſen, ſondern auch ihnen mit Takt und treffſicherem Wort ins Gewiſſen reden kann. Sein Wort „Du biſt der Mann" geht kühner als die oft ſo gewundenen Reden mit Man und Wir auf den Mittelpunkt los und deckt ſchonungslos auf, was vor Gott und Menſchen zu ſühnen war. Dies Wort iſt als Bußtagswort bekannt genug; jetzt, da es leicht iſt, den Großen ihre Sünden vorzuhalten oder nachzuwerfen, erfordert es oft größern Mut, den groß gewordenen Kleinen denſelben Dienſt zu tun. Auf alle Fälle aber iſt die, man möchte beinahe ſagen katechetiſche Art vorbildlich, wie Nathan verfährt. Alles Schelten und Bußepredigen hat gar keinen Zweck, wenn nicht die eigne Einſicht des Sünders dazu Ja zu ſagen veranlaßt wird; denn ſonſt tritt die Verſtockung ein, die alle Mühe hoffnungslos vereitelt. Dieſes Jaſagen wird am beſten erreicht, wenn ein Menſch mit denſelben Maßſtäben gerichtet wird,

die er an andre anlegt, Matth. 7,1 und Röm. 2,1. Gerade an seinen an andre angelegten Maßstäben einen Menschen zu fassen, um ihn sich vor sich selber schämen zu machen, ist eine feine seelsorgerliche und homiletische Kunst; sie wird freilich nur da anschlagen, wo einer aus der Wahrheit ist, und überall versagen, wo jene ihm bloß als ein Mittel für eigennützige Zwecke dienen sollen.

Ist Davids Zerknirschung unter dem Wort Nathans vielleicht erbaulich zugestutzt, so berührt sein Verhalten bei dem Tod des Kindes überaus stark als Zeichen einer menschlich großen Seele. Wie man doch alles dank der meisterhaften Erzählung sieht: den großen König, der offenbar den Knaben lieb hat, in Trauergebärde am Boden liegen, die flüsternden Diener, die einmal wieder nicht wagen, ihrem Herrn die Wahrheit zu sagen, David, als er seinen Tod erraten, gefaßt und vernünftig, Herr seiner Gefühle wieder dem Leben zugewandt — das Ganze nicht bloß eine psychologisch eindrucksvolle Erzählung, sondern auch ein Vorbild, wie ein Mann seine Trauer zu überwinden hat.

Amnon und Absalom.

13,1 – 14. 35.

Literarisch ist diese Erzählung darum von hohem Wert, weil sie die ersten gelungenen Versuche macht, in das Seelenleben der handelnden Personen einzudringen und es in einfacher Schilderung darzustellen. So ist es doch eine gute und immer zutreffende Beobachtung, die den Amnon vor seiner häßlichen Tat und nachher vergleicht: wenn man einen Menschen dadurch um seine Würde gebracht hat, daß man ihn als Verräter oder geschlechtlich zu einem Mittel für seine persönlichen Zwecke macht, dann kann man nicht anders, als ihn selber verabscheuen. Das gilt auch und zwar ganz besonders, wenn man wie Amnon hier Zwang angewendet hatte. Wie ganz anders genießt man die Freude an einem Menschen, wenn man ihn mit der Achtung behandelt hat, die seiner Würde geziemt! So reich die Erzählung an ähnlichen Beobachtungen ist, so zurückhaltend und doch offen ohne lockende Prüderie der peinliche Vorgang erzählt wird, so groß ist doch die Gefahr, daß Unreife jedes Alters sie unter die Stellen werfen, die entweder als heimlicher Reiz genossen oder zur Verurteilung des Bibelbuches vorgewendet werden.

Menschlich und politisch angesehen wirft das Stück auch allerlei wichtige Erkenntnisse ab. Ein Prinz kommt wie sein Vater, der Herrscher, durch Müßiggang und durch den Kitzel der Macht verwöhnt, zu der Sünde, die schon immer das Grauen gerade aller unverdorbenen Völker erweckt hat. Wie selten hat sich ein Hof von der Unzucht frei gehalten, wie sie immer Wohlleben und Machtgefühl als übelster Schatten begleitet! Wie oft haben aber diese Sünden nicht bloß dem einzelnen Glied dieser Häuser, sondern dem ganzen Geschlecht und der Dynastie das Grab graben helfen! Die böse Tat gebiert auch in dem Haus Davids fortzeugend Böses. Die Gewalt an der Schwester rächt Absalom durch heimtückischen Mord. Dem Zerfall des königlichen Hauses sucht Joab, der treu an seinem König hängt, durch eine feine List vorzubeugen. Er dingt ein kluges Weib, um mit ihr ebenso den König zum rechten Weg zurückzuführen, wie es vorher Nathan gelungen war. Königen darf man nicht die Wahrheit sagen; bis in diese unsre Tage galt es nicht für loyal, ihnen auch nur einen

noch so gut gemeinten Rat zu geben, der gegen ihre Anschauung ging; man müßte ihn denn als ihre eigne Entdeckung ihnen zu suggerieren wissen. Diese aus dem alten autokratischen Geist herrührende Unwahrheit gehört auch zu dem ganzen Kulissenzauber, der die Monarchie in der alten Form für immer unmöglich gemacht hat. Nicht immer werden die Könige in einem so guten Geist und in einer so feinen Weise bearbeitet, wie es hier geschieht. Joab will Ordnung und Ruhe in das Haus seines Königs bringen, der zwar wie ein echt orientalischer Despot als eine Art von göttlicher Inkarnation auf dem Thron sitzt, ein Gegenstand ehrfürchtiger Scheu für seinen Hof und seine Untertanen, der aber von seinen Söhnen offenbar wenig respektiert wird. Zuletzt beruht alle Achtung vor der Hoheit eines Amtes doch auf der vor der Persönlichkeit, die es innehat.

Kulturgeschichtlich bedeutsam ist der Versuch Joabs, im Dienst des königlichen Hauses den König zu einem andern Verhalten Absalom gegenüber zu bestimmen. Er soll dem Zug seines Herzens folgen und dem Gesetz der Blutrache entgegen ihn zurückrufen. So bahnt sich rein aus Rücksichten der Klugheit um der Erhaltung der Familie willen die Überwindung dieses uralten Rechtes an. Denn Blutrache war nicht bloß Sitte, sondern sie war Recht. Und dieses wird allmählich durch anderes verdrängt. Noch einmal sei auf den Fortschritt in der Entwicklung hingewiesen, der durch die Geschichte hindurchgeht: wie die Streitigkeiten innerhalb der Sippe nicht mehr nach jenem, sondern nach einem andern Recht erledigt wurden, wie die Fehde, die nicht weniger auf Recht beruhte, langsam einer neuen rechtlichen Regelung der Streitigkeiten zwischen den politischen Gruppen wich, so könnte es auch einmal eine andre Regelung der Verhältnisse zwischen den Völkern geben als den Krieg.

Absaloms und Sebas Aufstand.

15,1 – 19. 41.

Es ist das Besondre an der Monarchie, zumal in ihrer absolutistischen Form, daß das Geschick des Staates auf das engste mit dem einer Familie verbunden ist. Liegt hier der Segen dieser Staatsform, so auch ihr Nachteil. In dem Aufstand Absaloms tritt gerade dieser deutlich hervor. Wird diese Geschichte in der Regel unter dem Gesichtspunkt der Familie behandelt, so tritt für uns der politische stärker hervor. Reich ist der Gewinn an Gedanken, die sie für diese Betrachtung abwirft.

Das wenige, was über den Anlaß des Aufstandes gesagt wird, läßt uns ihn einigermaßen verstehen. David hatte sich nicht nur bei vielen durch seine Blutpolitik und durch den Mord Urias verhaßt gemacht; es scheint auch, als habe er die Zügel der Verwaltung lockerer geführt, da er alt wurde. Das klingt aus den Worten heraus, mit denen Absalom die Leute an sich lockte: Wenn man mich zum Richter machte, ich wollte jedem zu seinem Rechte verhelfen. Mit diesem Entgegenkommen wußte er noch den Eindruck einer jugendlichglänzenden Gestalt zu verbinden, sodaß sich alle Unzufriedenheit, wie sie sich im Lauf der Zeit unter jedem Regiment ansammelt, hoffnungsvoll auf ihn richtete. Sein Beweggrund ist ganz allein der Wunsch, sich die Herrschaft vor den andern Brüdern zu sichern oder gar sofort schon den Thron zu besteigen.

Wir wissen, aus unsrer und andrer Herrscherhäuser Geschichte gut genug, welch eine Verführung ein unbeschäftigtes Kronprinzendasein bedeutet. Ohne daß jemand etwas merkt, gelingt es ihm nicht nur sich vom Hof nach dem altgeheiligten Hebron hin zu entfernen, sondern auch eine richtige Verschwörung über das Land hin auszubreiten. Bei Zeiten sorgt er dafür, daß er einen klugen Priester als Ratgeber und Bürgen für die Huld der Gottheit bei sich hat, der zugleich auch als Anverwandter der Rizpa ein Gegner des Königs sein mußte.

Der Ausbruch des Aufstandes zeigt den ganzen Hof völlig überrascht, aber nicht rat- und hilflos. Sofort befiehlt David die Flucht, nicht ohne vorher noch klugerweise dafür gesorgt zu haben, daß getreue Anhänger zurückblieben, die dem jungen Aufrührer und seinem Anhang mit falschem Rat und mit Verrat zum Verderben gereichen sollten. Mit dieser Schlauheit steht die vornehme Gesinnung des Königs, mit der er den Ithai aus Gath als einen Fremden zurücklassen will, nur dann in Widerspruch, wenn man ganz unrichtige Vorstellungen von der Einheitlichkeit eines Charakters mit sich bringt. Nicht weniger müssen wir uns in die Sentimentalität der weinend ausziehenden Helden zu finden wissen, die einem weniger harten und in unserm Sinn kultivierten Geschlecht wohl angestanden haben muß. Ganz königlich zeigt sich David wieder im Gegensatz zu seinem Gefolge in der vornehmen Haltung, die er den Schmähungen des Simei gegenüber einnimmt. Mit der Naivität seines rechten Glaubens führt er sie, gleich einem Naturereignis, auf Gott zurück, der ihn fluchen geheißen habe, ein auch für uns noch vorbildlicher Weg, mit Kränkungen fertig zu werden.

Die Verhandlungen in Jerusalem zwischen Absalom und seinen Ratgebern zeigen eine Fülle interessanter Bilder. Der Priesterpolitiker Ahitophel, der mit der Unerbittlichkeit eines Samuel die sofortige Vernichtung des Gegners anrät; die List Husais, der, um David zu retten, zum Aufgebot der ganzen Heeresmacht drängt; die verhängnisvolle Torheit des Prätendenten, die vielleicht aus Angst vor der kriegerischen Kraft seines Vaters in die Verzögerung willigt; der kluge, erfahrene Priester, der damit das Ende gekommen sieht und lieber selbst seinem Leben ein Ende macht, als daß er es sich nehmen läßt. Und der Ausgang hat ihm Recht gegeben.

In dem letzten Teil des Dramas zieht uns vor allem die unheimliche Gestalt Joabs an. Im Gegensatz zu dem Vater und König, der wie immer zur Schonung rät, nur daß es ihm diesmal ganz ernst ist, vertritt er die harte Staatsräson. Denn David bleibt in dieser Hinsicht weit hinter Saul zurück, der sofort bereit war, seinen Sohn dem Tod zu überliefern, als er sich im Kampf gegen seinen Befehl jener Speise bemächtigt hatte. Ist es die Größe mancher Monarchen, wie z. B. auch Friedrich Wilhelms I., die in jener Verbindung von Familie und Herrschaft gelegenen Konflikte zu Gunsten der zweiten zu lösen, so hat David dazu nicht die Kraft besessen. Hatte er schon in der Angelegenheit Amnons eine Schwachheit bewiesen, wie sie nur scheinbar zu dem Kriegshelden nicht paßt, so ergibt er sich in diesem Fall ganz einer Sentimentalität, die zwar menschlich sympathisch, aber an ihrer Stelle durchaus verkehrt und pflichtwidrig ist. Soll einmal Staat sein, so muß er auch mit aller Rück-

sichtslosigkeit jeder andern sittlichen Größe vorgezogen werden. Es ist ganz und gar aus dem Wesen des Staates, nicht bloß des antiken, heraus gehandelt, wenn Joab den Aufrührer mit grimmer Härte unschädlich macht, und den König schilt, weil er, echt orientalisch sich seinen Gefühlen allzustark und allzuoffen hingegeben hatte. Man kann ja fragen, ob gerade dieses Wesen den Staat nicht als eine eben aus antikem Wesen entsprungene untermenschliche Einrichtung kennzeichne; aber so lange Staat Staat ist, darf er keine andern Götter neben sich dulden. — Es entspricht dann aber auch altem und neuem Brauch, daß ein Ratgeber, der seinem Herrn in dieser Weise die Wahrheit gesagt hat, für immer in Ungnade fällt.

Denn es ist von jeher das Elend in allen Monarchien gewesen, daß die Herrscher keine Wahrheit vertragen konnten und lieber alles andre als den Schein ihrer Unfehlbarkeit aufgaben.

Es ist wieder ein Zeichen der politischen Klugheit Davids, wenn er den Amasa und damit seine judäischen Stammesgenossen mit der Aussicht auf Joabs Nachfolge auf seine Seite zu ziehen versucht. Überhaupt zeigt er sich bei seiner Rückkehr in die Residenz ganz auf der Höhe seiner politischen Weisheit: den Simei, den Meribaal begnadigt er, den Barsillai, der ihm auf der Flucht Wohltaten erwiesen, zeichnet er aus. So nimmt er wieder die Zügel fest in die Hand, die ihm nur für kurze Zeit entglitten waren.

Der Aufstand Sebas, der sich an einen mit der Heimholung des Königs im Zusammenhang stehenden Zwist zwischen Judäern und Israeliten anknüpft, findet ihn mehr zum Widerstand gerüstet als der seines Sohnes Absalom. Auch hier beherrscht Joab das Bild; er benutzt die Verzögerung, die das Eintreffen seines Nachfolgers Amasa erlitten, um sich als unentbehrlich zu erweisen. Dann mordet er hinterrücks seinen Nebenbuhler, erobert die Stadt, in die sich der Aufrührer geflüchtet, und kehrt als Sieger zurück, nun unantastbar solange er lebte, aber dem Groll seines Königs für spätere Rache verfallen.

Wir vergleichen diese beiden Aufstände mit ähnlichen Erscheinungen aus der neuern Geschichte, also den großen Revolutionen, um ein Urteil über beide Arten von politischen Umwälzungsversuchen zu erhalten.

Ohne Zweifel ist das Wesen der Revolution der planmäßig unternommene Versuch, die herrschende Staatsverfassung zu Gunsten eines Standes im Volk, der bisher nicht an der Ausübung der Macht beteiligt war, mit Gewalt umzugestalten. Wenn man von dem Anlaß und den immer üblen Begleitumständen absieht, dann ist sowohl die französische wie die russische und die deutsche Revolution aus Ideen hervorgegangen, jene erste aus den sog. liberalen, diese beiden aus den sozialistischen. In jener handelte es sich darum, dem Bürgertum, in diesen, dem Proletariat eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung im Staate zu erringen. Beidemal hatte es der alte Staat versäumt, rechtzeitig den anders gewordenen Machtverhältnissen Rechnung zu tragen, und starr die Privilegien der von ihm bevorrechteten Stände, die ihn auch wieder vor allem getragen haben, festgehalten. Nachdem jene Ideen lange genug das Volk durchsetzt hatten, kam der Augenblick, da ihre Träger die Hand nach der politischen Macht ausstreckten. Dank der Schwäche

des herrschenden Staatswesens und der Leidenschaft der machthungrigen Masse gelang es ihr, und das Staatswesen wurde samt der gesellschaftlichen Ordnung von Grund aus umgestaltet. — Ohne Zweifel ist in diesem Sinn weder Absaloms noch Sebas Versuch eine Revolution. Höchstens dem zweiten kann man das Recht zusprechen, nach einer Idee gehandelt zu haben, wenn man den Wunsch, seinem Stamm die Königswürde wieder zu erringen, überhaupt so nennen will. Aber bei Absalom war es offenbar weiter nichts als persönlicher Ehrgeiz und Herschwille, der sich des idealen Vorwandes, den Leuten eine bessere Rechtsprechung zu verschaffen, schlauerweise bedient hat, um sie auf seine Seite zu ziehen. Wir können, falls die Quellen uns richtig berichten, gar nichts von einer Idee, auch nicht von dem sog. Kronprinzenliberalismus in seinem Verhalten entdecken. Er würde sicher nicht weniger als sein Vater ein orientalischer Despot geworden sein, weil ihm wie seiner ganzen Zeit jede andre Art von Herrschaft überhaupt fern gelegen hat. Darum kann man auch nicht das geringste edlere Gefühl, wie etwa Mitleid oder tragisches Mitempfinden, angesichts seines Todes aufbringen, weil kein Schimmer von Idee sein ganzes Verhalten verklärt. — Mit einer Revolution hat sein Aufstand nur dies eine gemein, daß er von den Fehlern der herrschenden Regierung seine Kraft zieht. Aber wir können heute in dieser Palastrevolution, die nur einen Despoten an die Stelle des andern setzen will, nichts von der Notwendigkeit entdecken, die man immer nachher in einer Revolution großen Stiles zu finden weiß, wenn aus dem innersten Lebensgrund eines Volkes heraus eine Bewegung losbricht, die zäh festgehaltene, aber morsch gewordene staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen wegfegt, wie ein angeschwollener Fluß einen locker gewordenen Damm.

Eine zusammenfassende Kennzeichnung Davids gebe Gesichtspunkte für die Verwendung der ganzen Gestalt in Bibelstunde und Unterricht an die Hand.

Die Persönlichkeit tritt vor uns mit der ganzen echten Unwahrscheinlichkeit, mit der ganz entgegengesetzte Eigenschaften in einem Charakter vereinigt zu sein pflegen, ein Mensch mit seinem Widerspruch. Naiv und sentimental, und dabei doch verschlagen und hinterlistig; voll bezaubernder Liebenswürdigkeit und dabei doch mißtrauisch und grausam; vornehm verzeihend, dabei doch undankbar und rachsüchtig; ein treuer Freund und doch hinterrücks auf Verrat sinnend, fromm, aber voll sinnlicher Leidenschaft; ein Held, tapfer und kühn, und dabei voller Schwäche gegen seine Kinder; ein König und doch manchmal mehr ein schwacher Mensch und kurzsichtiger Vater. — Es ist nicht schwer, an dieser Gestalt zu entwickeln, was für ihren Biographen und was für uns heute erträglich ist und was nicht.

Für Israel bedeutet er den schöpferischen Gründer der Dynastie und des Staates; die großen Maße seiner Gestalt ließen es durchaus gerechtfertigt erscheinen, wenn es Brauch gewesen wäre, ihm den einem solchen gebührenden Titel des Großen zuzuerkennen. Eben darum hat sich auch die Liebe der Nachfahren seines Bildes bemächtigt und, wie die Chronik zeigt, alle ungünstigen Züge ausgetilgt, um ein uns weniger menschlich ansprechendes Heiligenbild aus ihm zu machen. Uns ist die im Samuelbuch entgegentretende Gestalt

lieber, weil sie uns nicht bloß den Menschen, sondern auch den großen Mann in seinem eigentlichen Wesen zeigt: aus der Tiefe der Volksseele als ihre Verkörperung mit guten und bösen Eigenschaften aufgestiegen, führt er das Volkstum über es selber hinaus; Volk steigt immer empor auf dem Umweg über einen Großen, in dem es sich selbst darstellt und verklärt; freilich oft noch mehr in dem Bild, das Pietät und Dichtung webt als in der geschichtlichen Gestalt selbst. Wir können Israel um diese Gestalt beneiden; denn sie bedeutet für es mehr als etwa für uns Barbarossa oder Friedrich der Große. Das Erlebnis Davids hat das Volk für Jahrhunderte zusammengehalten und ihm die seelischen Werte verkörpert, die ihm sein Selbstgefühl und sein Daseinsrecht gegeben haben. Mit ihm begann Israels großer weltgeschichtlicher Tag; wenn jedes bedeutende Volk eine Blütezeit hat, so hat sie David für sein Volk eröffnet. Freilich gilt auch von dieser Blütezeit, was ein russischer Schriftsteller Danilewsky von dem Entwicklungsgang der kulturhistorischen Typen sagt: er komme am allernächsten den vieljährigen, nur einmal fruchttragenden Pflanzen, bei denen die Periode des Wachstums von unbestimmter Dauer, die Periode des Blühens und Früchtetragens verhältnismäßig kurz sei und ein für allemal ihre Lebenskraft erschöpfe. Oder wollen wir das lieber anstatt auf Israels politischen Helden auf seine großen geistigen Führer anwenden?

Jedenfalls aber hat er zugleich eine Linie weiter geführt, die seinem Volk den Weg in seine menschheitliche Bedeutung erschließt. David steht zwischen Mose auf der einen und den Propheten auf der andern Seite; Jesus bildet den Punkt, in den diese Linie ausläuft, um sich durch ihn dann in die Weite der Geschichte auszubreiten. Ohne Mose gewiß kein David, aber ohne David gewiß auch kein Jesaia und kein Jesus. Jesaia weiß das Paradies des Friedens, das goldene Zeitalter, das er erwartet, an keinen höhern Namen als an den des großen Volkskönigs der Vergangenheit zu knüpfen. Freilich ist es ein zwiefältiges Verhältnis, in dem diese letztern zu dem großen König stehn. Er hat ihnen nicht bloß fördernd vorgearbeitet, indem er das Volkstum schuf, auf dem sie standen. Erst als das Reich am Zerfallen war, traten die großen Propheten mit der Macht ihres Geistes hervor. Und Jesus fand zwar zu seiner Zeit die Erwartung eines neuen David, eines Messias nach seinem Bild als Hoffnung und Sporn des Volkslebens vor; aber zugleich hatte er doch auch mit dem national-politischen Inhalt dieses Bildes zu ringen, sodaß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man das Verhältnis Davids zu Jesus im Gegensatz zu dem üblichen Brauch als eine Art von negativem Messianismus auffaßt. Aber trotz diesem Gegensatz hat doch Jesus den besten Erwerb des großen Königs, den die Sage als seinen Stammvater aufzustellen versucht hat, in die Welt hineingeführt, indem er seine Gestalt und sein Reich in das Geistige erhob, wie es überhaupt seine Aufgabe war, alles, was Israel hervorgebracht hatte an Idealen und Gütern, ins Geistige zu erheben und so menschheitlich wertvoll zu machen.

Salomo.

An die Gestalt des dritten Königs in Israel werde mit der Frage herangetreten, wie es kam, daß unter ihm zugleich der Aufstieg zur höchsten Macht

und Pracht des Königtums erreicht und der Abstieg von dieser Höhe zur Jämmerlichkeit des geteilten Reiches begann. Damit hängt eng die allgemeine Frage zusammen, die unser ganzes Nachdenken über die israelitische Geschichte bestimmt, die nach dem Verhältnis von Politik und Moral. Wenn wir nicht dem Verhängnis eine über allen Einfluß des menschlichen Verhaltens dahinschreitende Macht zuerkennen, müssen wir darauf achten, welche noch für uns wertvollen Richtlinien für politisches Denken und Tun sich an dem Modellbild des glänzendsten Königs Israels gewinnen lassen. Daß diese nur für Christen gelten sollen, die an dem Leben von Staat und Volk Anteil nehmen, sei immer einmal wieder bemerkt.

Der Thronwechsel.

Kap. 1 und 2.

Wie ein blutig roter Sonnenaufgang mutet der offenbar glaubwürdige Bericht über Salomos Thronbesteigung an. Hier ist eine magna charta aller politischen Laster vor uns ausgebreitet, die, so sehr sie uns niederdrücken mag, die tiefsten Einblicke in das Wesen der gewöhnlichen Politik eröffnen kann. Der altersschwache und willenlose Inhaber der höchsten Gewalt, der Gesalbte Gottes, David, steht im Vordergrund, der, so lange Atem in ihm ist, der Form nach die Geschicke des Landes zu bestimmen hat. Die Lockerung aller Gewalt läßt den widerlichsten Intrigen Tür und Tor offen. Adonia, nach Absaloms Tod der nächste Erbe des Thrones, kann es nicht abwarten, bis er sich sein Recht gesichert hat, und läßt sich von seinen Anhängern zum König ausrufen. Der Hofprophet Nathan, der hier in einem weniger schönen, aber glaubhaften Licht erscheint, verbindet sich, ein sehr typischer Zug, mit der Frau, der Lieblingsfrau des sterbenden Königs und Salomos Mutter, und beide führen David hinter das Licht, indem sie ihm einreden, er habe einst Salomo das Königtum zugeschworen. Es gelingt ihnen, ihm den Befehl zu entlocken, daß ihr Günstling gekrönt werde. Salomo räumt sofort, nachdem ihm der Tod seines Vaters die Krone endgültig verschafft hat, mit seinen Gegnern auf. Adonias törichte Werbung um die Sulamitin, die schöne Pflegerin des alten Königs, von Bathseba seltsamer Weise unterstützt, gibt ihm den Anlaß, ihn zu beseitigen. Den Abjathar, den Priester, der an seiner Krönung teilgenommen, verbannt er, dem Joab, der sich auch ihm angeschlossen, verschafft er ein schreckliches Ende an den Hörnern des Altars, zu denen er seine Zuflucht genommen hatte. Simei erfährt, obwohl er auf Salomos Seite gestanden, eine späte Rache um seiner Teilnahme an Absaloms Aufstand willen. Und das alles geschieht gleichsam am hellen lichten Tag, unverschleiert von einer klugen Politik, die wenigstens den Schein der Moral zu wahren gesucht hätte. David hatte doch noch den Takt, die Mörder seiner Gegner zu bestrafen und deren Opfer zu ehren. Sein Verhalten mag uns zwar überpolitisch klug erscheinen, es hat aber doch immer noch etwas vor dieser Brutalität voraus, die viel mehr zynisch als ehrlich erscheint. Hier in dem siegreichen Thronprätendenten Salomo ist der Mensch völlig hinter dem Despoten verschwunden, der mit blutgieriger Wollust seine junge Allmacht genießt. Daß vielleicht eine priester-

liche Hand den Erbauer des Tempels von diesen Flecken hat reinigen wollen, indem sie ihn bloß zum Vollstrecker der Anordnungen seines sterbenden Vaters gemacht hat, vermag weder den Politiker im Prophetengewand noch seinen Herrn weiß zu waschen noch das Bild des vornehmeren David zu trüben.

Man kann nicht ohne Ekel oder gar Entsetzen diesen Bericht in sich aufnehmen. Und es ist schwer, diese Gefühle nicht auf jegliche Politik zu übertragen. Denn sie zeigt sich hier in ihrer eigentlichsten Gestalt: als Kampf um die Macht. Diese an sich ist nicht böse, auch der Kampf um sie nicht. Aber sie verführt gar zu leicht zum Bösen und zumal der Versuch sie zu gewinnen, hebt über alle Schranken sittlicher und auch rechtlicher Gesinnung hinaus. Was sich uns in jenem abstoßenden Bild gezeigt hat, ist alles Auswirkung dieses Heißhungers nach der Macht: ungeduldige Erhebung gegen den noch lebenden König und Vater, Hinterlist und Intrige von Gottesmann und Weib, Mord und Rachgier samt dem Undank für die Dienste eines Recken wie Joab an dem väterlichen Haus des jungen Despoten. Hier tut sich ein unendlicher Zwiespalt zwischen Politik und Moral auf; und dazu wird er von dem Erzähler und seiner Zeit noch kaum empfunden, nur von späteren Überarbeitern heuchlerisch mit Unwahrheiten verdeckt. Man könnte es begreifen, daß sich ernste und fromme Leute von dem ganzen Gebiet des politischen Lebens angesichts dieser typischen Vorgänge abwendeten, wenn nicht das Recht dazwischen gekommen wäre, um so schwere Krisen, wie sie immer in dem Übergang der Gewalt von einer Hand in die andre liegen, zu vermeiden oder erträglicher zu machen. Aber wir wissen, daß auch das Recht nicht davor geschützt ist, von der Gewalt verdreht und mißbraucht zu werden. So bleibt nur die Hoffnung, daß es langsam gelingt, wie es seit jener Zeit offenbar besser geworden ist, immer mehr nicht bloß das Recht über die Gewalt siegreich zu machen, sondern auch das Recht selbst dem Geist der Moral anzupassen; vor allem aber ist es nötig, aus der Moral heraus die rechtliche Gesinnung zu klären und zu stärken. — Wenn einmal in einer schlechten Gegenwart der Blick sich voll romantischer Schwärmerei und Sehnsucht nach der vermeintlich bessern Zeit der Monarchie zurücksehnt, dann kann ein Bericht wie dieser daran erinnern, daß an dieser Staatsform nicht alles ideal gewesen ist, sondern daß auch sie neben all ihren Vorzügen an der Schwäche und Schlechtigkeit aller menschlichen Einrichtungen ihren Anteil hat. Denn mögen auch die äußern Formen feiner und gesitteter geworden sein, der Geist der Despotie und Tyrannei ist doch niemals ganz dem Bereich des Thrones entfernt geblieben.

Der weise Salomo.

Kap. 3,5. 10.

Davids Persönlichkeit stellte sich in ihrer menschlichen Individualität in Erzählungen und Berichten dar, die ihn als naiv zeigen, wie er gewesen ist. Salomo dagegen wird bewußt charakterisiert, indem ihm das Prachtgewand der orientalischen Legende übergeworfen wird. Damit aber verhält es sich ohne Zweifel, wie es sich in ähnlichen Fällen verhält: die Legende schmückt bloß die Gestalt mit ihrem Gewand, die geschichtlich diesen Schmuck verdient. So

wird auch Salomo richtig gekennzeichnet sein, wenn sie ihm Züge andichtet, die teils frei erdichtet, teils aus dem orientalischen Sagenschatz entlehnt sind. — So ist seine Gestalt sicher richtig erfaßt, wenn auch sehr idealisiert, wenn ihm die erste der Sagen nachrühmt, er habe als junger Herrscher um ein verständiges Herz gebeten, um sein Volk richten, also regieren zu können. Damit wird er als Friedenskönig im Unterschied von dem kriegstüchtigen Vater, damit wird er als schöpferischer Herrscher und Urheber der israelitischen Kultur im Unterschied von dem politisch klugen Vater David gekennzeichnet. Die Weisheit, die er von Gott erbittet und die Gott ihm verheißt, ist im Sinn der sog. Salomonischen Sprüche praktische Lebensklugheit, die in Stand setzt, das Gute zu wählen, das sich zugleich immer als das Beste herausstellt. Darum kann die Stimme Gottes ihrem größten Geschenk noch die andern Gaben hinzufügen, um die zu bitten einem jungen Herrscher näher gelegen hätte, langes Leben, Reichtum und Ehre, also Güter, die sich der Israelit auf das engste mit jener Weisheit als ihr Ertrag und Lohn verbunden denkt. — Fällt die Verwendung dieser schönen Sage an Tagen, da der Herrscher gefeiert wird, gegenwärtig fort, so läßt sie sich immer vor einer ins Leben eintretenden Jugend praktisch verwerten. Auf höherer Stufe sagt Jesus ungefähr dasselbe, wenn er das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit als die Hauptsache empfiehlt und als sein Lohn verheißt, daß uns dann solches alles, also Essen und Kleidung, zufällt. Beidemal ist das rechte sittliche Verhalten als die Bedingung zur Erlangung von irdischen Gütern mit Recht empfohlen.

Die Sage von den zwei Müttern will den König in seiner richterlichen Weisheit kennzeichnen, indem sie ein durch den Orient und die ganze Welt in 22 Formen gehendes Motiv auch auf ihn überträgt. Ihr Sinn ist ohne weiteres klar: sowohl an der rechten Mutter wie auch an dem König wird der unmittelbar sich kundtuende Sinn für das Rechte gerühmt. Die Frau folgt dem echten Instinkt der Mutter, indem sie selbstlos ihr Kind lieber lebendig in die Hand der andern fallen als durch das Schwert geteilt und getötet sehen will. Der König erscheint als der wahre Richter, der anstatt rechtlichen Vorschriften seinem Instinkt für das Rechte folgt und damit schwierige Fälle entscheidet. — In der Sage von dem Besuch der Königin von Saba erscheint Salomo im vollen Licht des Glückes, das er seiner Weisheit zu verdanken hat. Sein Gast preist die Herrlichkeit seines Palastes, die Einrichtungen seines Hofes, die Gnadenfülle, die Gott über dem König ausgeschüttet hat, besonders seine Weisheit, mit der er Recht und Gerechtigkeit in seinem Reiche ausübt. So erhebt sich vor uns die Gestalt des Königs als die eines Pflegers von ganz anderen Gütern, als es sein Vater gewesen war. Hatte der mit Blut und Eisen das Volk geeint und das Reich geschaffen, so erscheint sein Nachfolger als der Mehrer des Reiches an Gütern des Friedens und als Schöpfer und Förderer einer nationalen Kultur.

Der Ausbau des Staates.

Kap. 4.

Es ist ein Beitrag zur Erkenntnis vom Wesen des Staates, wenn wir lesen, wie Salomo die Anfänge staatlichen Lebens ausgebaut hat, mit denen David den Grund zur israelitischen Despotie gelegt hatte. Staat heißt Organisation

und Verwaltung. Organisation aber heißt die Heranziehung aller Teile zum Dienst an dem Ganzen; Verwaltung die dauernde Pflege und Aufsicht der Zentralstelle, um die einmal getroffene Organisation in Tätigkeit zu erhalten. Die Trägerin dieser Aufgabe ist die Beamtenschaft, die vom König den einzelnen Zweigen staatlichen Lebens vorgesetzt wird. Im Vergleich zu David und erst recht zu Saul ist das Staatswesen unter Salomo weiter vorgeschritten, was Organisation und Ordnung betrifft. Das Land war in zwölf Bezirke eingeteilt mit je einem Statthalter an der Spitze; deren Aufgabe war vor allem, den Hof das Jahr hindurch reihum mit Vorräten zu versorgen. So bildete, dem Wesen der Despotie entsprechend, der Hof den Mittelpunkt staatlichen Lebens. Aber der Berichterstatter vergißt nicht hinzuzufügen, daß es auch dem Volk unter Salomo gut ergangen ist: die Bevölkerung nahm zu und man schmauste und war voll Fröhlichkeit V. 26, oder wie es 5,5 heißt, unter dem friedlichen Regiment Salomos wohnte jeder sicher im Lande, unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum. Dies Bild friedlichen Glückes in dem geordneten Staat stellt ohne Zweifel das Ideal alles staatlichen Lebens dar. Hatte David ihn mit dem Schwert gefestigt und ausgedehnt, so war er nun, um einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, saturiert, sodaß dem Schwertträger der Vollender des innern Ausbaus und der Urheber der nationalen Kultur auf dem Throne folgte. Wie so oft in der Weltgeschichte kam kulturelle Größe unmittelbar als Folge der politisch-nationalen Größe zur Erscheinung. Israel tritt nun gemäß dem Spenglerschen Grundsatz von der Gleichzeitigkeit in dieselbe Periode ein, die das von den Persern befreite Griechenland unter Perikles, Rom im augusteischen Zeitalter, das römische Reich deutscher Nation unter Karl dem Großen, Italien in seiner Renaissance, England unter Elisabeth gehabt haben. Auf Zeiten nationalen Druckes mit ihrem Mißtrauen in die eigne Kraft folgt eine Epoche voll nationaler Hochstimmung und der Steigerung des ganzen Lebensgefühls, in der sich am hohen Mittag des Welttages einer Nation, zugleich mit seiner national-politischen Kraft seine geistige Kraft in einer hohen Blüte der Kultur klassisch zur Erscheinung bringt. Oft freilich dauert dieser Mittag nicht lange; zumal wenn er so schnell emporgestiegen ist, wie es bei Israel der Fall war, geht es meist mit Riesenschritten wieder dem Abend zu. Und ist dazu noch die glänzende Pracht mit irgend einem Mangel an innerer Wahrheit verbunden, dann pflegt dem Aufstieg ein um so schnellerer und gründlicherer Abstieg zu folgen. Schon ein ganz flüchtiger Überblick über diese hohe Zeit unseres Modellvolkes lehrt uns, wie verhängnisvoll sehr sie mit unserer eignen Geschichte in den letzten Jahrzehnten übereinstimmt. Auf die Einigung der Volksstämme mit Blut und Eisen folgt ein überraschend schneller Aufstieg auf allen Gebieten, die man Kultur zu nennen gewöhnt ist; da es aber an der innern Wahrheit und an wirklicher innerlicher Kultur fehlte, erlebten wir den Absturz, dem wenig andre jähe Schicksalswechsel in der Welt zu vergleichen sind.

Weit über diesen einzelnen für uns so schmerzlichen Punkt geht der Gebrauch hinaus, den wir für unsre Zwecke von der Betrachtung dieser Periode israelitischer Geschichte machen können. Handelt es sich für uns um religiös gegründete nationale Staatsbürgerkunde, so haben wir einmal, was uns von Salomo als Regenten berichtet wird, aus dem Wesen des Staates, wie er ihn

damals schaffen mußte, zu begreifen, dann aber im Vergleich mit ihm die Aufgaben und das Wesen des unsern festzustellen. Dabei wird es vor allem darauf hinauskommen, daß sich der unsrige als ein nationaler Volksstaat im Gegensatz zu Salomos Despotie erkennen läßt, in dem sich dieselben Aufgaben, die dort der allmächtige Herrscher in die Hand genommen hatte, auf verschiedene Gruppen des Volkes verteilen. Denn was dort der Herrscher, ist hier das Volk. Gerade in dieser unsrer volksstaatlichen Gegenwart wird es angebracht sein, darauf hinzuweisen, welche großen Verdienste die Monarchen um die Hebung ihres Volkes hatten, als es noch kein Volk gab, das diese Aufgabe selbst in die Hand nehmen konnte. Dabei aber wird sich natürlich herausstellen, daß die Zeit wenigstens der unbeschränkten oder auch der verhüllten Autokratie vorbei war, als sich durch Bildung politischer und kultureller Art das Volk über seine frühere beschränkte Untertänigkeit hinaufzuheben begann.

Der Tempelbau und die Tempelweihe.

Kap. 5,15–7,50. 8.

1. Es entspricht nicht bloß dem Bedürfnis der begeisterten priesterlichen Darsteller der Regierungszeit Salomos, sondern auch echt antikem und besonders jüdischem Empfinden, wenn mit dem Bau des Tempels begonnen wird. War in dieser Stufe der Entwicklung religiöses und nationales Leben völlig eins, so mußte es als höchste Bürgschaft für den Bestand von Dynastie und Staat angesehen werden, der Gottheit ein möglichst glänzendes Haus zu erbauen. Der Tempel Salomos ist vielleicht das berühmteste und wichtigste Gotteshaus, das in der ganzen Weltgeschichte erstanden ist. Schon architektonisch ist er von der größten Bedeutung geworden. Weist auch der Grundriß auf ägyptischen, die Ausschmückung auf babylonischen Ursprung hin, so ist doch dadurch ein ganz eigenartiges und ursprüngliches Gebäude entstanden, daß durch die Verbindung von Längs- und Quercella der Grundriß entstand, aus dem das heutige Kirchenschiff mit Vorhalle in langer Entwicklung hervorgegangen ist. Noch größer aber ist die geistige Bedeutung des Tempels, also sein Einfluß auf die nationale Entwicklung des Volkes und auf die Gestaltung der Religion geworden. Ganz unvergleichlich ist die Kraft des nationalen Zusammenhanges, der von ihm auf das Volk Israel und später erst recht auf die jüdische Nation ausgegangen ist. Keine gemeinsame Literatur noch Sitte kann mit dieser sinnlichen Gewalt für Jahrhunderte zusammenschließen, wie es ein Bauwerk mit seiner sinnbildlichen Kraft auch noch dann tut, wenn es längst in Trümmer gesunken ist. Und weit über die Grenzen des jüdischen Volkes hinaus hat der Tempel die Phantasie der Völker wie kein anderes Bauwerk beschäftigt. Lag er doch an einer Stätte, die der Weltverkehr Jahrhunderte hindurch passieren mußte, da sich die Handelsstraßen von Mesopotamien nach Phönizien und die von Ägypten nach Syrien und Kleinasien in Jerusalem kreuzten. Und als das jüdische Volk in alle Welt zerstreut war, sorgte nicht bloß seine sehnsüchtige Erinnerung an den klassischen Ort seiner Gottesverehrung für ein bleibendes Gedächtnis, sondern auch die Bedeutung, die er für die christliche Religion und Kirche gewonnen hatte.

Zwiefach und zwiespältig ist diese Bedeutung. Die christliche Kirche hat besonders in ihrer katholischen Gestalt nicht bloß, wie oben gesagt, die architektonische Tradition des Tempelgebäudes fortgesetzt, sondern auch seine Wertschätzung als des Hauses Gottes übernommen, in dem geheimnisvoll und heilkräftig das Göttliche fast sinnlich wahrnehmbar zu finden ist. Am liebsten sammelt sich die Andacht im Tempel, denn er ist das Heiligtum, wo Gott ihr näher ist denn sonst; in ihm spielt sich der Kultus ab, der das wichtigste Stück des frommen Lebens der Gläubigen ausmacht. Priesterschaft und Opfer samt allen liturgischen und kultischen Ordnungen kommen hinzu, um die Nachbildung des alttestamentlichen Tempelkultus vollständig zu machen. Mannigfach umspielt der Aberglaube mit seiner heiligen Scheu und mit seiner sehnsüchtigen Hoffnung das geweihte Haus, in dessen Pracht die Gottheit geheimnisvoll thront. — Diese magische Auffassung des Tempels kann in dem Gemüt des Volkes und auch in seiner Priesterschaft unter der Decke geistigerer Anschauungen wohnen, wie sie durch die Geschichte der christlichen Religion begründet worden sind. Schon die Propheten waren der Vergötterung des Tempels entgegengetreten und hatten dem Trachten nach echter Herzensfrömmigkeit größern Wert zugesprochen als dem abergläubisch als Talisman verehrten Hause Gottes. Jesu wurde ein Wort über den Tempel als Verbrechen gegen die Religion angerechnet. Stephanus wurde gesteinigt, weil er wie sein Meister die beiden Heiligtümer seines Volkes, das Gesetz und den Tempel, herabgesetzt hätte. Das Johannesevangelium bringt das strahlend große Wort über die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit statt auf dem Garizim oder in Jerusalem. Hatte das Volk in dem Exil, dem sehnsüchtig vermißten Tempel fern, eine neue Art gottesdienstlicher Versammlung begonnen, in deren Mittelpunkt Wort und Gebet standen, so ging diese nun in den Gebrauch der jungen christlichen Kirche über. bis im Bunde mit den Gewohnheiten der antiken Mysterienreligion in der werdenden katholischen Kirche wieder neuer Tempeldienst entstand. Die Kirche der Reformation, auf den Spuren der geistigen Überlieferungen der Propheten, des Herrn und der Apostel, verwandelte das Haus Gottes in das Haus der Gemeinde, in dem sie gemeinsam Gott sucht und findet; nicht ohne daß sich mannigfach noch Empfindungen und Ausdrücke aus dem alten Gebrauch im kirchengläubigen Volke erhielten. In der Sprache der Kirche selbst aber ist das Wort Tempel ganz auf den sinnbildlichen geistigen Gebrauch beschränkt worden. Die Stadt Gottes hat keinen Tempel, Off. Joh. 21,22, denn sie selbst ist der Tempel, da Gott in seinem Volke wohnt.

Diese religiösen Gedanken sind für uns maßgebend. Zwar wissen wir die nationale Bedeutung eines Zentralheiligtums nachzufühlen; denn bei aller Geistigkeit verlieren wir doch nie das Verständnis für die Bedeutung eines wenn auch nicht sinnlich, aber doch sinnbildlich gedachten Heiligtums. Aber die Zeiten sind ein für alle Mal vorbei, da eine Religion und eine Kirche eine Nation eint und da sich der Staat der Pflege des Kultus annimmt. Der weltgeschichtliche Vorgang der Säkularisation hat die Unterscheidung und die Trennung der beiden Seiten des gemeinsamen Lebens durchgeführt, die damals und noch auf lange hinaus in der Person des Staatsoberhauptes vereinigt

waren. Der Berliner Dom ist der letzte, den ein König gebaut hat. Religion und Kirche gehen ebenso ihren besonderen Gang wie das Leben des Volkes und des Staates. Man kann froh sein, wenn sie einander nichts zu leide tun, sondern sich von der Erkenntnis leiten lassen, daß sie gegenseitig von einander und auch für einander zu leben haben.

2. In dem Bericht über die Einweihung des Tempels berühren uns die meisten Züge fremd, so gut wir andere aus unsrer letzten Vergangenheit und auch noch aus der Gegenwart verstehen können. Der König, Vertreter nicht bloß eines Summepiscopats, sondern des Caesareopapismus, weil er selber priesterliche Aufgaben vollzieht, umgibt die Feier mit einem Prunk, wie er uns von ähnlichen Gelegenheiten her nicht unbekannt ist, aber nicht mehr zu unserm religiösen Empfinden stimmt. Die zahllosen Opfer müssen die Geister des Erdbodens versöhnen, wie noch immer katholischer Brauch in heiligen Weihen Boden und Materie überhaupt zu reinigen befiehlt. Gott wird im Weihespruch des Königs im Tempeldunkel wohnend gedacht und mit der Sonne gleichgesetzt; man könnte sagen, daß alle offizielle Religion in der Gefahr steht, von der Höhe der Geistigkeit auf die niedere Stufe einer früheren Religion oder auf die einer verwandten Massenreligion hinunterzusteigen. So erfordert sie immer den Gegensatz tapferer prophetischer Naturen, die für ihre Reinheit auch gegen ihre amtlichen Vertreter kämpfen, wenn diese sie zu einem Mittel ihrer Politik herabsetzen. Eine solche Kritik stellt schon das große Gebet dar, das der deuteronomische Bearbeiter dem Salomo in den Mund legt. Nach ihm können alle Himmel Gott nicht fassen — ein Spruch, den man seit jeher gedankenlos mit der ganzen Geschichte behandelt und lernen läßt, ohne auf den Widerspruch zu achten, in dem er zu ihr steht. Von Bedeutung ist dabei das Verhältnis zwischen dem Tempel und dem Himmel, in dem Gott wohnt: nicht mehr im Tempel wohnt er, aber er ist da für sein Volk zu finden; es fleht zu ihm in seinem Hause und er hört sie im Himmel und gewährt ihre Bitte. Sie bitten in der Zeit der Not, wenn jeder den Schlag in seinem Gewissen spürt V. 37ff., und er verzeiht ihnen vom Himmel her. Dies oder ein ähnliches Wort kann dazu helfen, das Verhältnis zwischen Gott im Himmel und dem Gotteshaus auf Erden einer Gemeinde klar zu machen, die es entweder zu eng oder zu lose denkt: das Haus ist dazu da, daß sich die Gemeinde, das Volk Gottes, darin versammelt, und gemeinsam Gott um Hilfe, um Vergebung bittet und sich zu ihm bekennt und zu ihm bekehrt. So stellt diese deuteronomische Stelle einen Fortschritt in der Erkenntnis Gottes dar, sowohl was seinen Wohnort wie auch was seine Gaben angeht. Ganz aneignen können wir uns freilich höchstens ein Wort wie V. 29: Laß deine Augen offen stehen über diesen Tempel, die Stätte von der du verheißen hast: Mein Name soll daselbst sein, daß du höreſt auf das Gebet, das dein Knecht hier beten wird — wenn wir den Begriff des Namens so vergeistigen, wie es unsrer Auffassung von Gott entspricht. Schleiermacher hat über V. 56—58 mit dem Thema gepredigt: das geheiligte Land zwischen Kirche und Volk.

Glanz und Welthandel.

Kap. 7,1–12; 9,10–27; 10,14–29.

Man merkt den Berichten den verhaltenen Stolz an, mit dem sie über die Pracht und Herrlichkeit in dem Jerusalem Salomos berichten. Der König hatte wie alle großen Männer die Leidenschaft, durch Bauten seiner Umgebung den Stempel seines Geistes aufzudrücken. So baute er Palast, Libanonhaus, Säulenhalle, Thronhalle, alles aus dem köstlichsten Material und in prächtigster Ausstattung. Auch hatte er die Vorliebe königlicher Geister für das wahlverwandte Gold. Wie glänzt und schimmert es aus der Aufzählung an der zweiten Stelle heraus — Gold, Gold und wieder Gold, das Silber galt nichts zur Zeit dieses prunkliebenden Herrschers. Und er war doch der Sohn des David, der als einfacher Hirtenbub an den Hof Sauls gekommen war.

Im engen Zusammenhang damit steht der Welthandel, den der König für seine Person, nicht sein Volk betrieb. Nachdem er durch die Verbindung mit Hiram auf diesen Weg zu Reichtum und Pracht gekommen war, ließ er seine eignen Schiffe nach Ophir fahren und Gold, Silber, Pfauen, Elfenbein und Affen heimbringen. Gewiß läßt auch dieser Zug seiner Regierungskunst auf einen weit schauenden großen Geist schließen, der mit seinem Land und vor allem mit seinem Hof nicht hinter den andern orientalischen Despoten zurückbleiben will. Gewiß war das der Weg, um schnell zu Reichtum und Glanz zu kommen, wenn er sich dem Vorbild des nördlichen Nachbars Hiram anschloß und aus dem Bauernland auch ein Welthandelsland zu machen suchte. Allein wir können nicht vergessen, daß die Entwicklung doch etwas gar zu schnell gegangen ist. Dazu haben wir den Eindruck, daß hier kein echter und natürlicher Zusammenhang zwischen Reichtum und Glanz auf der einen Seite und Welthandel auf der andern vorliegt, wie wir ihn etwa im Mittelalter bei den italienischen und oberdeutschen Städten finden, die an der großen Welthandelsstraße langsam aufgeblüht sind und auf Grund ihres Reichtums ihre Kultur entfaltet haben. Vielmehr scheint es, als ob weniger das Verhältnis von Grund und Folge als das von Mittel und Zweck dem Bund von Welthandel und glänzendem Reichtum zu Grunde liege. Salomo hätte dann weniger jenen Glanz entfaltet, weil er durch den Handel reich geworden ist, als den Handel gepflegt, um Reichtum und Glanz entfalten zu können. Dabei kommt uns die schmerzliche Erinnerung an das vielbewunderte Aufblühen unseres Vaterlandes nach dem großen Kriege, der es einig und groß gemacht hatte. Es folgte ein goldenes Zeitalter auf ein ehernes, aber es war Truggold. Auch bei uns ging die Entwicklung allzuschnell aus dem agrarischen in den industriellen Zustand, aus dem Land mit eigner Wirtschaft in den Welthandel und in die damit zusammenhängende Weltpolitik hinein. Wir empfinden es immer klarer, daß hierbei irgend etwas nicht stimmte, wenn so schnell der große Zusammenbruch der ganzen Weltpolitik kommen konnte, wie auch bei Salomo ein Fehler in dem Aufbau seiner Weltpolitik gewesen sein muß, da sie so unmittelbar von dem Bruch der Reichseinheit gefolgt wurde.

Schon jetzt können wir, ehe wir die offenbaren, auch von den Berichterstattern nicht verschwiegenen Schattenseiten ins Auge fassen, eines vermuten, worauf Beer in seiner Darstellung hingewiesen hat: die Entwicklung war zu schnell gegangen, und die Basis für einen Welthandel war zu klein. Dazu ist es ein schlechtes Geschäft, wenn ein König bloß Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen einführt, also Dinge, die wirtschaftlich unproduktiv sind, und sie mit Getreide und andern notwendigen Gütern bezahlt, wie es Salomo mit Hiram gehalten hat. Hier sind wir auf eine Grundfrage aller politischen Moral gestoßen. Es kommt weniger darauf an, ob ein Politiker einmal lügt oder sonst ein unlauteres Mittel gebraucht; viel wichtiger ist die Frage, ob er in seiner Politik der Wahrheit der Dinge gehorsam bleibt oder sich gegen sie verfehlt. Diese Wahrheit oder innerste Wirklichkeit, etwa in dem durch Natur und Geschichte eines Volkes und Landes bestimmten Sinn, gilt es vor allem zu erkennen und sich darauf mit der ganzen Leitung des Staates einzurichten. Es ist immer eine Sünde gegen sie, wenn ein Staatsmann verschmäht, was seinem Lande gemäß ist, und sich durch das Vorbild ganz andersartiger Nachbarländer verleiten läßt, es in Bahnen zu drängen, die ihm überhaupt fremd sind oder wenigstens nur langsam betreten werden dürfen. Ein Beispiel dafür ist die gewaltsame Industrialisierung des Bauernlandes Rußland und die Weltpolitik unsres eignen Landes. Zumeist ist es die auri sacra fames, die dazu verführt. Wir sehen jetzt mit Schmerzen ein, daß wir die Wege Englands gehen wollten, aber daß England durch seine Natur und Geschichte ein ganz anderes inneres Recht dazu hatte als unser so ganz anders aufgebauter festländischer Staat. Ein Einzelner mag sich gegen die Wahrheit der Dinge in seinem Leben verfehlen, ohne daß er die ganze Schwere dieser Grundsünde zu verspüren bekommt. Aber im Zusammenhang eines Volkes macht sich diese Schuld innerhalb eines Geschlechtes geltend. Sie rächt sich durch so schwere Ereignisse, wie wir sie kennen lernen mußten: Weltkrieg, Zusammenbruch, Revolution. Wir werden mit ihnen nicht eher fertig, als bis wir sie in diesem großen Zusammenhang beurteilen lernen: Verfehlungen gegen die innere Wahrheit der Dinge bedeuten den ärgsten Verstoß der Politik gegen die Moral. Unwahrheit ist schlimmer als Unwahrhaftigkeit.

Aufstieg und Abstieg.

Kap. 11.

Auf dem Höhepunkt des Glanzes beginnt nach einer bekannten Regel der Geschichte der Niedergang. Auch Israels Tag hatte mit Salomo die Mittagshöhe überschritten. Es ist uns nun von Bedeutung zu bemerken, wie verschieden die Schuld an dieser Wendung gesucht und gefunden wird. Es entspricht unsern Beobachtungen aus unserer Wendezeit, daß sie jeder gerade da findet, wo seine bisherigen Gegner zu finden sind. Der Deuteronomiker kann sie darum nur in der Anbetung der fremden Götter suchen, die mit dem orientalisch großen Harem des Königs ins Land gekommen sei. Gegner des in Salomos Namen zum sinnbildlichen Ausdruck gekommenen Friedensideals vermeinen wohl den Keim des Verderbens in der Erschlaffung sehen zu müssen,

die in seinem weichlichen Kulturregiment im Gegensatz zu dem kriegerischen seines Vaters begründet gewesen sei. Sie übersehen aber, daß Salomo nicht bloß Festungen gebaut, sondern auch Kriege geführt hat. Jener religiös-nationalen und dieser militaristisch politischen Auffassung stellen wir, nicht ohne durch unsre eignen bitteren Erfahrungen dazu veranlaßt zu sein, die ethisch-wirtschaftliche und soziale entgegen. In dem glänzenden Apfel nagte schon der Wurm. Die oben geschilderte innere Unwahrheit der Verhältnisse trägt die Schuld. Der König führte sein Regiment in einer Weise, die dem Wesen des Volkes nicht getreu blieb. Es war ein über jegliches Maß der Dinge hinausgreifendes politisches System des Prestiges. Es war ein richtiges Theaterkönigtum, das auf den Schein abgestellt war. Wir können uns denken, wie es dabei zugegangen ist: Feste, Schwelgerei, Aufgebot von unerhörter Pracht, schöne Bühnenbilder und was sonst noch dazu gehört. Und das alles aus einem Geist der Äußerlichkeit heraus auf Kosten der inneren Werte, der Kultur der Oberfläche auf Kosten der innern Wahrheit, der Bevorzugung des Scheines vor dem Wesen. — Die Berichte lassen uns aber auch ein paar Blicke hinter die Kulissen tun. Wir ahnen, mit welchen Mitteln der Reichtum und der Glanz erkauft wurde. Dem König Hiram mußte Salomo zwanzig Städte abgeben und seinem Volk mußte er harte Fron auflegen, wenn auch die Notiz 9,22, ein späterer Zusatz, dies ableugnen will. Der Hof mit seinem Genußleben und seinem Glanz verschlang die Kräfte des Landes. Wir hören nur von dem Despoten und nichts bis auf jene Notiz 5,5 über das Volk. Für seine Bildung und für seine Rechte etwas zu tun, lag natürlich dem Despotismus völlig fern. Aber wir empfinden hier den Fehler, der um der innern Unwahrheit der Verhältnisse willen das Reich seinem Untergang zuführen mußte.

Wir können diese Dinge nicht ohne tiefe Bewegung lesen; die Parallele ist zu eindrucksvoll. Es fällt uns noch zu schwer, uns dadurch über unser Geschick zu erheben, daß wir ein geschichtliches Gesetz über uns walten sehen, das in den Strom des Vergehens hineinstellt, was uns einmal so fest gegründet schien „wie Fels im Meer". An Salomos längst vergangener Herrlichkeit kann sich der kühlere geschichtliche Blick viel eher diesen Wechsel von Höhe und Tiefe und auch das Bleibende in allem geschichtlichen Wechsel klar machen. Ist sein Reich an der tragischen Schuld zu Grunde gegangen, daß es seine Maße blind durch den Hang zur Pracht überspannt hat, so ist damit doch nicht gesagt, daß es nichts in sich geborgen hätte, was des Aufhebens im großen Schatzhaus der Geschichte wert gewesen wäre. Beer stellt am Schluß seiner Darstellung den dritten und letzten König Israels in den großen Fluß der Geschichte hinein. Sein Tempelbau hat die Kirchenreform des Josia und so die Entstehung der jüdischen Kultgemeinde mit bedingt. Sein Weltmachtsstreben erhöhte das Ansehen Jahwes; unter dem fremden Kulturgut kamen auch die Sagen und Mythen des Orients nach Israel, um dort den Vorgang einzuleiten, der zu einer Vertiefung und Klärung der Religion führen mußte. Salomo bildet den Übergang von dem Hebräertum Davids zu dem Judentum; sein Sinn für den Handel und seine Weisheit, aber auch sein Verlangen in die weite Welt hinein sind Züge, die das spätere Judentum des Handels, des Talmuds und der Heimatlosigkeit vorahnend kennzeichnen. So ist, können wir zusammenfassen, Salo-

mos Herrlichkeit zwar vergangen, aber der Kern seines Wesens ist im Judentum „aufgehoben", in dem zwiefachen Sinn, in dem Hegel dieses Wort gebraucht, also sublatus und conservatus. Das ist der Gang der Geschichte. Ist unseres alten Reiches Herrlichkeit an gleicher Ursache dahingeschwunden, so müssen wir uns dessen getrösten, was von ihr echt war, und dessen ist vieles; das geht in die neue Gestaltung unserer deutschen Geschichte mit ein, die der ewig schaffende Weltgeist, unserer Mitarbeit gewärtig, heraufzuführen am Werke ist. Dem Werden gehorsam, voll Pietät nach dem Alten, zugleich aber voll Hoffnung und Tatkraft nach dem Neuen auszuschauen, ist besser als in schwächlicher Romantik dem überschätzten Vergangenen nachtrauern oder jeden Rest von ihm mit Gewalt beseitigen zu wollen, um einem ganz Neuen Platz zu schaffen, das in dem Gemüt des Volkes keinen Wurzelboden findet.

Die Trennung des Reiches.

11, 29–31. 12.

Nach dem Tode des Königs kam die Wahrheit der Dinge an den Tag, die unter dem glänzenden Prunk seines Lebens verborgen geblieben wäre, wenn sie sich nicht schon in Aufständen verschiedener Aufrührer kund getan hätte. Unter diesen war der bedeutendste Jerobeam, der sich als Aufseher der Fronarbeiter von der Lage und Stimmung der Bevölkerung überzeugen konnte. Ihn hat, ob schon damals oder später, der Prophet Ahia zum König der nördlichen zehn Stämme designiert, indem er den neuen Mantel, den jener anhatte, in zwölf Stücke zerriß und ihm zehn davon anbot. Diese sinnbildliche Tat wurde geschichtliches Ereignis, als Salomos Sohn, Rehabeam, den Geist kund tat, in dem er die Herrschaft über sein Volk führen wollte. Die prachtvoll erzählte Geschichte offenbart das ganze Risiko einer monarchischen Verfassung, deren Gefahr in der üblichen Entartung vom dritten Glied ab besteht, weil sich die Natur in ein paar kräftigen Gestalten eines Geschlechtes zu erschöpfen pflegt. Vor allem aber offenbart sie den unerträglichen Geist einer orientalischen Despotie in der frivolsten Äußerung, die je von einem Königsthron gefallen ist. Sie zeigt die Gefahr, die in der übergroßen Machtfülle liegt, die auf einmal einem jungen Menschen ohne alles Verdienst in den Schoß fällt, und die Versuchung für ihn, unter seinen Ratgebern denen den Vorzug zu geben, die ihm nach dem Mund und nach seines Herzens Gelüste reden. Geradezu dramatisch wirkt der Gegensatz der beiden Chöre, der alten erfahrenen und bedächtigen Ratgeber, die tief hinter die Kulissen geschaut haben müssen, und der frechen jeunesse dorée, wir würden sagen, der junkerlichen Hofkamarilla, die im Glanz geboren und durch Üppigkeit verwöhnt, mit dem größten Recht die Sporen für das elende Reittier Volk an den Stiefeln zu tragen glaubten. Angesichts dieser frivolen Gesinnung einer schlemmerischen Ausbeuterkaste ist jedes In tyrannos der Unterdrückten erlaubt. Hier hört jedes Gottesgnadentum und jede ehrwürdige Tradition auf, wenn es sich darum handelt, den Menschen ihr Recht, als Menschen behandelt zu werden, gegen frevlerischen Übermut zu sichern.

Es ist von Bedeutung zu sehen, wie sich diese Auflehnung damals voll-

zog. Wir würden einen horizontalen Riß erwarten, also einen sozialen Aufstand der Unterdrückten gegen ihre Tyrannen. Es geschah aber anders: ein vertikaler Riß trat ein; nicht ein Stand lehnte sich gegen den andern auf, sondern das Volk trennte sich nach Stämmen. Auch hier kam die Wirklichkeit der Dinge zu Tage: die Erfolge Davids und der Glanz seines Sohnes hatten nur vorübergehend den Partikularismus überwunden. Angesichts der Entartung des Thronerben besann sich Israel auf sein Eigenrecht und kündigte Juda die nationale Gemeinschaft auf. Der Heimatgedanke war noch stärker als der Staatsgedanke, das Werk Sauls und seiner beiden großen Nachfolger brach so schnell auseinander, wie es zusammengefügt worden war. Angesichts dieses Bruches ist es für uns ein Trost in allem Unglück, daß sich Bismarcks Werk fester erwiesen hat; es hat nicht bloß die Beseitigung der Fürsten ertragen, auf deren Einigkeit es einst gegründet war, sondern auch bisher alle sozialen Gegensätze überstanden. Der horizontale Riß ist nicht zu einem vertikalen geworden. — Zu dem politischen Grund der Trennung kommt bei Jerobeam und seinen Landsleuten noch ein weiterer hinzu, wenn die Annahme richtig ist, daß das Wort „Zu deinen Zelten Israel" damals gefallen ist. Es äußerte sich dann in ihm der Gegensatz zu dem Kulturkönigtum Salomos, dessen Kehrseite die soziale Unterdrückung gewesen sein muß. Der alte trotzige Sinn der Wüstensöhne in ihrem Widerstreit gegen die mit dem Ackerbau verbundene Kultur hätte sich dann mit ihrem partikularistischen Gegensatz wider das Einheitskönigtum zu dem Verlangen nach der alten Freiheit von beiden Mächten verbunden. Vor etwa zwanzig Jahren würden wir über diese Sehnsucht nach den Zelten der freien Natur nur verständnislos gelächelt und die Torheit eigensinniger Leute verspottet haben, die sich dem Fortschritt der Zivilisation widersetzten. Allein seitdem hat sich unter uns schon vor dem Krieg ein so allgemeiner Ekel den Auswüchsen jener Scheinkultur gegenüber gerade bei den Besten im Volk verbreitet, daß wir mit tiefem Verständnis in jenem Ruf den immer einmal wiederkehrenden Schrei „Zurück zur Natur" erkennen können. Die Bewegung des Wandervogels in der Jugend vor dem Krieg, das nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem seelisch begründete Bedürfnis nach Siedelungen bringt dieses Urverlangen des Menschen nach der mütterlichen Natur zum Ausdruck, an deren Brust er von allem Jammer und aller Krankheit zu genesen hofft, die ihm die sog. Kultur mit all ihren täuschenden Versprechungen eingebracht hat. Vielleicht ergibt sich hier oder da eine Gelegenheit, bei einer festlichen Zusammenkunft einer der genannten Bestrebungen diesen Zusammenhang der gegenwärtigen mit ganz ursprünglichen Empfindungen an der Hand dieses Wortes klar zu legen. Das wird man um so eher tun können, je mehr sich jene unbewußt oder gar bewußt auf tiefe religiöse Gründe aufbauen, wie das ja von Haus aus und immer noch hier und da der Fall ist. Darin äußert sich wieder die kulturkritische Bedeutung der Religion und ihr natürlicher Zug zu der tiefen Wahrheit der Dinge, die in der Natur als der ersten Tochter Gottes viel deutlicher verspürt wird als in der spätgeborenen und so leicht entartenden Kultur. Freilich lauert auch hier eine große Gefahr: es ist die der Vergötterung dieser Natur. Als sich Israel von dem Trug der Kultur, die sich um den Tempel herum ausgebreitet hatte, zu seinen Zelten flüchtete, begann

es in Dan und Bethel die Stierbilder anzubeten, die ihm sein König angefertigt hatte, um es auch kultisch von Jerusalem zu trennen, von dem er es politisch losgerissen hatte. Die Religion im Dienst der Politik mußte verwildern, weil sie von dem Hort der besten Überlieferung, der in der Hauptstadt war, getrennt blieb; und das gereichte wieder der Politik zum Unsegen, weil sich das Land damit äußerlich und innerlich geschwächt hat, bis es dem Ansturm seiner Feinde anheimfiel.

Elia.

Wir behandeln zuerst die einzelnen Erzählungen, vor allem unter dem gewöhnlichen erbaulich-praktischen Gesichtspunkt, um dann die Gestalt des Propheten als Ganzes, zumal unter unserm besondern Gesichtspunkt, dem politischen, zu würdigen.

Not und Errettung der Gläubigen.

1. Kön. 17.

1. Nachdem wir in den letzten Darstellungen fast wunderlose Berichte vor uns gehabt haben, kommen wir hier wieder in das Gebiet der Wunder. Ein König, der unter dem Einfluß seiner Gattin den Baalskult einführt, eine von dem Propheten als Strafe angekündigte lange Zeit der Dürre, die Versorgung des Propheten am Bach durch die Raben, später durch die Witwe zu Zarepta, die Auferweckung ihres Sohnes durch die Wundertat des Gottesmannes — das ist der bekannte Inhalt dieser Sagen. Da die Erzählungen mindestens noch im Religionsunterricht eine Rolle spielen, müssen wir rückhaltlos zu der Frage Stellung nehmen, wie wir sie zu behandeln haben. Das brennt uns um so mehr auf der Seele, als wir den Geschichten nicht mehr so bloß sachlich und fremd gegenüberstehen, wie etwa noch vor dem Krieg, sondern gewissermaßen durch die Not der Gegenwart auch etwas zu dem Thema Hungersnot zu sagen wissen. Darum müssen wir uns fragen, wie wir sie heute verwerten dürfen und wie nicht.

Rund heraus müssen wir mit der Erklärung beginnen, daß wir alle berichteten Züge als *märchenhaft* bezeichnen müssen. Die Gestalt des Elia erscheint hier mit sagen- und märchenhaften Zügen ausgestattet. Angesichts dieser gibt es nun für uns bloß eine Wahl: entweder erkennen wir sie ohne jeden Abzug als geschichtlich an oder wir halten und erklären sie für das, was sie sind. Tertium non datur. Wir müssen endlich einmal in der Behandlung der Wunderfrage damit aufhören, auf beiden Seiten zu hinken. Schlimm mag für viele die Leugnung, schlimmer für andre die rückhaltlose Behauptung der Wundererzählungen sein; aber das allerschlimmste ist die immer noch zumal in Schulen und in sog. gläubigen Kreisen verbreitete halbgläubige und halb-

wissenschaftliche Erklärung mit all ihren Schlauheiten und Unmöglichkeiten. Man verteidigt das Wunder, aber man erklärt es zugleich; erklärte Wunder aber sind doch keine mehr. Man ahnt nicht, wie man Gott und den Glauben an ihn bloßstellt, wenn man nicht den Mut aufbringt, mit fröhlichem Trotz zu sagen: Ja, die Raben haben Elia erhalten, Topf und Krug haben sich immer wieder wunderbarerweise gefüllt; und statt dessen nach abgeschmackten Auslegungen und verzweifelten Künsten sucht, um das Wunder zwar dem Wortlaut nach zu behaupten, es aber doch durch Verknüpfung mit alltäglichen oder auch nur möglichen Tatsachen zu erklären. Dawider heißt es tatsächlich: entweder alles gegläubt oder nichts gegläubt. Für diese Unarten liegen Proben von einer Abgeschmacktheit vor, die sich der Wiedergabe entziehen. Darum ist es besser, wenn wir unsre Hörer und Schüler daran gewöhnen, in der Bibel auch schöne Märchen vorzufinden. Es ist ein sagenhafter Zug, daß die Dürre mit dem Baalsdienst des Königs zusammengehangen habe, wie es auch einer ist, daß die Schatzung unter Augustus die Geburt Jesu in Bethlehem ermöglichen mußte; Raben, die einen hungernden Mann Gottes speisen, ein immer sich nachfüllender Topf und Krug sind Märchenmotive, die Erweckung eines Toten durch ein Wort ist ein historisierter Glaubensgedanke. Es geht nicht anders, das müssen wir sagen; denn es ist wahr. Und eben darum müssen wir von den sog. Gläubigen verlangen, daß sie um der vielen, die daran Anstoß nehmen, auf diese und ähnliche Geschichten verzichten; ebenso verlangen wir natürlich von diesen, daß sie zu Gunsten wirklichen Glaubens ihre eigne Weisheit zurücktreten lassen, wo sie nichts zu sagen hat.

Als zweites Bedenken kommt in den vorliegenden und in ähnlichen Geschichten dazu, daß durch die Gnade und Kraft Gottes der Fromme wunderbar gerettet wird. Das preist man mit hohen Worten. Aber man bedenkt die andern nicht, denen es nicht zuteil wird. Über der Freude an der Errettung des Mose und des Jesuskindes vergißt man die umgebrachten Kinder in Ägypten und Bethlehem. Wird der Fromme selbst wunderbar bewahrt, so vergißt er der tausend zu seiner Seite und der zehntausend zu seiner Rechten. So vergessen wir auch hier leicht über der Freude an der Bewahrung des Propheten, daß damals wer weiß wie viele gehungert oder gar den Tod gefunden haben. Dieser überschwengliche Glaubensmut ist entweder gedankenloser oder gar hochmütiger frommer Egoismus, wenn er sich der Meinung hingibt, Gott tue ihm dieses, weil er den frommen Glauben belohne. Abgesehen davon, daß man immer nur von den Fällen spricht, wo der Gläubige erhalten, aber nicht von den andern, wo er zugrunde gegangen ist, geht diese Meinung stracks wider alles, was wir sonst vom Glauben und seinem wirklichen Lohn zu sagen wissen. Es empört, wenn man bedenkt, wie viele Menschen in den letzten furchtbaren Jahren angesichts des Leichtsinns dieser Verkündigung um all ihren Glauben gebracht worden sind. Man hat sie allzuoft mit der Hoffnung auf Gegenstände in den Glauben hineingelockt, anstatt sie, wie es richtig gewesen wäre, ehrlich darauf vorzubereiten, daß dem Glauben nur gegeben wird, Gott überall zu sehen und leichter mit allem Schweren fertig zu werden. Wider besseres Wissen sprechen, weil sie es glauben tun zu müssen, noch immer manche Religionslehrer diese durch die Kritik echteren Christentums und zugleich der

Wirklichkeit widerlegten Hoffnungen und Meinungen nach, um damit die Sache des Glaubens weiter zu gefährden und das Christentum des Geistes zu verraten. Angesichts dieser christusfeindlichen Unart ist kein Wort zu scharf, und es muß die Geißel geschwungen werden, bis diese Krämer den Tempel geräumt haben.

2. Und doch sind die Erzählungen selber so voller Glaubens und dichterisch so eindrucksvoll, daß wir nicht darauf verzichten werden, herauszuholen, was in ihnen enthalten ist. Und das ist die Gewißheit der Gläubigen, daß, wenn sie erhalten werden, sie es Gott zu verdanken haben. Es geht tatsächlich nicht anders: wir müssen die allgemeinste Überzeugung des Glaubens, wie sie in so manchem Bibelspruch und Gesangbuchlied zum Ausdruck kommt, um der Wahrheit willen ihres überschwenglichen Gepräges entkleiden und so nackt und einfach hinstellen. Aus der hochgemuten unbedingten Aussage müssen wir eine bedingte machen; wir müssen das Vertrauen auf Schrauben stellen. Wir dürfen nicht ins allgemeine hineinsagen, daß Gott die Menschen oder auch nur die Gläubigen erhält, denn Menschen kamen um und auch Gläubige kommen um. Wir dürfen nicht mehr sagen als dies: wenn Gläubige erhalten werden, dann danken sie es Gott. Wir können auch noch dazu fortschreiten zu sagen: es gibt sehr viele Gläubige, die haben in den schweren Jahren die Erfahrung gemacht, daß Gott immer wieder geholfen hat. Das ist durchaus kein allgemeines Urteil, denn viele Gläubige kamen um und werden noch umkommen. Aber es gibt ihrer wer weiß wie viele, die haben das Auge, immer wieder in ganz einfachen unerwarteten Hilfen äußerer Art die Hand Gottes zu sehn, der sie nicht verläßt. Es kommen keine Raben und die Töpfe und Krüge bleiben einmal leer; aber es geht immer wieder weiter und stets kommt etwas von irgend einer Seite, und es reicht, wenn man bescheiden ist, zum Unterhalt des Lebens soeben aus. Wo dies geschieht, wo das Auge gewöhnt ist, Gott zu sehen, da vollziehen sich die Wunder noch immer. Zufall, Pflicht, Liebe sorgen für die nötigen Sachen, aber das Auge des dankbaren Glaubens sieht die Hand Gottes, die sie spendet. So wird Alltägliches zum Wunder, Ergebnisse ganz profaner Vorgänge erscheinen dem Glauben als Hilfe Gottes, weil er nicht anders kann als Gott hinter allem sehen, was ihn in seinem Lebenswillen berührt. Mit dem Dank muß die Demut zusammengehn, die das Wort Luthers sich angeeignet hat „ohn all mein Verdienst und Würdigkeit". Bleibt aber die Hilfe Gottes aus, naht sich Untergang und Tod, dann heißt es für den Gläubigen, Gottes Namen im Herzen und im Munde hinab in das Verderben zu fahren und die Seele dem Allmächtigen zu befehlen.

So erfassen wir mit der religionspsychologischen Methode den allgemeinen Grundinhalt dieser Sagen. Wir merken dabei, wie viel mehr gerade die Sage geeignet ist, Glauben zum Ausdruck zu bringen als die Geschichte. Ohne Zweifel ist darin die Eliasage wie alle andern den geschichtlichen Berichten über die drei ersten Könige bedeutend überlegen. Aber nicht bloß den Glauben als die von dem Erzähler in der Form menschlichen Geschehens dargestellte Überzeugung weiß sie zum Ausdruck zu bringen. Sie stellt uns auch in ihren Gestalten Ideale dar, die diesen Glauben besessen und betätigt haben. So tritt hier Elia vor unser Auge. Schon gleich beim ersten Auftreten strömt seine

Gestalt den Duft ganz unmittelbaren und selbstverständlichen Glaubens aus. Er spricht das Unglaubliche aus, dessen gewiß, daß es geschieht. Er tut es mit Berufung auf den Gott, in dessen Dienst oder wie Luther sagt, vor dem er steht. Er ist ein Mann, der unter Gott steht, mit der genialen Einfalt, wie sie dem echten Frommen eigen ist. Und in diesem unmittelbaren Verhältnis zu Gott vernimmt er seinen Befehl und folgt ihm mit der gleichen Selbstverständlichkeit. Nicht anders handelt er, als ihn Gott von da aus weiter weist, und zwar in eine Lage hinein, die alles andre eher als eine Aussicht bot, das Leben zu fristen. Wieder aus derselben unbedingten Gewißheit heraus redet er dem Weib seine Sorge aus; und als ihr Sohn erkrankt, spricht er, als wenn es gar nicht anders sein könnte: Gib mir deinen Sohn! und betet einfach und zuversichtlich zu Gott um Rückkehr des Lebens. — Diesem für uns so schwer erreichbaren Ideal des ganz naiven Trauens auf den mächtigen Gott steht in dem Weib eine Gegengestalt gegenüber. Sie antwortet aus tiefer Schwermut heraus auf das zuversichtliche Wort des Propheten. Trotz der offensichtlichen Hilfe, die er ihr aus Gottes Hand bringt, wird sie sogleich wieder irre, als ihr Sohn erkrankt. Ihre Schuld fällt ihr ein, wie den Brüdern Josefs in ihrer größten Not, und sie will den bewährten Helfer von sich weisen. Erst der Wunder größtes gibt ihr den Mut wieder, sich zu dem Manne Gottes zu bekennen und Gott die Ehre zu geben.

3. Außer diesen unmittelbar als ihr wahrer Inhalt der Sage zu entnehmenden religiösen Zügen enthält sie noch andere, die sich einer sinnbildlichen Ausdeutung erschließen. Sind sie auch weder an Begründung noch an Wert den ersten gleich, so steht ihrer angemessenen Verwendung doch nichts im Wege. F. Wilhelm Krummacher hat mit feinem homiletischem Spürsinn in seinen Predigten über Elia z. B. auf Folgendes aufmerksam gemacht: Zweimal kommt es in dem Kapitel vor, daß sich der Gläubige aus der Not durch die Hand Gottes gerettet sieht, daß aber plötzlich wieder eine neue Not hereinbricht, die der Sicherheit ein Ende macht. Dazu bemerkt der Prediger, es gehöre zu den härtesten Prüfungen, wenn man aus einem erfreulichen Stand, in den man eben erst durch Gottes Gnade versetzt worden sei, wieder herausgerissen werde; aber das tue Gott, um uns davor zu behüten, daß wir uns an das Gute gewöhnen und übermütig werden; darum sorgt er für Abwechslung im Leben seiner Kinder, für den Umguß aus einem Gefäß ins andere, damit nicht die Seele zu viel Hefe ansetze und unvermerkt an irgend einer Stelle versäure. Und wenn dann Gottes Hilfe wieder kommt, dann werden wir dessen inne, daß wir ganz von ihm abhängig sind und seiner Gnade leben. Auch an die Werkzeuge der Hilfe Gottes knüpft Krummacher erbauliche Gedanken an. Gerade von gefräßigen Tieren konnte man ebensowenig wie von einer armen Witwe voraussetzen, daß durch sie Speise und Trank käme. Aber Gott macht das Undenkbare möglich; so kommt immer noch Hilfe von den Schwachen oder gar durch Leute, die uns gram und abhold waren. — Wir können dem eine andre Überlegung hinzufügen, die weniger den Glauben als das Gewissen anruft. Es geht nicht an, daß man es den Raben oder Witwen überläßt, also dem Zufall oder fromm gesprochen dem Wunder, dem Bedürftigen Hilfe zu bringen. Sondern das ist die Pflicht der Nächstenliebe seiner Brüder. Sie

müssen Gott gleichsam dazu helfen, daß seine Hilfe wirksam werden kann. Soll der Fromme im Glauben Gottes Hilfe erfahren, dann muß ein anderer aus seiner Liebe heraus bereit stellen, was von jenem als Hilfe Gottes im Glauben erlebt werden kann. Seine Liebe erfahre ich als Gottes Hilfe; aber daß der andere Gottes Hilfe erfährt, dazu muß ich Liebe erweisen. Gottes Hilfe darf nicht bloß auf den Zufall oder auf den natürlichen Gang der Dinge beschränkt bleiben. Die Liebespflicht muß auch das ihrige dazu tun, daß in ihr Gottes Liebe gespürt werde. Dazu bedarf es freilich gar keiner Absicht, als ihr Träger dem andern zu erscheinen. Es genügt, wenn Pflicht oder Liebe das ihre tut, einfach dem Trieb zum Helfen gehorsam. Wo der Sinn für Gottes helfende Hand ist, erscheint dann die Erfüllung dieser Pflicht ohne weiteres in diesem Licht. Ein Zeichen besonders tiefer Liebe ist es natürlich, wenn geholfen wird, um nicht bloß das Leben vor dem Verderben, sondern auch die Seele vor dem Verzweifeln zu bewahren. Das ist dann vor allem nötig, wenn die Not nicht durch das Versagen der Natur, sondern durch menschliche Sünde hervorgerufen worden ist, wie es mit der unsrigen der Fall ist.

Jahwe und Ahab.

Kap. 18.

1. So groß der künstlerische Wert dieser prachtvollen dramatischen Erzählung ist, so schwierig ist ihre religiöse Verwendung für unser gegenwärtiges Geschlecht. Zwar gibt sie wie die vorige Sage manche Züge her, um israelitischen Gottesglauben und das zu ihm gehörende Ideal des frommen Helden zum Ausdruck zu bringen; aber das geschieht in einer so gewaltigen und heroischen Art, daß wir bloß historisch Kenntnis davon nehmen können. Die Grundgewißheit des Glaubens, die sich hier ausspricht, ist freilich auch die unsre: Gott ist der lebendige Gott, der, wie es Heine ausgedrückt hat, die Ellenbogen frei hat und nicht eingeschlossen ist in den Banden der Natur. So können wir uns den Gegensatz zu eigen machen, der zwischen ihm und dem Baal hier so drastisch zum Ausdruck kommt. Es ist der zwischen Theismus und Deismus, um einmal blasse Schulausdrücke zu gebrauchen, zwischen dem Gott, zu dem man Du sagen und der auch zu uns sprechen kann, und dem toten Naturgott, der in der Natur steckt und sich nicht regen kann. Das bleibt die Bedeutung der Naturwunder, daß sie den Anspruch darstellen, über der Natur walte ein lebendiger Wille mit Zielen und den Mitteln dazu, um sie auszuführen. Und dieser Gott ist zugleich der auf geistig-sittliche Ziele bedachte Gott. Für ihn ist die Natur bloß das Feld, auf dem er wirkt, nicht das Gebiet, auf dem er sich erschöpft. Ihm dient man eben darum auch nicht bloß mit Zeremonien, wie die Baalspfaffen, sondern mit persönlicher Hingebung und mit Gehorsam. Dieser Gott gibt auch Antwort und erhört Gebete, während die Götzen schweigen, wie es hier Baal tut. Er ist der geistige Herr der Natur, der ihre Segnungen zurückhalten und wieder spenden kann; in allem haben wir seinen Willen zu verehren, und ihm unterwerfen wir uns lieber, weil es ein Wille ist als irgendwelchen toten Gesetzen, Atomen oder verderblichen Keimen. Denn er bringt wenigstens die Hoffnung auf einen Sinn in die Geschehnisse hinein, die uns

bedrücken und beglücken, während die tote Natur kein Echo bilden und keinen Verstand aufweisen kann. — Wo man mit dem eigentlichen Wunder, der Entzündung des Holzstoßes so frei umgehn kann, mag man diesen Sinn der Geschichte herausstellen; es ist die dramatische Erläuterung zum ersten Gebot oder dem Höre Israel, die einer Bauerngemeinde oder auch einer städtischen im Gegensatz zu ihrem praktischen oder theoretischen Naturalismus den geistigen Gott vor Augen zu stellen wohl geeignet ist. Freilich trennt uns der Geist Jesu, wenn auch nicht sein Wort von dem Geist dieser Erzählung: unser Gott kann nicht ein ganzes Volk dem Hungertod preisgeben, weil sein König ein Götzendiener ist. Oder dürfen wir hier etwas von der furchtbaren Wahrheit wiedererkennen, die uns der Krieg gelehrt hat, daß die Achiver büßen müssen, was die Fürsten in ihrem Wahn verbrochen haben? Wie so oft müssen wir den Zusammenhang zwischen Sünde und Strafe, den die Bibel auf das Gebiet der Natur ausdehnt, auf das geschichtliche Leben eines Volkes beschränken.

2. Prachtvoll kommt, wieder im Gegensatz zu andern Gestalten, der Prophet des wahren Gottes heraus. Schon da wirkt seine Erscheinung gewaltig, wo er plötzlich wie immer vor dem für seine Rosse und Maultiere sorgenden Haushofmeister steht: Ja geh, sag deinem Herrn, Elia ist da! — Gegenüber seiner Sorge um sein Leben, das ihm der König nehmen könnte, wenn er bloß von dem Propheten zu melden weiß anstatt ihn selber mitzubringen, klingt Elias Wort tapfer und furchtlos, als der selbstverständliche Ausdruck seines Verhältnisses zu Gott: Noch heute werde ich mich dem König zeigen. Wieder steht ein Prophet als Gottes Anwalt vor einem König wie Nathan vor David und Johannes vor Herodes. Überwältigend wirkt die knappe Art, wie Elia mit dem König verfährt. Schilt der ihn den Verderber Israels, wie immer der Politiker in dem Träger lebendigen Gottesgeistes den Beunruhiger sieht, so klingt derselbe Vorwurf dem König aus dem Mund des Propheten mit größerem Rechte entgegen, der seiner unbedingten Verpflichtung zum Dienste Gottes gemäß keine Rücksichten politischer Art kennt, sondern bloß den Willen Jahwes, gegen den sich der König sträflich versündigt hat. In der Kraft seines Geistes kehrt er die Rollen um: er befiehlt und der König gehorcht. Was geistig persönliche Wucht und die Majestät eines in Gott gefestigten Charakters ist, kann man an diesem kurzen Auftritt vorzüglich klar machen.

Und wie zu dem für seinen Baal entschlossen eintretenden Herrscher, so steht Elia auch im Gegensatz zu dem Volk, das es halb mit dem Baal, halb mit seinem angestammten Gott hält. Ein Wort über die rechte Entschlossenheit des Glaubens wird keinen bessern Text als diesen finden können, sei es daß man den Kampf mit gedanklichen oder mit praktischen Kompromissen zwischen personalistischer und naturalistischer Denkart aufnehmen will. Der Prophet macht sich auch nichts daraus, mit seinem Glauben dem Volke und den Propheten des falschen Gottes gegenüber allein zu stehn. Der feste Stand, den ihm sein Gott gewährt, klingt auch aus dem überlegenen Hohn heraus, mit dem er die Baalspriester behandelt. Er ist seines Gottes gewiß, und sie geben sich die größte Mühe, um ihren Gott zu erwecken. Er wendet bloß die geistigen Mittel des Gebetes und des Vertrauens an, sie zeigen den ganzen Betrieb einer Religion zielloser Aufgeregtheit. — Es gibt wenig Stücke, an denen man etwa

in Unterrichts- oder in Bibelstunden an der Vorstellung von Gott und an dem Brauch seiner Diener den Gegensatz zwischen der geistig-persönlichen Religion der Bibel, auf der wir Christen stehen, und der antiken und modernen Naturschwärmerei besser zur Anschauung bringen könnte. In diesem Zusammenhang ist das eigentliche Kernstück der Geschichte, die Entzündung des Opfers, für uns bloß von nebensächlicher Bedeutung; es erläutert uns in sinnlicher Form den Glauben Israels an seinen geistig-persönlichen Gott. Es dürfte in absehbarer Zeit nicht schwer fallen, ganz offen hier die Wahl frei zu stellen zwischen dieser Erklärung und dem buchstäblichen Glauben, vor dem sich freilich mancher zu einer jener halbwissenschaftlichen Auskünfte flüchten wird; wie etwa der, daß das Wasser den Blitz anziehe, der dann den Brand entfacht habe. Noch einmal sei es gesagt: lieber übergebe man sich dem stärksten Wunderglauben oder der offensten Kritik, als daß man so mit einer derartigen halbwissenschaftlichen Erklärung nach beiden Seiten hinke! Ebenso müssen wir die Abschlachtung der Propheten als eine gegen den Geist Jesu verstoßende Gewaltmaßregel gleich den mittelalterlichen Autodafes offen verurteilen, wenn wir nicht von dem Recht Gebrauch machen wollen, sie als einen Zug in einer Sage Kindern erträglicher werden zu lassen. Auch die prachtvolle rhetorische Kunst F. W. Krummachers, in der er diese entsetzliche Begebenheit zu malen versteht, kann uns nicht verführen, es ihm homiletisch gleichzutun. Der Glaube an den lebendigen Gott erfährt seine Krönung, als von demselben Gott, der im Feuer seine verzehrende Macht gezeigt hat, auch der heilsame Regen gesandt wird. Es ist und bleibt eine bittere Ironie, daß wir denselben Glauben an den geistigen und selbstherrlichen Lenker der Natur nicht damit bekräftigen können, daß wir den Geschichten von Naturwundern Glauben schenken und Glauben erwecken, in denen die alte Zeit ihn naiv oder bewußt zum Ausdruck gebracht hat. Es sieht wie ein Schwanken nach beiden Seiten aus, wenn wir uns damit begnügen müssen, Gott lieber in den regelmäßigen Begebenheiten des Naturlebens gläubig zu ahnen und kühn zu erhoffen, als ihn in außerordentlichen mit Augen sehen zu wollen. Aber so und nicht anders hat sich nun einmal Gott uns geoffenbart; und so müssen wir ihm gehorchen und Glauben schenken.

Es muß dem homiletischen Geschmack überlassen bleiben, ob der Prediger es über sich gewinnt, mit jenem Verkündiger der Taten des Elia auch das Feuer auszudeuten, das von Gott aus geht. Wenn man auch davor zurückschreckt, alle Bibelstellen über dies Element heranzuziehen, so könnte man es doch wagen, die verzehrenden und die anfeuernden Wirkungen zu erwähnen, die je und je von Gott ausgegangen sind und noch immer ausgehen. Dann dürfte man freilich auch den Wechsel von Dürre und Regen mit dem wechselnden Verhältnis einer Zeit oder eines Volkes zu dem Gott, der der Brunnquell alles seelischen Lebens ist, sinnbildlich in Verbindung bringen.

Verzweiflung.

19,1–21.

1. Erscheint der Prophet auf dem Karmel im Flammenschein heroischer Dämonie, so am Horeb in der düstern Glut einer Elegie und Tragik, die bald

wieder in heißem Fanatismus emporlodern wird. Diese ganze Sage ist noch viel ertragreicher an Erkenntnis von Menschen, Welt und Gott als die vorangehende. Der Verlauf der Ereignisse steht unter dem Schatten der Drohung einer Königin, die mit ihrem von der Septuaginta überlieferten Wort: Bist du Elia, so bin ich Isebel! — in einzigartiger Weise als ein stolzes und rachsüchtiges Weib gekennzeichnet wird, bereit wie später Herodias den Kampf mit ihrem prophetischen Gegner aufzunehmen. Elia weicht vor ihr aus und macht sich auf nach dem Horeb, dem alten Wohnort des angestammten Gottes Jahwe, zum Zeichen, daß er im Gegensatz stehe zu dem ganzen Wesen des neumodischen Kultus samt der ganzen mit ihm verbundenen Kultur. Unterwegs unter dem Wachholder- oder Ginsterstrauch offenbart sich seine Seele in ihrer ganzen menschlichen Schwachheit und in ihr auch alles Menschentum in seiner Verzagtheit und Tragik. Ein Mensch und dazu noch ein Großer in der Verzweiflung hat immer etwas tief Ergreifendes an sich. Scheinbar wird dieser Eindruck gesteigert, wenn man, wie es üblich ist, diese Erscheinung seiner Verzagtheit unmittelbar folgen läßt auf die seines Triumphes. Es ist wirklich so, daß sich gerade nach großen Erfolgen jene Stimmung tiefen Druckes oft genug und dann sehr stark einstellt. Denn gerade der große Erfolg, weil er das Höchste bedeutet, was zu erreichen ist, läßt das letzte Ziel in seiner ganzen Ferne und Unerreichbarkeit vor dem verdüsterten Auge kraft der plötzlich umgeschlagenen Stimmung erscheinen. Noch ergreifender freilich wird der Anblick des verzweifelten Propheten, wenn man, wie es Gunkel tut, jeden Zusammenhang zwischen dem Triumph und der Niederlage beseitigt und die zweite Geschichte als den Ausdruck der eigentlichen Wirklichkeit faßt, während die erste bloß der des Wunsches und der Hoffnung war. Damit gewinnen wir eine Eliasgestalt, die noch viel mehr bedeutet als der Wundertäter und Baalspfaffenschlächter auf dem Karmel. Sie wird zum tröstenden Sinnbild für alle menschliche Größe, ja für jegliches Menschenwerk im Dienst hoher Ideale und zumal in dem Gottes, weil es an Isebels Zorn und der auf beiden Seiten hinkenden Masse zu scheitern droht. Damit erst tut sich die Tiefe der Welt und des Lebens auf, während der Siegesglanz des Karmel bloß dem Traume und der Dichtung verbleibt. Aller Kampf wider das Ungöttliche hat das Los, bloß zu unvollkommnen Ergebnissen zu führen und die Seele mit Verzweiflung zu erfüllen. Und die wird um so größer, als es zumeist feurige oder mindestens willensstarke Gestalten, wenn nicht Heroen sind, die ihn zu führen haben.

So tritt Elia in die Reihe der großen tragischen Gestalten der biblischen Religionsgeschichte. Wir hören Jeremia klagen; vor allem aber sehen wir Mose zürnen und einsam auf dem Nebo vor seinem unvollendeten Werk die Augen für immer schließen. Und diese beiden Heroen treten zu Jesus, wie sie die Erzählung von der Verklärung des Herrn vor seinem Todesleiden vereinigt zeigt, der sein Gethsemane durchlitten und am Kreuz sein „Mein Gott, mein Gott" ausgerufen hat. Hier tut sich die Tiefe der Welt auf. Es ist vergeblich, wider das Böse zu streiten; der Kampf gereicht bloß dem Kämpfer zur Verzweiflung. Und doch, mag er auch darüber zugrunde gehn, sein Kampf und seine Verzweiflung und sein Tod waren nicht umsonst. Die Welt lebt doch zuletzt von dem Geist der großen unterlegenen Sieger, vielmehr siegreichen

Überwundenen, Mose, Jeremia, Elia, Jesus. Das dürfte nicht bloß eine in die Tiefe gehende Passionspredigt über die Verklärung Jesu, sondern auch schon eine Predigt oder Bibel- und Unterrichtsstunde über Elia als innerstes Geheimnis der Welt alten und jungen Christen anbieten, die doch immer wieder der Versuchung unterliegen, sich unchristlichen Gedanken über Erfolg und Mißerfolg hinzugeben.

Elia in seinem Jammer trägt einige wertvolle Züge zu dem Bild jener Verzweiflung bei. Keinen Ausweg, keine Möglichkeit sieht er mehr als den Tod. Er kann nicht mehr. Jeder, der wirken und schaffen will, kennt das Gefühl, das häufig durch irgend einen äußern Anlaß von niederschlagender Wirkung ausgelöst wird, wenn die Nerven und die Kraft versagen. Nur daß bloß der ganz aufrichtige und wahrhaftige Geist die Schuld bei sich selber sieht: ich bin nicht besser denn alle meine Väter — während der kleinere und unwahrhaftige Geist immer geschickt genug ist, sie von sich auf andre und auf Gott selber abzuwälzen. Es braucht nicht bemerkt zu werden, wie gerade diese Wahrhaftigkeit die Bürgschaft dafür bildet, daß die Seele Kraft genug hat, um das Werk von neuem anzufassen und das mit besserem Erfolg, wenn die trübe Stimmung verflogen ist.

2. Mit vollem Recht macht Drews in einer stimmungsvollen Exaudipredigt über diese Geschichte in sehr realistischer Weise darauf aufmerksam, daß in derartigen Zeiten schweren Druckes vor allem einmal der Körper sein Recht beansprucht, wie hier Elia durch Schlaf und Speise, die ihm der Engel bringt, gestärkt wird. Jedem übergeistlichen Empfinden mancher Frommen gibt er damit eine heilsame Lehre, die auch eine Predigt nicht verschmähen soll, in der geeigneten Weise weiter zu geben. Niemand hat die Pflicht, sich durch Fasten und Wachen in Trauerzeiten noch elender zu machen, sondern vielmehr die andere, sich über seinen Jammer aufzuschwingen, um wieder offen für seine Umgebung und leistungsfähig für seine Arbeit zu sein. Hypochondrie ist ein Unglück, aber den lieben Hypochonder zu pflegen, ist eine Sünde wider Gott.

Es ist nicht mehr nötig, vor einem sentimentalen Verständnis des sanften, stillen Säuselns zu warnen. Der Gott, der nachher so furchtbare politische Maßnahmen anbefiehlt, kommt nicht in ihm zum Zeichen, daß er eines weichen Sinnes sei, wie immer noch so viele seiner Gläubigen selbst. Anstatt auf seine Gesinnung können wir das Wort auf die Weise deuten, wie Gott erscheint und wirkt: es geschieht in einer unscheinbaren Weise und doch spürbar; große Ereignisse nahen wie auf Taubenfüßen. Unmerkbar bahnen sie sich an und verlaufen ohne sichtbare Wunder und Zeichen, als wenn sie ganz natürlich wären, und doch ist Gott in ihnen wirksam. Wir schauen immer nach großen Schreckenstaten und großen Heilstaten aus, in denen er sich jedem erkennbar manifestieren solle. Aber er naht im stillen Gang des gewöhnlichen Werdens, bei dem alles so einfach und natürlich zuzugehen scheint. Sehr schön sagt Kalweit in einem Kriegsvortrag über die Weltherrschaft der Werte: Gottes Macht ist so ungeheuer groß, daß alle Feindschaft auf der Erde nichts bedeutet, Seine Herrschaft ist ganz unberührt von allem Aufruhr der Menschen, und seine große und stille Majestät hat es nicht nötig, Gewalt anzuwenden, son-

dern sie braucht nur leise zu atmen, und alle menschliche Auflehnung bricht zusammen. — Krummacher macht für den weiteren Verlauf der Erzählung darauf aufmerksam, wie Elia zwar von seinem Eifer zu sagen weiß, aber doch immer nur von seinem Eifer und seinem Leid. Ganz aus dem Geist der Kriegszeit heraus hat O. Frommel darauf achten gelehrt, wie Gott den sentimentalen Propheten auf die Tat und zwar auf das politische Wirken im Staat hinweist; so schrecklich sein Auftrag auch ist, wenn er Israels Feinde salben soll, es ist immer ein wertvoller Wink, in Gottes Auftrag auch einmal aus der Liebe heraus, die wie Haß aussieht, seinem eignen Volk und Staat das Verderben Gottes, wenn auch nicht zu bereiten — dazu haben wir kein Recht, aber anzukündigen. Die 7000, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben, deutet Krummacher schön auf die große verborgene Gemeinde der Gläubigen in allerlei Volk und Stand aus .— Die Berufung des Elisa mitten in seinem Tagewerk, die an synoptische Züge erinnernde Bitte und des Propheten unerbittliche Härte geben einen wenig bekannten Text her, um den Ernst des Meisters menschlich-schwächlicher Rücksicht gegenüber für schwankende, zum Reich Gottes oder auch für den besondern Dienst an ihm berufene Christenmenschen herauszustellen.

Naboth.

21,1—19.

Der Reiz der Naboth-Tragödie liegt in der prachtvollen Kennzeichnung der handelnden Personen und ihr Wert in der lehrreichen Durchsicht auf ihren politischen und religiösen Hintergrund.

1. Es muß für jeden Leiter einer Religions- oder Bibelstunde eine Freude sein, aus den paar knappen Worten die einzelnen Gestalten erstehen zu lassen. Der zuerst ganz geschäftsmäßig und richtig vorgehende König, der am Erbe seiner Väter pietätvoll hängende Bauer, die Königin, geborene Prinzessin von Tyrus, die solchen Freimut nicht ertragen kann und nun die Sache ihrem vor Ärger krank im Bett liegenden Gemahl aus der Hand nimmt, ihr heimtückischer Plan, ihr Druck auf Älteste, die weniger charaktervoll waren als ihr Mitbürger Naboth, die meineidigen Schurken im Dienst der Königin, der Scheinprozeß und endlich der Justizmord vollenden das häßliche Bild des königlichen Hofes. Und Elia: das Wort des Herrn kommt über ihn, als die Leidenschaft für die Wahrheit und gegen das Unrecht, und sie läßt ihn jede Rücksicht auf seine eigne Person und auf die des Königs vergessen, sodaß er, plötzlich vor ihm auftauchend wie damals während der Dürre, ihm ohne Umschweife und mildernde Floskeln die Donnerworte ins Gewissen ruft: Du hast gemordet! Nun willst du auch noch rauben! — und die Drohung hinzufügt, daß die Hunde sein Blut lecken sollen, wo sie das Naboths geleckt hatten. Der König hat immer noch Gewissen genug, um auf diese Worte hin Reue und Angst zu empfinden, während von seiner Gemahlin nichts dergleichen zu sagen ist.

Der politische Hintergrund zeigt die Gefahr jeder Monarchie, die Despotie wird, Macht und Gewalt anstatt des Rechtes walten zu lassen, wenn der persönliche Vorteil des Königs im Spiel ist. Von Davids Mord an Uria an bis in die Zeiten des Zarentums hat die Monarchie neben all ihre Verdienste Schuld

genug von dieser Art gehäuft, um sich ihr Grab selber zu graben. Beflissene Untergebene haben nie gefehlt, um ihr jeden möglichen Dienst zu tun, den der hohe Zweck zu heiligen hatte. Vor dem Verlangen nach irgend einem Gut oder Genuß verlor dann die Achtung des einzelnen Menschenlebens jede Bedeutung. Isebel bezeichnet die Torheit der politischen Heirat, die so oft einen ganz fremden Geist auf den Thron brachte, jedenfalls aber ein gröblicher Verstoß gegen die Menschenwürde war. Haben edle Frauen mildernd auf die Sitten der Könige gewirkt, so hat doch auch manche ihren Gemahl, sein Haus und sein Land ins Verderben gebracht. Das alles hat dazu beigetragen, das Risiko der Monarchie zu groß erscheinen zu lassen. — Wo sich der Übermut über Recht und Sitte erhob, war es auch unmöglich für die Stimme der Wahrheit, wenn sie sich überhaupt anders als im Hintergrunde erhob, zu dem Ohr der Majestät durchzudringen. Das Elend der Könige war, daß sie die Wahrheit nicht hören mochten und sich darum mit Leuten umgaben, die ihnen statt ihrer mit Schmeicheleien dienten. Freilich hat es immer wieder Männer gegeben, die ihren Kopf dem König gegenüber wagten, von Nathan an bis Johannes dem Täufer, bis Chrysostomus, der in die Verbannung geschickt wurde, weil er der Eudoxia den Eintritt in die Kirche verwehrte, die einer Witwe ihren Weinberg genommen hatte. Wie viel das Wort der Wahrheit, wenn es ernst ist, vermag, sieht man an den Fürsten, denen jene drei Propheten entgegentraten: David tat Buße, Ahab tat Buße, auf Herodes machte Johannes großen Eindruck; nur die Frauen sind, wie es scheint, Gewissensworten weniger zugänglich als die Männer, wie man an Isebel, an Herodias und Eudoxia sehen kann. Das Gewaltige an dieser Art von Kritik und Gegensatz ist der reine Drang zur Wahrheit an sich, die Stimme des Unbedingten und die Macht völlig selbstloser Überzeugung. Im politischen Leben kann so oft die sittlich klingende Kritik die Freude am Bösen, das sie am Gegner feststellt, nicht verbergen, und das ethische Pathos ist oft bloß die Toga, die sich der Hunger nach der Macht umwirft, um die Instinkte des Volkes gegen ihre gegenwärtigen Inhaber aufzuhetzen. Was im politischen Leben fehlt, ist die unbedingte sittliche Kritik, die um Gottes oder um des Landes oder um des Herrschers selbst willen bös böse nennt, ohne Angst vor seinem persönlichen Zorn und dessen Folgen für das eigne Wohl.

Eine solche Kritik wird immer ihren besten Mutterboden in der religiösen Begründung des Gewissens haben. Wir können vermuten, daß der Hochmut und die Heimtücke der phönizischen Königstochter sich mindestens in ihrer Person mit ihrer durch viele Tempel und Priester gepflegten Baalsfrömmigkeit vertrug; vielleicht war auch ein organischer Zusammenhang da oder wenigstens fehlte die Verbindung zwischen diesem Naturkult und der einfachen sozialen Moral. Diese Verbindung zwischen Religion und dem sittlichen Geist, gerade in der sozialen Gestalt, ist und bleibt aber das besondre Erbe Israels an die Religionsgeschichte und an die Kultur, in die sie eingegangen ist. Das muß man immer wieder sagen: die Entelechie, der Gedanke Gottes, die Keimkraft in dieser Volksreligion, unableitbar, aber auch unverwischbar, ist die geheimnisvolle Gewalt des sittlichen Soll, der soziale Geist, der zunächst als Sinn für das Recht und dann als Gesinnung hier lebendig war. Mag das, um jeder Gerechtigkeit Genüge zu tun, in andern Religionen auch der Fall gewesen sein,

für unsern Kulturkreis ist jedenfalls diese einseitige Energie des sittlichen Geistes von Israel her in die Religion hineingekommen. Und das trockene, aber unerbittliche „Es ist nicht recht!" das jene Großen der Seele den Großen der Erde entgegengeschleudert haben, wenn sie ihren Untertanen Weib, Gut und Leben nehmen wollten, ist mehr wert als die auch heute wieder so gefeierten Mythologien und mehr oder weniger schwülen Naturschwelgereien von aufgefrischten alten oder neu zurecht gemachten Heidentümern.

Ahab und Benhadad.

20,1—43. 22,1—40.

1. Die an sich garnicht erbaulich erzählten Kämpfe zwischen Israel und Aram sind für uns zweifach von Wert. Sie zeigen uns denselben Ahab, den die Sage vom religiösen Standpunkt aus nicht genug herabsetzen kann, als einen hervorragenden Politiker und Heerführer. Das wird für die abschließende Würdigung der Stellung des Elia und für die sich daraus ergebende Antwort auf die Frage „Religion und Politik" von Bedeutung sein. Dann aber zeigen uns die Berichte über jene Kämpfe ein so typisches Bild einer kriegerisch gerichteten Politik, daß wir an ihnen mit unsrer Hauptfrage nach dem religiösen Urteil über das ganze Gebiet nicht vorübergehen können. Sie erzählen uns, wie sich zwei Könige ins Verderben stürzten und ihre Reiche in schwere Drangsal brachten. Sie erzählten es mit einer vortrefflichen Anschaulichkeit und dazu so glaubwürdig, daß wir ein fast einzigartiges Modellbild für unser Nachdenken über die allgemeinen Fragen erhalten. So prachtvoll knapp die Darstellung auch gehalten ist, es empfiehlt sich, sie zur eindrucksvollen Übersicht über die von jenen beiden begangenen Torheiten und Verbrechen Zug um Zug zusammenfassend zu wiederholen.

Benhadad zieht mit Heeresmacht herauf wider Samarien und bestürmt es. Er schickt Ahab eine sehr anmaßende Botschaft, er solle ihm sein Gold und Silber ausliefern, Weiber und Kinder dürfe er behalten. Ahab gibt nach und sagt ihm das Verlangte zu. Dadurch wird der Aramäer noch anspruchsvoller und will auch noch die Weiber und die Kinder dazu samt allem, was seine Diener in den Palästen begehrenswert finden werden. Da erst entschließt sich Ahab auf den Zuspruch seiner Ältesten hin, dem Feinde bloß das, was er zuerst zugestanden hat, zu überlassen. Benhadad antwortet ihm überaus großmäulig, Ahab entgegnet nüchtern und ernst. Damit sind die Verhandlungen abgebrochen und der Kampf beginnt. Bei einem Ausfall gelingt es den Israeliten, während die feindlichen Fürsten im Zelte sitzen und zechen, die Aramäer zu überraschen. Der trunkene Aramäer gibt einen trunken übermütigen Befehl; aber nur mit Mühe entkommt er den siegreichen Truppen Ahabs. — Noch schlimmer geht es ihm im zweiten Feldzug. Nachdem sein Heer geschlagen ist, muß er flüchten in ein Haus in der Stadt und sich in einem Zimmer nach dem andern verstecken. De- und wehmütig müssen seine Diener die Großmut Ahabs anrufen, um ihrem Herrn das Leben zu retten. Ahab schenkt es ihm und macht mit ihm einen günstigen Vertrag.

Nun ereilt aber auch den Ahab die Strafe des Übermutes, der den Sieger

befällt. Er entschließt sich, im Bunde mit dem König von Juda eine Stadt zu erobern, die dem Aramäer zugefallen war. Zur Sicherheit befragt er das Orakel Jahwes, indem er 400 Propheten die entscheidende Frage vorlegt. Sie antworten: Ja tue es. Auf des Königs von Juda Veranlassung läßt er dann aber noch einen andern Propheten kommen, obwohl er ihn als Unglücksprophet haßt. Wirklich warnt dieser dringend vor dem Feldzug, indem er eine Vision erzählt, er habe gesehen, wie Jahwe im Himmel einen Lügengeist damit beauftragt habe, die andern Propheten alle zu betören, damit sie Ahab zum Feldzug raten. Sein Lohn ist das Gefängnis mit Brot und Wasser. Der Feldzug beginnt. Vielleicht aus einer bösen Ahnung heraus verkleidet sich Ahab als gewöhnlicher Krieger. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel aber wird er getroffen und stirbt. Sein Heer flieht und der Krieg ist verloren.

2. Es braucht nicht mehr besonders darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie typisch hier alles ist und wie es sich immer bis in die neueste Zeit hinein wiederholt hat. Die reinste Eroberungssucht der herrschenden Gewalten, ihre übermütige Siegeszuversicht, beides durch keinerlei Phrasen von Verteidigung höchster Güter und schmerzlicher politischer Notwendigkeiten verdeckt; die Verkehrtheit politischer Schwachheit, die den Gegner nur noch übermütiger macht, und die Niederlage des Hochmutes vor dem Fall; die Torheit des Revanchekrieges, die Benhadad an den Rand des Verderbens gebracht hätte, wenn nicht die Mäßigung auf der andern Seite maßgebend gewesen wäre; aber dann der Durst nach Eroberung gerade bei dem bis dahin so vorsichtigen und mäßigen Herrscher, der nun trunken von Erfolgen mit dem Erreichten nicht zufrieden ist; er fragt nur die Ratgeber, bei denen er sich eines Echos seiner Wünsche versieht, und wirft den selbständigen Warner ins Gefängnis, weil Könige die Wahrheit nicht hören wollen. Diese Erkenntnisse politischer Art sind für uns wichtiger als die für den früheren Standpunkt bedeutungsvolle Bemerkung, daß tatsächlich die Hunde an der vorhergesagten Stelle Ahabs Blut geleckt haben. — Außerdem sei noch auf zwei Proben aufmerksamen Schriftstudiums hingewiesen, die nicht alltägliches homiletisches Geschick verraten. Der amerikanische Professor Peabody spricht in einer Abendandacht vor Studenten im Anschluß an das Wort der aramäischen Ratgeber Benhadads 20,28 über den Gott der Berge und der Gründe: der Durchschnittschrist zieht seine alltäglichen Furchen in den Gründen, wo er die Gemeinschaft mit Gott pflegen konnte, um dann bestehen zu können, wenn ihn Gott auf die Höhe führt; derselbe Gott, der im täglichen Leben Treue und Geduld in der Verborgenheit gab, gibt nun Stärke bei großen Entscheidungen oder Selbstbeherrschung bei den Versuchungen des Erfolges. Die Pfingstnummer der Christlichen Welt brachte 1917 eine Betrachtung über die Unsicherheit Ahabs, der die Wahrheit ahnte, aber keinen Mut fand, ihr ins Gesicht zu sehen. Jene sinnbildliche und diese psychologische Ausdeutung eines anscheinend ganz ertraglosen Bibelwortes zeigt, welche Möglichkeiten zu eigenartigen und tiefen Predigtweisen noch vorhanden sind.

Elia und Ahasja.

2 Kön. 1,1–18.

Diese prachtvolle Erzählung wirft vor allem ein bezeichnendes Bild von dem Eiferer Elia ab: den Boten des erkrankten Königs, die er nach Ekron zum Baal-Sebub gesandt hatte, um Heilung für ihn zu suchen, tritt unterwegs ein Mann entgegen, der ein Fell und eine Schnur von Wildleder um seine Hüften trug, und fragt sie: Ist denn kein Gott in Israel, daß ihr auszieht, den Baal-Sebub zu Ekron zu fragen? Seine plötzliche Erscheinung hat die Wirkung auf die Boten, daß sie sofort zum König zurückkehren, ohne ihren Auftrag erledigt zu haben. Hier wird das Dämonische des großen Eiferers für Jahwe und sein Eindruck auf andere und überhaupt die Gewalt offenbar, die ein Mann von Gott ausüben kann. Vielleicht ist auch bei gegebener Gelegenheit der Grundgedanke der Erzählung auszuschöpfen, daß es falsch ist, in Krankheit und Not zu jedem Baal-Sebub nach Ekron zu laufen, anstatt voll Vertrauens auf den Gott zu schauen, der Leben und Tod in seiner Hand hält.

Elias Himmelfahrt.

2,1–25.

Wir sind außerstande, diese Sage zu einem rhetorischen Glanzstück zu verwenden, wie das in einzigartiger Weise Krummacher gelingt. Aber auch über die Kritik an diesem Wunder sind wir längst hinaus. Uns tut sich der tiefe Sinn auf, den der Glaube der Erzähler in dieser Form hat zum Ausdruck bringen wollen. Es ist die Überzeugung, daß der tragische Held vom Horeb doch zuletzt noch das Ziel erreicht hat. Und das ist neben seiner persönlichen Vollendung der Eingang in eine größere und weitere Wirksamkeit. Denn Himmel bedeutet die über der Beschränkung der Erde erhabene Wirklichkeit, die eine geistige Wirksamkeit ermöglicht. Damit erhebt die Sage den Elia zu der Höhe der eindrucksvollsten und einflußreichsten Gestalten; freilich sehen wir nicht in ihre Beweggründe hinein, warum sie etwa einem Jesaia nicht zubilligt, was sie dem Elia gewährt. Jedenfalls aber wirft dieser festliche mythologische Mantel auf seine Person ein kennzeichnendes Licht: die Sage hätte ihn nicht mit ihm geschmückt, wenn seine Schulter nicht seiner würdig gewesen wäre. So dient die Erzählung mittelbar zu einer Bewertung des Helden. — Über dem mythologischen Hauptpunkt darf man aber nicht die psychologische Kleinmalerei übersehen, die die Sage an die einzelnen Personen gewandt hat. Elia will dreimal den Elisa von sich weisen, als er auf dem Weg zu seinem geheimnisvollen Abschied von der Erde ist. Dreimal antwortet Elisa: So wahr Jahwe lebt, ich lasse dich nicht. Die Prophetenjünger nahen sich ihm das eine und das andre Mal und fragen ihn: Weißt du, daß Jahwe heute deinen Herrn entrücken wird? Elisa antwortet: Auch ich weiß es, schweigt! — Welches Zartgefühl bei den beiden Propheten, welcher Mangel an ihm bei den Prophetenschülern! Elia, so kann man es auslegen, will seinem Jünger den Schmerz des Abschieds ersparen, oder auch, er will in der ihm bevorstehenden Stunde des Scheidens allein sein. Elisa will den geliebten Meister nicht lassen, sondern hängt sich

an ihn; seine Seele ist voller Ahnung, daß er ihn bald verlieren wird. Die Schüler machen sich an ihn heran, um ihm das bevorstehende Wunder zuzuflüstern; er sagt: Ich weiß es, seid still. Es bedeutete eine ganz neue Art der Verwendung dieses und anderer Bibelabschnitte, wenn man das Zartgefühl im Verkehr der Menschen und zumal der Nächsten unter einander behandelte, wie es auch schon Krummacher nebenbei tut. — Das Abschiedswort an Elisa läßt sich für mancherlei Fälle, wo man ein Wort über den geistlichen Beruf braucht, so ausdeuten, wie es für alle idealen Gebiete Geltung hat. Ein Prophet muß den andern salben. Wir leben von den Großen, die vor uns gewesen sind, und müssen zufrieden sein, wenn wir einen Teil ihres Geistes oder nur ihren Mantel empfangen. Der Nachruf des Jüngers an den scheidenden Meister: Wagen Israels und sein Streiter! — gebührt sich nur als Losung für das Abschiedswort an ganz große Meister im Reiche Gottes, die der ecclesia militans von der triumphans aus ihre Kräfte weiter zufließen lassen.

Baal und Jahve.

1. Die Erkenntnis der Eigenart und der Bedeutung des Elia hängt von der seiner königlichen Gegenspieler ab. Den Ahab hat von alters her die religiöse Tradition fanatisch bloß als den unter dem Einfluß seines Weibes stehenden Verehrer Baals und Feind Jahwes angesehen, wie immer noch in ihrem Urteil durch enge und persönliche Gesichtspunkte bestimmt. Hinter diesem Bild des Königs hat die Forschung aus den Quellen heraus ein ganz anderes herausgeholt: Ahab, einer der großen Könige Israels, nicht nur militärisch, sondern auch politisch von großer Bedeutung. Seine Politik suchte Anlehnung an das phönizische Nachbarreich und erkaufte diese Stütze, deren äußeres Merkmal die Heirat mit der Prinzessin war, durch Übernahme der phönizischen Kultur, wie einst Salomo, womit sich von selbst das Eindringen der damit verwandten Religion verband. Diese gilt es immer wieder als eine niedrigere Naturreligion mit „Unzucht und Zauberei" nach 2. Könige 9,22 zu schildern, damit nicht der Anschein entstehe, als ob es sich bloß um verschiedene Götternamen handele. Wir haben also dieselbe geschichtliche Lage, wie etwa in Deutschland zur Zeit Ludwigs XIV., wo sich französischer Kultureinfluß nicht ohne Verstärkung der katholischen Kirche aus politischen Gründen geltend machte.

Damit war die Aufgabe des Propheten Elia gegeben. Er stellte gegen den Baalskult den alleinigen Dienst Jahwes, gegen die fremde Kultur das eigne altväterliche Wesen Israels, gegen den Despotismus eines habgierigen und rücksichtslosen Hofes das alte, gute Recht, das den Schwachen gegen den Starken schützte. Hier taucht eine neue Art von Propheten auf im Verhältnis etwa zu Ahia, so viel er ihm auch in dem Gegensatz zur Kultur gleichen mag. Elia ist der durch und durch unpolitische Prophet, der außer seinem Jahwe und dem Recht durchaus gar nichts kennen will. Er ist der Eiferer an sich, der ganz Unbedingte, der Mann, der sich bloß von dem Gott leiten läßt, unter dem er steht. Alles an ihm ist einseitige Leidenschaft, rückhaltlose und rücksichtslose Offenheit; er ist ein Gegner aller Vermittlungen und augenblicklichen Zweckmäßigkeiten, ein Mann, der einen Politiker zur Verzweiflung bringen

kann, weil er ihm als beschränkter Fanatiker vorkommen muß, der durchaus keine Vernunft annehmen will. Es ist klar, daß sich hier das Problem Politik und Religion, nicht bloß Politik und Moral zu einer bezeichnenden Höhe vor uns erhebt.

Einem jeden Menschen, einem jeden Gegensatz kommen wir am besten auf den Grund, wenn wir nach dem höchsten Gut oder wenn wir nach dem Verhältnis von Zweck und Mittel fragen, das alles Wollen und Denken bestimmt. Das erhellt deutlich an den beiden großen typischen gegensätzlichen Gestalten, um die es sich hier handelt. Für Ahab ist das ohne Zweifel der Glanz seines Hauses und seines Reiches, für Elia aber ist es Gott. Darum ordnet Ahab der Politik alles unter, auch Kultur und Religion, für Elia aber ist die Verehrung Gottes ein so hohes Gut, daß sie ganz unmöglich um der Politik willen durch die Baals eingeschränkt werden kann. Die Kultur, die mit dieser zusammenhängt, ist nicht weniger verwerflich als sie selbst; mit allem Eifer tritt er für die alte Art Israels ein, wie sie mit der Verehrung Jahwes verbunden war. Wir möchten es mit unsern heutigen Begriffen so ausdrücken: er ist der Typus für einen zwiefachen Gegensatz, für den der reinen Religion zu jeglicher Kulturreligion, die sich den Formen der Zeit anpassen will, aber auch für den zu jeglicher Hof- und Regierungskirche, die, wenn auch noch so klug, ihre Religionspolitik in den Dienst der dynastischen oder auch der nationalen Interessen stellt. Was unter jener Form der Religion und ihrem Gegenteil verstanden werde, hängt nun freilich von der persönlichen Stellung jedes Einzelnen ab. Sicher ist es einmal die ganz gewöhnliche Gestalt eines Nützlichkeitsglaubens, der seinen Lohn in greifbaren Gaben der Natur ernten will; dazu aber auch ein feinerer schwärmerischer Naturkult, der als geistig-seelische Genußsucht gegen das harte Soll des Rechtes oder der Moral gleichgültig machen kann. Wo im übrigen die fremden Kultureinflüsse gesehen werden, ob schon in der altgriechischen Philosophie, wie sie Dogma und Kult gestalten half, oder erst in dem neuern Idealismus, der das heutige Kulturchristentum schuf, das hängt von der theologischen Stellung ab. Sicher ist nur, daß beiden Vermittlungen gegenüber der einfache biblische Typ, wie er sich am besten als belebendes und erneuerndes Vertrauen zum Vater Jesu ausdrücken läßt, den Punkt bezeichnet, der die sicherste Stellung und auch die Möglichkeit einer Verständigung der Gläubigen jeder Herkunft bedeutet. Hat schon immer den Ernsten unter ihnen die Pflicht, für das Recht, zumal für das soziale Recht auch gegen Könige einzutreten als selbstverständlich gegolten, so breitet sich immer mehr die Feindschaft gegen eine Art von Kultur aus, die in dem Weltkrieg ihr innerstes Wesen an den Tag gebracht hat. Die Religion im Geist des Elia als Kritik der Kultur wird uns ebenso verständlich wie die einer dynastischen oder auch nationalistischen Politik.

2. Wir stehen unbedingt auch Politikern und Staatsleitern gegenüber zu Elia, wenn er für die Ehre seines Gottes als das höchste Gut eintritt. Hier müssen wir wie er durchaus unduldsam, ja intolerant sein, so wenig heute das als eine Tugend gilt. Dem Staat, was des Staates ist, aber Gott, was Gottes ist. Mag dem Staat zugute kommen, was aus religiösen und sittlichen Kräften geboren wird im Volk, mögen wir auch als Söhne der Reformation ihn als

ein hohes sittliches Gut ansehen, dem wir diese Kräfte zuliebe pflegen und fördern, wir werden uns nie auf Ahabs Art, Zweck und Mittel zu ordnen, einlassen, sondern stets der Herrschaft Gottes den Vorzug geben. Ihr ordnet sich Staat und Volk in der schon mehrmals genannten Weise als Mittel unter. Staat als sittliche Größe gedacht soll wie die Kirche dem Einfluß und der Macht Gottes dienen. Und jeglicher Vergötterung des Staates und allen Ahabs-Gewöhnungen gegenüber muß uns der Eliageist in seiner beschränkten Unbedingtheit auf den Posten rufen. Fällt das vielen heute leichter als im monarchischen Deutschland, so deutet das einmal auf eine gewisse Schuld von ihnen, aber auch auf ein Verdienst von jenem, daß es den Dienst für seine Belange mit treuer Fürsorge belohnt hat.

Elia ist ein warnendes Zeichen für jegliches Regiment, daß mit der Religion nicht zu spaßen ist, auch wenn man sie bloß zu den Spiegelungen des ökonomischen Prozesses zählen sollte. Die Gestalt des Propheten erinnert an die der großen Unbedingten, die je und je von dem größten Einfluß auf die politische Geschichte gewesen sind. Hat sich auch mit den Religionskriegen immer eine Fülle von äußern und innern politischen Gegensätzen verbunden, so waren es doch von Haus aus religiöse Gegensätze, die die Welt in Verwirrung gebracht haben. Es ist erschütternd, etwa in dem dritten Band der Kirchengeschichte von K. Müller zu lesen, wie der Stein, der mit Luthers Gewissenstat in den See fiel, Wellen schlug, die über ein Jahrhundert lang seine ganze Fläche in Bewegung gebracht haben. Ist nun auch ohne Zweifel die Religion als äußerer politischer Einfluß ausgeschaltet, so könnte sie doch auch noch einmal ihre revolutionäre Kraft im Innern entfalten. Zumal wenn sie sich mit einer Bewegung gegen die Überkultur verbände, wie sie des öftern einmal anscheinend nach rückwärts, aber wirklich nach vorwärts weist. Wie jede Reformation, so ist auch jede Reform als Beschränkung auf das Alte und Einfache revolutionär, zumal wenn sie die Losung ausgibt: Zurück zur Natur! — oder sich noch mit sozialen Beweggründen und Idealen verbündet. Müssen wir hierbei etwa an Rousseau oder an Tolstoi denken, so haben wir in der modernen Jugend- oder Siedelungsbewegung, wie schon einmal erwähnt, eine ähnliche Erscheinung, der es auch nicht an revolutionärer Wucht fehlt. Es ist ein an sich ja schrecklicher Beweis für die Wahrheit der idealistischen Weltanschauung, wenn man an jenen beiden Kulturkritikern oder auch an Luther und Calvin erkennt, welche umwälzenden Folgen für Politik und Kultur starke Ideen haben können. Hat man Rousseau als Sturmvogel der Revolution bezeichnet, so werden wir auch an dem Jünger Elias finden, wie die religiöse Idee sich in Umwälzungen politischer Art unter schrecklichem Blutvergießen und entsetzlichen Greueln auswirken mußte.

Elisa.

2. Kön. 2,13 – 14,29.

1. An diesem Epigonen, dem Jünger seines Meisters Elia, gewahren wir zwei Seiten, die Wundertätigkeit und den revolutionären Eingriff in die Geschichte seines Landes, von denen uns die zweite bedeutsamer ist, während sie für die Praxis hinter der ersten zurückzutreten pflegt. Diese selber bietet

neben ein paar der Geschichte des Meisters nacherzählten Sagen einiges Besondre: der Wundertäter geht durchs Land, wie Gott sein Herr hier Segen und dort Fluch verbreitend. Die Beseitigung der Schädlichkeit des Wassers durch eine Schale voll Salz, die Auffischung des schwimmenden Eisens bedeuten heilsame Zauberkünste des wandernden Propheten, während die Bestrafung der losen Straßenjugend einen Fluch darstellt, mit dem eine gewisse fromme Angsterziehung immer noch zu schrecken versucht. Die feinste unter den Sagen von seiner Heil- und Hilfstätigkeit ist die Heilung des aussätzigenn Naeman. Sie allein läßt sich um der bezeichnenden psychologischen Züge willen verwerten: die israelitische Magd, die ihrer Herrin den weltberühmten Propheten in ihrer Heimat als Arzt für ihren kranken Gatten empfiehlt, der Brief des fremden Königs an den israelitischen, der ihm den Verdacht erweckt, jener suche Händel mit ihm, der ungläubige Sinn des Naeman, dem das angeratene Mittel zu gering erscheinen will, die treffende Antwort seiner Diener; nach seiner schnellen Heilung sein Bekenntnis zum Gott Israels, das angebotene und abgelehnte Geschenk, die Last Erde, die er mit sich nehmen will, um auf ihr Jahwe anzubeten, aber auch der Vermittlungsvorschlag des hohen Beamten, auf den als auf ein Beispiel für eine verbreitete Schwäche Joh. Herzog aufmerksam macht, daß er sich zwar zu dem Gott Israels bekehre, aber im Hause Rimmons, des aramäischen Gottes anbeten möchte, wenn sein König in dessen Tempel geht, und sich auf seinen Arm stützt; der gierige Bediente Gehasi, der sich noch schnell ein Trinkgeld erschwindelt, das ihm der noble Sinn des geheilten Feldhauptmanns gleich gewährt, aber auch sein Midaslohn, daß er mitten in all seinem zu erhoffenden Reichtum des Aussatz nicht los werden soll, der auf ihn mit dem Geldgeschenk übergegangen ist. — Die Blendung der Aramäer 6,8—23 vermag um des bedeutungsvollen V. 16 willen sinnbildlich ausgelegt, aber auch um des wenig bekannten Zuges V. 21—23 willen eingehender behandelt werden: Elisa veranlaßt seinen König, die gefangenen Feinde nicht niederzuhauen, sondern sie mit Speise und Trank zu bewirten und zu ihrem Heer zurückzusenden. „Seitdem fielen keine Streifscharen mehr in das Land Israel ein", ein Wort, das auch manchen in Kriegs- und Rachegelüsten Verblendeten die Augen öffnen könnte.

Die von Gunkel als hebräische Meistererzählung bezeichnete Sage von der Hungersnot in Samarien 6,24—7,20 bietet außer dem ästhetischen Genuß keine Handhabe zu praktischer Verwendung dar.

2. Die zweite Hälfte der Berichte über Elisas Tätigkeit, die sein politisches Handeln darstellen, entziehen sich wie viele andre im wesentlichen geschichtliche Abschnitte der Behandlung im gewöhnlichen Sinn des Wortes, während sie für unsern weiter gefaßten Zweck von großem Werte sind. Schon die ästhetische Seite ist von großem Reiz, den eine gute Vorlesung vor einer Klasse leicht empfänglichen jugendlichen Geistern übermitteln kann. Gilt das schon von dem so anschaulich erzählten Auftritt in Ramoth, wo der als verrückt bezeichnete Prophetenjünger den Obersten Jehu heimlich zum König wider Ahab salbt, so noch mehr von der prachtvollen Schilderung seiner Jagd auf dem Wagen nach Jesreel, wo er den König ermorden will. Freilich müssen uns die mit so peinlicher Offenheit erzählten Mordszenen mit Entsetzen erfüllen. Nur

Isebels Tod erweckt im Gegensatz zu der Absicht des Erzählers und der durch sie bestimmten Überlieferung im Unterricht Achtung vor dieser charaktervollen Prinzessin und Königin, die in ihrem trotzigen Stolz zeigt, wie auch eine Baalsverehrerin den Tod verachten kann. Die übrigen Schlächtereien erinnern an alle Greuel der Religionskämpfe in den verschiedenen Zeiten der Kirchengeschichte, wie etwa die Pariser Bluthochzeit, und erfüllen mit dem bittern Weh darüber, daß die Geschichte die Mittel durch die Zwecke zu heiligen pflegt, indem sie unbedenklich wertvolle Ziele, wie etwa die Reinerhaltung des geistigsittlichen Jahwekultus, auf den entsetzlichsten Wegen erreichen läßt. Wir sehen darin die tragische Notwendigkeit im Lauf der menschlichen Entwicklung, die uns keiner Errungenschaft froh werden ließe, wenn wir der Opfer und Sünden gedächten, die an ihrer Durchsetzung hängen. Wir gedenken besonders für den Verlauf der Religions- und Kirchengeschichte, wie unbegreiflich sich in diesem Mischmasch von Irrtum und Gewalt Widergöttliches mit dem Göttlichen verbindet und es uns dadurch so überaus schwer macht, an eine Leitung der Geschichte durch die Hand Gottes zu glauben. Alle Rätsel der Welt und alle Zweifel dem Vorsehungsglauben gegenüber tauchen hier auf, und der Druck, den sie uns auf die Seele legen, wird nur durch die Genugtuung gemildert, daß der Geist Jesu und die Vernunft der Menschen, freilich nicht ohne die Mitwirkung der Abstumpfung wider die großen Werte, gesegnete Scheiterhaufen und Bluthochzeiten unmöglich gemacht haben.

Unter dem politischen Gesichtspunkt ist noch eine Seite an den Geschehnissen von Bedeutung. Nicht bloß die eben schon angedeutete, daß sich hier die Gewalt des religiösen Einflusses in dieser Weise geltend macht, sondern auch die allgemeine, daß es sich hier um eine wirkliche Revolution im eigentlichen Sinn des Wortes handelt. Denn es ist nicht bloß wie sonst so oft, etwa bei Absalom, eine Revolte, die dem Machttrieb eines ehrgeizigen Prinzen oder Generals entsprungen, bloß einen andern Herrscher auf den Thron zu bringen sucht, sondern eine Umwälzung in dem politischen Bereich, die durch eine im Bereich der Ideen angebahnt worden ist. Die revolutionäre Gewalt der religiösen Idee zeigt sich in dem dämonischen Vorgehen des Elisa, wie es durch seinen Meister veranlaßt war, in einer für uns unheimlichen Gestalt. Das scheinbar so leise rieselnde Gewässer des religiösen Empfindens wird zum Sturzbach und zum Strom, der alles mit sich reißt. Wir freuen uns des andern Geistes, den wir unserm Meister Jesus verdanken; denn wir wissen, welches Geistes Kinder wir sind. Wer nach der Politik greift, kommt durch sie um. Wir haben nichts anderes zu tun, soweit wir Diener Jesu sind, als die Gewissen mit dem Geist des Guten in Verbindung zu bringen, der der Geist Gottes ist, und es ihnen dann zu überlassen, welchen Weg sie zu seiner Verwirklichung einschlagen.

Wir klammern uns an die Hoffnung, in der uns der spätere Bericht über sein Sterben bestärken kann, daß die Salbung Hasaels 8,7—15 durch Elisa eine Sage sei. Freilich ist es durchaus dem Propheten, der den Jehu gegen den rechtmäßigen König um seines Baalsdienstes willen gesalbt hat, zuzutrauen, daß er den grimmigen Feind seines Landes gegen es aufgerufen habe. Das Entsetzen vor dieser Liebe zu dem wahren Gott, die zum Haß gegen das eigne dem Baal verfallene Land wird, wird bloß durch die Tränen gemildert, mit

denen der unselige Verkünder des göttlichen Willens seinen Auftrag ausführt. Mitten in dem Ausbruch des Dämonischen vermag dieser rein menschliche Zug stark zu ergreifen. Werden wir nicht an Zeitgenossen erinnert, die im fanatischen Dienst einer religiösen oder ethischen Idee, wie etwa des Pazifismus oder des Kommunismus, Hasael über ihr eignes Land heraufbeschwören, nicht immer die Tränen des Elisa im Auge ob des unendlichen Unglücks, mit dem der Sieg ihrer Ideen erkauft werden muß? Das große Grundproblem in der Frage des Verhältnisses von Religion und Politik ist immer ganz persönlich zugespitzt: Worin sieht einer das höchste Gut, in dem eignen Volk und seinem Gedeihen, selbst auf Kosten der andern, oder im Durchdringen einer großen Idee, selbst auf Kosten seines Volkes? Wir möchten dieser schweren Wahl ausweichen und unserm Volk mit der großen Idee und der Idee mit unserm Volke gedient wissen.

Aram und Assur.

2. Kön. 11 u. 12.

1. Immer mehr wird das kleine Doppelreich an der Meeresküste in die große Politik hineingezogen, je größer seine Ansprüche auf Macht und Ansehen sind. Sie stand damals unter dem Zeichen des Gegensatzes zwischen Aram und Assur; durch deren Verhältnis wurde Israels Geschick mit bestimmt. Wenn Assur mit andern Feinden oder mit sich selber zu tun hatte, drückte Aram auf Israel; bekam Assur die Hände frei, so ließ der Druck nach. Die Schreiber der Königsbücher sind nicht frei von dem Fehler, den wir auch noch immer an dem gemeinen Mann unsrer Zeit, besonders auch an unsern Frommen beobachten können, jene großen außenpolitischen Zusammenhänge über innern Nöten und Sünden zu übersehen und in Personen die Entscheidung über die Geschicke des Landes zu sehen, die sich auf dem großen Theater der Weltpolitik recht klein ausnehmen. Das gilt auch von den beiden Geschehnissen, die in Kap. 11 und 12 aus Juda erzählt werden. Zuerst gelangt Athalja, Isebels Tochter, durch Mord auf den Thron, büßt aber Herrschaft und Leben durch eine Verschwörung ein, an deren Spitze der Oberpriester von Jerusalem steht; dieser machte einen Enkel der Königin zum König, stellte die Jahwereligion wieder her und veranlaßte die Ausrottung des Baalkultus. Wichtiger für den priesterlichen Schreiber als für uns ist die Aufdeckung der üblen Geldwirtschaft im Tempel, die die Demoralisation in dem Stande zeigt, der mit dem Heiligen berufsmäßig zu tun hat. Diese Dinge nehmen einen größern Raum ein als die außenpolitischen, die man sich aus einzelnen Versen zusammensuchen muß. Hasael, der König von Aram, zieht wider Jerusalem heran und wird nur durch einen großen Tribut zum Abzug bestimmt. In die Zeit der Bedrängnis durch die Syrer, wenn auch in eine glücklichere Zwischenperiode, fällt Elisas Tod. Dicht vor seinem Ende besucht ihn der König Joas, voll Trauer über den bevorstehenden Verlust des Propheten, des Wagens Israels und seines Streiters. Elisa veranlaßt ihn zu einer sinnbildlichen Handlung, die mehr als das sein sollte: der König schießt einen Pfeil nach Osten, gegen Aram zu und schlägt mit den andern dreimal auf den Boden. Voll Zorn fährt ihn der Gottesmann

an, daß er es nicht öfter getan habe, um sich einen völligen Sieg über den Feind zu sichern. Nicht bloß diese Zauberhandlung, sondern auch die ganze, wir würden sagen chauvinistische Haltung des Gottesmannes widerstrebt uns, die wir durch das Bild von Jesu Leben und Sterben mitbestimmt werden, so schwer es auch für uns sein mag, in unsrer gegenwärtigen Not zwischen dem Haß Elisas und der Erhabenheit Jesu den rechten Weg hindurchzufinden. Die Wundergeschichte, die von der Zauberkraft der Leiche des Mannes Gottes berichtet wird, durch die ein eiligst auf sie geworfener Toter wieder lebendig geworden sei, überlassen wir gern dem Reliquienglauben der römischen Kirche.

2. Ein gutes Modell für Gedanken über Politik und Moral bildet auch der Bericht über den Krieg zwischen Amazja von Juda und demselben König von Israel, der siegreich gegen Aram gewesen war. Drastisch ist erzählt, wie jener aus lauter Übermut diesen zu einem Duell herausfordert, um sich mit ihm zu messen und sich durch seines Gegners besonnene Warnung von seinem Wahnwitz nicht abbringen läßt, bis er gründlich geschlagen, gefangen genommen und seiner Schätze beraubt wird. Und das alles angesichts der von Osten her drohenden gemeinsamen Gefahr! In der übermütigen Herausforderung des judäischen Königs zeigt sich etwas wie eine elementare Raufluft, die sich ohne Sinn und Zweck dem ersten besten gegenüber auswüten muß, bis sie durch gründliche Schläge eines Bessern belehrt wird. Dafür können wir keine militaristische oder imperialistische Politik, sondern nur ganz ursprüngliche Raubtierinstinkte verantwortlich machen, weil es hier an jedem Interesse mangelt, ohne das jene doch nicht zu denken ist. Es ist ein gewisser bitterer Trost, daß diese Politik, die durch Krieg politische Macht und wirtschaftliche Größe sucht, schon eine solche Unterstufe unter sich hat; vielleicht kann man daraus die Hoffnung schöpfen, daß auch sie einmal wenigstens im Gewissensurteil der Besten oder der zur Entscheidung berufenen Masse ebenso völlig überwunden werde; ganz besonders, nachdem sie auch nicht weniger prompt ad absurdum geführt worden ist wie jener Urinstinkt, der in Amazja zum Durchbruch gekommen war. Berechnende Klugheit, die den sicheren Schaden, mit dem der Gewinn erkauft werden muß, in Rechnung zieht, ist zwar noch keine moralische Politik, aber sie bahnt ihr den Weg und vermag sie zu verstärken. Im Leben eines Volkes erweist es sich, wozu das eines Einzelnen nicht immer lang genug ist, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht und die Sünde der Leute Verderben ist. Wird diese Erfahrung von dem Gut, das mit dem Guten verbunden ist, zu einem selbsttätig wirkenden Instinkt, dann ist die moralische Haltung begründet.

Jerobeam II. von Israel, der Damaskus besiegte, das Ostjordanland ebenso wie Juda zurückgewann und damit den Höhepunkt nordisraelitischer Größe darstellt, erinnert an das Auf und Ab politischer Geschicke zu allen Zeiten und in allen Völkern, ein Grund zur Hoffnung, wenn man auf die unmittelbare Vergangenheit, aber einer zur Furcht, wenn man auf die nächste Zukunft seines Reiches sieht.

Propheten, Könige und Priester.

1. Jerobeam II. bedeutet den Höhepunkt in der israelitischen Geschichte unmittelbar vor dem Absturz, wie es uns aus unsrer eignen schmerzlich genug bekannt ist. Angesichts dieses Wendepunktes fügen wir eine geschichtsphilosophische Betrachtung ein, wie sie unserm praktischen Zweck entgegenkommt. Wenn diese eben darum einen teleologischen Charakter trägt, so wissen wir zwar aus dem Buch von Th. Lessing, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen (München 1919) gut genug, daß solche Betrachtungen „von hinten nach" durchaus willkürliche, von dem Interesse bestimmte Konstruktionen sind, die das an sich sinnlose Geschehen in einen Zusammenhang bringen sollen. Trotzdem verzichten wir auf eine solche Betrachtung nicht. Wir geben offen zu, daß sie nicht den Anspruch erheben kann, wissenschaftlichen Wert zu haben. Darum aber ist es uns unsrer ganzen Absicht gemäß auch garnicht zu tun. Wir wollen bloß herausstellen, wie der Glaube, unser christlicher Glaube, die Dinge ansieht. Dieser hat ein großes Interesse daran, da er auf der israelitischen Religion fußt, Linien eines Gesamtverständnisses zu ziehen, die in dem großen Zusammenhang der biblischen Geschichte einen Sinn und das Ergebnis göttlicher Leitung sehen.

Diese Linie wird so zu ziehen sein, daß sie die Gestalten der Propheten in eine Reihe bringt, welche den Willen des seine Menschheit erziehenden und sich offenbarenden Gottes darstellt. Genauer gesprochen: die Verhältnisse im politischen Leben der beiden Reiche gestalten sich so, daß sie gleichsam jene großen Boten Gottes herbeirufen, um im Gegensatz zu ihnen immer klarer Wesen und Willen Gottes herauszustellen. So tritt diese fortschreitende Entdeckung Gottes in einen großen politischen Zusammenhang ein, den darum der Glaube auch mit in jene göttliche Leitung einrechnen muß, in der das Wertvollste, nämlich Erkenntnis des wahren Gottes errungen worden ist. Noch einmal: wir wissen zwar, daß jene Zeiten, Propheten, Könige und Priester samt dem Volk, ihr eignes Leben geführt und ihren Zwecken gedient haben. Aber darum können sie doch auch im Dienst weiter greifender Zwecke und überragender Werte gestanden haben, von denen, wie so viele Geschlechter vorher, auch wir noch geistig leben dürfen. Die eine Weise, die Dinge zu betrachten, wird durch die andre nicht ausgeschlossen. Wir glauben nur, daß die des Glaubens nicht bloß auch ihr Recht hat, sondern die abschließende ist. Nur sie rechtfertigt es, daß wir uns immer noch so eingehend mit der Geschichte eines kleinen vorderasiatischen Völkchens abgeben, das von den großen politischen Mächten zerrieben und verschlungen worden ist.

2. Als Israel unter Salomo anfing, sich in die Reihe der Weltstaaten einzudrängen, mußte es alle Nachteile in den Kauf nehmen, die damit in Verbindung stehen. Und das bedeutet vor allem, daß es sich dem Einfluß der fremden Kulturen mit Einschluß der zu ihr gehörenden Religionen unterwarf. Wir haben verfolgt, wie dieser Einfluß als ein Reiz wirkte, der dazu führte, daß sich Israel immer mehr auf sein eignes Wesen besann und seine Eigenart herausstellte. Geschah dies wie auch sonst unter dem Ruf „Zurück zu der alten Kultur und Religion", so war in diesem Zurück doch ein Fortschritt zu immer

klarerer Erfassung seiner Idee oder des Gedankens enthalten, den Gott in dies Volk hineingelegt hatte. Diese Idee, gleichsam die Entelechie Israels, arbeitete sich im Widerstand gegen die fremden Einflüsse heraus. Da sie den Beitrag darstellt, den dies Volk zur großen Weltkultur und zur Weltreligion vor allem geleistet hat, sind für uns die Kämpfe von Bedeutung, die uns sonst so gleichgültig wären, wie irgend welche zwischen den großen und den kleinen Völkern jener fernen Länder und Zeiten.

Hatte der Prophet Ahia nach dem deuteronomischen Bericht die zehn Stämme von Gesamtisrael abgespalten mit Berufung auf Salomos politisch begründete Verehrung der fremden Götter, war das Volk der Nordstämme mit dem Ruf „Zu deinen Zelten, Israel" von dem Hause Davids abgefallen, so führte, wie wir gesehen haben, Elia im Kampf mit Ahab diese Auseinandersetzung weiter. Mit ihm beginnt, so viel können wir der aus Sage und geschichtlichem Bericht gemischten Überlieferung trauen, die Herausarbeitung des eigentlichen israelitischen Gottesbegriffs. Sein Wesen und sein Wille beginnt nun auch begrifflich langsam ans Licht zu treten. Im Gegensatz zu der Politik und dem Verhalten des Königs stellt er heraus, was ihm offenbar geworden ist: Gott ist etwas ganz anderes als der Baal, er ist ein geistigeres Wesen — vielleicht können wir dies auch aus der Erzählung von seiner Begegnung mit Gott am Horeb herauslesen; und wenn wir an den Aufenthalt des Propheten in Zarpath denken, und an die Wohltaten, die er der Heidin erwiesen hat, ist es vielleicht nicht zu kühn, schon die ersten Anfänge eines übernationalen Verständnisses von dem Gott Israels hier zu finden. Sicherer freilich ist seine Erkenntnis des göttlichen Willens begründet: Gott will das Gute und zwar in einem Sinn, den wir mit dem Begriff „soziale Gerechtigkeit" umschreiben konnten. — Auf dieser Bahn bewegte sich der Gegensatz zwischen den führenden Geistern im Volke weiter. Die Könige pflegten im ganzen eine Politik, die die Übernahme jener fremden Kulturen und der fremden Kulte nicht hinderte, sondern sogar begünstigte. So glaubten sie am besten dem Ziel jeglicher Politik, der Erhaltung ihres Reiches, zu dienen, nachdem die politischen Verhältnisse jede Hoffnung auf weiteren Aufstieg unmöglich gemacht hatten. Dabei hatten sie die Priesterschaft und auch das Volk auf ihrer Seite. Und zwar besonders auch dann, als sich das Land nicht bloß jenen Einflüssen nicht mehr verschloß, sondern sich ihnen bewußt öffnete, in dem Glauben, daß die stärkeren Feinde auch über die stärkeren Götter verfügen müßten.

3. Dieser Politik traten nun die Propheten entgegen. Sie trieben also eine regierungs- und kirchenfeindliche, dazu auch unvolkstümliche Politik. Wir können sie idealistisch im Gegensatz zu der realistischen der Könige nennen. Sie stellten sich mit einseitiger Entschiedenheit auf den Standpunkt, wie wir sagen könnten, des alten Glaubens, der aber, wie gesagt, eben dadurch sich immer mehr in seiner geistigen und sittlichen Eigenart entfaltete. Ihre Absicht dabei ist nicht immer dieselbe, soweit wir überhaupt darüber urteilen können. Vielleicht glaubten sie, um es einmal modern auszudrücken, mit den religiös-sittlichen Kräften des alten Glaubens das Volk so erneuern und kräftigen zu können, daß es kräftiger zum Widerstand gegen die äußern Feinde wurde. Wahrscheinlicher aber ist, daß sie den furchtbaren Bedrohungen durch die Welt-

mächte gegenüber auf ein Wunder Jahwes hofften, wie es auch unter Jesaia eingetreten ist. Oder sollten sie von der vielleicht unbewußten Hoffnung geleitet worden sein, wenn nicht den Nationalstaat, so doch die Nation, und mit ihr das beste Teil an ihr, die Religion und die geistige Kultur ihres Volkes, zu retten und für die Zukunft zu erhalten?

Jedenfalls ist dies der Erfolg gewesen, den wir ihrer Arbeit zu verdanken haben. Die Politik der Könige und das Verhalten des Volkes wirkte auf sie als ein Reiz, um immer klarer das Wesen und den Willen Gottes herauszuarbeiten, wie es Elia begonnen hatte. Gott ist ein geistiger Gott, Gott ist ein Gott der Völker, Gott will vor allem das Gute und das Gute ist besonders die Rechtlichkeit und die Güte gegen alles, was arm, elend und verlassen ist. So haben sie die Grundmauern der Gotteserkenntnis im Kampf mit ihrer Umgebung herausgearbeitet, auf denen nachher der Weltbau der christlichen Religion erwuchs. Sie haben im Kampf für ihr Volk zu ihrer Zeit etwas für die Welt und die Ewigkeit geleistet. Philosophisch gesprochen hat sich ihrer, ohne daß sie es wußten, die Idee bedient, um weiter greifende Ergebnisse zu erzielen; religiös gesprochen: Gott hat sich in ihnen offenbart und seiner Menschheit einen großen Schritt weitergeholfen auf dem Weg zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Erlangung des Lebens. Ihnen verdankt es ihr Volk, daß es nicht ganz starb, als es starb, ihnen dankt es die Welt, daß sie bereichert wurde um das, was als bestes Erbteil Gott jenem anvertraut hatte.

Mit dem Blick auf diesen weltgeschichtlichen Hintergrund verfolgen wir den Kampf zwischen der Politik der Realisten und der Idealisten in der Erwartung, daß von ihm aus auch manches Licht falle auf die Kämpfe und Aufgaben unsrer Zeit wie auch auf den Sinn unsrer eignen Geschichte. Da im zweiten Band dieses Werkes die Propheten eingehend behandelt worden sind, begnügen wir uns hier damit, in großen Linien ihre Gestalten und Wirkungen in die Geschichte einzuzeichnen.

Amos und Hosea.

Unter Jerobeam II. übte Amos seine Wirksamkeit aus. In ihm erwacht der Genius Israels zu seiner beinahe vollendeten Reinheit. Was Mose begonnen und Elia fortgeführt hatte, nähert sich hier seinem Gipfel: die Religion wird ganz und gar ethisch und das Ethische wird ganz ebenso religiös bestimmt. Von dieser Verbindung der Frömmigkeit und der Sittlichkeit aus wertet Amos alles um. Gott ist für ihn der absolut heilige und gerechte Herr der Welt, dessen Absehn vor allem andern auf die Verwirklichung des Guten gerichtet ist, der die Sünden unerbittlich mit Verderben straft. Darum ist der Tag Jahwes für sein Volk nicht ein Tag des Heils, sondern des Gerichtes. Denn der Wille Gottes ist nicht auf die kultische Verehrung seiner Person, sondern auf das Tun des Guten im Sinn der Gerechtigkeit und des Erbarmens mit den Schwachen gerichtet. Erhebt sich für Amos das Bild Gottes über das frühere des Schutzpatrons für sein Volk und der Gedanke an seinen Willen über die alte Forderung eines kultischen Hofdienstes, so folgt diesen Vorstellungen die Stellung, die Gott zu seinem Volk einnimmt. Nicht bloß daß Israel den bevorzugten Stand eines zu allem Glücke auserwählten Volkes verliert, es wird eben als

auserwähltes ein Gegenstand der besondern Heimsuchung seines Gottes. An ihm sucht er sein Unrecht nicht weniger, sondern eher noch mehr heim als an den andern Völkern. Hat er doch auch diesen seine Wohltaten erwiesen, wie er Israel gleich ihnen für seine Sünden straft. So kommt Amos von seinem religiös-ethischen Radikalismus aus zu einer überaus harten Kritik an seinem Volk. Seinen Nationalstolz tadelt er, seinen Luxus verwirft er, unbarmherzig greift er einen Kultus an, der sich mit Ungerechtigkeit verträgt. Seine in furchtbar prächtiger Sprache daherrauschenden Reden kommen aus einem harten Herzen, dem, wie es scheint, an dem Gedeihen seines Volkes gar nichts mehr liegt, dem es bloß auf die Verwirklichung des Willens Jahwes ankommt. Er spricht unter dem Druck des herannahenden unabwendbaren Verhängnisses, dem das Nordreich unrettbar verfällt. Kein Hoffnungsstrahl blitzt aus all seinen Worten hervor, wenn wir den Schluß als einen spätern Versuch ansehen müssen, die Härte des Ganzen zu mildern. — Darum stößt Amos natürlich heftig mit den herrschenden Gewalten zusammen, die darauf bedacht sein mußten, diesen religiös-sittlichen Defaitisten zu beseitigen. Die Politik des Königs wird von dem Oberpriester Amazia unterstützt, der in seinem Namen der Stimme des unbeamteten Kritikers zu schweigen befiehlt. Können wir den Opferpriester als den Vertreter eines kirchlichen Nationalismus ansprechen, so den Propheten als den eines übernationalen rein religiösen Radikalismus, dem es weniger auf die Erhaltung von Volk und Staat als auf die Verwirklichung des göttlichen Willens in sozialer Gerechtigkeit oder zuletzt auf das Gericht des heiligen Gottes über sein Volk ankommt. Damit ist ein entscheidender Einfluß in die Geistesgeschichte Israels hineingeworfen.

Amos beschränkt sich auf die aus seinem religiös gebundenen Gewissen geborene Kritik an den öffentlichen Zuständen, ohne auf einzelnes einzugehen oder sich gar praktisch in die politischen Angelegenheiten einzumischen. Das ist eine, wenn auch charaktervolle, aber einseitige Lösung des Problems Politik und Moral. Wir würden mit unsern Begriffen sagen: das ist der Standpunkt eines übernationalen idealistischen Kommunismus, der aus ethischem Radikalismus immer bereit ist, Partei gegen das eigne Volk zu nehmen und oder sich gar auf die Seite seiner Feinde zu schlagen. Mit dieser Gesinnung macht man keine Politik; denn diese will unter allen Umständen Land und Volk und Staat erhalten und höher bringen. Höchstens ist eine solche Haltung dem staatlichen und völkischen Leben gegenüber dadurch von Bedeutung, daß sie die höchsten Maßstäbe platten Nützlichkeitserwägungen gegenüber vertritt und die Gewissen wachhält, wenn alles für recht und gut gelten soll, was von Tag zu Tag weiterhilft oder der Willkür der Machthaber gefällt.

2. Etwas anders stellt sich Hosea zu seinem Volk und Staatswesen, als die Assyrergefahr schon viel näher herangekommen ist und im Innern alles drunter und drüber geht. Auch er setzt mit einer scharfen Kritik des religiösen Lebens in seinem Volke ein. Den Baalskult und das üble Verhalten der Priesterschaft greift er mit den schärfsten Worten an, weil er in dem Abfall von Jahwe die Quelle alles Übels sieht. Nicht weniger aber tadelt er die Zustände im Leben des Volkes, Luxus, Profitgier, Unzucht und Weiberwirtschaft. Über diese Linie aber geht er mit seinem Tadel weit hinaus: er

greift nicht bloß den Hof und die vornehmen Volksverderber samt den Priestern im allgemeinen an, sondern tadelt auch bestimmte politische Maßnahmen vom Standpunkt des von Gott bestimmten Gewissens aus. Zwischen Assur und Ägypten schwankt die Politik des Königs hin und her und bringt sich dadurch um jedes Vertrauen. Er geißelt die Unbeständigkeit im Innern, wo immer neue Gewalthaber die alten von ihrer Stelle verdrängen. Rücksichtslos geht er im Namen Gottes gegen die herrschenden Kreise vor, die das Land dem sichern Untergang entgegentreiben. Aber so scharf er auch werden kann, über dem Ganzen schwebt ein ganz anderer Geist als bei Amos. Er leidet selbst schwer unter dem, was er sagen muß; denn sein Herz hängt an seinem Volk. Ist es von Gott abgefallen, so drängt es ihn, es mit seinem Gott wieder zusammenzubringen, indem er ihm seine unwandelbare Treue verkündet und es mit unermüdlicher Liebe zur Umkehr mahnt. Denn er glaubt noch an eine Zukunft seines Volkes, die sich herrlich aus allem Elend der Gegenwart emporhebt, wenn das Volk sich wieder zu dem Gott zurückfindet, der es einst in seiner Jugend mit seiner Treue getragen und ihm Gedeihen geschenkt hat. Nur auf dieser Grundlage einer ernsten Umkehr und tiefgreifenden Erneuerung ist Rettung und neues Glück zu erhoffen.

Wie ganz anders berührt uns diese schmerzenreiche Liebe zum Volk als die Härte des Amos! Mag diese auch auf einer Liebe beruhen, die wie Haß aussieht, seine ganze Art sagt uns viel weniger zu als die warme Liebe des Hosea, die bei aller Schärfe der freundlichen Töne nicht ermangelt und vor allem den Glauben an die Nation nicht verliert. In dieser Verbindung von ernster Frömmigkeit und einschneidender ethischer Kritik am Volksleben mit wärmster nationaler Gesinnung wollen wir vorläufig die beste Lösung des Problems Politik und Moral für uns sehen, die wir nicht tätig an der Leitung des Staatslebens teilzunehmen, aber doch das Recht und die Pflicht haben, uns um die öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern. Wenn im Ganzen der politischen Strömungen der Radikalismus des Amos vielleicht als Anreiz nicht ganz zu entbehren ist, so erst recht nicht die von Hosea vertretene Gesinnung. Wenn sie stark wird und laut zum Ausdruck kommt, dann ist zu hoffen, daß sie auch auf die Lenkung des staatlichen Lebens im Innern und sogar im Äußern von Einfluß wird, sodaß der unvermeidliche Kompromiß zwischen Politik und Moral immer mehr zu Gunsten der letztern geschlossen werden kann. Es ist durchaus kein Vorwurf gegen eine ethisch gerichtete Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten, daß sie wesentlich kritischer Art sein muß. Wie die Dinge in der Regel sind, ist für so gerichtete Geister immer Grund genug zu dieser Haltung dem staatlichen Leben gegenüber vorhanden. Eben darum hüllt sich auch die Opposition stets in das moralische Gewand, weil sie damit ihre eignen selbstsüchtigen Absichten nach Macht und Gewinn verbirgt und dem breiten Volk Eindruck zu machen hofft. Natürlich muß sich jeder, der sich mit echtem sittlichem Geist so an dem Leben des Staates beteiligt, immer vor Augen halten, daß er an einem Ziel arbeitet, das niemals zu erreichen ist. Das liegt in dem Verhältnis zwischen den einzelnen Stücken begründet, die hier mit einander verbunden sind. Fr. Curtius gibt dazu einige gute Gedanken. Die Identität von Staat und Volk, sagt er, ist ein letztes Ziel, dem man sich immer nur an-

nähern kann. Jeder gewissenhafte Staatsmann bekenne sich zu der Forderung, daß das Handeln des Staates aus dem Geist des Volkes geboren werde; das geschehe aber nur in so seltenen Augenblicken nationaler Erhebung, daß, was die Regierungen beschließen und tun, der Ausdruck eines alle Kreise des Volkes beherrschenden Gefühles ist. Sonst kann der Gesamtwille des Volkes nur durchgeführt werden, wenn der staatliche Regierungsapparat in zielbewußtem Handeln die notwendige Arbeit verrichtet und die Menge des Volkes in pflichtmäßigem Gehorsam leistet, was von ihm verlangt wird. Darin kommt eine erlösende und befreiende Tatsache zum Ausdruck, daß nämlich Staat und Volk nicht dasselbe sind; vielmehr liegen in der Fülle des Geistes und des Gemütslebens der Völker noch unerschlossene Hilfsquellen, aus denen die Elemente einer bessern Politik hervorgehen können. Nehmen wir zu diesen Sätzen hinzu, was derselbe Autor über die künstliche Bildung des Staatswillens im modernen Staate durch das Zusammenwirken der verschiedenen Teile des Volksganzen sagt, so wird jenen ethisch gerichteten Kreisen ihre Aufgabe klar. Gibt der demokratische Staat die Möglichkeit, an der genannten Aufgabe der Bildung des Staatswillens teilzunehmen, so bietet er auch allein, aller herkömmlich mit ihm verbundenen Korruption zum Trotz, die Aussicht auf eine ethische Verbesserung der Politik. Und ist auch gegenwärtig oder für alle späteren Zeiten diese noch so gering, für den ethisch gerichteten Menschen gibt den Ausschlag nicht der mögliche Erfolg, sondern der Gedanke an die Pflicht. Ist durch diese politische Gestalt des Lebens die äußere Möglichkeit zu einem sittlichen Einfluß auf die staatlichen Dinge immerhin ganz anders gegeben als damals, da Amos und Hosea allein einem Monokraten gegenüber standen, so gilt es, sie in deren Sinn und Geist auszunutzen, solange nicht die Aufgabe zu tätiger Teilnahme an der Lenkung des Staates an den Frommen herantritt.

Jesaia.

1. Die äußere politische Lage, die sein Wirken voraussetzt, ist immer schwieriger geworden. Immer klarer hebt sich der große weltgeschichtliche Gegensatz heraus, der zwischen der mesopotamischen Binnenmacht und dem Nilreich besteht. Es handelt sich um das Küstenland, das jene erste ebenso begehren mußte, wie es die zweite als Bollwerk nicht aufgeben konnte. In unsrer Gegenwart ist es der Beherrscherin des Nillandes gelungen, dieses Glacis in ihre Hände zu bekommen. Zwischen jenen Großmächten war das kleine Doppelreich an der Küste schier hoffnungslos eingekeilt. Dadurch wurde aber seine Lage noch verwickelter, daß es mit noch andern Mächten sich in dieser Zange befand, die selber wieder untereinander nicht im besten Einvernehmen standen, wie ja auch Juda und Israel zumeist getrennte Wege gingen. Die Übergewalt des östlichen Weltreiches zwang die Politik beider Staaten dazu, ihr politisches Angesicht stets nach Osten zu kehren. Der ägyptische Gegner kam bloß als Rückhalt in Betracht, weil vorläufig von ihm weniger zu befürchten war. Auch von ihm wurde wenigstens Juda durch kleine Reiche getrennt, mit denen es bald kämpfen, bald zusammengehen mußte gegen den großen Gegner im Osten. So baute sich also nach beiden Seiten hin ein System von Reichen auf, in dem sich hinter kleineren Gegnern immer größere erhoben. Wie hinter Edom und

Philistäa-Asdod im Westen, so hinter Israel zunächst Syrien, dahinter Assyrien und hinter ihm schaute schon der Erbe seiner Vormachtstellung Babylonien hervor. Für ein kleines selbständiges Reich war die Lage überaus schwierig und die Hoffnung sich zu erhalten, sehr gering. Es konnte sich bloß darum handeln, in Anlehnung an einen der Großen weiter zu existieren, so gut es ging, um bloß die nationale Eigenart zu erhalten, oder um jeden Versuch selbständig zu bleiben, mit dem Untergang zu bezahlen.

Pekah von Israel verbündet sich mit Rezin von Damaskus gegen den großen Feind Assyrien. Ahas von Juda entscheidet sich für den Anschluß an diesen und verweigert den Zutritt zu dem Bund der kleinen westlichen Mächte. Eben darum fallen die Verbündeten über Juda her und belagern schon die Hauptstadt Jerusalem. Der König wirft sich in seiner verzweifelten Lage dem Assyrer ganz in die Arme, um sich vor der nächsten Gefahr zu retten. Das war in dieser politischen Lage der einzig vernünftige Entschluß: denn es galt das Reich so lange zu erhalten und zwar mit jedem Mittel, wie es möglich war. Wir lesen nichts darüber, unter welchen Umständen der König diesen Schritt getan hat, ob auf eigne Verantwortung oder auf fremden Rat hin; jedenfalls steht nirgends etwas davon, daß ihm Jesaia davon abgeraten habe. Wir können uns an diesem Beispiel klar machen, was Fr. Curtius über die Bildung des Staatswillens im monarchischen oder monokratischen Staate sagt, wo es ihn nicht künstlich zu bilden gilt, sondern wo er mit dem Herrscherwillen ohne weiteres zusammenfällt. Hier gibt es darum, wie der Autor ausführlich begründet, kein Problem der politischen Ethik, weil es nur eine einzige verantwortliche Stelle gibt. Der eine verantwortliche Mensch steht natürlich unter den sittlichen Gesetzen, denen er gehorchen kann oder nicht. Aber dann ist er es, auf dem klar und sicher die Verantwortlichkeit ruht; und fühlt er sie etwa dem höchsten Willen über der Welt gegenüber, so ist damit für ein Land am besten gesorgt. Das wird schon etwas anders, wenn sich der Herrscher als der erste Diener des Staates, also eines unsichtbaren Wesens bezeichnet, das ihm in der Auswirkung seiner persönlichen Willensmeinung Schranken auferlegt. Diese Möglichkeit eines Zwiespalts zwischen Sittlichkeit und Politik nimmt in demselben Maße zu, als sich der Monarch mit andern Stellen in die Leitung der Geschäfte zu teilen hat wie z. B. in der konstitutionellen Monarchie, die neben den bloß sittlich verantwortlichen Herrscher den rechtlich verantwortlichen Staatsmann stellt. Diese zwiefache Verantwortlichkeit muß zu einer Schwächung des Ethischen in der Politik führen, weil der Rechtsstaat mit seinem künstlichen Staatswillen die Bürgschaften beseitigt, die in der sittlich gerichteten menschlichen Persönlichkeit gegeben sind. Freilich stimmt diese Voraussetzung nicht immer: jene ganze Sicherung mußte mit allen Nachteilen gegen Herrscher getroffen werden, die dieser sittlichen Verantwortlichkeit ermangeln. In diesem Fall tritt dann die oben gekennzeichnete Aufgabe des sittlich gerichteten Volksteils in Kraft, auf dem durch die demokratische Verfassung gegebenen Wege Einfluß auf die Bildung des Staatswillens zu gewinnen.

2. Der bekannte Ratschlag des Jesaia, den er dem König nach Jes. 7 angesichts der drohenden feindlichen Belagerung gegeben hat, mag der religiösen Überzeugung des Propheten entstammen, daß es Gott niemals dulden werde,

wenn die beiden gottlosen Feinde Jerusalem erobern und zerstören wollten. Es ist also ein reines Glaubensurteil, abgeleitet aus einer selbständig feststehenden Gewißheit religiöser Art. Oder hat es doch dem Propheten nicht an politischem Scharfblick gefehlt, der ihm gesagt hätte, daß der hinter den beiden nächsten Gegnern lauernde Assyrer auch ohne die freiwillige Unterwerfung des Königs von Juda bald ihrem Angriff ein Ende machen werde? Es wäre ein sehr gewagtes politisches Spiel gewesen, auf diesen Fall hin noch einmal die Unabhängigkeit zugleich mit der Rettung des Staates sichern zu wollen. Ahas hat jedenfalls klug daran getan, sich bei Zeiten in die Abhängigkeit von dem Assyrer zu begeben und nicht mit unwahrscheinlichen Dingen zu rechnen. Mag es auch Fälle geben, wo ein solches Wagnis die klügste Politik ist, worüber der politische Instinkt des verantwortlichen Leiters zu entscheiden hat, so darf durchaus keine allgemeine Regel daraus gezogen werden. Ganz besonders darf niemand, der verantwortlich ist, unmittelbar aus seinem Glauben heraus inhaltliche Regeln für politisches Handeln ableiten, etwa in dem Sinn, daß auf jeden Fall zuwarten und Verzicht auf praktisches Handeln das Gebotene sei. Das kann einmal aus rein politischen Erwägungen heraus die Pflicht des Augenblickes sein, wenn sich noch Möglichkeiten entfalten können, die einen klareren Blick und ein sichereres Urteil erlauben. Und für diesen Fall ist auch der religiöse Rat des Propheten am Platz: Fürchte dich nicht! — Denn die Freiheit von Angst bewahrt die kühle Ruhe, ohne die keine richtigen Entscheidungen möglich sind. So erhält der Rat des Propheten nur mittelbar eine politische Bedeutung, insofern er der Persönlichkeit, die die Verantwortung trägt, die nötige Zuversicht zu sich selbst erwecken will, die in großen Wendepunkten immer religiöser Art sein wird, wie sie es etwa bei Bismarck gewesen ist. Aber eine fromme, gläubige Politik gibt es nicht, ebensowenig wie es eine an sich religiöse Kunst gibt. Es gibt immer nur Menschen, die sich durch religiöse Einflüsse in ihrem Gewissen und in ihrem Herzen bestimmen lassen, ihre Entscheidungen möglichst sachgemäß im Dienst des von ihnen vertretenen Gemeinwesens zu treffen. Gottlos handelt, wer auf Wunder rechnet, anstatt bloß mit seinem Verstand auch einmal kühn äußerste Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Der Besonnene wird sich auch nicht dadurch zu tollkühnem Handeln verführen lassen, daß sich, wie wir es bei Jesaia noch sehen werden, das Wunder wiederholt.

Das Nordreich glaubte es wagen zu dürfen, sich der Gewalt Assyriens zu entziehen, immer wird ein abhängiger Staat dasselbe Lebensbedürfnis nach Freiheit haben wie der einzelne Mensch in seinem Privatleben. Auch beschworene Verträge fesseln den Vasall, der sich ihnen hat gezwungen unterwerfen müssen, nicht länger, als es die politische Konstellation erfordert. Der König Hosea von Israel hat sich geirrt, als er diesen Zeitpunkt gekommen glaubte und sich der Nilmacht gegen Assyrien in die Arme warf. Dieser Irrtum und nicht der Versuch sich frei zu machen, ist sein moralischer Fehler; denn in der Politik gilt es, besonnen und klug den richtigen Augenblick erspähen und erst dann handeln, wenn er gekommen ist; denn sie ist eine Kunst und nicht ein Spiel. Damit war die Unglücksweissagung von Amos bestätigt und abermals ein Beispiel der weltgeschichtlichen Regel erbracht, daß ein Reich gerade dann am meisten ge-

fährdet ist, wenn es auf seinem Höhepunkt steht. Die grausame Wegführung der Bewohner Samariens läßt den hoffnungsvollen Blick auf den Fortschritt, wenn nicht der politischen Moral, so doch auf den der politischen Klugheit zu; heute würde ein so erobertes Land dem Siegerstaat politisch und kulturell ähnlich gemacht, um es in jeglicher Beziehung unter seinem Einfluß zu halten.

3. Richtet sich das Interesse der ältern Betrachtungsweise auf die Krankheit und die Heilung des Königs Hiskia sowie auf das Zeichen an der Sonnenuhr, so ist uns seine Genesung von Bedeutung als der Anlaß für die Gesandtschaft Merodach Baladans von Babel. Denn sie gab dem Jesaia wieder Gelegenheit, praktisch in die große Politik einzugreifen. Offenbar war der König nicht gut beraten, als er den Abgesandten seine Schätze zeigte. Die Freude, die ihn nach dem Bericht dazu bestimmte, ist die der Eitelkeit, von dem heraufsteigenden Gegner seines Despoten der Ehre gewürdigt zu werden, daß er ihn als Bundesgenossen in Betracht zog. Der Freund der Feinde seiner Feinde zu sein, ist politisch richtig und ethisch gut; aber Affektpolitik von dieser Art ist immer verkehrt. Was mag den Propheten zu der scharfen Kritik an dieser Maßregel seines Königs bestimmt haben? Vor allem ist es ohne Zweifel die Überzeugung, die ihn wie seine prophetischen Zeitgenossen trägt, daß es Jahwe so gefügt hat, wie es gekommen ist, und daß es unfromm ist, sich diesem großen im Weltgeschehen sich vollziehenden Willensratschluß zu entziehen, ehe Gott selbst das Zeichen dazu wieder in den Ereignissen gibt. Ob man diesen Zug Gottvertrauen oder Quietismus nennt, hängt von dem Grad ab, in dem die Gottheit als persönlich waltende Macht erkannt wird. Dazu aber mag noch eine andere Erwägung gekommen sein. Es mußte den Verdacht des Assyrers erregen, wenn sich Hiskia mit seinem Todfeinde Babel einließ. Und trotz allem Schwanken der politischen Wagschale in den schweren Kämpfen der Zeit schien Babels Stunde noch nicht gekommen und Assurs Macht noch nicht gebrochen. Darum war Jesaia mit diesem politischen Seitensprung Hiskias unzufrieden, weil er den Ereignissen vorauseilte und damit dem Willen Gottes zuwider war. Sein Auftreten dem König gegenüber ist ein klassisches Beispiel für eine Politik, in der sich höchste politische Einsicht mit moralischer Haltung auf dem Grund eines Vertrauens zu dem Gott verbindet, der seinen Willen sowohl in dem Grundgesetz des Guten wie auch in dem kausal ablaufenden Weltgeschehen zum Ausdruck bringt. Es ist die Aufgabe einer durch keine Affekte beeinträchtigten Divination für das in der gegebenen Lage notwendige Handeln, herauszufinden, was die so gewordene politische Lage als Pflicht im Dienst des Staates erfordert. Vor der Aufgabe, den Staat zu erhalten oder gar noch zu fördern, tritt die Forderung der Treue zurück, besonders in Fällen, wie dem oben gekennzeichneten. Alle Verträge, Bündnisse, auch Abhängigkeiten haben ihre Zeit. Den Augenblick zu erspähen, wo sie am Brechen sind und mit Diplomatie oder mit Gewalt diesem Vorgang nachzuhelfen, ist wichtiger als aus rein formaler Treue mit dem Partner oder Oberherrn untergehen zu wollen. Nur muß der Staatsmann, der es damit wagt, wissen, was er tut, nicht bloß daß er sich um das Vertrauen in der Welt bringen kann, das zumal für den Schwachen wichtiger ist als Waffenmacht, er gefährdet auch das Ansehen von Treu und Glauben im eignen Land. So ist es offenbar eine schwere Kunst, zwischen dem Untergang aus Treue und

dem Bestand mit Untreue den rechten Weg zu finden. Es ist aber durchaus nicht so, daß an diesem Punkt der Unterschied zwischen Privat- und Staatsmoral offenbar würde; in dem Alltagsleben kann es auch Fälle geben, wo man sich zwischen denselben Wegen entscheiden muß.

4. Den Triumph seiner religiös begründeten politischen Klugheit, die ihn zu einem über den Affekten erhabenen Wechsel zwischen kluger Besonnenheit und kühnem Wagen befähigte, erlebte Jesaia, als sich Sanherib wider Jerusalem aufmachte, um den abtrünnigen Hiskia zu bestrafen. War schon dieser Zug Bestätigung genug für die Richtigkeit seines besonnenen politischen Urteils, so brachte ihm der Ausgang dieses Feldzugs eine einzigartige Bestätigung für seinen auf derselben Grundlage ruhenden Wagemut. Von den drei Berichten, die wir über den Verlauf der ganzen Begebenheit haben, ist für uns der zweite 18,17—19, 9a und 19,36—37 der wertvollste. Wundervoll tritt darin nun aber auf der Seite des Assyrers der Hochmut zu Tage, der vor dem Fall kommt. Auch für eine weniger beflügelte Phantasie fällt es leicht, sich die Vorgänge bei der Wasserleitung auszumalen. Man hört schon etwas wie den Ton des kommenden Verderbens aus den Worten heraus, die der Assyrer, übervoll von der Herrlichkeit seines Großkönigs und geschwollen von der Hoffnung auf den leichten Triumph über den abtrünnigen kleinen Vasallen, zu den Gesandten Hiskias hinaufruft. Hiskia gibt wieder den Anblick eines durch Affekte schnell erregten Menschen ab, nur daß es diesmal die niederdrückende und lähmende Angst ist, die bei schwächlichen Charakteren so leicht den Platz der aufblähenden Eitelkeit einnimmt. Und wieder ist der in seinem Gottvertrauen festgegründete Prophet der Mann, der den ruhigen Blick für die Wirklichkeit der Dinge behält, wie immer Gottvertrauen ein klares Auge und eine sichere Hand schenkt. Freilich muß sich wieder mit dieser seelischen Grundhaltung ein weit schauender Blick und ein sicheres Wissen um die sich anbahnenden Ereignisse verbunden haben. Wie er damals hinter Israel und Syrien sich Assur emporrecken sah, so tauchte vor seinem Auge nun der Äthiopier mit seinem Heere auf. Nur auf einen solchen einigermaßen zu berechnenden Einfluß, nicht aber auf die Möglichkeit einer Seuche, wie sie freilich tatsächlich mitgewirkt zu haben scheint, kann ein fester politischer Charakter einen so kühnen Entschluß fassen, wie es Jesaia tat, als er seinem König dieses Mal von der Unterwerfung abriet. Staatsmänner, die so ein über Affekte jeder Art erhebendes Gottvertrauen mit tiefer Einsicht in die politischen Verhältnisse und Möglichkeiten verbinden, sind ein Geschenk. Zu unserm Gottvertrauen in der deutschen Gegenwart gehört es, daß wir auf den Mann warten, der der Ungeduld und der Verzagtheit gegenüber uns sagt, wann die Stunde der Befreiung gekommen ist.

Es ist ein häufiger Fehler, daß große Männer dogmatisiert werden. Was sie einmal aus ihrem sichern Grundgefühl für das, was wirklich und was möglich ist, heraus gewagt und vollbracht haben, wird zu einer selbstverständlichen Gewißheit und zu einer darauf gegründeten Regel des Handelns gemacht. Wenn Jesaia damals in kühnem durch Einsicht geklärten Vertrauen zweimal eine Stellung einnahm, die durch die Ereignisse gerechtfertigt wurde, so machten die Epigonen daraus ein Dogma von der Unverletzlichkeit des Tempels, um deretwillen Gott jeden Feind fernhalten müsse; zugleich absolvierten sie sich,

wie Jeremias Tempelrede zeigt, von der Verpflichtung eine religiöse und sittliche Haltung einzunehmen, die besser als jener Talisman den Bestand des Staates hätte sichern können. Auch wir hatten einen Staatsmann, dessen Genialität viele dazu verführt hat, eine Dogmatik der ewigen Dauer des von ihm gegründeten Reiches und ein falsches Machtgefühl anzunehmen.

Jeremia.

1. Die politischen Methoden wechseln nicht bloß je nach der gerade vorhandenen Lage, sondern auch nach der Neigung der führenden Männer. Hiskia hatte eine assurfeindliche Politik getrieben; demgemäß hatte er sich, gegen den Rat des Jesaia, auf den Rohrstab Ägypten gestützt. Dieser äußern Politik entsprach seine innere, wenn es wahr ist, daß er begonnen habe, mit den assyrischen Kultussitten aufzuräumen, die der Politik seines Vaters entsprochen hatten. Sein Sohn Manasse führte in seiner langen Regierungszeit wieder eine assurfreundliche Politik durch. Ebendarum erschloß er sein Land auch wieder dem Einfluß des assyrischen Kultus und der mit ihm im Zusammenhang stehenden Kultur, wie ja so oft dem Sieger sein geistiger Besitz als selbstverständliche Wirkung oder als gewollte Sicherung seines Sieges folgt. Der nationale Jahwekult bekam unter ihm ein ganz und gar assyrisches Gewand; die Anbetung der Gestirne verband sich mit der des Gottes Himmels und der Erde. Neben jenen politischen Gründen hat dabei auch ohne Zweifel der Gedanke mitgewirkt, daß es das unterdrückte Volk mit den stärkeren Göttern der Sieger halten müsse, weil diese durch die Ereignisse vor dem eignen Gott bewährt worden seien. Dem verurteilenden Spruch des Deuteronomisten über diesen König stimmen wir vom nationalen Gesichtspunkt aus völlig zu. Es gibt gewiß zwei Wege, wie sich ein Volk dem überlegenen Unterdrücker gegenüber behaupten kann: es kann sich ihm in seiner Religion und Kultur in der Erwartung unterordnen, dadurch seine politische Existenz zu wahren; und es kann sich gerade dem starken fremdländischen Einfluß gegenüber auf die Schätze seiner Eigenart besinnen, wie sie in seiner geschichtlichen Entwicklung angelegt sind und seine Idee in der Welt ausmachen. Wir entscheiden uns in unsrer in vielem so ähnlichen politischen Lage unbedingt für den zweiten Weg. Der Krieg hatte einen heilsamen Anfang gemacht oder frühere Versuche kräftig fortgeführt, wenn er uns veranlaßte, alles fremdländische Wesen abzutun und uns auf das zu besinnen, was deutsch war. Darin dürfen wir in unsrer gegenwärtigen seelischen Ermattung nicht nachlassen, sondern müssen gerade alle uns verbliebene Kraft daran setzen, um auf diesem Weg wieder zu größerer Kraft emporzukommen. Wir haben genug fremdländisches Wesen als Reiz aufgenommen, um nicht einseitig und beschränkt zu werden. Und wenn es uns auch politisch nach außen hin gar nichts hülfe, so liegt dennoch darin unsre Aufgabe; denn es kommt darauf an, daß wir für alle Fälle unser deutsches Wesen für die Zukunft und für die Menschheit rein und stark erhalten.

2. Manasses Enkel Josia, von dem der davidischen Regierung treuanhängenden Landvolk wider die vielleicht nationalistisch gesinnten Mörder seines Vaters Ammon eingesetzt, wechselte wiederum die politische Haltung. Denn inzwischen war die assyrische Weltmacht unter der Gewalt des Skythensturms zusammen-

gebrochen. Wie sich gegen das Imperium Napoleons vor hundert Jahren die Staaten kraft des neuerwachten Nationalgefühls erhoben, das von da an die europäische Politik beherrschte, so regte sich auch in allen von dem Assyrer unterdrückten Völkern die Nationalseele, soweit sie nicht von dem Tyrannen völlig vernichtet worden war. In Verbindung damit kam es zu dem wichtigsten innerpolitischen Ereignis der Regierung des Josia. Wie es scheint, haben sich priesterliche und prophetische Kreise zusammengetan, um in der so häufigen Synthese nach langem Gegensatz der Richtungen die nationale Eigenart im Kultus festzulegen. Denn wie bei allen antiken Völkern umschloß die Religion die Eigenkultur auch des israelitischen Volkes. Der leitende Gedanke war dabei die Hoffnung, auf diese Weise das Schicksal des Volkes in den noch immer bedrohlichen Zeitläuften zum Besten zu wenden. Sicher hat man das Verhältnis zwischen jener Reform und diesem Schicksal wieder im mythologischen Sinn gefaßt, also geglaubt, Jahwes Macht dadurch für sein Volk wieder gewinnen zu können. Wir denken mehr psychologisch und volkspädagogisch darüber: wir glauben durch eine solche Reform die Kräfte des Volkslebens so stärken zu können, daß sie den großen Aufgaben der Zeit gewachsen sind.

Nach zwei Seiten hin gibt diese Maßregel des Josia Anlaß zur Besinnung. In dem Deuteronomium, dem Niederschlag dieser Reformbewegung stellt sich eine Vereinbarung zwischen den beiden Parteien dar, die sich bisher oft gegenübergestanden hatten. Die vielleicht priesterlichen Befürworter der Volksreligion wahrten das Recht des Kultus überhaupt; denn die Masse konnte sich, sinnlich gerichtet wie sie war, nicht zu dem hohen Standpunkt der Propheten mit ihrer kultlosen Religion erheben. Und doch war der prophetische Geist stark genug, um nicht bloß die eingedrungenen assyrischen Kultbestandteile als götzendienerisch auszumerzen, sondern auch die bisher unangefochtenen Höhenheiligtümer mit dem volkstümlichen Jahwekultus zu Gunsten des bisher so wunderbar verschonten Tempels in Jerusalem zu verbieten. Hatten die Propheten Recht und Gerechtigkeit den Schwachen gegenüber im Gegensatz zu der sittlich gleichgültigen Pflege des Kultus als den Willen Gottes bezeichnet, so verbindet das neue Gesetzbuch beide Arten den Willen Gottes zu erfüllen. — Diese Reform ist ein trostvolles Beispiel dafür, wie sich stets neue Gedanken durchsetzen: niemals in der Reinheit ihres ersten Ursprungs, aber stets nach dem Wort von dem neuen Wein in den alten Schläuchen, und stets in der Weise der Institution, nicht sogleich als Gesinnung und Geist. Wurde mit dieser Reform der Zug, der durch die Geschichte Israels geht, kräftig wieder aufgenommen, so fand dieser Zusammenhang darin seinen äußerlichen Ausdruck, daß das neue Gesetz dem Mose als dem Urheber aller religiösen und gesetzlichen Regelung des Volkslebens untergelegt wurde. Die konservative Gesinnung der Masse zumal in Fragen des Kultus, verlangt es, daß sich alle Neuerungen als Rückkehr zu dem bewährten Alten ausweisen, weil sie gegen alles Moderne immer mißtrauisch bleibt.

Die Vorgänge, die die Auffindung und Ausrufung des neuen Gesetzbuches begleiteten, bilden einen wichtigen Beitrag zu unsrer Frage Politik und Moral. Sicher ist es dabei nicht sehr gewissenhaft zugegangen. Auch wenn man in Rech-

nung zieht, daß der Begriff des geistigen Eigentums völlig fehlte und darum eine pia fraus möglich war, so machen doch die sehr offen berichteten und recht durchsichtigen Begleiterscheinungen einen peinlichen Eindruck. Der Zweck hat doch sehr fragwürdige Mittel geheiligt. Die Art, wie das Buch aufgefunden, dem König in die Hände gespielt, einer unbekannten Prophetin Hulda anstatt dem leicht erreichbaren Jeremia zur Prüfung auf den mosaischen Ursprung und Gehalt übergeben wurde, verdient von unserm Standpunkt aus scharfe Kritik. Es ist ein schwacher Trost, daß es in aller Staats- und nicht weniger in der Kirchenpolitik nie anders zugeht, besonders wenn Kompromisse geschlossen und die breite Masse an Neues gewöhnt werden soll. Eher kann man sich noch an dem Gedanken erheben, daß Religion und Kirche etwas Göttliches in sich haben müssen, wenn sie durch derartige Machinationen nicht zugrundegerichtet werden konnten. Wir haben eben das Heilige in oft sehr irdischen Gefäßen zu bewahren.

3. Wertvoll ist für unsre Betrachtung der weite Blick, den vom Deuteronomium aus G. Beer über die Entwicklung der Zeiten bis an die Gegenwart heran wirft. Der Staat nahm die Religion unter seinen Schutz und damit wurde der Grund zu einer Staatskirche gelegt. Da in den Mittelpunkt der Kultur Israels der Tempel tritt, wird die Geschichtsschreibung Kirchengeschichte. Zugleich wird damit die Entstehung der Synagoge, der Moschee und der Kirche eingeleitet. Das Gesetz des Josia wurde die Keimzelle des alttestamentlichen Kanons und damit der Bibel. So ist das Jahr der Verkündigung dieses Gesetzes 624 ein wichtiger Knotenpunkt der Geschichte und eine bedeutsame Station für eine geschichtsphilosophische Betrachtung vom Glauben aus, die auf die Wege achtet, wie gegenwärtige Werte im Lauf der Entwicklung entstanden und gefördert worden sind.

Wichtiger sind besonders für die Aufgaben der Gegenwart ein paar praktisch bedeutsame Gedanken und Grundsätze. Die ganze Reform ist ein Beispiel für die von E. Hirsch festgestellte und geforderte Beeinflussung der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen von der individuellen und sittlichen Sphäre her, durch die die Einrichtungen und Gesetze gebessert und den großen Leitideen der Gerechtigkeit, der persönlichen Freiheit und der Gesundheit aller Verhältnisse entgegengeführt werden können (S. 61/62). Wie schon Elia allein daran seine Kraft gesetzt hatte, so ist es nun der von den Propheten ausgegangene Geist, der aus der Tiefe der Innerlichkeit heraus seine belebenden Quellkräfte dem geschichtlichen Leben und dem staatlichen Wesen zufließen läßt. Ohne diese Einflüsse kann gewiß kein Gemeinwesen bestehen. So bekommt auch alles geschichtliche Leben mit all seinen Verworrenheiten und Grausamkeiten etwas Sinn- und Wertvolles (Hirsch, S. 61). Wir können es so ausdrücken: es schlingt sich aus jenem Ursprung im persönlichen Innenleben der Großen ein goldener Faden in das Gewebe des Geschehens, der es zu der unter irdischen Verhältnissen überhaupt erreichbaren Qualität eines gottmenschlichen Zusammenwirkens erhebt. Zu den damit verbundenen menschlichen Unvollkommenheiten gehört es, wenn sachfremde Beweggründe, nicht ganz reine Hände und durchaus selbstsüchtige Institutionen dabei mit im Spiele sind. Vor diesem Erdenrest warnt uns der Verlauf jener Reformtat, die wir gerade gegenwärtig

so überaus stark aus ähnlichem Grunde mit ähnlichen Aufgaben beschäftigt sind. Wenn sittliche Erneuerung und religiöse Vertiefung um der Erhaltung des Staates willen erstrebt wird, so wird etwas zum Mittel gemacht, was seiner ganzen Art nach bloß die Würde des Zweckes zu beanspruchen berechtigt ist. Nur die eine Hoffnung darf als Entschuldigung gelten, daß sich dieser Eigenwert des rettenden Geistes bei den Aufrichtigen von selber durchsetzen wird. Wider die Wahrheit ist es immerdar, wenn führende Kreise diese Kräfte zum Besten des Gemeinwesens bloß der breiten Masse zuleiten wollen, anstatt sich ihnen selbst einmal völlig hinzugeben und ohne bestimmte Absicht auf ihre eigenkräftige Wirkung zu vertrauen. Dann bleiben dem Geist oder der Idee jene unreinen Hände erspart, die, um dem Volk die Religion zu erhalten, sich jedes Mittel recht sein lassen. Darum könnte man es fast als ein Glück ansehen, wenn wir keine Staatskirche mehr haben, die im Dienst des seiner Natur nach selbstsüchtigen Staates jene Arbeit der Erneuerung amtlich betreibt. Hat sich auch noch Luther an einer Gestalt wie Josia sein Recht geholt, die Kirche durch die Staatsgewalt reformieren zu lassen, so freuen wir uns, durch den Gang der Ereignisse dahin gebracht worden zu sein, daß die Kirche oder die Christenheit in der Nation rein aus sich heraus die Rettung in eigner echter Umkehr suchen muß.

4. Es ist im zweiten Band schon auf die Tragik hingewiesen worden, die in dem frühen Tod des Reformkönigs in der Schlacht bei Megiddo gegen die Ägypter liegt. Die schwere Enttäuschung, die dieser Schlag den Frommen in Israel gebracht haben mag, ist eine heilsame Warnung für uns, die Erfolge einer Umkehr nicht zu kurzfristig zu erwarten. Lag jener Enttäuschung eine magisch unorganische Auffassung vom Zusammenhang zwischen Volksrettung und institutioneller Erneuerung zu Grunde, so können wir von unsrer organischeren aus die Früchte erst sehr spät reifend denken. Wir müssen uns auch darauf gefaßt machen, daß vorher von außen her der Untergang kommt. Allen Sklaven des Zweckes bleibt dann die Enttäuschung und Verzweiflung nicht erspart; nur der behält dann seinen Glauben, der die Not des Volkes bloß zum Anlaß genommen hatte, der Majestät des heiligen Gottesreiches selber zu dienen.

Damit sind wir auf Gedankenwege gekommen, die Jeremia gegangen ist. Wir können uns auf ein paar Bemerkungen beschränken, die in diesen unsern Zusammenhang gehören. Er ist, wie wir vermuten können, bei jenem Vorgang der Verkündigung des neuen Gesetzes überschlagen worden, weil man sich von ihm keiner Billigung versehen konnte. Tatsächlich hatte er vor dem Säen unter die Dornen gewarnt; wir würden sagen, er hat es als falsch empfunden, von außen her machen zu wollen, was bloß von innen her entstanden nicht bloß Wert, sondern auch Kraft hat. Sagt uns auch unser Wissen von der Volksseele, daß Neues und Großes nur auf dem Weg Wirklichkeit wird, den König und Priesterschaft eingeschlagen haben, so werden wir uns doch immer vorbehalten, wenigstens in dem kleinen Kreis der uns zugänglichen Aufrichtigen vor allem die Gesinnung ohne Rücksicht auf Zweck und Folge zu pflegen. Wer den Erfolg sucht, dem wird er nicht zu teil; wer nicht an ihn denkt, dem fällt er in den Schoß. Und geschieht dies nicht, dann ist immer doch etwas für ein

geistiges Reich errungen, das größeren Wert und längere Dauer hat. So müssen auch wir mitunter wider Könige und Priester oder was heute an ihrer Stelle steht, auftreten, um die Reinheit der Sache Gottes zu bewahren. In diesem Kampf um die Innerlichkeit hat, wenn auch unter großen seelischen Schmerzen der Prophet noch ein anderes Gut errungen. Weil er allein stand gegen alle maßgebenden Stellen in seinem Volk, hat er sich auf seinen Gott zurückgezogen und sich wenn auch nicht ohne einmal irre zu werden, immer wieder zu ihm aufgerungen. Ist dieser sein ergreifender Kampf mit dem, was er uns sagen kann für unser Innenleben, an dem genannten Ort ausführlich behandelt worden, so gehört hierher bloß die eine Bemerkung: gegenwärtig sind wir daran, aus dem religiösen Individualismus in das Gegenteil überzugehen, also die Frömmigkeit als eine Sache der Institution und des Volkslebens zu betreiben. Wird dadurch mit Recht der egoistische Individualismus jeglicher sittlichen Höhe verworfen, so bleibt doch die Gefahr, gegen die einst Kierkegaard auf die Kategorie des Einzelnen zurückgegriffen hat, dem der Glaube, etwa wie wir es schon bei Jeremia sehen, zur Rettung aus seiner Verzweiflung wird. Alle gegenwärtig so beliebte „Sozialisierung" des Christentums darf nicht vergessen machen, daß es immer die Sache des Einzelnen bleibt, der mit seinem Gott in die Reihe kommen und an ihm seinen Halt gewinnen will, um erst von da aus tätig in die Umwelt einzugreifen.

5. Über die nun noch bis zur Zerstörung Jerusalems folgenden Ereignisse können wir die Überschrift setzen: Wie ein Reich untergeht. Es ergreift uns in unsrer gegenwärtigen Lage schmerzlich, zu sehn, wie sich Verblendung und Verhängnis dabei gegenseitig bedingen. Unsinnige Politik, die sich davor scheute, die grausame Wirklichkeit zu sehn, wagte es, im Vertrauen auf den Tempel, auf Ägypten oder auf andre trügerische Hilfe dem gewaltigen babylonischen Koloß zu trotzen. Auf einen hochmütigen und prunkliebenden König folgte ein schwacher, der bald hierhin, bald dahin neigte. Seine Minister und Generäle hielten ihn stets auf dem eingeschlagenen Wege unbedingten Widerstandes und unterdrückten jedes verständige Wort, das den Blick auf die Wirklichkeit klären wollte, als Flaumacherei. Dabei wurden sie wieder durch Prophetenstimmen unterstützt, die es als Gottes Willen verkündigten, daß das Joch des Königs zu Babel solle zerbrochen werden. In dieser allgemeinen Verblendung vollzog sich das düstere Verhängnis, das über dem Ausgang eines jeden Reiches schwebt. Es ist, als müßte es so kommen, als käme nicht das Verhängnis aus der Verblendung, sondern die Verblendung aus dem Verhängnis. Quem Deus perdere vult, prius dementat.

Aus diesem wirren Bild hebt sich klar und folgerichtig die Gestalt des Propheten heraus. Er weiß, was er will wie alle, die sich fest und klar auf Gott gegründet haben. Ihm gibt sein enges Verhältnis zu Gott den Blick auf die Wirklichkeit, den wir uns so gern ersparen, weil wir nicht den Mut haben, Gott in der Ereignissen zu schauen, sondern ihn nur mit unsern Wünschen verbinden. Seine große Leidenschaft für Gott und sein Volk befreit ihn von der Binde kleiner Affekte, die seinen Blick trüben könnten. Nicht feiger Kleinmut läßt ihn immer wieder den leitenden Kreisen den Rat zur Übergabe erteilen, sondern ein ganz großes Verständnis für den unerbittlichen Willen Gottes,

der sich in den Ereignissen offenbart. Ist ihm klar geworden, daß Babel unüberwindlich ist, dann hört er aus dem Geschehen die Stimme Gottes heraus, der die Unterwerfung befiehlt. So tritt er aller Tempeldogmatik entgegen, wie sie sich seit den Tagen Jesaias in den Köpfen festgesetzt hatte. Welch ein ganz anderes Bild einer frommen Politik gewährt er als Josia und jener Prophet, der das Joch auf seiner Schulter zerbrach! Sie denken mit ihren Wünschen und halten Gott für verpflichtet, sie zu erfüllen. In dem bekannten Überschwang der gewöhnlichen Frömmigkeit rechnen sie mit dem schier Unmöglichen, weil ihre Leidenschaft nicht davon lassen kann. Jeremia vertritt die andre Art des Glaubens, die sich gehorsam in den ehernen Gang der Dinge einfügt, weil sich in ihm der Wille Gottes zeigt, der höhere Gedanken und Wege hat als wir. Und wie sein Gottvertrauen, so ist auch sein Ratschlag viel höher als der seiner Gegner. Wissen die bloß das Fasten als Heilmittel anzuordnen, so sieht der Prophet die Zeit für die Aussaat der tiefsten Gedanken gekommen. Immer wieder ruft er zur sittlichen Bekehrung und zur Umkehr von den bösen Wegen. Ob es nun noch etwas hilft, um die Gefahr abzuwenden oder nicht, scheint ihm gleichgültig gewesen zu sein. Er nimmt die vorhandene Notlage zum Anlaß, weiter greifende Gedanken auszusprechen, wie das auch seine Vorgänger getan haben. Auch in ihm entzünden sich überzeitliche Gedanken sozialer und übernationaler Art an der augenblicklichen Not; können sie diese auch nicht mehr wenden, so gehen sie doch in das Erbe Israels an die Menschheit ein, dazu bestimmt, wie sie aus der Not geboren waren, andrer Not zu steuern. So tadelt er heftig jegliche Ungerechtigkeit gegen die Unterdrückten, besonders die treulose Handlungsweise den Sklaven gegenüber, die man unter dem äußern Druck freigelassen, aber als er nachließ, wieder eingefangen hatte. So fordert er die bereits weggeführten Volksgenossen auf, für Babel zu beten, wenn auch eine andre Seele in seiner Brust dem unvermeidlichen Widerspruch alles Menschenwesens entsprechend, einen Zauberspruch mit einem Fluch hinzufügt.

Das Ergreifende ist an seiner Person, daß er im Grunde nichts anderes ersehnte als seine Gegner, nämlich die Erhaltung seines Volkes. Nur daß er es tun wollte mit dem unvermeidlichen Verzicht auf die staatliche Selbständigkeit, während sie noch einmal den Kampf um diese wagen wollten. Kennen wir nicht diese verschiedene Art von religiös-nationaler Politik, die die besten Freunde und Glaubensbrüder von einander trennt? Die einen wollen nichts anderes als die andern: Bestand und Wiederaufkommen des eignen Volkes. Aber während die enthusiastischen Geister im Vertrauen auf wer weiß welche herrliche Wunderhilfe Gottes unversehens frei zu werden hoffen oder das Joch mit Gewalt abzuschütteln, wollen sich die andern wie Jeremia einmal in das Unvermeidliche schicken, um Gottes Stunde abzuwarten. Jeremia schaut von seiner hohen Warte aus nicht bloß in dem drohenden Verderben ein verdientes Gericht, das zur Sinnesänderung auffordern soll; sondern er schaut auch weit darüber hinaus auf eine bessere Zukunft, auf die er mit der ganzen Kraft seiner Seele hinarbeitet, indem er sein Volk zur Umkehr ruft. Bitter ist ihm dann der Vorwurf des Verrates; wie oft ist dieser in ähnlicher Lage unter uns erhoben worden, wenn die Leidenschaft über dem Unterschied in den Wegen die Gleichheit in dem Ziel eigensinnig übersah! Und neben dem

Unterschied in der religiösen Haltung schaut noch einer in der sittlichen heraus, wenn der Prophet, freilich in einer nicht von Aberglauben in unserm Sinne freien Weise den König Zedekia mit dem Untergang bedroht, weil er seinen Eid als Vasall nicht gehalten habe. Wir würden zwischen der Pflicht, dem Feind den Eid oder die Verträge zu halten und dem Bestand von Reich und Volk das auch politisch so wertvolle Gut des Vertrauens einfügen, das dem Unterlegenen ersetzen kann, was er an Machtmitteln anderer Art verloren hat.

Mögen es Jesaia und Jeremia in einigen Fällen auch richtig getroffen haben, wenn sie aus dem Instinkt ihres Glaubens heraus ihre Ratschläge gaben, im allgemeinen hat doch Troeltsch recht, wenn er ihre Politik als Ganzes für falsch hält. Tatsächlich ist es deduktive Politik gewesen, die von bestimmten außerpolitischen Voraussetzungen ausging. Es war für die äußere Politik der Wunsch, die Jahwereligion rein zu erhalten und die Abneigung gegen alles Großmachtstreben und alle Bündnisse, die mit fremden Kulten in Berührung bringen konnten. Aus ihrem Glauben an Jahwe heraus waren sie von der Unzerstörbarkeit ihres Volkes überzeugt, solange es Jahwe treu blieb und sich der Einmischung in die Geschehnisse der Völkerwelt enthielt. Im Innern war es das alte Recht und die alte Sitte, die sie gegen die Folgen der sozialen Entwicklung verteidigten, wie sie mit der städtischen Geldwirtschaft zusammenhingen. Stammte so das, was man ihre Politik nennen könnte, aus ihrer Religion, so auch wieder ihr Bestes, ihre religiöse Ideenwelt, aus dieser ihrer Politik. Damit haben sie die Welt bereichert; sie haben ihr eine die gesamte Völkerwelt umfassende Einheit des Zieles, eine gläubige Geschichtsphilosophie, einen Optimismus der religiösen Weltbeurteilung und eine praktische Theodize geschenkt, die von Bedeutung für die ganze Zukunft geworden sind, als sie sich von den Voraussetzungen der Propheten lösten und ihr eignes Leben zu leben begannen. „Sie gleichen Saul, der auszog, Eselinnen zu suchen, und eine Königskrone fand." So haben sie zwar ihrem Volk wenig genützt, um so mehr aber für die Welt gearbeitet. Sie haben die Religion und Moral der Innerlichkeit begründet und auf dem Weg des Christentums in die Welt hineingeleitet. Hier hat sich natürlich die Reinheit ihrer Gedankenwelt auch nicht verwirklichen können, wie das überhaupt nicht möglich ist, sondern in immer neuen Spannungen hat sie sich mit den herrschenden politischen und kulturellen Verhältnissen auseinandergesetzt. — Soweit Troeltsch. Wir haben dem nur den einen Zug hinzuzufügen, daß wir aus jener Ideenwelt der Propheten die aktivistische Folgerung ziehen, die wenigstens unser christliches Denken und Handeln auf politischem Gebiet in dem Maß ihrem Idealismus anzugleichen sucht, wie das überhaupt möglich ist. Sie soll als ein Ferment wirken, das allen ernsten Leuten keine Ruhe läßt und sie zwingt, die Herrschaft höherer Maßstäbe anzubahnen.

Im Elend.

Angesichts der schmerzlichsten und zugleich kritischsten Zeit in der Geschichte Israels ist es nicht überflüssig, an die Voraussetzung zu erinnern, unter der überhaupt die Geschichte in diesem Werke religiös und zugleich nationalpolitisch betrachtet wird. Nimmermehr geschieht das unter dem Gesichtspunkt, als wenn

sie irgendwie für die Geschichte unsres Volkes oder die irgend eines andern typisch sei, oder als wenn wir an ihr Gesetze geschichtlichen Werdens und Vergehens im Spenglerschen Sinne aufsuchen müßten, die uns zeigen, welche Stunde die Uhr auf dem Zifferblatt unsres nationalen Lebens zeigt. Wir fahnden auch nicht nach Analogien und Parallelen, wenn sie sich nicht ungesucht ergeben Wir wollen weiter nichts als ein Modell, und zwar für unsre Gedanken der genannten Art; dazu eignet sich die israelitische Volksgeschichte darum, weil sie uns in leicht zugänglicher Literatur eine Übersicht über das Werden und Vergehen eines Volkes, über das Sterben und Weiterleben einer Nation gibt, mit der wir durch enge religiöse Gemeinschaft verbunden sind. Ebensowenig wie wir ihr Ergehen bis auf ganz allgemeine Züge für typisch halten, ebensowenig auch ihr Verhalten für vorbildlich: wir prüfen es mit dem Vorurteil, daß es doch ganz anders sein müsse als das unsrige in derselben Lage, weil wir doch von ihm durch die Jahrtausende getrennt und Glieder einer ganz andern religiösen Kulturwelt sind. Aber wir können uns durch den immer lehrreichen Vergleich auf unser tatsächliches und auch auf unser pflichtmäßiges Verhalten besinnen, soweit es sich uns nicht gefühlsmäßig aus unserm eignen Innenleben ergibt; das wird oft in den so schwierigen Fragen, um die es sich auf dem ganzen Gebiete handelt, auch nicht der Fall sein.

Mit mehreren Fragen kommen wir an die Zeit des Exils heran, die dem großen Zusammenbruch gefolgt ist. Auch wir sind im Elend. Wir wissen oft nicht, wie wir es als Christen machen und wie wir Christen unterweisen sollen. Darum prüfen wir unser Modellvolk in der Erwartung, so oder so Klärung über einige Fragen zu erhalten. Die erste fassen wir in den Ausdruck

Schuld und Verhängnis.

1. Es soll sich bei dieser darum handeln, wie sich führende Glieder des Volkes zu ihrem nationalen Unglück gestellt, wie sie es erlebt und gedeutet haben. Es ist dabei hauptsächlich an den Rückblick auf den Zusammenbruch gedacht. Mit dieser Frage gehen wir an die sog. Klagelieder heran, die eine lehrreiche Stimme aus dem Exil darstellen. In diesen Liedern spricht sich ein Schmerz aus, der uns gerade gegenwärtig überaus stark ergreift. Es ist nicht bloß derselbe Jammer über den Zerfall von früherer staatlicher Größe und Macht, es ist auch das ganze Elend, das die Bevölkerung während der Belagerung durchgemacht hat, zumal das der Kinder, das uns ans Herz greift. Hunger und Verachtung von seiten der ganzen Welt nagt dem Sänger dazu an seiner Seele: Schaut doch und seht, ob irgend ein Schmerz sei wie mein Schmerz, der mich getroffen hat! — Doch was uns als Gläubige vor allem angeht, das Unglück wird ohne weiteres als Strafe Gottes über sein Volk aufgefaßt. Der Herr hat alles getan, aber es war unsre Schuld, die er strafen wollte. Hier beginnt der düstere Ton zu erklingen, der der ganzen Frömmigkeit Israels in Zukunft ihre Eigenart geben wird: Schuld, Strafe, Buße, Sühne mit Opfer, Fasten und gesetzlicher Leistung.

Es braucht nicht gesagt zu werden, warum uns die Art besonders angeht, wie hier von der Schuld geredet wird. Der tiefe religiöse Sinn des Volkes spricht sich hier wie in den Sagen der Genesis aus, indem er Volksunglück auf

Volkssünde zurückführt. Größer war die Schuld der Magd Zion als die Sünde von Sodom 4,6. Die Schuld wird Gott gegenüber empfunden. An ihm haben sie gesündigt und übel vor ihm getan. Er ist der Ort, auf den alle starken Gefühle bezogen werden, wenn es erlaubt ist, es einmal so auszudrücken. Die Stimme der Anklage richtet sich gegen das ganze Volk; besonders aber noch gegen die Priester und Propheten, also die Führer, die in sträflichem Hochmut einhergingen 4,15 und mit ihren Lügenworten das Volk irreführten 2,14. Auch auf das Volk, das nicht hilft, auf das sie selber bange gewartet haben, fällt ein Wort der Anklage. Aber das sind auch die einzigen Spuren einer Denkart, die man die organische nennen kann, die also, wie wir es nun zu unsrer eignen Qual tun, die in den Ereignissen steckenden Zusammenhänge zwischen Verhalten und Ergehen aufspüren und so dieses aus jenem erklären will. So wenig wir darin übereinkommen, weil jeder in dem bisherigen Gegner seiner eignen Meinung den Schuldigen aufweisen will, so richtig ist es doch nach unserm Denken, auf diese Zusammenhänge zu achten; denn wir glauben doch nicht, daß über uns ein Gott waltet, der willkürlich, etwa für kultische Vergehungen, seine Strafe setzt, sondern wir verlegen den großen Zusammenhang zwischen Sünde und Unheil auch unter dem Gedanken der Strafe in das Tun seiner heiligen Allmacht. Wir wissen, welche Ursachen es sind, auf die wir den Zusammenbruch unsrer ganzen Weltzeit zurückzuführen haben: es sind die geistigen Mächte, die im tiefsten Grunde gottwidrig sind, weil sie zum Vertrauen auf das, was von der Welt ist, verführt haben. Wir ahnen, daß sich unter uns die Tiefen der Welt auftun mußten, um uns zu verschlingen, weil wir uns an den Grundgesetzen der Wahrheit und des Bestandes der Menschheit versündigt haben. Fern von dem Gedanken, daß uns unser Unglück an Gott irre machte, müssen wir gestehen, daß wir gerade dann an ihm zweifeln müßten, wenn es nicht eingetreten wäre. Daß wir auch unsern Anteil an dem Irrglauben hatten, der die Welt zu Grunde richtete, das ist der Inhalt unsres Schuldbekenntnisses. Dieses aber ist eine Sache nur zwischen uns und unserm Gott, eine religiöse und keine politische Angelegenheit. Daß wir wie die Sänger dieser Klagelieder auch den Führern und nicht zum wenigsten den Propheten und Priestern um ähnlicher Sünden willen ein gemessenes Teil der Schuld zuweisen, darf auch nicht ungesagt bleiben.

Immer wieder wird die Frage nach der Schuld durch die andre durchkreuzt, ob sie nicht durch den Gedanken des Verhängnisses überhaupt überflüssig gemacht wird. Vielleicht kommt weniger das Unglück durch die Schuld als die Schuld durch das Verhängnis. Und dann wäre sie bloß ein Weg, auf dem sich dieses vollzieht, die Verblendung durch die Gottheit der Weg, der die Menschen nicht bloß unglücklich sondern auch noch schuldig werden läßt. Dem rückschauenden Blick mag es ja so erscheinen, daß das Ende Judas, wie es eintrat, so gekommen ist, weil es so kommen mußte. Aber wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß „diese Betrachtung von hinten nach" (Th. Lessing) eine Konstruktion ist, um irgend einen Glauben zu beweisen: historisierte Überzeugung. Eine geschichtliche Ereigniskette läuft aber nicht mit derselben Notwendigkeit ab wie eine naturgeschichtliche. Und vor allem: diese Betrachtung ist bloß dann als Versuch berechtigt, wenn eine große Entwicklung abgeschlossen, endgültig

abgeschlossen vor Augen liegt. Wir müssen uns in unsrer gegenwärtigen Lage vor nichts mehr als vor einem solchen lähmenden Fatalismus hüten. Es gibt kein Verhängnis; es gibt gewisse Regeln im geschichtlichen Leben der Völker, aber daß diese unabwendbar zum Verderben führen, werden wir niemals zugeben, trotz der so weit herrschenden entgegengesetzten Überzeugung. Wir werden es nicht, weil wir als Volk, als Nation, als Staat nicht sterben, sondern leben wollen. — Wir sehen an Judas Geschichte, wie es immer mehr unter dem Druck der Weltmächte zurückging; es verlor seine unbedingte staatliche Selbstherrlichkeit, die ihm einst David erkämpft, es wurde Vasallenstaat, es wurde besiegt, aufgelöst, zerrissen; und es begann sein neues geschichtliches Dasein als Nation, die kein Staat, sondern bloß noch eine Kulturgemeinschaft, in seinem Fall also eine Kirche war. Wenn uns dasselbe Geschick erwarten sollte, dann wollen wir es nicht kommen lassen. Wir wollen als Staat, und zwar wieder einmal als ein selbständiger weiterbestehen. Wir wollen in ihm das starke Gerüst unsers Volks- und Kulturlebens erhalten, wir wollen leben und nicht sterben. Darum sehen wir in dem Rückgang, den das Exil bedeutet, der das Volk von der Stufe eines staatlichen Lebens zu dem eines bloß kulturellen brachte, keine Notwendigkeit, sondern eine Warnung. Nicht so muß es uns ergehen, sondern so kann es auch mit uns werden. Und wenn auch im sog. Volk noch so viele gleichgültig dagegen sind, wir als Christen dürfen es nicht; denn wir glauben, daß uns Gottes Wille unsere Eigenart gegeben hat und von uns fordert; und dazu gehört der selbständige Staat; und um den kämpfen wir, bis wir ihn wieder haben oder er von Gott selbst zerbrochen wird.

Dem Fatalismus gegenüber ist die schönste und bekannteste Stelle der Klagelieder am Platz 3,22ff.: „Die Güte des Herrn ist noch nicht aus. Es ist ein köstlich Ding, auf die Hilfe des Herrn harren und geduldig sein. Hat er betrübt, so erbarmt er sich wieder. Ein jeglicher murre wider seine Sünde. Lasset uns Herz und Hände aufheben zu Gott im Himmel." — Im ganzen hat unser Volk der Bußworte genug gehört; damit müssen wir nun aufhören. Von Buße allein lebt man nicht; beleben kann allein Freude und Hoffnung und andere ähnliche bejahende seelische Kräfte. Es kommt nun darauf an, Werte zu zeigen, an denen man sich freuen kann, Besitztümer bleibender Art aufzuweisen, auf die wir hoffen können. Das „Stirb" der Buße muß übergehn in das „Werde" eines Lebens aus dem Glauben heraus, daß Gott noch im Regimente sitzt, oder weniger religiös ausgedrückt, daß sich aus den Ruinen des Zusammenbruchs zuerst einmal ganz neue Maßstäbe und Ideale und dann vielleicht neue Kräfte und neue Bildungen in unserm Volk erheben werden, das noch lange nicht am Ende seiner Geschichte ist.

Bedeutung des Exils.

Was heißt es die Bedeutung einer fernen Zeitperiode von einem fremden Volke feststellen wollen? Dieses Volk hat in jener Zeit sein eignes Leben geführt; denn jede Zeit ist ethisch betrachtet für sich, religiös betrachtet, wie Ranke sagt, zu Gott. Aber trotzdem haben wir das Recht, sie auch in ihrer Beziehung auf uns zu betrachten. Das ist aber eine subjektive Anschauung von durchaus zweitem Rang, wenn wir die möglichst objektive des Historikers damit ver-

gleichen. Zwar ist diese, wie wir wissen, wenigstens unbewußt in der Auswahl und in der Gruppierung auch durch die Werte seiner Gegenwart bedingt; aber er will in seiner Arbeit sachlich und nicht persönlich gerichtet sein und die Vergangenheit und nicht die Gegenwart ins Auge fassen. Der Glaube aber nimmt, wenn man so sagen darf, den Standpunkt des Ich ganz naiv ein: alle Dinge sieht er an, als ob sie Gott für ihn geordnet hätte. So ist auch die ganze Geschichte sein und zumal die Entwicklung, in der seine Werte und er selber geworden sind. Ist alles, woran ihm etwas liegt, Gabe Gottes, weil gläubig denken passiv denken heißt, so ist eine Entwicklung, in der dies geworden ist, eine Führung und Vorbereitung durch Gott, und zwar wird sie ihm dazu in einem Grad, als ob jene Zeit kaum ein Recht für sich gehabt hätte. So nimmt der Glaube einen Faden aus dem geschichtlichen Gewebe heraus, der geraden Wegs auf seine Güter hinführt. Neben diesem Goldfaden sind noch andere vorhanden, die geringeren Wertes sind. Diese werden von ihm selbstherrlich übersehen. Der glaubensphilosophische Blick sieht sie zwar, läßt sie aber hinter dem einen andern völlig zurücktreten. Geht er tiefer auf die Dinge ein, so gewahrt er vielleicht, daß sie in irgend einem Verhältnis ursächlicher oder gegensätzlicher Art zu ihm gestanden haben.

Überblicken wir, was alles für die uns angehenden Wertgebiete im Exil aufgegangen ist, so merken wir, daß auch der Lenker der Weltgeschichte immer „auf Kosten" handelt, wenn er weltgeschichtliche Werte werden und wachsen läßt. Im Exil ist, wie G. Beer ausführt, in nationaler und religiöser Art sehr vieles gewachsen, was schon in dem Volksgeist angelegt war und was noch heute im Judentum seine Stätte hat. Wir können so sagen: mit dem Israel nach dem Geist ist auch das Israel nach dem Fleisch gewachsen. Alles, womit Israel der Welt zum Segen und zum Fluch geworden ist, hat damals seine Entstehung oder seine Stärkung gefunden. Wir halten uns nur an die Erscheinungen der ersten Art, weil wir den Blick auf uns gerichtet halten, und die andern Erscheinungen ziehen wir nur als Warnungszeichen heran.

Nicht mit dem religiösen Gebiet, sondern mit dem nationalen beginnen wir, angesichts der Leitidee, die uns in unsrer Behandlung der staatlichen Entwicklung Israels beherrscht. Gewiß mögen sehr viele Glieder des Volkes in der Verbannung ihre Nationalität aufgegeben haben, weil sie an ihrem Volk verzweifelten und da ihr Vaterland suchten, wo sie bessere Geschäfte machten. Uns aber leuchten vor allem die entgegen, die sich durch die Not in ihrem nationalen Gefühl haben bestärken lassen. Hatten sie auch keinen Staat, hatten sie auch kein Vaterland mehr, so hatten sie doch noch die geistige Größe ihrer Nation. Hier wird der Unterschied zwischen den drei Gütern klar, aber auch ihr Zusammenhang, der nur aus Not zerrissen werden kann. Es bildete sich im Gegensatz zu den Feinden ein starker Nationalismus aus, der sich auch auf die Naturgrundlage der Nation, die Rasse, stützte. Es waren die Besten unter dem Volk, die sich auf sich selber zurückzogen. Damals wurde wieder wie auf den Höhepunkten des Volkslebens literarisch für seine Erhaltung gesorgt; die kostbaren Schriften der Propheten wurden gesammelt und noch einmal die Vergangenheit des Volkes unter neuem Gesichtspunkt dargestellt, wie es in der Glanzzeit unter den ersten Königen und wie es zu Beginn des Niedergangs

im Geist des Deuteronomiums geschehen war. Wir haben keinen Grund, darin nicht ein Vorbild für uns in unsrer Gegenwart zu sehen.

Anders ist freilich das Band geworden, das die Juden damals und uns heute zusammenhält. Gewiß mögen auch manche an ihrem Gott irre geworden sein oder sich den Göttern des Landes verschrieben haben. Es sind auch mancherlei alte und neue Auswüchse falscher Art an der angestammten Religion zum Vorschein gekommen: Nomismus, Ritualismus, Apokalyptik und Synkretismus. Aber zugleich wurde doch auch der Faden verstärkt, der zur Religion des Neuen Testamentes hinüberführt und uns darum wertvoll ist. Und das ist der des geistigen Gottesglaubens, den aus dem Geist Israels heraus die Not der Entfernung von dem Tempel erwachsen ließ. In all jenem seltsamen religiösen Gemisch ruhte auch dieser Hoffnungskeim wie in einer Schale, die ihn auf bessere Tage aufbewahren sollte. Zunächst galt das ganze religiöse und kultische Wesen völlig dem einen Zweck, den es immer im Altertum gehabt hat (Beer), das Volkstum zu erhalten, wenn es keinen Staat mehr zu erhalten gab. Aber indem es dies tat, wuchs es, wie das so oft geschieht, über den nächsten Zweck hinaus einem höhern zu. Wir wissen, daß die Weltgeschichte immer so arbeitet. Wir haben diesem Zusammenhang nichts gleichzusetzen. Bei uns spielt die Religion aus schon öfter erörterten Gründen diese Rolle nicht mehr, soweit wir das Volk in Betracht ziehen. Da wir aber, wie stets betont worden ist, vor allem auf die Wirksamkeit an unsern kirchlichen Kreisen uns eingerichtet haben, so brauchen wir doch nicht auf dieses Band zu verzichten. Unser Glaube gehört für uns zu den Werten, die auch unser Volkstum aufrechterhalten sollen. Der Glaube Luthers darf auch dem deutschen Volk dienen in seiner schweren Not. Er ist für uns eine der Klammern, die uns an unser Volk binden, und eine Stütze, die uns als Teil unserer Nation aufrecht hält. Daneben oder für die andern Teile des Volkes tritt unsre nationale Kultur ein, wie sie für Israel ganz in seiner Religion enthalten war.

Israel ist durch sie von Bedeutung für die Welt geworden. Ohne jene Schale wäre ohne Zweifel der Keim vergangen. Das Exil bedeutet darum eine wichtige Staffel auf dem Weg, den Israel zu seinem Ziele, ein Weltvolk zu werden, zurückgelegt hat. Davon aber hat es auch ein Bewußtsein gehabt. Mögen sich noch so viele ganz auf engsten Nationalismus zurückgezogen haben, die Linie, die in die Zukunft führt, nehmen die ein, die sich ganz klar an ihre Hoffnung auf die große Bedeutung ihres Volkes für Welt und Zukunft hielten. Auch dieser Glaube erschien in einer uns wenig anmutenden Schale, ohne die er sich aber auch nicht erhalten hätte. Denn der Glaube an Israels Bedeutung für die Welt wird getragen von der trostvollen Gewißheit, daß Israel die Welt beherrschen werde. Wenigstens wird es vor ihr gerechtfertigt und in ihr verherrlicht. „Volks- und Weltreligion schließen einen neuen vom Deuteronomium angebahnten Kompromiß. In dem Gedanken des Panisraelitismus finden sich Israel und Jahwe wieder zusammen.“ Hierin spricht sich ein leidenschaftlicher Wille zu nationaler Selbsterhaltung aus; eine Nation, die zwar ihr staatliches Gehäus verloren hat, will als solche durchaus nicht sterben, sondern klammert sich glühend an ihre Zukunftshoffnung an, die ihren tiefsten Lebenswillen zum Ausdruck bringt. Sie weiß, daß die Welt für sie ist, und wird dadurch

etwas für die Welt. Sie weiß ohne jede Abschwächung internationalistischer Art, daß sie von Gott berufen ist, zu bleiben, was sie ist, und auch auf äußere Wiederherstellung unverbrüchlich zu vertrauen. Und wenn ihre Besten über-, nicht international denken, so ist dieser Übernationalismus durch und durch national bedingt. Wir brauchen dem für unsre Aufgabe vorläufig nichts hinzuzufügen.

Schauen und Bauen.

Zwiefach äußert sich der Lebenswille eines zusammengebrochenen Volkes, das leben und nicht sterben will. Seine besten Söhne haben Gesichte von seiner herrlicheren Zukunft, in die sie Züge aus seiner glanzvollen Vergangenheit verweben, und praktischere Geister entwerfen Pläne zum Neuaufbau, um ihr Volk den anders gewordenen Verhältnissen anzupassen. Neben dem Typus Deuterojesaia steht der Ezechiels. Wir begnügen uns mit ein paar allgemeinen Worten, indem wir wieder für das Einzelne auf den zweiten Band verweisen. Ezechiel sucht die zukünftige Lage seines Volkes den so ganz veränderten politischen Umständen anzupassen. Da auf ein staatliches Dasein mit äußerer Macht und Selbständigkeit nicht zu rechnen ist, zeichnet er eine Kirche als Gefäß, in dem sein Volk weiter besteht und den kostbaren Inhalt erhält, der ihm anvertraut ist. Er umgibt dieses sein praktisches Zukunftsbild mit großen Schauungen, von denen die des wieder auflebenden Totenfeldes die gewaltigste und für uns ergreifendste ist. Einen noch viel höheren Schwung nimmt der andre Prophet in seinen Gesichten. Hier spricht sich jener Lebenswille der Nation in ebenso leidenschaftlicher wie überfliegender Weise aus. Die Weltgeschichte dreht sich um sein Volk und die Zukunft wird ihm gehören. Er schaut sich mit dem Auge der Hoffnung auf dem Feld der Politik um und erahnt die baldige Rettung, wenn sich wieder einmal im Zusammenstürzen und im Aufgang eines Weltreiches das Tor des Gefängnisses öffnet. Und wenn sein Volk dann den Weg ins Freie gefunden hat, dann wird es eine Weltbestimmung erfüllen: es wird der Missionar der Welt im Dienste Jahwes, aber nicht ohne daß es damit an die Spitze der Völker kommt, die ihm dafür dienen müssen. Stammt das Kap. 53 von ihm, so verbindet er mit dieser Hoffnung einen versöhnenden Rückblick in die leidvolle Vergangenheit seines Volkes, in dem er tiefste Weltgesetze offenbart: ein Volk muß leiden, wenn es eine Bestimmung für die Welt hat, unschuldig leiden durch die andern, aber auch für die andern, um sie dann zur Beute zu erhalten.

Wieder hat die Geschichte oder die Hand Gottes, wie wir sagen wollen, hier die Fäden, wie sie es immer tut, zu einem Gewebe von dauerndem Wert verschlungen. Indem jene beiden ihrer Gegenwart dienen wollten, haben sie der Zukunft gedient; ihre Mittel für ihr Volk wurden Zwecke für die Geschichte. Ezechiel hat die Idee der Kirche erzeugt, Jesaia die der Erziehung der Menschheit durch ein Volk. Und wenn sie diese ihre hohen Gedanken mit engen nationalen Hoffnungen verbanden, so sind das nichts anderes als Fäden im Gewebe, die im Augenblick unvermeidbar, später entfernt werden, um ihm seine vollendete Schönheit zu geben.

Auch angesichts dieser hohen Gedanken kommen wir nicht los von unsrer

leidvollen Gegenwart. Wenn doch nur einmal die lähmende Frage nach dem Warum verstummte und die anspornende nach dem Wozu an ihre Stelle träte! Wenn uns doch bloß jemand neben all die zahllosen Pläne zum Aufbau eine große Hoffnung stellte, die uns in die Tiefe der Dinge hineinschauen ließe und die müden Hände und die matten Kniee belebte! Manchmal ahnen wir etwas, wofür wir leiden; wir ahnen, daß es sich darum handeln könnte, dieselben Dinge aus der Welt schaffen zu helfen, die uns und sie mit uns so unglücklich gemacht haben. Und das wäre die frühere Ordnung der Beziehung zwischen den Völkern und die zwischen den Klassen, mit andern Worten, es könnte der Sinn unsres Leidens sein, mit dem unvertilgbaren Rest von schöpferischer Kraft, der uns geblieben ist, unter dem Ansporn der Not zunächst zu unserm eignen Besten und damit zu dem der Menschheit etwas dazu zu tun, daß die soziale Frage, also die nach dem Verhältnis von Kapital und Arbeit, und daß die internationale Frage also die nach dem Verhältnis der Völker zu einander gelöst würde. Und dazu gehörte dann noch, was unserer eigentlichen Nationalanlage entspräche, die Beseitigung des letzten Restes von mammonistischem Materialismus, den es durch eine idealistische Weltanschauung zu ersetzen gälte, wie sie unsern besten Überlieferungen entspricht. Wenn das gelänge, dann wollten wir nicht umsonst gelitten haben, und die Völker und die Könige würden erkennen, daß wir nur den Anschein erweckt hatten, von Gott gestraft worden zu sein, daß wir aber in Wirklichkeit gelitten haben für die Welt, die ganz und gar bloß auf ihren Weg gesehen hatte. Dann können wir hoffen, auch über die Starken wieder Macht zu gewinnen, wenn nicht politisch, dann wenigstens geistig, wie das unsrer Bestimmung entspricht.

Der Wiederaufbau.

Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, wie sehr uns der Inhalt der Bücher Esra und Nehemia angeht und anzieht: handeln sie doch von dem Versuch, Israel wenigstens als Nation wiederaufzubauen, wenn es auch als Staat nicht mehr möglich war. Es stimmt mit der ganzen Behandlung der historischen Fragen in diesem Werke überein, wenn wir nicht bloß auf die vorbildlichen, sondern gerade auch auf die nicht vorbildlichen Züge und die von unsrer abweichenden Seiten an der damaligen Lage achten; kommt es uns doch bloß darauf an, Blick und Sinn für unsre Aufgaben an dem Stück der Vergangenheit zu gewinnen und unser Urteil zu schärfen. Um nur zwei von der unsrigen grundsätzlich unterschiedene Dinge zu nennen: wir brauchen nicht in unser Land zurückzukehren und wir brauchen nichts im natürlichen Sinn des Wortes aufzubauen; vor allem aber, wir Christen, auf die wir ja sonst immer in erster Linie alles abheben, was aus den biblischen Vorlagen herauszuholen ist, verzichten darauf, einen Kirchenstaat aufzurichten, wie es damals unternommen werden mußte, sondern wir wollen uns daran beteiligen, Staat und Kirche je für sich in die Reihe zu bringen.

Ehe auf einzelne Dinge eingegangen wird, sei nur der Blick auf allgemeine Übereinstimmungen oder auch umfassende Ideale gelenkt, die wir feststellen können. Es ist doch einmal etwas Großes um den unbedingten Lebenswillen einer Nation. Israel will leben, in welcher Form es auch immer sei;

wenigstens gibt es einen Rest, einen Kern, der der Anfang, der der Ansatz zu einem neuen Wesen werden will, das seine Eigenart für sich und unbewußt auch für die Welt bewahrt. Hatte sich der in den Entwürfen Ezechiels praktisch ausgesprochen, so in den hohen Gesichten Deuterojesaias idealistisch. Freilich bleibt immer die politische Wirklichkeit weit hinter den Träumen der Sänger und Propheten zurück. Es sind geringe Jahre, denen nun Israel entgegengeht, wie es ebensolche waren, die auf den Traum der Sänger der Befreiungskriege folgten, wie sie vor allem auch uns gegenwärtig bevorstehn. Und auch diese geringen Zeiten umglänzt noch jener idealistische Lebenswille eines Volkes: die Zukunft ist herrlich, die ferne Vergangenheit ist wenigstens immer besser als die Gegenwart; denn in jener handelten die Menschen aus reinern Beweggründen, und es gelang ihnen auch alles eher als in dieser. Volkstümliche Geschichtsschreibung darf nicht historisch getreu verfahren wollen; sie ist eine Darstellung der Ideale in der Form der Geschichte. Nur so wird Gegenwart erträglich und der Wille auf höhere Ziele hin gespannt. Und noch auf ein letztes werde geachtet, das ist der göttliche Sinn, der über dem ganzen Zeitabschnitt waltet. Dieses Israel erlebt, was sein Stammvater Josef erlebt hat: es wird gedemütigt um seiner Sünde willen, kommt in ein fremdes Land, wird aber gerettet, weil doch etwas Tüchtiges in ihm war, und damit wird es auch zugleich zum Retter der Welt. In der Zeit des kümmerlichen Wiederaufbaus sammelt sich Israel geistig und besinnt sich auf sich selbst. Damit reift es seiner Bestimmung ein Volk des Heils zu sein, entgegen, die alles Unheil ausgleicht, das zugleich von ihm auf die Welt ausgegangen ist.

Esra.

Kap. 1.

Auch unsre Hoffnung steht gegenwärtig nicht auf unsrer eignen Kraft, sondern auf der großen Politik. Wir hoffen und wir glauben, daß sich die Weltreiche, die uns bedrücken, ebenso selber ruinieren durch ihre Unersättlichkeit, wie sich damals so schnell hintereinander das assyrische und das babylonische Reich ruiniert haben. Wir versprechen uns zwar nichts von dem Edelmut eines Kyros, wie das der zweite Jesaia tat, aber wohl etwas von dem wohlverstandenen eigenen Interesse, das einen unsrer Gegner im Gegensatz zu einem andern auf unsere Wiederherstellung bedacht sein lassen könnte. Jeden religiös idealistischen Überschwang und damit die Annahme irgendwelcher guter oder böser ethischer Beweggründe persönlicher Art müssen wir uns abgewöhnen, um das Wesen der Politik als die Auswirkung eines durchaus berechtigten selbstsüchtigen Willens der Staaten zur Lebenserhaltung und Erweiterung ihrer Macht aufzufassen. Wenn es in die Politik unsrer Gegner hineinpaßt, dann lassen sie uns los, wie wir ja auch nicht nach andern Maßstäben hoffen und arbeiten als nach jenen elementaren der Behauptung unsrer staatlichen und kulturellen Wesenheit. Alle sittliche Entrüstung und auch alle sittliche Begeisterung, wie sie dem Privatmoralleben entspricht, ist in diesem Fall, wo es sich um die Lebensinteressen und die letzten Ziele handelt, ganz und gar unangebracht. Sittlich ist hier allein jener oberste Staats- und Na-

tionalzweck; einer ethischen Kritik unterliegen bloß die Mittel, die dazu angewandt werden, um ihn zu verwirklichen.

Auch abgesehen davon, daß wir nicht recht glauben können, daß man mit einem Altar begonnen hat, die Stadt wieder aufzubauen, würden wir gegenwärtig doch so realistisch sein mit den einfachsten Lebensnotwendigkeiten zu beginnen, die uns eine Existenz ermöglichen. Wir haben den Staat immer noch nötiger als die Kirche, die Herstellung des wirtschaftlichen Lebens mehr als die des Kultus. Höchstens können wir sinnbildlich ausführen, wie das in dem Predigtheft Aufbau (Göttingen 1920) geschehen ist: Erst der Tempel und dann die Mauern, daß es die geistig-religiösen Kräfte sind, die erwachen müssen, wenn ein Gemeinwesen wieder in Ordnung kommen soll. Keine leichte Entscheidung ist es für uns, wie wir uns zu denen verhalten sollen, die mit uns religiös-sittlich das Volk aufbauen sollen: ist es richtiger, mit allen idealistischen Mächten zusammenzugehn oder unsre Eigenart zu erhalten? Erinnern wir uns daran, daß uns unsre Volksgenossen viel näher stehn als die Urheber dieses Angebotes den heimgekehrten Juden, so haben wir die Pflicht, mit allen Gruppen nationaler und humanitärer Art zusammenzuarbeiten, auch mit den Katholiken, wenn sie es wollen, die nur immer bereit sind, mit uns Hand ans Werk zu legen. Denn wir können es nicht darauf ankommen lassen, den Haß der verschmähten Liebe auf uns zu laden, der damals auf die Juden gefallen ist. Wir müssen diesen engen Parteistandpunkt, der zur Rechten und zur Linken aus früheren Zeiten herstammt, ohne durch die Not der Gegenwart etwas gelernt zu haben, unter allen Umständen bekämpfen. In der Arbeit findet sich zusammen, was in Dingen des Glaubens und der Weltanschauung von einander abweicht.

Nehemia, der Organisator.

Rasse und Volk.

Neh. 1 – 5.

1. In Nehemia tritt uns eine Gestalt entgegen, wie sie zwar die Not nicht schafft, aber so bitter nötig braucht. Mit dem lautersten Gefühl für sein Volk und seine Heimat mit den Gräbern seiner Väter verbindet er eine große Klugheit, sodaß er bald seinen Wunsch erfüllt sieht, sich im Auftrag des Königs dem Aufbau seines Volkes widmen zu können. Er weiß schnell seine Volksgenossen dazu zu bestimmen, daß sie sich an die Errichtung der Mauern machen; sie riefen auf seine Worte hin „Auf ans Werk" und munterten sich gegenseitig dazu auf. Seine Denkwürdigkeiten lassen uns erkennen, daß seinem Unternehmen dieselben Schwierigkeiten erwachsen sind, die wir aus unsrer Gegenwart nur zu gut kennen. Von außen und von innen kamen Hemmungen über Hemmungen. Die benachbarten Völker sahen voll Neid und Eifersucht und nicht ohne eine gewisse berechtigte Angst auf das wieder erstehende Volkstum und suchten unter allen Umständen den Mauerbau zu hintertreiben, und als das nichts half, mit Gewalt zu verhindern. Nehemia aber läßt sich durch keinen Versuch abschrecken und führt das Werk der Vollendung entgegen. Dabei ordnet er die treffliche Verteilung der Aufgaben an, die für die Arbeit des Evangelischen

Bundes, des Gustav Adolfvereins und für ähnliche Organisationen sinnbildliche Bedeutung gewonnen hat: die einen bauen mit Kelle und Hammer und die andern wachen mit Lanze und Schwert, die Lastträger hatten allezeit die eine Hand am Bau, die andre am Wurfspieß, und die Bauenden hatten das Schwert um die Hüfte geschnallt. Auch den heimlichen Anfeindungen und Intriguen gegenüber steht der Führer seinen Mann. Auf den Ratschlag, er möge sich ins Innere des Tempels flüchten, dort einschließen, um sicher vor den Nachstellungen seiner Feinde zu sein, antwortet er mit aller Festigkeit: „Ein Mann wie ich sollte fliehen und nicht sein Leben wagen?" Er durchschaut, welche Absicht hinter den Drohungen und Warnungen steht: man will ihn fürchten machen, damit er von seinem Werke ablasse. Sehr fein schließt Keppler in seiner Leidensschule S. 87 daran folgende allgemeine Bemerkung an: „Ein solcher Angriff, oft die Ausschwitzung eines bösen Gewissens, soll nur den Angegriffenen so reizen, daß er zum Gegenschlag ausholt und dabei die Linie der berechtigten Notwehr überschreitet; dann aber verdrießt die Gegner nichts mehr, als wenn man ihnen das Spiel verdirbt, sie in ihrem Unrecht sitzen läßt und unbekümmert seines Weges weiterzieht."

All diese gemeinsamen Nöte von außen her hinderten die reichen Volksgenossen nicht daran, die ärmeren bis aufs Blut auszusaugen, sodaß diese nicht bloß ihren Besitz an Weinbergen und Häusern, sondern sogar ihre Söhne und Töchter verpfänden mußten, um Korn zur Stillung ihres Hungers zu erhalten. Unerschrocken und eindrucksvoll hält Nehemia jenen ihre Verfehlung gegen ihre Volksgenossen vor und geht mit gutem Beispiel voran, indem er seinen eignen Schuldnern ihre Forderungen erläßt. Sie folgen seinem Vorbild und schwören, daß sie es so halten wollen. Nehemia unterstützt sein Wort durch die sinnbildliche Handlung eines Fluches über jeden, der sein Wort nicht hält. Über seine Uneigennützigkeit berichtet er mehrfach, nicht ohne die echt jüdische Erwartung daran zu knüpfen, daß sie ihm ebenso belohnt werde von Gott, wie der Haß seiner Verfolger gestraft werde. Den Schluß seines Berichtes machen einige Angaben, die wieder den Organisator erkennen lassen: wie Heinrich der Städtegründer veranlaßt er, daß die neugebaute Stadt auch bezogen wird, indem er durch das Los jeden zehnten Mann zu ihrem Bewohner bestimmt. Um eine rein jüdische Bevölkerung dabei zu erzielen, hatte er Geschlechtsregister anlegen lassen als Grundlage für die durch das Los zu treffende Auswahl. So steht ihm überall beim Aufbau seines Volkes der Gegensatz zu den nichtjüdischen Umwohnern und die Reinheit der Rasse im Vordergrund seiner Gedanken.

2. Wir nehmen die Bemerkungen von S. 215 über Rasse, Nation und Staat wieder auf, um sie zu einer umfassenden Behandlung des so zeitgemäßen Problems zu erweitern.

Der Standpunkt der Anhänger des Rassegedankens ist bekannt. Die Abstammung, das Blut, verbindet Menschen zu Gruppen von unverwischbarer Eigenart, die sich scharf gegeneinander abheben. Die Rasse in diesem Sinn bildet den Kern des Volkes, die Grundlage der Nation und darum das Wesen des Nationalstaates. Noch schärfer ausgedrückt lautet der Glaube der Anhänger dieser Idee: es gibt gute und schlechte Rassen; darum muß die gute

die andre auf allen Gebieten, zumal dem des staatlichen Lebens unterdrücken, wenn sie sie nicht mehr beseitigen kann.

Im Anschluß an die gründlichen Ausführungen von Julius Goldstein werfen wir zwei Fragen auf: Gibt es Rasse in jenem naturwissenschaftlichen Sinn? Ist es möglich und ist es richtig, den Staat auf ihr, ob sie in diesem oder in einem andern Sinn gefaßt werde, aufzubauen?

Goldstein zerstört mit Recht das Bild einer Idee von der Rasse, nach der sie fast als eine metaphysische Größe in klar erkennbarer Gestalt Natur geworden sei. Er bringt eine Fülle von Beispielen, die ersichtlich machen, daß dem Wort kein scharf umrissener Begriff zu Grunde liege. So gibt es etwa Treue, die mit starker Betonung nur für die germanische Rasse in Anspruch genommen wird, in jeder Gestalt auch bei andern Rassen, und diese selber kennt auch reichlich die Erscheinung des Gegenteils in ihrer Geschichte. Es gibt ferner keine unveränderlichen Rassemerkmale, sondern in der geschichtlichen Entwicklung können sich scheinbar wesentliche verlieren und ganz neue bilden. So hat sich z. B. durch den Einfluß des Puritanismus der englische Charakter ganz und gar umgewandelt; so haben sich die Juden zuerst in ein kriegerisches Bauernvolk und dann in ein Handelsvolk verwandelt. Völker, die auf gleicher Kulturstufe stehen, zeigen gleiche Kulturleistungen, wenn sie auch ganz verschiedenen Rassen angehören, und Gruppen von gleicher Rasse sind kulturell ganz verschieden von einander, wenn sie auf verschiedenen Stufen der Entwicklung stehen. Darum ist es ganz verkehrt und der Ausfluß einer vorgefaßten Meinung, zu behaupten, daß kulturelle Leistungen, anstatt auf diese geschichtliche Stufe, auf das in einer Rasse liegende Wesen zurückzuführen seien; eine solche Rangordnung in der Begabung, die auf der in der Rassenanlage liegenden Notwendigkeit beruht, ist gänzlich irrig. Größer als der Einfluß der Abstammung ist der der Geschichte mit ihren fördernden und hemmenden, mit ihren erhaltenden und umwandelnden Kräften. Nach neueren Vermutungen sind es geradezu Gedanken, die die Rasse bilden, wie sich überhaupt der Geist den Körper baut. Wie oft nimmt etwa ein ausgewanderter Deutscher die besondere amerikanische Gesichtsmaske an!

Die Geschichte ist aber auch hervorragend bei der Bildung eines Volkes beteiligt. Sie mischt die Rassen unter verschiedene Volksgemeinschaften und setzt die Völker aus verschiedenen Rassen zusammen. So kann man also nur von einem deutschen, französischen und englischen Volke, aber nicht von einer entsprechenden Rasse sprechen. Es ist ein fast unausrottbarer Fehler, Rasse und Volk miteinander zu verwechseln. Jenes ist ein Natur-, dieses aber ist ein Kulturbegriff. Nur ganz ungenau gebraucht man jenes Wort auch für den Begriff Menschenschlag, wie er einen kulturell gepflegten und geschlossenen Typ darstellt; richtig gefaßt bedeutet dieser aber das Ergebnis einer Summe von physikalischen Einflüssen, wie Klima, geographische Lage, und geschichtlichen Kräften, die lange auf eine Gruppe von Menschen eingewirkt und ihr eine äußere und innere Geschlossenheit gegeben haben. Es liegt eine meist unbewußte Absicht darin, diese Eigenart in die Naturausstattung zurückzudatieren und die geschichtliche Betrachtung durch die anthropologische zu ersetzen; jenachdem spielt dabei der Stolz oder die Verachtung die Rolle der heimlichen

Triebfeder. Die Geschichte als Schicksalsgemeinschaft bestimmt das Wesen eines Volkes; dazu gehört, wie sich von selbst versteht, auch für eine ethische Betrachtung die Art, wie sich ein Volk selbst im Guten oder im Bösen bestimmt.

Damit ist der Grundunterschied zwischen den beiden Auffassungen erreicht. Die Rassentheorie verfährt naturalistisch und materialistisch; sie sinkt auf den Zuchtstandpunkt, wenn nicht gar zu einem physiologischen Stoff- und Kraftglauben hinab. Sie verleugnet alles, was Geist, Geschichte und Kultur heißt, was also das Wesen des Menschen ausmacht.

Damit ist die zweite Frage schon entschieden. Im strengen Sinn des Wortes gibt es keine Rassenvölker mehr. Die Juden, die aus der Verbannung kamen, konnten noch Geschlechtsregister aufstellen und sich gegen die Samariter oder das Mischvolk, aus dem diese erwuchsen, nationalistisch absondern. Die Geschicke Europas und aller andern in der Bahn geschichtlicher Entwicklung liegenden Erdteile haben dafür gesorgt, daß es keine reinen Rassevölker mehr gibt. Die in ihm entstandenen Nationen sind keine Abstammungs-, sondern Schicksalsgemeinschaften; als solche haben sie ihre Prägung erhalten, die sich immer bloß gefühlsmäßig, aber nicht mit scharfen Begriffswörtern feststellen läßt. Das eigentlich Nationale beginnt erst jenseits des abstammungsmäßigen Ursprungs, wie man etwa an den Norwegern, Dänen, Amerikanern von germanischem „Blute" sehen kann, die so ganz und gar voneinander verschieden sind. Der Wahnglaube, daß, wie die Rasse die Nation ausmache, so diese allein den Staat bilden dürfe, führt von der nationalen Idee zum Nationalismus, der die Geschichte des letzten Jahrhunderts erfüllt, bis er im Weltkrieg seine furchtbare Auswirkung gefunden hat. Das nationalistische Ideal, das den Menschen mit seinem ganzen Wesen im Nationalen aufgehen lassen will, verkennt das eigentlich Menschliche, wie es die Zeit vor seinem Aufkommen hatte erwachsen lassen und das nun wieder sein Haupt erhebt. Es ist das, was R. Saitschick „das, was mehr ist als der Staat", genannt hatte. Es ist ein Fehler gewesen, daß die deutsche Politik der letzten Jahrzehnte mit Gewalt fremdstämmige Völker hat eindeutschen wollen, anstatt auf den langsam wirkenden Einfluß der höheren Kultur und der Gemeinschaft des Schicksals zu vertrauen.

3. Unter diesen Gesichtspunkten wollen wir die Rassenfrage beleuchten, in der die Nachkommen des Volkes die leidende Rolle spielen, die damals sich so ausschließend gegen die andern verhalten haben. Der Antisemitismus ist heute auch vielen Christen ein Stück Vaterlandsliebe und Religion. An diesem Punkt sollte eine Erziehung nicht etwa zu einer christlichen Politik im üblen, inhaltlichen Sinn des Wortes, sondern in dem einer sittlichen Behandlung politischer Fragen einsetzen. Es muß einer jeden Gemeinde mehr oder weniger klar zum Bewußtsein gebracht werden können, daß es sich hier um die tiefsten Grundsätze alles religiös-sittlichen Glaubens und Lebens handelt. Oder gehört dazu nicht der Satz, daß Seele und Charakter nicht eine Sache des Blutes und der Abstammung, sondern die des eignen Willens samt den Einflüssen der geschichtlich gegebenen Gemeinschaft sind, in der es sich auch um Verantwortung und nicht bloß um Anlage und Zucht handelt? Darum kann man hier den naturalistischen Materialismus in geistigen Fragen an einem greifbaren Punkt bekämpfen, um der entgegengesetzten Auffassung Raum zu schaffen,

in der allein unser Glaube wohnen kann. Sünde ist Sünde und nicht nur ein Ergebnis von Blut und Rasse; Schuld ist Schuld und nicht zu erklären aus den leiblichen Grundlagen des Daseins: es handelt sich also um persönliche und gesellschaftliche Dinge, um geistig-seelische Vorgänge und nicht um physische. Was uns an den Juden nicht gefällt, kommt nicht nur von der Rasse, sondern zum guten Teil von der Geschichte her, und die haben die sog. christlichen Völker ihnen selber bereitet. Sie tragen jetzt noch immer — ein Beweis für das israelitische Dogma von der Bedeutung, dem Erbfluch und Erbsegen der Geschichte — an der Last, die der Haß ihrer Vorfahren gegen die Juden verschuldet hat. Damit wird freilich die Frage nicht erledigt, was denn getan werden müsse, um diese Last zu entfernen. Vorausgesetzt werden muß bei der Antwort auf diese Frage, daß genügend Selbsterkenntnis vorhanden ist, um in die Wurzeln des Antisemitismus in der eignen Brust zu blicken. Er ist so oft der Ausfluß des bösen Gewissens in der Zeit der Not, das sich weigert, das Mea culpa auszusprechen und darum den Sündenbock sucht. Im Unglück des Krieges hat es sich gezeigt: jeder fand die Schuld, die einzige Schuld genau bei der Partei oder Gruppe, die er auch schon bisher befehdet hatte. Wie würden unsre deutschen Christen sich wundern, wenn man ihnen erzählte, daß diese Schuldsucherei auf alter menschlicher Sünde beruht, daß einst die Christen und jetzt die Deutschen genau wie die Juden die Rolle des Sündenbocks als odium generis humani haben spielen müssen, der Welt ein Gegenstand, an dem sie ihre Entrüstung loswerden und sich untadelig erscheinen konnte! Und nicht nur auf Unbußfertigkeit beruht der übliche Antisemitismus, seine Wurzel geht noch tiefer: es ist, als wenn jeder Mensch seinen Haß haben und pflegen müsse, um allerlei innere Revolution durch Kampf nach außen hin zu überwinden. Was dem einen der Jesuit, der Engländer, der Pfaffe, ist dem andern der Jud. Die ganze Geistesrichtung ist ein übler Spiegel für die menschliche und auch für die christlich-deutsche Seele.

Gewiß, es gibt eine Judenfrage. Man muß zuerst einmal sagen, daß an gewissen volksverderbenden Sünden die Juden einen erheblich größern Anteil haben als die andere Bevölkerung. Aber wer betont dagegen, daß sie an andern ähnlich wirkenden, wie etwa der Trunksucht, einen geringeren haben, um darin dem Germanen den unbestrittenen Vortritt zu lassen? Und ist es wirklich so, daß in den andern der Germane dem Juden bloß nachgefolgt sei als verführtes Opfer, oder hat er nicht auch, anders als es die übliche Rassendogmatik Wort haben will, reichlich Sinn für Geld, Genuß, List und Tücke und was sonst diese alles dem Juden zuschreibt? Und wie steht es mit den Halb-, den Viertel- und Achteljuden? Natürlich hat in denen das fremde Blut den bekannten üblen Vorrang vor dem guten deutschen. Faßt man überhaupt die ethische Seite der Frage an und nicht die physische, dann hat nur eine Bewegung gegen alle bösen Bestandteile im Volk einen Sinn; fallen mehr Juden als Germanen — nicht Christen und Deutsche! — darunter, so werden sie eben damit schon genug getroffen. Aber es ist gegen alle Grundsätze, die wir von Jesus und Paulus ererbt haben, sittliche Urteile mit Rassenurteilen zu vermischen.

Ganz gewiß spielen im öffentlichen Leben des deutschen Volkes die Juden

eine größere Rolle, als ihnen nach ihrer Zahl zukommen darf. Mit dem Hinweis auf die Geschichte, die alle Eigenschaften in ihnen entwickelt habe, welche an die Spitze bringen können, ist die Frage nicht erledigt. Ebensowenig aber mit dem Anruf irgendwelcher Gewalt, die frühere unwürdige Zustände wieder zurückführen möchte. Geschichtlich verstehen heißt wirklich nicht, alles ertragen. Gewiß ist es auch von der Bevölkerung andern Stammes verschuldet, daß sich die Juden noch lange nicht so eingedeutscht haben, wie etwa Söhne der französischen oder polnischen Nation, sodaß es für den Großteil des Volkes unerträglich wäre, einen jüdischen Reichspräsidenten zu haben, während einer aus jenen Kreisen unangefochten bliebe; mit der Tatsache ist nun einmal zu rechnen. Aber dieser Übelstand ist für Christen bloß mit positiven und nicht mit negativen Mitteln zu bewältigen. Und zu jenen gehört vor allem einmal alles, was aus dem Glauben an die Macht des Guten herausfließt, während diese aus dem an die Macht des Bösen stammen. Und dabei spielt die erste Rolle der Wettbewerb in den Tugenden, die die Juden groß gemacht haben, also Pietät, Nüchternheit und Fleiß, wie ängstliches Meiden der Andern, durch die sie zwar einflußreich, aber verhaßt geworden sind. Was die Geschichte gefehlt hat, sollte Geschichte wieder gut machen. Die Juden sollten für unsre gläubige Betrachtung als ein Reiz in unserm Volkskörper erscheinen, uns anzueignen, was der Segen Abrahams, und dann durch ihn zu überwinden, was der Fluch Jakobs ist. Wenn sich der Antisemitismus dadurch immer selber scheinbar Recht verschafft, daß er die Juden schlechter macht, indem er sie als schlecht hinstellt, so mögen wir es mit dem umgekehrten echt evangelischen Verfahren versuchen. Unsre deutschen Juden sind eben darum dem nationalen Leben ferner als die der andern Länder, weil wir alles getan haben und tun, um sie ihm zu entfremden und fern zu halten. Wir müssen uns damit abfinden, daß sie unter uns sind und uns nicht mehr verlassen — die Politik müßte freilich Maßregeln finden, um den Zustrom der Ostjuden zu hemmen. Aber wir sollten alles tun, um dem aufrichtigen Wunsch der meisten Israeliten, deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens zu sein, keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Diese wollen Teil haben an der deutschen Nation und bloß für sich behalten ihre Religion mit der dazu gehörigen Kultur. Daran dürfen wir sie nicht verhindern, ebensowenig wie die Slaven und andre Fremdstämmige. Werden regelmäßig einige von ihnen durch Heirat aufgesogen, so ist dagegen nichts zu sagen. Nur gegen eines sollten wir uns wehren, gegen die Taufe solcher Juden, die damit aus ihrer Kulturgemeinschaft austreten wollen. Die Zeit ist vorbei, wo die Kirche im alten polytheistischen Sinn zusammenfiel mit der Volksgemeinschaft und mit dem Staat, der Stellen zu vergeben hatte, die er nur Christen gab. Wer seine jüdische Gemeinschaft verlassen und bloß Deutscher werden will, der mag es tun. Die Eintrittskarte aber soll nicht mehr die Taufe sein. Die führe bloß Nikodemus und Levi in den Bereich der christlichen Kirche, wenn sie den Messias suchen und gefunden haben, aber nicht mehr den Streber und Verräter an der Religion und Nation seiner Väter in die Gesellschaft und in die Kundschaft ein. Wenn der Sturm der neuen Zeit an dem alten Dienstverhältnis der religiösen gegenüber der staatlich-völkischen

Gemeinschaft gerüttelt hat, so ist es frommer, dieses Neue in sein Bewußtsein aufzunehmen, als zäh am Alten zu hangen.

Die Mischehen.

Esra 9 und 10.

Suchen wir unsre Empfindungen über die barbarischste Maßregel von Esras nationaler Politik, die Auflösung der gemischten Ehen, auf einen begrifflichen Ausdruck zu bringen, so kann der nicht anders lauten als so: Esra setzt den völkischen und kirchlichen Gesichtspunkt mit Gewalt gegen den persönlichen durch. Damit ist für uns das ganze Verfahren gerichtet. Zugleich aber eröffnet sich vor uns der ganze Gegensatz zu dem antiken Staatsbegriff und eine überhaupt ganz andre geistige Welt. Wir empfinden, wie wir durch und durch persönlich in unsern Begriffen vom Leben gerichtet sind. Wir können es nur als die Verletzung eines Heiligtums ansehen, wenn in jener Weise von außen her in das Leben der Ehe hineingegriffen wird. Dieses Heiligtum ist das persönliche Leben des Einzelnen und seine Gemeinschaft mit einem wahlverwandten Menschen, die Leib und Seele umfaßt. An diesem Punkt stehen unverrückbar die Grenzsteine der staatlichen Macht. Hierhin reicht natürlich seine Ordnung, weil es sich auch um rechtliche Verhältnisse handelt, aber niemals seine Gewalt. Und wenn uns die Not auch die allergrößte Ausdehnung der sozialistischen und bevölkerungspolitischen Gesichtspunkte auferlegte, wir würden es niemals zugeben dürfen, daß seine Hand in jenes Heiligtum des privaten Lebens mit Gewalt sich einmischte. Die Ehe und alles, was mit ihr zusammenhängt, gehört zu den Gütern, die jeglichem Gleichheits-, Rassen- oder anderm Fanatismus gegenüber geschützt werden müssen.

Am wenigsten geht es an, weil das zu den schlimmsten Verfehlungen am Menschen überhaupt gehört, ihn unter Zuchtgesichtspunkten anzusehen wie ein Haustier, und den Rassegesichtspunkt mit Gewalt durchzuführen. Gewiß kennen wir Gegengründe genug. Wir kennen den Begriff der nationalen und konfessionellen Mischehe und den der Rassenschande. Den letzteren würden wir vor allem anwenden, wenn Beweggründe mitspielen, die sich über die tierischen nicht erheben. Und wenn sie gegen den vermeintlichen Zug seelischer Gemeinschaft zurücktreten, so würden wir, wie bei einer Mischehe der beiden genannten Arten, doch immerhin Gewichtiges einzuwenden wissen. Und das würde der Gedanke sein: wenn schon in jeder Ehe zwischen Angehörigen einer Nation und Konfession neben den Gegensätzen im ganzen persönlichen Wesen sehr erheblich die so ganz verschiedenen Familien- und Stammeseigenarten hineinspielen, um wie viel größer müssen die Gegensätze werden, wenn sich Menschen aus ganz verschiedenen Kulturentwicklungen und Naturanlagen die Hand reichen! Was in jenem Fall eine erfrischende Ergänzung sein kann, wird hier zu einer unüberbrückbaren Kluft werden. Unter diesem an dem Wesen der Ehe als einer zu persönlicher Gemeinschaft bestimmten Verbindung würde sich unser Gegensatz zu solchen Ehen entzünden. Nimmermehr aber könnten wir, wenn wirklich erprobte seelische Gemeinschaft vorhanden ist, Gegengründe aufführen, die der Rücksicht auf überpersönliche Größen wie Nation, Rasse oder Kirche entstammen. Mögen aus einem mehr antik gerichteten Empfinden heraus

nationalistische oder konfessionelle Fanatiker mit Verboten oder Strafen vorgehen, wir können uns von unserm Standpunkt aus zu keinem andern Widerstand als zu einer Warnung verstehen, wie wir überhaupt in so vielen Fällen gefunden haben, daß wir die Machtmittel des alten Staates durch moralische ersetzen müssen. Zeigt uns auf allen Blättern die Geschichte, wie ohnmächtig Gewalt gegen das Heiligtum persönlich seelischer Überzeugungen ist, so bestätigt uns die Bemerkung Neh. 13,23—27, daß sie auch in dem vorliegenden Fall gar nichts ausgerichtet hat; denn Nehemia findet bei seiner Rückkehr die Stadt noch voll heidnischer Frauen. Wie gegen die Auflösung und Verhinderung von Ehen unter einem kollektiven Gesichtspunkt müßten wir uns auch gegen Maßregeln wehren, die sie in derselben Gesinnung fördern oder gar befehlen wollten. Hier hat allein die persönliche Wahlverwandtschaft zu sprechen, höchstens daß eine Aufklärung in dem genannten Sinn warnen und raten darf. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß sich die staatliche Gewalt einmischt, wenn Ehen zwischen Verwandten, die dem natürlichen Gefühl widersprechen, geschlossen werden sollen. Die Regelung unter dem Gesichtspunkt der Gesundheit ist ein so schwieriges Ding, daß sich bisher die Gesetzgebung noch nicht daran gewagt hat. Denn es ist überaus schwer, den rechten Weg zwischen dem Recht der Einzelnen und dem der Gesellschaft zu finden, die so oft die üblen Folgen einer Ehe zwischen Kranken zu tragen hat.

Esther.

Dieser von Leidenschaften durchwogte, farbenprächtige nationalistische Roman, den wir um seines nationalistischen Rassenhasses willen hier anfügen, „judenzt" ohne Zweifel dadurch sehr, daß er das Judentum mit seinen beherrschenden Polen seines Denkens und Fühlens zeigt: Haß gegen seine Feinde und Liebe zu seinem eignen Stamm. Haß und Liebe, beide in gleich glühender Form, sammeln um sich eine Reihe von wahlverwandten Eigenschaften: jener Verschlagenheit, Rachgier, Mordlust, diese festes Zusammenhalten, nationalen Ehrgeiz, Glauben und Hoffnung auf Macht und Größe des heißgeliebten Volkes, das durch alle bösen Nöte doch schließlich zum ersehnten Triumph über die Völker aufsteigen wird. — Wir verstehen diese Eigenschaften im Sinn der früheren Ausführungen weniger aus der Rasse als aus der Geschichte; das Estherbuch zeigt uns den Hintergrund, auf dem sie erwachsen sind: es ist die Despotie eines Herrschers und zumal seiner Beamten, die die geknechteten Juden zu jenen zwiefältigen Empfindungen zwingt. So wird ein seiner selbst bewußtes Volk unter der Fremdherrschaft; es sind die Untugenden und die aus der Not geborenen Vorzüge eines versklavten Volkes.

Für unsern Zweck ergeben sich daraus zwei wichtige Gedanken. Nicht bloß der nächstliegende, daß sich so der Shylok-Typ erklärt, den wir freilich damit noch nicht zu entschuldigen oder gar zu ertragen hätten. Die Gegenwart legt uns noch einen ganz andern nahe. Hat uns früher immer das Buch Esther mit Entsetzen und Abneigung erfüllt, so tritt es uns in unsrer gegenwärtigen nationalen Lage viel näher. Wir verstehen jetzt die Juden, wie sie hier erscheinen, besser, weil wir in ähnliche Lage hineingebracht worden sind. Wir sind wie sie ein unterdrücktes Volk; man haßt uns und behandelt uns als Auswurf

der Welt. Unter der grausamen Hand unsrer Feinde sehen auch wir in unsrer Mitte jenen furchtbaren Haß aufglühen, in dem sich immer der ohnmächtige Besiegte und Mißhandelte Luft zu schaffen versucht. Wenn sich doch auch daneben oder vielmehr darüber das polare Gefühl der heißen Liebe zu dem eignen Volkstum erhöbe, der fester werdende Zusammenhalt hergestellt würde unter den grausamen Hammerschlägen unsrer Hasser! Wir möchten nicht zum odium generis humani werden, ein Wort, das ursprünglich nicht die passive, sondern die aktive Bedeutung enthält: die die ganze Welt hassen. Wir wollen den Glauben nicht aufgeben, daß wir noch einmal durch solcherlei Umstände, wie sie hier im Estherbuch als stille Fügungen im Hintergrunde wirken, zu einer Höhe hinaufsteigen, die uns Macht über unsre Feinde gibt. Dann soll es aber nicht die sein, die Esther und ihre Zeitgenossen zeigen, sondern eher die des Josef, der in einem äußerlich verwandten, aber innerlich ganz andersartigen Roman als der Segenbringer für seine eignen Angehörigen und auch für die andern Ägypter erscheint, die freilich ihm und seinem Stamme nicht so begegnet waren, wie Haman dem Mardochai.

Nationalstaat und Reich Gottes.

Nachdem sich uns an Israel und seinen Gegnern nun reichlich das Wesen des antiken und damit auch zum Teil das jedes Nationalstaates enthüllt hat, haben wir die Mittel in der Hand, etwas zusammenfassend über sein Verhältnis zum Reich Gottes zu sagen, was über das des Volkes zu ihm hinausgeht. Im staatlichen Leben wird manches bewußter und absichtlicher, was in diesem nur in der Gestalt des Instinktes oder des Affektes sich auswirkt. Das ist aber von zwiefältiger Art; es hat sich durchaus bestätigt, was wir S. 215ff. im Anschluß an Saitschick und die andern Ethiker über die Mischung verschiedener Geister und Kräfte im Staate gesagt hatten. Erinnern wir uns daran, wie sich diese beiden Seiten, die ideale und die brutale, schon in den Worten so spiegeln, die Paulus und Jesus vom staatlichen Leben gebrauchen. Offenbar hat sich uns weithin gezeigt, wie recht Jesus hat, wenn er als sein Wesen die Herrschsucht und die Gewalt ansieht. So war es und so bleibt es. Es wechselt höchstens die Stelle, in deren Dienst sie ausgeübt werden; das ist damals der eine Despot, dann ist es die Eitelkeit oder die Habsucht des Volkes, bald die Anmaßung oder die Profitwut einer Klasse. Alle niedern Raubtierinstinkte machen sich in diesen menschlichen Gebilden geltend, die sich so häufig damit auch in ihrem Wappen verraten. Von da aus ist natürlich gar kein Verhältnis zum Reiche Gottes als das des Gegensatzes und der Feindschaft möglich. Dieser Staat ist wirklich eine Satrapie in des Teufels Reich, und die altchristliche Auffassung hat recht, wenn sie diesen Gegensatz stark betont, so wenig es auch die nach demselben Modell geschaffene Kirche ist, die das Reich Gottes darstellt. Vor aller Vergötterung des Staates, wie sie uns protestantischen Theologen als Söhnen der Reformation im Blute liegt, muß der Blick in diese seine ungebändigte Urart immer wieder warnen.

Freilich macht es sich in jedem längern Leben des Staates geltend, daß er nicht ohne eine gewisse moralische Haltung bestehen kann, die sich zuerst in einer weiter schauenden Klugheit begründet. Es muß für Recht und Ord-

nung, es muß auch für Zusammenhalt und Wahrheit, für Fleiß und Tüchtigkeit gesorgt werden; denn davon hängt der Bestand des Volkes und auch des staatlichen Ichs ab, das es zu schützen und zu leiten hat. So kommt es, daß der Idealist Paulus in dem Staat, und das war das spätere Römische Reich, die Obrigkeit sehen kann, die eine moralische oder wenigstens rechtliche Haltung bewahrt und damit zu den hohen Mächten gerechnet werden kann, die die Ordnung der Welt aufrecht halten. Und auf derselben Linie kommt es später zum sog. christlichen Staat, der dieses sein Beiwort der Verbindung mit der Kirche, dem Gottesgnadentum, dem Eid und andern Bändern zwischen Kirche und Staats- und Volksleben verdankt. Heute wissen wir, daß dieser für uns durch die Autorität Luthers eingeführte Begriff kein Recht und keinen Sinn mehr hat. Staat ist eine ganz und gar weltliche Bildung, die an sich mit dem Christentum gar nichts zu tun hat, zumal jetzt nicht mehr, da jene Bande zerrissen und die weitesten Volksteile dem Christentum entfremdet sind. Grundsätzlich müssen wir dazu noch sagen: es ist durchaus gar nicht die Aufgabe des Staates, für das Christentum oder für das Reich Gottes zu sorgen; sondern er hat möglichst selbstisch dem Wohl seines Volkes zu dienen und sich selber unter allen Umständen zu erhalten und durchzusetzen. Dabei wird er ganz von selbst darauf kommen, daß das ohne den Beistand einer wirklich echten Sittlichkeit garnicht möglich ist. Er wird den Kampf gegen Unrecht, Gemeinheit, Selbstsucht, soweit sie in Handlungen zu fassen sind, mit den Mitteln seiner Macht aufnehmen und zugleich, wenn er in der Entwicklung weiter gelangt ist, ebenso Gutes in der Gestalt von Leistungen für das Ganze zu befördern suchen. Damit tut er das Beste, was er tun kann: er bricht des Teufels und der Sünde Willen mit Gewalt und gewöhnt an Gutes als der Pädagog auf Christus hin. Und wenn seine Leiter begriffen haben, daß das Gute immer in tiefern Gründen wurzelt, dann lassen sie wenigstens jeglicher Religion freien Raum, sich im Rahmen des Ganzen zu betätigen. Immer hat der Staat aber das Recht, diese idealen Kräfte zu seinem eignen Besten anzuwenden; er ist selbstisch und muß es sein. Wenn etwas dabei herauskommt von reiner Freude am Guten, so ist das ein Gewinn, der freilich selten genug ist. Seine kluge Selbsterhaltungspflicht wird ihn veranlassen, immer weiter auf dem Wege der Aneignung sittlicher Grundsätze fortzuschreiten. Denn in ihnen liegt nun einmal das Fundament für alle Gemeinschaft, tiefen Gesetzen alles menschheitlichen Wesens gemäß. Und je unbedingter sie in dem Gemüt der Staatsgenossen gelten, desto sicherer ruht der Staat.

An diesem Punkt setzt die Aufgabe der Christen ein. Sie haben gegenwärtig wohl weniger Gelegenheit, auf den Geist des staatlichen Lebens einzuwirken als früher, wo Überzeugung oder Politik die herrschenden Stellen dem Volk die Religion zu erhalten geboten. Eben darum ist es nun mit der quietistischen Haltung dem Staat gegenüber vorbei, die aus der Ehrfurcht oder dem Vertrauen zu dem hohen Diener Gottes entspring. Allgemein setzt sich die sog. aktivistische Losung durch: Einfluß gewinnen auf den Geist des staatlichen Lebens, um ihn durch und durch sittlich zu gestalten. Dabei braucht man nicht an die Bergpredigt zu denken, sondern an die Moral des Privatlebens im Durchschnitt des Volkes; ihr immer mehr den Geist des staatlichen

Regimentes anzupassen, ist und bleibt unverrückbar die Aufgabe jedes Christen in diesem Bereich des gemeinsamen Lebens. So gewinnt der Staat gleichsam ohne seinen Willen eine Bedeutung für das Reich Gottes, auch der konfessionslose oder gar atheistische Staat; wenn er nur Schritt vor Schritt dem sittlichen Ideal seiner Volksgenossen langsam nachfolgt, soweit es sich in Gesetz und Recht ausdrücken und in der Leitung von Menschen und in der Erledigung von sachlichen Aufgaben durchführen läßt. Zumal in unsrer gegenwärtigen Not ist dies das Gebotene: das Sittlich-Gute ist die Macht in der Hand der Ohnmacht (Rade); je wahrhaftiger und ehrlicher, je verantwortungsbereiter unsre Staatsleitung wird, desto größer ist für uns die Aussicht in die Zukunft; dazu aber müssen Lenker des Staatswesens gefunden werden, die den höheren geistig-sittlichen Stufen des Volkslebens entstammen, in denen der Glaube an die weltbedeutende Macht des Guten, sei es in religiöser oder in idealistischer Gestalt, einen organischen Bestandteil ihres Wesens ausmacht. Die Aufgabe, diesen Geist zu pflegen, fällt der Kirche zu. Hatte sie in alten Zeiten dem Volk und dem Staat unmittelbar das Wohlgefallen Gottes zu verschaffen und zu verbürgen, so hat sie heute mittelbar auch dem Volkstum zu dienen, indem sie es mit dem rechten Geist erfüllt, der als der Geist Gottes aller menschlichen Gemeinschaft Leben und Gedeihen verbürgt.

Kirche.

Kirchenstaat und Kirchengeist.

Das Gesetz.

Neh. 7, 73b – 9, 37.

Was hat Esra weiter getan, was ist das Typische an seinem Werk und seine weltgeschichtliche Bedeutung?

Esra hat das Gesetz Mose's mitgebracht, feierlich proklamiert und das Volk darauf verpflichtet. Er hat dem Volk das Gepräge des Religionsvolkes aufgelegt und seiner Frömmigkeit selbst das des Kultus, der den Zorn Gottes sühnen soll. Damit hat er die Organisation geschaffen, die in dem Geist dieser Frömmigkeit dem Volk seine gemeinsame Verehrung des höchsten Lenkers und Richters der Menschheit und zugleich den nationalen Zusammenhalt bewahren sollte. So schaut Esra in die Vergangenheit und in die Zukunft. Indem er das Gesetz Moses, wie es im Exil zustande gekommen war, zu Grunde legt, bindet er die Religionspflege an die Vergangenheit und an ein Buch. Damit war dem Schriftgelehrten die beherrschende Stellung in dem ganzen Kultus gegeben; aber indem er Feste und Opfer in dessen Mittelpunkt stellt, gibt er zugleich dem Priester neben jenem die entscheidende Autorität. Mit dieser Bildung eines kultischen Organs für die Masse des frommen Volkes hat Esra in die Zukunft seines Volkes nicht bloß, sondern in die der Menschheit einen Einfluß von überragender Bedeutung eingeführt (G. Beer).

Es ist nichts Geringeres als die Kirche, was so nach kleinern Anfängen durch ihn zustande gekommen ist. Wir haben hier die wichtigsten Merkmale

dieses weltbedeutenden Begriffes an der Hand. Es ist die Organisation zur Pflege der Beziehungen zwischen der Masse und ihrem Gott, ob man das Verhältnis in der alten Weise mehr hierurgisch oder pädagogisch, also in der Richtung von unten nach oben oder in der umgekehrten auffaßt. Im Vordergrund steht dann immer der Kult, sei es als Leistung an die Gottheit, sei es als Erbauung und Erziehung. Festkalender, Opfer in einem vergeistigten Sinn, Gesetz und vor allem die Priesterschaft bilden die Hauptmerkmale an der ganzen Institution. Ihr Absehen ist auf die Masse gerichtet; die Frömmigkeit des Einzelnen steht nicht im Mittelpunkt der pflegerischen Arbeit. Nicht das Erlebnis von jenem ist der Ausgangspunkt, sondern die Organisation für das Ganze ist das beherrschende Ziel. Mit andern Worten, der Geist der Propheten tritt zurück gegen den des Priesters; und wenn man nicht ihre Gräber bloß schmückt und ihren Geist mordet, dann ist es doch höchstens, wie es schon beim Deuteronomium war, eine Vermittlung zwischen jenem Geist und den priesterlichen Grundsätzen für die Beherrschung der Gegenwart. Damit ist die Vorherrschaft des Kultischen über das Sittliche und die des Nationalen über das menschheitliche Denken gegeben. Das Vertrauen auf die Gottheit, das dem Einzelnen die Grundlage seines innern Wesens geben kann, weicht der Furcht vor dem Richter, die mehr geeignet scheint, die Masse in Zügel zu halten. Die Autorität des Altehrwürdigen in der Gestalt des Gesetzes läßt die Stimme in der eignen Brust der Gläubigen verstummen vor dem gebietenden Wort der Hüter der heiligen Überlieferung; die Knechtung der Gegenwart unter die heilige Vergangenheit und die des Gewissens und der Vernunft unter das heilige Buch beginnt.

Das ist Kirche. Ehe wir auf ihre Bedeutung für Religion und Menschheit achten, besinnen wir uns darauf, daß für uns die Einheit zwischen ihr und dem Volksleben zerrissen ist, die damals Esra voraussetzte und bestärkte. Unsre Gedanken gehen heute verschiedene Wege, wenn sie sich dem Volk und wenn sie sich der Kirche zuwenden. Für den Dienst an jenem, soweit er nicht von dieser geleistet wird, sei das Wort Baumgartens nicht vergessen, das er in seinen Predigten zur Revolution geäußert hat.

Tradition.

Unser Hauptaugenmerk aber richtet sich auf die Kirche. Wir kennen ihre Schwächen, ihre Halbheiten, ihr Zurückbleiben hinter hohen Idealen. Aber wir wissen, daß es nicht anders sein kann, wenn überhaupt eine Anstalt zur gemeinsamen Pflege der Frömmigkeit sein soll. Sie ist gewiß eine Verkapselung der christlichen Wahrheit; aber eben dadurch birgt sie auch deren verschiedene Seiten, um ihnen je zu ihrer Zeit einen Ausgang in die Welt zu ermöglichen, mag der auch ihre eigne Form sprengen. Wie jene jüdische Kirche auch den Geist der Propheten in sich geborgen hatte, der sie später zerriß, so die katholische die Gedanken von Augustin und Paulus, die ihr in Luther dasselbe angetan haben. So lag auch schon in der Kirche der lutherischen Orthodoxie der Keim des Pietismus, der nachher so zerstörend auf die Kirche gewirkt hat, indem er die Wurzel aller Gemeinschaften und Sekten geworden ist. So trägt Kirche immer die Sprengkräfte zu ihrer eignen Auflösung in sich, die in der Regel zu einer

Weiterbildung der Religion berufen sind. Und diese geht stets in der Richtung des Prophetismus: die Religion will innerlicher, sittlicher, persönlicher werden, sie will der Gegenwart dienen und darum sich ihr anpassen.

Aber der Kirchengeist ist nicht minder beständig wie der Geist der Propheten. Bald zwingt er den Geist selbst wieder in die ihm eigne Form des Rechtes, macht die revolutionärste Vergangenheit zu heiliger Geschichte, bannt lebendigstes Leben in Bücher und Bekenntnisschriften und beginnt mit dem Kultus der ärgsten Gegner des Kultus. Die Freiheit, die die Reformatoren und Propheten alten Bindungen gegenüber erstritten, wird höchstens diesen gegenüber gewährt, aber all ihre Taten samt den geistigen Bedingungen, unter denen sie geschahen, werden wieder zum Gesetz für den Glauben und das Leben.

Auf drei Schritte vorwärts folgen immer wieder zwei Schritte zurück. Und wenn die dem Reformator gewordene Kundgebung Gottes das Joch der Satzungen gemildert und die Angst als Grundstimmung durch das Vertrauen ersetzt hat, dann macht sich doch bald wieder der Skrupel und die schriftgelehrte pedantische Herrschsucht der Priester den Formen gegenüber geltend, in denen jene Befreiung zum Vertrauen geschehen war. Und wenn einmal wieder das allgemeine Priestertum proklamiert worden ist, dann dauert es nicht lange, bis sie das geistige Übergewicht von Einzelnen im Bund mit der Trägheit der Masse und ihrem Bedürfnis nach Bevormundung in die Hand einiger wenigen gegeben hat.

Das ist Kirche: die Frömmigkeit wird historisch, rechtlich, kultisch und priesterlich. Jede Wunde, die ihr Prophetenzorn schlägt, heilt sie sehr bald wieder aus; und wenn die Kraft eines Reformators eine neue Gemeinschaft von der alten loslöst, dann erbt sie doch den unvergänglichen Kirchengeist und wird nicht viel besser als die Mutter, von der sie losgerissen wurde. Das ist der Schmerz bei dem Troste, daß etwa die Kirche Esras den Reiz gebildet habe, um Jesu Evangelium entfalten zu helfen, wie vorher der Kult Judas und Israels das Verdienst hatte, die Amos und Jesaia auf den Plan zu rufen, ein Verhältnis, das sich später zwischen der katholischen Kirche und Franziskus, den Mystikern und Luther wiederholt. Das ist der Schmerz, daß sich nie die Aussicht auf die Zeit eröffnet, da das Ideal von Jeremia 31 wirklich wird. Die Spannung zwischen Geist und Recht, Leben und Buch, Innerlichkeit und Kultus, Menschheits- und Volkskirche, Prophet und Priester werden immer bleiben. Vielleicht ist es nicht anders möglich, den Ertrag der großen Boten Gottes, die immer gegen die erstarrte Kirche waren, in die Menschheit einzuarbeiten als in der Gestalt der Kirche. Aus feurigem Vulkanerguß wird starre Lava, und diese bildet den Boden, bis ein neuer Feuerstrom ihn durchbricht. Wenn nur innerhalb der auf den priesterlichen Typ notwendig eingerichteten Kirche Einzelnen und Gruppen von ihnen Raum bleibt, dem prophetischen Ideal des Verkehrs mit Gott anzuhangen, bis wieder ein größerer Träger dieses Ideals den Boden aufreißt. Oder mit einem andern Bild: die Schläuche müssen immer wieder mit neuem Wein gefüllt werden, und wenn sie zerreißen, muß es neue Schläuche geben. Aber ohne sie fließt der Wein auf den Boden. Neben dem Kultus der Vergangenheit muß es immer Gegenwartsreligion geben. So lange sich diese beiden Pole an jeder kirchlichen Gemein-

schaft nicht zu weit von einander entfernen, hält das Gesetz der Polarität, ein Ausdruck für den Willen Gottes, der langsame Schritte mit seiner Christenheit tut, die Kirche in einem Zustand, der zwischen Erstarrung und Umsturz die rechte Mitte hält.

Kirche und Reich Gottes.

Die andern Gemeinschaften, Familie, Volk und Staat, hatten gleichsam nur nebenbei für das Reich Gottes einen Ertrag abgeworfen, wenn sie überhaupt sich ihm nicht gegensätzlich gegenüberstellten, indem sie über ihren eigentlichen Selbsterhaltungszweck hinaus sittliche Gesinnung erzeugten. Ganz anders steht es mit der Kirche, wie sie sein soll: sie ist die Gemeinschaft oder Veranstaltung, die sich das Reich Gottes selbst zum Zweck ihrer Lebensbetätigung setzt. Wie sich die andern gegen ihren Sinn verfehlen, wenn sie in erster Linie Reich Gottes pflegen wollen und darüber ihre eigentlichen Aufgaben an ihren Gliedern versäumen, so handelt die Kirche wider ihre Bestimmung, wenn sie die Sorge für das Reich Gottes mit der partikularen für sich selber verwechselt oder vertauscht. Zu der sittlichen Vorbereitung des Reiches Gottes, die den andern auferlegt ist, hat sie noch die eigentlich religiöse hinzuzufügen. Das ist ihre erste Aufgabe, dem Einfluß Gottes Bahn zu brechen, daß die Gesinnungsgemeinschaft unter dem Vater oder unter dem Herrn Jesus, daß das Volk Gottes entstehe und wachse, wie es unserm Glauben gemäß der Sinn von Leben und Welt ist.

Die wichtigsten Merkmale dieser religiösen Aufgabe sind grundsätzlich von denen der jüdischen Kirche unterschieden, wie wir sie unter Esra entstehen sahen; im Kampf mit ihr haben die Begründer der christlichen sie herausgearbeitet, freilich nicht mit dem Erfolg, daß sie nun ein für alle Mal davor gesichert sei, in jene unterchristliche Art zurückzufallen. Im Gegensatz zu dem Gesetz steht das Evangelium. Es ist eine Botschaft, also ein rein geistiges Werkzeug, um eine geistige Größe ins Leben zu rufen. Und ihr Inhalt ist sehr einfach: der Herr Himmels und der Erde ist unser Vater, der Sinn von Leben und Welt ist trotz allem im tiefsten Grund gut, weil auf unser innerstes Bedürfnis nach Leben eingerichtet. Jener besteht also nicht im Gesetz, weder in einem moralischen noch in einem kultischen noch in einem dogmatischen; sondern er ist eine Hilfe, und zwar eine zum Leben, um mit der Welt und allen ihren widrigen Mächten fertig zu werden. Es wird so oft verkannt, daß das Evangelium Hilfe ist, daß die Kirche mit ihm allen ringenden, zerrissenen, verzweifelten Menschen helfen will, helfen zu einem harmonischen Leben der Kraft und des Friedens. Das vermag sie, wenn sie die Menschen, die sich der Botschaft erschließen, voller Ehrfurcht und Vertrauen unter Gott stellt. Dann wird ihnen zu eigen, was im Unservater, der magna charta des Evangeliums, erbeten wird; es sind Güter, die zum äußern und innern Leben des Menschen gehören; wer in der Stimmung und Gesinnung dieses Gebetes lebt, der ist im Reich Gottes, denn er steht mit vielen andern unter Gott.

Im Gegensatz zur Tradition, die den alten und den falschen Begriff von Kirche beherrscht, ist der Geist das Merkmal des wahren. Er bedeutet das Ineinander von Einst und Heute, von Offenbarung in der Geschichte und im

Innern der Gläubigen, die Überwindung des Gegensatzes von Autorität und Freiheit, von Gemeinschaft und Einzelnem. Er geht von Jesus aus und führt in alle Wahrheit, er bindet und macht frei zugleich. Es ist die Schicksalsfrage der Kirche, ob sie Männer in sich hat, die ihn in sich spüren und ihn wie einen Instinkt zum Ausdruck bringen, anstatt irgend einem Gesetz des Glaubens und der Sitte augenblickliche Lagen und Fragen zu subsumieren.

Lebendige Gemeinschaft ist ein weiteres Merkmal der Kirche. Lebendig bedeutet den Gegensatz zu dem üblichen Schlaf und Tod. Bitter kann man diese Zustände etwa so umschreiben: man wundert sich immer, wenn man an einem Kirchlichen, einem Mitglied oder einem Angestellten, wirklich selbstlose Beweggründe findet; setzt man doch immer voraus, daß er genau so interessiert, so ehrgeizig, so eitel, so hart ist wie andre Leute auch. Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter hat Jesus gegen die Kirchlichen gerichtet. Man hat so oft den Eindruck, als sei die Kirche eine leerlaufende Maschine; es wird von Liebe geredet, aber niemand liebt, von Glauben, aber man ist stumpf oder verzweifelt; man redet von Aufbau, aber niemand baut auf, von Erneuerung, aber jeder bleibt, wie er ist. Man sieht Menschen, die sich mit Heiligem beschäftigen, aber sie tun das als ihr Tagewerk, wie andere sich mit ihren gewöhnlichen Dingen befassen. Geschäft ist Geschäft, sagen die bösen Kinder der Welt. Und es sollte doch eine Gemeinde von lebendigen Menschen sein, die sich aufrichtig unter Jesu Einfluß stellen und ihm Bahn brechen. So aber arbeiten sie sehr selbstlos bloß daran, die angepriesenen Dinge den andern zu übermitteln, und machen, was höchster Zweck sein soll, zum Mittel für ihre eigne Ehre. Dadurch wird die Gemeinschaft vereitelt oder zerrissen, wie sie in jenem Gebet vorausgesetzt ist und wie sie allein den überzeugenden Eindruck auf die Menschen machen kann, die gewonnen werden sollen. Auch dadurch leidet diese, wenn sich die Kirche auf bestimmte Klassen mit ihrem ganzen Denken einstellt und zur metaphysisch zeremoniellen Klassenanstalt entweder der kleinen Leute oder der Vornehmen wird. Nicht weniger widerspricht es ihrem Wesen, wenn sie in der Weise der Kirche Esras zu einer ganz und gar nationalen Institution wird, die sich nicht bloß dem eignen Volkstum ausschließlich zur Verfügung stellt, sondern sich noch die Absperrung und den Haß gegen fremdes zur Aufgabe machen läßt. Das ist eine Verachtung gegen den Geist ihrer Stifter; denn sie gehört nicht dem Volkstum, sondern sie gehört der Menschheit. Jene heute verbreitete Art kirchlichen Denkens und Wirkens macht das Volkstum zum Zweck und das Reich Gottes zum Mittel; und es sollte doch auf christlichem Boden gerade umgekehrt sein: das Volkstum ist ein Mittel zum Reich Gottes. Diese Vertauschung ist nicht bloß allgemein eine Verfehlung, wie stets das Merkmal des sittlichen Reifegrades in der Art liegt, wie Mittel und Zwecke geordnet werden, sondern im einzelnen ist es noch eine ganz bestimmte gegen den Geist unsrer Religion; denn damit hinkt man auf den antik-polytheistischen Boden zurück, während dem christlichen Eingottglauben der Sinn auf die Menschheit unveräußerlich eingestiftet bleiben muß.

Menschheit.

1. Wir werfen noch einen Blick auf den Verlauf der Geschichte des jüdischen Volkes bis zu dem Punkt, da Jesus Christus erscheint. Je mehr sich der Fluß der Stelle nähert, da er sich in den großen Strom ergießt, desto größer wird unser Verlangen, uns über die eine Frage klarer zu werden, die sowohl die der späteren israelitischen Geschichte wie auch die unsre ist: wie soll sich der Sinn für die Nation zu dem für die Menschheit verhalten? Widerspricht der eine dem andern oder deckt er sich mit ihm oder wie geht national mit übernational zusammen? Seitdem die Propheten über die Zäune des Volkstums geschaut haben, liegt der Geschichte ihres Volkes dieses Problem zu Grunde; wir würden auch gar keinen Grund haben, uns mit dem kleinen semitischen Volk und Staatswesen an der Westküste Asiens zu befassen, wenn es nicht eine Lösung jener Frage darstellte, die für uns von Bedeutung ist. Und daß dieselbe Frage auch die unsre ist, bedarf keiner großen Auseinandersetzung. Derselbe Krieg, der die Völker widereinander geführt hat, hat sie auch einander näher gebracht. Dieselbe Not, die sie in Haß gegen einander entbrennen läßt, führt sie denselben Weg, weil sie nicht anders zu beheben ist. Neben den großen innern Fragen, das Verhältnis der Länder und das der Klassen neu zu ordnen, kennen wir gewiß keine größere Aufgabe als die, auch das zwischen den Völkern in die Reihe zu bringen. Wenn sich auch all diese Schwierigkeiten weniger durch die Macht der Ideen als durch die Notwendigkeit der Dinge erledigen werden, es geht doch immer so, daß Not und Ideen zusammenwirken müssen. Die Not bricht der Idee die Bahn, und die Idee weist in der Not den Weg. Und wenn wir als Christen auch noch so wenig dazu tun können, um Ideen zum Durchbruch zu verhelfen, wir wollen wenigstens auch dabei sein und unsre Schuldigkeit tun, ohne nach dem Erfolg unsres Handelns zu fragen. Wir fügen die paar Tropfen unsres Einflusses der Zeitströmung hinzu und überlassen es Gott, damit zu machen, was er will.

So kommt von den beiden in der Einleitung angegebenen und im Verlauf unsres Ganges durch die Geschichtsbücher verfolgten praktischen Leitgedanken nur der zweite in Betracht, wenn wir jenem Ziele zueilen. Fehlt es doch außer den Makkabäerbüchern an Literatur, die wir auf verwendbare Stellen absuchen könnten. Aber ertragreich ist alles, was wir von sonsther über jene Zeit wissen, um als Modell für die Bildung unsrer Erkenntnis und unsers Urteils zu dienen. Angewandte Geschichte, wie wir sie im Auge haben, fragt nach dem Sinn der Geschehnisse. Dies ist aber kein in der strengen Bedeutung des Wortes geschichtlicher oder vielmehr historischer Begriff. Wir treten damit schon auf das geschichtsphilosophische Gebiet über. Genauer müssen wir sagen, auf das Gebiet des Glaubens. In der Tat lassen wir unsre Gedanken, wie das einmal erwähnte Buch von Th. Lessing ausführt, von rückwärts nach vorwärts gehen. Wir fassen Fuß in einem für uns bedeutsamen Wert, der im Lauf der Geschichte geworden ist und setzen ihn als Sinn dieser Entwicklung. Das tun wir bewußt gegen alles streng geschichtliche Verständnis. Die Menschen, die daran gearbeitet haben, diesen Wert herauszustellen, haben das höchstens für sich getan, wenn sie nicht den Wert überhaupt gegen ihren

Willen geschaffen haben; wir werden davon zu sprechen haben, daß das auch ein beliebter Kunstgriff der Geschichte ist. Das ist uns aber gleich; wir freuen uns des Wertes und nehmen ihn aus der Entwicklung als ein Geschenk Gottes heraus. So vereinigen sich beide Gesichtspunkte: jene Zeiten haben für sich gelebt und sie haben auch für uns gelebt oder vielmehr wir leben auch von ihnen, wie das schon einmal ausgeführt worden ist, aber hier dicht vor dem Ziel noch einmal betont werden muß. — Das aber ist für unsern Blick der Sinn jener letzten Zeit des jüdischen Volkes und des echten Messianismus im tiefsten Sinn, es hat sich Israel dadurch für die Menschheit mit seinem alten Erbe erhalten, daß es sich für sich selbst zu erhalten suchte. Diese Paradoxie enthält des Rätsels Lösung, wie sich Nation und Menschheit zu einander verhalten. Davon wird ausführlich zu sprechen sein, weil darin auch die Lösung unsrer Aufgabe liegt.

2. Man kann die Geschichte Israels auch nach dem Merkmal einteilen, mit welchen Kulturen es sich hat auseinandersetzen müssen. Das war zuerst die ägyptische, wovon wir freilich nicht sehr viele Spuren haben, dann die midianitische, wovon Ähnliches gilt; dann aber tritt das Volk in die Arena wider die kanaanitische und die phönizische. Es ist von uns verfolgt worden, wie es dabei zugegangen ist: nicht anders, als wie es immer geht: es strömt von der fortgeschritteneren Kultur manches in die jüngere herüber; dann aber wirkt sie auf einmal als ein starker Reiz auf diese, um die besondern Merkmale ihrer Eigenart herauszukehren, die sie jener gegenüber in sich trägt. Sie entwickelt die Gegenkeime, die den eingedrungenen entsprechen. Elia bedeutet den Anfang dieses Vorgangs, die andern Propheten vor dem Exil schließen sich ihm an. So tritt die eigentümliche Kultur Israels, und das ist seine Religion, immer klarer heraus. Immer mehr machen sich Einflüsse geltend, die von Osten herkommen. Assyrische, babylonische Gedanken dringen ein. Jeremia, Josia heißen die Gegenkräfte, die sich in dem noch stark widerstandsfähigen Körper des Volkes bilden.

Nun tritt der Genius Israels in die Auseinandersetzung mit dem Griechenlands ein. Damit treten zwei geistige Mächte wider einander auf den Plan, die für die Geschichte der Welt von der größten Bedeutung werden sollen. Beer hat sicher recht, wenn er sagt, daß das jüdische Volk ohne die Panzerung, die ihm die nachexilische Verfassung gegeben hat, diesem Ansturm nicht gewachsen gewesen wäre. — Wenn wir uns in aller Demut und Ehrfurcht vermessen, den Wegen Gottes nachzudenken, so müssen wir sagen, daß der Same Abrahams ohne die harte Decke jenes ausschließlichen Gesetzestums nicht überwintert hätte, bis er in Jesus aufgegangen ist. Denken wir einmal zurück von den großen Werten aus, die unser Leben tragen, so sind gerade die größten Zeiten, Neuhumanismus, Humanismus und Reformation, Karl der Große und andre Höhepunkte des Mittelalters nicht zu denken ohne die Verbindung jener beiden größten Mächte unsres Kulturlebens, Griechentum und Christentum. Jesus Christus und das Christentum wäre nach unserm schwächlichen menschlichen Ermessen nicht möglich gewesen, wenn nicht, wie Beer sagt, das Bollwerk der nachexilischen Gemeinde das beste Gut Israels gegen die Hellenisierung geschützt hätte. Indem sich das jüdische Volk so eigensinnig

in seiner Eigenart behauptete, hat es der Welt einen Dienst getan. Ihn wäre es ihr schuldig geblieben, wenn es sich von dem Griechentum in nationaler Schwäche oder internationaler Begeisterung hätte aufsaugen oder vergewaltigen lassen. Es blieb sich selber treu und vollendete sein Schicksal; es ging, ohne es zu wissen, unter der Notwendigkeit seines Geschickes den Weg, den wir alle unbewußt geleitet werden, ohne ihn immer zu finden, den Weg zu uns selbst. Das gilt von Personen und von Nationen. Die andern sind nicht dazu da, daß wir uns von ihnen um unser Selbst bringen, sondern daß wir uns von ihnen in Nacheiferung und in Wettkampf dazu reizen lassen, unser eignes Wesen und den Anschluß an uns selbst zu finden. Schwer ist der Pfad zwischen dem odium generis humani und dem Allerweltswesen zu finden. Aber immer ist es besser, mit starkem Haß sich zu behaupten als in schwächlicher Nachgiebigkeit sich zu verlieren.

Sorgen gegenwärtig unsre Feinde dafür, daß manche aus traumseligem Weltbürgertum zurückgerufen werden zu ihrem Volk, so ist gleich wieder die Gefahr vorhanden, die neue Liebe zu ihm mit dem Haß gegen die andern zu vermischen oder gar zu verwechseln. Darum müssen wir, soweit unser Einfluß reicht, vor beiden Abwegen warnen. Wir müssen sagen, daß wir am besten Gott in seiner Menschheit dienen, wenn wir uns auf die Idee besinnen, die er in Natur und geschichtlicher Führung in uns hineingelegt hat. Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Worauf schon so häufig hingewiesen wurde, das sei noch einmal zum Schlusse betont: Wir müssen unsre Vergangenheit studieren, die Höhepunkte deutschen Volkstums und besonders deutschen Christentums pflegen, um immer mehr zu werden, was wir sind, Deutsche und deutsche Christen. Wir sind am besten international, wenn wir am nationalsten sind. Wir schmücken den Garten der Menschheit Gottes, wenn wir uns selbst schmücken. Hat er jegliches Geschöpf geschaffen nach seiner Art, so will er diese auch erhalten haben. Wenn wir von der vollendeten Menschheit träumen, so sehen wir keine gleichfarbige Fläche, sondern ein buntes Gefilde, harmonisch abgetönt. In ihm aber haben neben uns selber auch die andern ihren Platz. Auch sie hat Gott geschaffen und gestaltet je nach ihrer Art. Je mehr wir einmal wir selber geworden sind, desto leichter können wir sie verstehen, ertragen und anerkennen. Oft ist der Haß ein Zeichen von innerer Schwäche, die sich vor dem überlegenen Gegner fürchtet und der Kraft der eignen Art nicht traut. Wir erstreben, wenigstens für uns Christen, die Verbindung von zwei seelischen Haltungen, die uns so schwer fällt, weil wir national noch so unausgeglichen sind: die ruhige Behauptung unsrer Art, ohne das uns Emporkömmlingen noch anhaftende Wortemachen darüber, und die ebenso gemessene Anerkennung der fremden, die uns um so leichter fällt, je mehr wir die unsrige als die für uns allein gebotene aufrecht erhalten. Wenigstens wir Christen müssen dahin kommen, daß wir anerkennen, was jeglichem andern nationalen Christentum an Vorzügen mitgegeben worden ist. Anstatt unsern Luther mit dem allerchristlichsten König Frankreichs oder unsre vielgerühmte deutsche Ehrlichkeit mit dem englischen cant zu vergleichen, müssen wir lernen, auch einmal unsre Schwächen im Licht der Vorzüge der andern zu sehn. Ja, wir müssen anerkennen, wie oft wir in der Geschichte des Christentums bis auf Robertson hin von englischem Geist befruchtet worden sind. Den Einfluß etwa der fran-

zösischen Mystik auf den Pietismus dürfen wir auch nicht unterschlagen, um uns bloß als den Hort aller echten Frömmigkeit zu berühmen und die äußerlichen Romanen zu verachten. Das fällt nur dem sauer, der seinen Stolz mit seiner Unwissenheit bisher zu schützen gewußt hat. Wer aber sich jeglicher Blumen im weiten Garten Gottes mehr als seiner eigenen Vorzüglichkeit freut, ist nicht aus dem Reich der Liebe, die sich anstatt der Ungerechtigkeit mit der Wahrheit zu freuen vermag. Hier tut sich ein wichtiges Stück für die Arbeit christlicher Erziehung auf, das bloß mit Hilfe der Geschichte geleistet werden kann. Von der Nation gilt dasselbe wie von der Religion und Konfession. Gottes sind Orient und Okzident, Gottes sind Romanen, Slaven und Mongolen. Er hat an ihnen seine Freude wie an uns und hat an uns zu tragen wie an ihnen. So weit wir seinen Willen verstehen, geht er dahin, nachdem er die Völker mit Freundschaft und Feindschaft zu einander gebracht hat, daß sie gerade im Austausch mit einander je auf ihre Höhe kommen. Israel ist durch die Berührung mit dem Hellenismus zu seiner eignen Idee verklärt worden; es hat seine Höhe erreicht, als es in der Septuaginta zu der Erkenntnis kam, daß sein Jahve der Adonai, der Kyrios, also der Weltherrscher sei (Beer). Das Griechentum ist in Verbindung mit dem aus Israel entsprungenen Christentum zu einer Weltmacht geworden. — Das sind, soweit unser schwacher Verstand es erkennen kann, Wege, wie sie der Herr der Weltgeschichte seine Völker führt.

3. Hier können wir dicht am Ziel der ganzen Entwicklung, den Faden wieder aufnehmen, den wir haben fallen lassen, als wir S. 216f. von **Nation und Menschheit** sprachen, um gleich zum Nationalstaat überzugehn. Dem Heft von Robert Arnold Fritzsche „Volkstum und Menschheit", das an grundsätzlichen und praktischen Gedanken reich ist, entnehmen wir folgende für uns Deutsche heute wichtigen Gesichtspunkte. Wir haben uns viel später als die andern Völker Europas zu einer Nation gebildet, die den entscheidenden Schritt, den Aufstieg zu einer eignen Literatur, erst taten, als sie schon einen einheitlichen Staat besaßen. Bei uns wie bei den Italienern war es umgekehrt; darum ist für uns lange der Gedanke der Menschheit der Stellvertreter des nationalen Gedankens gewesen, den wir darum vielleicht am reinsten entfaltet haben. Diese unsre Geschichte aber bezeichnet unsern Beruf. Nach dem dreißigjährigen Krieg hat er, nicht ohne den starken Einfluß der Ermattung durch den Streit der kirchlichen Bekenntnisse, durch Leibnitz, Grotius und Pufendorf einen zeitgemäßen Ausdruck in der Forderung der religiösen Duldung gefunden. Im achtzehnten Jahrhundert entdeckte man im Gegensatz zu dem verkünstelten historischen Recht der Staaten, den Begriff des Naturrechtes, zu dem man gleich die überstaatliche Behörde in der Menschheit suchen mußte. Im Zusammenhang damit entstand das Weltbürgertum der klassischen Zeit wie auch der Begriff der Weltliteratur. Als aber Herder Stimmen der Völker um die deutsche Volksdichtung vereinigte, da war ein neuer Begriff der Menschheit geboren, der im Gegensatz zu dem aufklärerischen ganz individualistisch gedacht war und das Eigentümliche in dem allen Völkern gemeinsamen Gut wie Dichtung und Sprache, als das Recht und den Reiz jedes Volkstums ansah. So kam zuerst zwar Menschheit und Volkstum zu einander, aber später entzweiten sie sich, und das ist der Grundzug des nationalistischen neunzehnten Jahrhunderts. Die Wahrheit des Grillparzerschen Wortes über den Nieder-

gang der Humanität durch Nationalität zur Bestialität haben wir bitter genug empfunden. Dagegen erhoben sich nun wieder menschheitliche Gedanken in der Internationale des Geldes und der Technik, die selbst wieder die der Fabrikarbeiter und des Proletariats auf den Plan rief. Aber beide können die Menschheit nicht verwirklichen, weil diese ja bloß als Wechselbegriff zu jedem einzelnen Volkstum möglich ist und dieses wiederum nie durch eine Klasse, sondern nur durch die Gesamtheit der Volksgenossen dargestellt werden kann. Ist mit dem Weltkrieg jene falsche Idee der Menschheit hingestürzt, so müssen wir sie von einem idealeren und volkstümlicheren Gedanken aus wieder aufbauen. Wir müssen unser Volkstum pflegen, wie es im Verein der europäischen Nationen sich seiner selbst in seiner Humanität bewußt wird, also im Geist unsrer klassischen Zeit im achtzehnten Jahrhundert. Handelt es sich zuerst darum, den deutschen Bauern von seinem oft beschränkten Heimatsinn und den deutschen Fabrikarbeiter von seinem volksfremden Internationalismus wieder zu deutschem Volkstum zu bringen, so kann sich erst daran die weitere Aufgabe anschließen, dem Volkstum den Gedanken der Menschheit zu vermählen, in dem Maße, als sich beide gegenseitig bedingen, weil die Menschheit nur in den Völkern konkrete Existenz besitzt. Wie wir unser Volkstum dadurch pflegen sollen, daß wir den jetzt noch viel notwendigeren Parteikampf ohne gehässige Falschheit ausfechten, so müssen wir auch wider den Schrei nach Vergeltung die Versöhnung zwischen den Völkern predigen. Damit erfüllen wir Deutsche den tiefsten Beruf unsrer Natur, wie er sich in unserer besten Vergangenheit gezeigt hat. Fritzsche schließt mit zwei Worten Henrik Steffens, der, obwohl er an der nationalen Erhebung von 1812 hervorragend Anteil nahm, die beiden großen Worte über uns Deutsche als ein von Norwegen herübergekommener Ausländer geschrieben hat: Aller geselliger Verein geht darauf aus, die rohen Elemente der Geschichte zu bändigen, damit, was im Widerstreit sich vernichtet und aufhebt, durch höhere Einheit verbündet, sich tragen und erhalten soll. Derselbe nennt Deutschland den eigentlichen Sitz der tiefsten geistigen Freiheit und der wahrhaft geschichtlichen Pietät. — So erfüllen wir denn ein Stück unsres nationalen Berufes, wenn wir neben unsern großen geschichtlichen Erinnerungen und den Aufgaben des Volkstums die Idee der Menschheit nicht sterben lassen, sondern als die Idee von morgen aller Enttäuschung und allem Spott gegenüber pflegen.

4. Ehe wir den Gedankengang über das Verhältnis von Volkstum und Menschheit zum Abschluß bringen, verweilen wir noch bei dem Zusammenstoß, der sich aus den Versuchen der syrischen Herrscher, die Juden auch religiös und kulturell zu hellenisieren, in den Makkabäerkriegen ergeben mußte. Er zeigt uns die Torheit einer gewaltsamen Kulturpolitik, die wider geistige Mächte mit Waffen streiten will. Es gelingt ihr nur, den Fanatismus der in ihrem Heiligsten bedrohten Gemeinschaften zu gleicher Gewaltsamkeit zu erwecken, wie die Geschichte der religiösen Kämpfe und Verfolgungen unwiderleglich, aber fruchtlos beweist. Daß solche Kämpfe um die Herrschaft der Ideen nur dadurch ausgefochten werden, daß die Geister aufeinander platzen, muß allmählich das Gemeingut aller Völker und Kirchen geworden sein, um deswillen gerade wir in Deutschland stellvertretendes Leiden genug für die Welt getragen haben. In jenem Ringen mag sich entscheiden, ob die Kraft des Alten

oder die des Neuen so groß ist, daß die eine das andre verdrängt, oder ob sie sich die Wage halten, sodaß es zu einer Vereinbarung und Vermittlung kommen muß. Keine Gemeinschaft, die eine Idee trägt, darf einer andern gegenüber Gewalt anwenden, keine aber darf sich auch Gewalt gefallen lassen. Und das am wenigsten in der Form der skeptischen Müdigkeit, als wenn doch nichts anderes zu machen wäre, als daß man den naturgesetzlichen Vorgang der Ausgleichung der Meinungen oder ihres Unterganges überhaupt über sich ergehen lassen müsse. Hier handelt es sich aber nicht um Naturprozesse — wie oft verführt uns doch unsre bildliche Redeweise dazu, geistig-geschichtliche Angelegenheiten physikalisch zu fassen! — sondern um Aufgaben und Pflichten. Für alle Zeiten wird das kleine Volk der Juden in der Weltgeschichte hervorleuchten, das so lange Jahrzehnte hindurch für sein bestes Erbe, seine Religion und seine Volkskultur, die in ihr beschlossen lag, mit Aufopferung all seiner Kräfte gekämpft und Unsägliches erduldet hat. Wir müssen bezweifeln, ob das unsrige heute imstande wäre, Gleiches für seine idealen Werte zu tun. Für seine Religion ganz sicher nicht: kaum für seine geistige Kultur, höchstens für seine staatliche Selbständigkeit, am sichersten für seinen Handel und seine äußere Existenz.

Wir sind freilich selber daran irre geworden, ob dieser fanatische Eifer der Juden zur Zeit der Makkabäer heute berechtigt wäre, wenn es sich darum handelte, ob wir als Nationalstaat weiterleben oder ob wir untergehen wollen, soweit davon von einem so großen Volk die Rede sein kann. Es ist leicht zu predigen und zu deklamieren, daß man lieber untergehen wolle; aber wenn die Leiter eines Staates sich dazu entschließen, fassen sie Entschlüsse für Millionen, die sie dadurch nicht etwa bloß den schwersten Leiden aussetzen, sondern auch der Möglichkeiten eines Weiterlebens unter Formen berauben, die zu neuen Entwicklungen auch des staatlichen Lebens führen können. Wenn wir bloß die Wahl hätten, entweder den Staat mit seiner auch nur relativen Selbständigkeit oder die Nationalität mit ihren geistigen Werten einzubüßen, dann müßte man sich für das erstere entscheiden. Die Nation ist das Wichtigste; sie darf am wenigsten fehlen im Universum der Menschheit. Wenn sie sich über Winter erhält, dann kann eine Veränderung der weltgeschichtlichen Lage eine Zeit bringen, die ihr auch wieder die staatliche Selbständigkeit in den Schoß fallen läßt, ohne daß sie ihre nationale Existenz aufs Spiel zu setzen nötig hat. Und wenn das nicht der Fall sein sollte, dann wartet ihrer das bittere Los aller Völker, ihr Schicksal im Aufgehen in andern zu vollenden.

Soll das auch unser Los sein? Sollte Keyserling recht haben, wenn er darin die Tragik der deutschen Geschichte sieht, daß in ihr das Edelste immer umsonst gelebt und das Gewaltige historisch folgenlos geblieben ist, wie es im Mythos des Nibelungenliedes vorgebildet ist? „Treue, die Trug zeitigt, Größe, schuldig durch Kleinheit gefällt, Tiefe, in Leichtsinn zuschanden werdend, Geist, der zuletzt nur den Zielen des Ungeistes dient . . . Das deutsche Heldentum war immer und ist wesentlich zwecklos." Dann hinge das wesentlich Unpolitische des deutschen Volkes zusammen mit jener ihm allein eignen Richtung auf das Absolute, aus der banale Sachlichkeit nicht minder entspringt wie die Größe einzelner Künstler und Weisen. Dieses wahrhaft Große aber muß tragisch enden in dieser Welt, in der nur zweckhafte Gesinnung dauernd

Erfolg vermittelt; denn alles Große weist über diese Welt hinaus; aber dieses Jenseits ist als das Zwecklose wichtiger als das Nützliche. — „Das deutsche Volk könnte aufhören ein Machtfaktor zu sein auf Erden; gleich den Juden könnte es zersprengt werden. Seine ewige Bedeutung wird nie in Frage stehen, weil es das Volk der letzten Sehnsucht ist, der vorweggenommenen Menschheitssehnsucht." — Wird das unser Los sein? Das Griechenland unter der Weltherrschaft Roms oder gar das Judenvolk unter der Menschheit? Wir wissen es nicht, wir hoffen es nicht, wir wünschen es nicht. Aber für den Fall, daß es kommen sollte, müssen wir etwas haben und gepflegt haben, was uns nicht in Aeonen völlig untergehen läßt. Und das darf nur das echt Deutsche, das darf nur unser nationales Erbe sein. Und das ist das, was wir aus dem uns überkommenen Erbe der Vergangenheit gemacht haben; und der wertvollste unter diesen Schätzen ist die deutsche Reformation und der deutsche klassische Humanismus, unsere deutsche Fassung des höchsten Ertrages der alten Welt, des Christentums und des Griechentums.

5. Wie alle geistigen Strömungen polar auftreten, so gibt es in der heutigen Jugendbewegung unter den Parteien „Völkische" und „Menschheitler". Wir haben gesehen, daß es von dem Auftreten der Propheten an in Israel dieselben Kräfte gab, die mit einander rangen, einander suchten und sich mit einander verbanden. Die Übernationalen aber hörten darum in Israel niemals auf, israelitisch zu fühlen, ja sie verzichteten sogar nie auf die Weltherrschaft für ihr Volk. Es waren durch und durch völkisch gerichtete Menschheitler. Und die Völkischen haben dafür gesorgt, daß dies beste Gut ihres Volkes gerade durch strenge Beschränkung auf das eigne Wesen der Welt erhalten blieb. Von da aus liegt die Paradoxie garnicht allzufern: für die Menschheit sorgen die am besten, die ängstlich darauf bedacht sind, das Besondere ihres Volkstums zu pflegen, während die andern, die in vornehmer Übernationalität immer über die Grenzen schauen, gerade das verschleudern, was sie der Menschheit zuzuführen die Aufgabe hatten. Wir können vielleicht so sagen: wie die Natur so erreicht auch die Geschichte ihr höchstes Ziel durch jene List der Idee, kraft deren sie die Einzelwesen vermeintlich ihren nächsten und engsten Zwecken dienen läßt; nur diese veranlassen sie dazu, all ihre Kraft herzugeben, während sie für die weiteren nichts übrig haben. Aber gerade denen führt dann jene List den Ertrag ihrer Arbeit und ihrer Opfer als Tribut an die große Allgemeinheit zu. Indem der Leiter der Geschichte das kostbare Pfand Israels so stark national umhüllte, erhielt er es für die Zeit, da es sich in Christus der Welt mitteilen sollte. Da fiel das Gewand auf einmal, wenn auch noch nicht völlig ab, und der hohe Geist trat seinen Gang in die Welt an. „Das Judentum hat das Christentum wider Willen hervorgebracht." Es barg in sich menschheitliches Gut wie die Muschel die Perle in sich erzeugt, wenn ihre Schale verletzt worden ist. Wenn die Muschel stirbt und die Schale zerbrochen wird, bleibt die köstliche Perle. Oder mit einem andern Bild, das dem Gedanken der Entwicklung mehr Rechnung trägt: der Fluß national bedingten idealistisch menschheitlichen Geistes mündet in den Strom menschheitlicher Kultur ein. Hier bleibt er nicht gesondert und rein, wie er in ihn eingemündet war, sondern mischt sich unter die andern Gewässer, wie er ja auch selber schon andere Bäche und Flüsse in sich aufgenommen und sich angeglichen

hatte. Diese Mischung mit andern Gewässern klärt sie und trübt ihn, aber das ist nun einmal der Lauf der Welt. Ohne Bild gesprochen: wenn der schönste Ertrag des israelitischen Geistes der Menschheit zufließt, dann gibt es immer Spannungen, wie sie nie ausbleiben, wenn hohe Innerlichkeit und weltweiter Idealismus mit weniger hohen realeren Mächten zusammenkommen. Das geschieht nicht bloß tragisch, daß das Edle untergehen muß im Gemeinen; schließlich lebt das Ganze doch auch von den idealen Kräften, die es aufgenommen hat. Ganz langsam gewinnt doch hier und da das Ideale die Oberhand und fügt zu den gewöhnlichen Beweggründen des Handelns die seinigen verstärkend, verbessernd, verhütend hinzu. Es wird doch auch etwas gewonnen in dem Lauf der Weltgeschichte. Hier am Ende denken wir an den Anfang unsrer Arbeit zurück: wenn der Geist Israels überkommenes Sagen- und Mythengut national durchdrang, so hat er ihm eben damit eine Bedeutung für eine große Kultur gegeben. Wie viele haben die Grundlagen ihres Denkens und Lebens den tiefen Erzählungen der Genesis zu verdanken, die auf die ewigen Grundfragen der Menschheit eine Antwort im Geist des ethischen Eingottglaubens gibt, der den Beitrag Israels zum Geistesgut der Menschheit darstellt!

Der Fluß, der sein reineres Gewässer dem Strom menschheitlichen Geschehens zuführt, ist das eine Bild, das den Anteil des besten Ertrags der israelitischen Geschichte für die Menschheit zum Ausdruck bringt; dieser Ertrag muß sich dem andern Bestand anpassen und man darf zufrieden sein, wenn es ihm gelingt, selbst hier und da diesem etwas von seiner bessern Art aufzuprägen. Die Perle in der Muschel war das andre Bild; sie bedeutete das Himmelreich als das ruhevolle Besitztum, das das beste Gut der Seelen ist, der Einzelnen und der Gemeinde, die sich darum sammelt. Kommt nach jenem Bild aus der Gesinnungsgemeinschaft der verborgenen Kinder Gottes mancher stille Antrieb in die Welt der Öffentlichkeit hinein, so bedeutet dieses die innerliche Art derselben Gotteskinder, für sich ihres Gottes froh zu sein, ohne sich in die Händel der Welt zu mischen. Hier verwirklicht sich Gottes Reich in einer ganz unpolitischen Weise: im hingebenden Vertrauen auf Gott, das sich von ihm seine Ziele und seine Wege weisen läßt, wird Leben und Welt überwunden, weil ein höheres Gut aufgeleuchtet ist; und diese Hingebung an Gott führt zur Hingabe an die Brüder in einem Leben des Dienstes und des Opfers. Es ist die Gemeinde, die fern von dem Leben der Welt das Unservater betet und dem innern Leben und dem Aufbau der Welt Gottes dient. Damit stehen wir an der Pforte des Neuen Testamentes. Wer sich entschließt, um dieser köstlichen Perle willen alles zu verkaufen, was er hat, handelt nicht gegen den Willen des Meisters, der damals gebieten konnte, Gott zu geben, was Gottes und auch dem Kaiser, was des Kaisers ist. Nur daß er sich vor der engen und selbstsüchtigen Frömmigkeit bewahre, die sich vor der argen Welt zurückzieht und vergißt, daß das Salz nicht in das Salzfaß, sondern in die Speisen gehört. Von dem christlichen Geist aus die im A. T. gewiesenen Bahnen in das Leben des Volkes zu gehn und seine Formen mit ihm zu füllen, in der Hoffnung, daß es sich ganz langsam mit einem wenn auch noch so geringen Einfluß, im Bund mit der politischen Klugheit, spürbar mache, das ist die Aufgabe der Christen in dieser Welt, die sich für ihre Gestaltung verantwortlich wissen.

I. Namen- und Sachregister*).

A

Abraham u. „Abraham" 33
Affektpolitik, prieſterliche 196
Altbabyloniſcher Schöpfungsmythus 8
Antiſemitismus 325
Arbeit u. Ruhe 11
Arndt, E. M., 165
Askeſe 22, 56, 58
Auguſtin 20
Autokratie 251f., 255

B

Baentſch 229
Barth, Karl, 94
Baumgarten 245
Beer 147, 153, 210, 211, 271, 308, 316, 317, 331, 339
Beter, Reſerve der — 110
Bieber, Hugo, 150
Blutrache 258
Bonus, A., 38, 153, 166

C

Caeſarenwahn 197
Caeſareopapismus 236
Chauvinismus 99. 195
Claßen, W., 191
Claudius, Matthias, 39
Curtius, Fr., 300, 302

D

Danilewsky 262
Dechent 253
Deismus 279
Deſpotie 227, 263f., 284f., 289
Diagnoſe, ſeelſorgerliche 24
Diplomatie, diplomatiſche Mittel 96; — u. Wahrhaftigkeit 99f.; — u. Politik 228ff.
Diſſelhof 191, 194
Dittrich, G., 72
Dörries, Bernh., die 10 Gebote 135
Dreigliederung 241, 251
Drews 283

E

Eckardt 9, 12
Egoismus 24; Volksegoismus 44
Eibach, D., 50
Einheitsſtaat, Vorbereitung des — 151; Bildung des — 159, 232
Eltern, Kinder u. — 63
Entwicklungslehre 12
Erlöſung vom Fluch der Sünde 19

F

Familienleben 81
Fiſcher, Denkwürdigkeiten 58
Flemming, G., 14
Foerſter, Frdr. Wilh., 2, 62, 85, 87
Frank, Sebaſtian, Paradoxa 73
Franz 101
Fremdſtämme im Staatsverband 84
Fritzſche, Arnold, 339, 340
Frömmigkeit u. Tapferkeit 44
Frommel, Emil, die 10 Gebote 135
— Otto, 284

G

Gallwitz 135f.
Gebote, Zehn 135
Gellert 8
Gelübde 171
Geſetz u. Kultur 121
Gewiſſen u. Nationalgefühl 41.
Glaube, der — im tiefſten Sinn 53
Glaubensgehorſam, Abraham als Vorbild des — 33
v. Gleichen-Rußwurm, „der freie Menſch" 172
Goethe 10, 12, 108
Goetz, Walter, 219, 233, 241
Gogarten 238
Goldſtein 225, 323
Gott: — u. Volk 45, 48, 82, 83, 104ff., 111; Gegenwart — 64; — als Lenker der Geſchicke 72; der — der Geſchichte 107; — als der Erhabene 111f.; — u. König 186f.; Gottesgnadentum 188, 198, 236; — u. Menſch 193; — als Willkür 193
Grotius 339
Gunkel 282

H

Hart, Julius 222
Hartmann, H. 246
Hartwich, O., vom vorſtellbaren Sinn der Welt 80
Heim 6, 20, 195
Heimatfront 110
Heitmann, L., 79, 80, 131, 175
Heldenzeitalter Iſraels 151
Herder 339

*) Dieſes Regiſter verdankt der Leſer der freundlichen Bemühung von Stadtvikar Soellner.

Herzog, G., Gott u. Mensch 54
Hilty 48
Hirsch, Eman. 138, 308
Holtzmann 46
Huch, Ricarda 197, 253
Humboldt 215

I

Idealismus, praktischer 40
Innenleben, Regelung des — durch übersinnl. Macht 74
Internationalismus 225, 235

J

Judenfrage 325 f.
Jus talionis 132

K

Kabisch, Rich., 2, 40
Kaftan, Jul., 163, 183
Kalweit 283
Kant 12
Kepplers „Leidensschule" 322
Kesseler, Kurt, „Treuga dei" 246
Graf Keyserling 341
Kierkegaard, S., 57
Kind, der Wille zum — 49
Kinderlosigkeit als Unglück oder Schande 47
Kirche 332 ff.; — u. Staat 111
Kirchensteuer 120
Knak 156
Knittermeyer 239
Kommunismus, idealistischer 299
Königtum, Ursprung des — 184 ff.; Verbindung v. — u. Gott 186 f.; — u. Priestertum 197
Krieg 26, 241 ff.; Jesus u. der — 243; — u. Recht 244 f.
Krohn 165
Kronprinzen-Liberalismus 193
Krummacher, Fr. W., 278, 284, 288, 289
Kultur 29, 213; — u. Reich Gottes 11; Kultus u. — 10; Kulturseligkeit 11, 30; Nationalstaat u. — 213; — u. Nation 214; — u. Nation u. Staat 231
Kulturpolitik, gewaltsame 340

L

Leibniz 339
Lessing, Theod., 2, 296, 314, 336
Litt, Theod., „Individuum u. Gemeinschaft" 183, 218, 227, 235
„Los"-Bewegungen 38, 39
Luther 317

M

Macht u. Recht 143
Maeterlinck 90
Mayer, G., 40, 157
Meisel-Heß, Grete: über d. Wesen der Geschlechtlichkeit 51, 55, 81
Mennike, „Neues Werk" 246
Menschheit, Rasse u. — 216
Menschheitsverbrüderung 30
Merx, A., 119, 132
Messianische Behandlung des AT 1
Meyer, C. F., 92
Militärstaat 225
Mischehen 327
Modellsammlung religiös-sittl. Gestalten 60
Monarchie 184 ff., 198, 273, 284 f., 302; erbliche — 169
Moral, Politik u. — 3, 94 ff., 167, 202, 206, 252, 290, 295, 300, 307 f.
Mose, der Entdecker göttl. Wesens 112; Gestalt des — 141; Gesamtbild des — 147
Moser 253
Müller, J., 102
— K., 291
Muhammed 90

N

Nation: Volk u. — 175; Kultur u. — 214, 231; — u. Menschheit 216; — u. Rasse 215
Nationalgefühl 97, 224; — u. Gewissen 41
Nationalstaat, Entwicklung des — 176, 217, 218; — u. Kultur 213
Nationale Not 180 ff.; — Selbsterhaltung 317
Nationalheiligtum 235
Nationalismus 180, 224, 316
Naturwissenschaft u. Christentum 12
Naumann, Frdr. 166
Neid 22
Normgedanken im AT 1
Nützlichkeitsglauben 290

O

Opfer 56, 120
Optimismus 12; — des Glaubens 10
Organisation 265

P

Panisraelitismus 317
Paradies 13
Paulus, R., 54
Pazifismus 247
Peabody 287
Persönlichkeitsmoral u. individualistische M. 248
Pestalozzi 80
Pfarrstand 131
Pfennigsdorf 42
Philippi 36
Pietät 28
Pietismus, kulturfeindlicher 11
Planck 238
Politik 166 ff.; — u. Moral 3, 94 ff., 167, 202, 206, 252, 290, 295, 300, 307 f.; — u. Religion 167, 275, 286; Affektpolitik, priesterliche 196; — u. Diplomatie 228 ff.; Erziehung zur — 239
Priester 120; König u. — 197
Prolog des Joh.-Ev. 9
Pufendorf 339

Q

Quidde, B., 247

R

Radbruch, G., 222
Rade 331
Radikalismus, religiös-ethischer 299
Ranke 215, 219, 315
Rasse 322, 323; — u. Nation 215
Rassenschande 327
Rathenau 50
Rausch 27
Realpolitik 228
Recht u. Staat 139; Macht u. — 143f.; Krieg u. — 244f.; Pflege des — 248f.
Rechtsbildung 250
Rechtssinn 249
Reich Gottes 31, 137
Revolution 26, 260, 291, 293
v. Rhoden 15
Richert, H., 215, 216, 217, 238
Robertson 68
Rogge, Chr., „Näher, mein Gott, zu dir" 172
Rothstein 9

S

Sabbat 120
Saitschick, R., 182, 215, 222, 245
Salis, A. v., „Ruth" 179
Schleiermacher 269
Schöpfungsmythus, altbabylonischer 8
Scholz, Hermann 197
Schuld 313; Unglück u. — 212
Schultze, Siegm. 174
Seeberg 149
Seelische Selbstpflege 89
Selbsterhaltung eines Volks 152
Selbstüberwindung 73, 74
Selbstsucht, partikularistische 145
Sinnlichkeit 73
Sittlichkeit des Einzelnen u. — des Volks 83
Sklavenstellung des Weibes 18
Soziale Gerechtigkeit 297
Sodomiter 52
Solovjeff 18
Staat: Kirche u. — 111; Recht u. — 139; Wesen des — 160, 184; Vorbereitung des Einheitsstaats 151; Bildung des Einheitsstaats 159, 232; Wille zum — 166; — u. Politik 166; — u. Macht 170, 202f., 218; Entstehung des — 182f., 200f.; — u. Kultur 220f., 231; Militärstaat 225; — u. Organisation 265
Staatengesellschaft 235
Staatsbürgerkunde 2, 3, 161
Staatsgefühl 224, 226
Staatsgewalt, einheitliche 170
Staatskirche 308f.
Stammesselbstsucht 145; vom Stamm zum Volk 163
Stammler, Georg, „Du u. Es" 130
Steffens, Henrik 340
Steiner, R., „Dreigliederung" 241, 251
Stille, Bedeutung der — 90
Sudermann 20
Summepiskopat 237
Sündflut 25

T

Tank, Sus., 43, 53, 60, 62, 63, 66, 70, 86
Tapferkeit und Frömmigkeit 44
Teleologie, moralische 12
Teleologisches Weltverständnis 10
Tersteegen 89
Theismus 279
Tierschutz 15
Tolstoi 230, 247
Transpersonalismus 223
Troeltsch 312
Turm v. Babel 28

U

Übermenschentum 30
Übernationalismus 318
Unglück u. Schuld 212

V

Vaterlandsliebe 226
Verantwortlichkeit 24
Verfassung 204
Verhängnis 314
Versittlichung der Macht 124
Versuchung 22
Verzweiflung 24
Volk: Gott u. — 45, 48, 82, 83, 104ff., 111; Glaube an das — 45; das Hohelied vom Recht des — 36; Rechte des aufsteigenden — 37; — u. Moral 44; Wettkampf unter d. Völkern 61; Sittlichkeit des Einzelnen u. des — 83; — u. eigenes Land 88, 104; Volksbewußtsein u. Völkerhaß 99; Volksegoismus 44; Volkserziehung 125; Zusammenschweißung v. Stämmen zum — 163; — u. Nation 175; — u. Rasse 322f.
Völker-Verbrüderung 44; -haß 99; -wettkampf 61

W

Weib, Gefahren des fremden 72
Weiß, M., Monatsblätter für Rel.-Unt. 61
Weltanschauung, die —, die aus der Schöpfungsgesch. hervorging 7
Weltbild, das —, das der Schöpfungsgeschichte zu Grunde liegt 6
Welthandel 270
Weltseele 91
Weltverständnis, teleologisches 10
Wendland 9
Winkler, Hugo, 38
Wunder 154
Wunderglaube 12
Wundt, W., 183
Wurster 246

Z

10 Gebote 135
Zimmermann, Kurt, 68
Zivilisation 29
Zurhellen-Pfleiderer, Else, 66

II. Verwendungsregister.

Altar-Lesung: Gen. 4 als Ergänzung zu einer Predigt über Vergebung und Erlösung 24; über den guten Hirten 25; über die Verantwortlichkeit (1. Kor. 12, 1 Leib u. Glieder) 25. — Gen. 11 vor einer Predigt über Matth. 5, 48, 1. Joh. 3, 1–3, Phil. 2, 1–10 (innere Gleichheit mit Gott), Apostelgeschichte 2 (Völkerwelt) 30f.
Feiern: Sieges- u. Dankfeier 158; Hochzeit 159; Einweihung einer Kirche 271; Wandervogel u. ähnliche Jugendbestrebungen (Natur) 276
Grabreden: bei bedeutenden Menschen 142; begnadete Menschen, die Gottes Herrlichkeit sahen 114; große Meister im Reiche Gottes 291
Hochzeitstext 179
Mission, innere u. äußere: Gen. 4 (Kain) 24
— innere: (Blaues Kreuz, Kampf gegen Unzucht) Gen. 18 52; Arbeit an gefallenen Mädchen usw. 55
Pfarrer: Ordination 115, Versammlung 115
Predigt über sittliche Gemeinschaft zwischen Gott u. Menschen. Ehrfurcht vor sich selbst 15; Mann u. Frau 15; Tierschutz 15; Rhythmus des Lebens 11; Kultur 15; Kultur u. Reich Gottes 11; Bauernsünden Gen. 12 41; Fatalismus (Klagel. Jer. 3, 22ff.) 315; die geistigen Kräfte des Wiederaufbaus (Esr. 1) 321; Glauben u. Vertrauen Gen. 12 39; Kreuz in der Familie (Gen. 23) 58; Neid Gen. 4 24; Treue Gottes in den Naturgesetzen Gen. 6–8 27; Passion 147, 285ff.; Verzweiflung 24; Völkerwelt 31.
Predigten an Advent Gen. 18 (Gott ist uns nahe) 50; Gen. 21 (Gott u. alles Heil näher als wir glauben) 55; Jugendfesten (Gen. 25) 61; Einweihung einer Kirche Gen. 28, Ex. 3 65, 89; Jubelfeier u. Konfirmation Gen. 32 67; Ostern mit Benutzung von Gen. 3 20; Pfingsten mit Benutzung von Gen. 11 31; Rogate Gen. 28 65; sozialen Veranstaltungen Gen. 25 61; vaterländischen Tagen Gen. 23 (Opfer fürs Vaterland) 58; Gen. 25 (Linsengericht) 61
Unterredungen mit der Jugend über Grundsätze für ein tüchtiges Leben Gen. 25 62; Lüge u. über Pietät Gen. 22 62; List u. Trug, Ritterlichkeit Ex. 2 85; die Judenfrage 325; Politik u. Moral Ex. 5–12 94 oder 2. Kö. 14 295; oder Hosea 300; oder 2. Kö. 22 307; Gelübde 171; Väter u. Söhne 197; über Motive u. Umstände als Grund von Schuld 193, 194; Menschenkunde 199; Feindschaft 202; sittliche Streitfälle 205; Wechsel an leitender Stelle 155
Verführung, Warnung vor 19
Vorträge über alttestamentliche Gestalten 147; das Grundproblem des Lebens Gen. 3 20; Pietät u. Autorität 28; Rausch 28
Volkserziehung: Rechtsbildung 127ff.
Vorlesung (Rezitation) Gen. 24 (Rebekkas Brautwerbung) 59; Debora 165

III. Literaturangaben.

S. 2. F. W. Foersters Wort über das Judentum ist entnommen der Allg. Rundschau 1917, Nr. 4.
S. 9. Unterricht im AT. II. Teil. Quellenbuch von G. Rothstein. Halle 1907. — Der christliche Schöpfungsglaube von R. Eckardt. Göttingen 1912.
S. 18. Sexualethik von v. Rohden. Leipzig 1918.
S. 20. Die Weltanschauung der Bibel von K. Heim. Leipzig 1920.
S. 27. Wernigerode 1916. Vorträge der allg. Christl. Studentenkonferenz. Berlin 1916. Furche-Verlag.
S. 40. Wie lehren wir Religion? 5. Aufl. bearb. v. Tögel. Göttingen 1920 (S. 190 der 4. Aufl. v. 1917). — Das AT. in religiösen Betrachtungen von G. Mayer. Gütersloh, Bertelsmann.
S. 43. Israelitische Vätergeschichten von S. Tank (Bausteine für den Religionsunterricht). I. u. II. Teil. Göttingen 1913.
S. 46. Praktische Erklärung der Thessalonicherbriefe von H. Holtzmann. Tübingen 1911.
S. 51. Das Wesen der Geschlechtlichkeit von Grete Meisel-Heß. Jena 1916.
S. 57. Kierkegaard von Eduard Lehmann (Klassiker der Rel., Bd. 8/9). Berlin 1913 (jetzt Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht).
S. 68. Religiöse Reden von Friedrich Robertson. Mannheim 1861.

S. 72. Seelsorgerliche Ratschläge zur Heilung seelisch bedingter Nervosität. S. 62 von G. Dittrich. Gütersloh 1917.
S. 79. Großstadt u. Religion von L. Heitmann. 3 Bde. Hamburg 1914–1920, Boysen.
S. 80. Vom vorstellbaren Sinn der Welt von O. Hartwich. Bremen 1920, Fr. Leuwer.
S. 94. Biblische Fragen usw. von Karl Barth. München 1920.
S. 113. Die Bücher Moses u. Josua von A. Merx. Rel.geschichtliche Volksbücher. Tübingen.
S. 126. Grundzüge der Rechtsphilosophie von G. Radbruch. Leipzig 1914.
S. 130. Du u. Es von Georg Stammler. Heidelberg 1917, Schöll.
S. 135. Die Zehn Gebote Gottes von Emil Frommel. Basel 1910, Finkh. – Erklärung des kl. Katechismus Luthers. Erster Teil von B. Dörries. 2. Aufl. Göttingen 1912. – Die mod. Gesellschaftsordnung u. die Zehn Gebote. Christliche Welt 1902 von H. Gallwitz.
S. 136. Deutschlands Schicksal von E. Hirsch. Göttingen 1920.
S. 147. Mose u. sein Werk von G. Beer. Gießen 1912.
S. 153. Religion als Wille von A. Bonus. Jena 1915.
S. 165. Debora von A. E. Krohn. Bausteine für den Rel.unterricht von demselben: Außerbiblische Quellenstücke zur Richterzeit, Quellenhefte zum Rel.u.; beide Göttingen 1916, 1914.
S. 174. Die Eiche. 8. Jahrgang, Heft 2 u. 3/4. Berlin, Zillessen, jetzt Chr. Kaiser in München.
S. 182. Der Staat u. was mehr ist als der Staat von R. Saitschick. München 1919.
S. 183. Individuum und Gemeinschaft. Grundfragen der sozialen Theorie u. Ethik von Th. Litt. Leipzig 1919.
S. 194. Die Geschichte König Sauls von Julius Disselhoff. Kaiserswerth 1898.
S. 195. Vorträge in Wernigerode zu S. 27.
S. 197. Vom Sinn der heiligen Schrift von Ricarda Huch. Leipzig 1919. – Predigten. 25 Jahre an St. Marien von Hermann Scholz. 1911.
S. 208. Eleven Sermons. Fr. W. Robertson. London 1905.
S. 211 ff. Saul, David, Salomo von G. Beer. Rel.geschichtliche Volksbücher. Tübingen.
S. 215. Der Staat u. was mehr ist als er von R. Saitschick s. o. – Die deutsche Bildungseinheit u. die höhere Schule von H. Richert. Tübingen 1920.
S. 219. Nation u. Völkerbund von Walter Götz. Berlin 1920.
S. 225. Rasse u. Politik von Julius Goldstein. Schlüchtern 1921.
S. 229. David u. sein Zeitalter (Wissenschaft u. Bildung) von B. Baentsch. Leipzig 1907.
S. 239. Erziehung zur Politik von H. Knittermeyer. Marburg 1919.
S. 241. Die Kernpunkte der sozialen Frage von R. Steiner. Stuttgart 1919.
S. 245. Christentum u. Weltkrieg von O. Baumgarten. Tübingen 1918.
S. 269. Schleiermachers Predigten IV[1] Nr. 51.
S. 275 ff. Elias der Thisbiter von F. W. Krummacher. Amerikanische Traktatgesellschaft. – Elias, Jahve u. Baal von W. Gunkel. Rel.geschichtliche Volksbücher. Tübingen.
S. 283. Christus, unser Leben III von Paul Drews. Göttingen 1910.
S. 286. Predigt in der Christuskirche in Heidelberg von O. Frommel (nicht veröffentlicht).
S. 289. Abendstunden von Fr. Peabody. Deutsch: Gießen 1902.
S. 291. Kirchengeschichte II_2 von Karl Müller. Tübingen 1919.
S. 294. Probleme des inneren Lebens von Joh. Herzog. Göttingen 1908.
S. 296 ff. Der Epos der Propheten von E. Troeltsch. Logos 1915. Tübingen, Mohr.
S. 302. Hindernisse u. Möglichkeiten einer ethischen Politik von Friedrich Curtius. Leipzig 1918, s. auch Kulturgesinnung u. Staatsgesinnung von Hermann Jordan. Berlin W., Vossische Buchhandlung 1917.
S. 308. Juda u. Israel von Georg Beer. Paulys Realencyklopaedie der klassischen Altertumswissenschaften. Stuttgart.
S. 322. Leidensschule von P. W. von Keppler. Freiburg, Herder.
S. 324. Antisemitismus von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Charlottenburg 1920. – Um Deutschtum u. Judentum von Eugen Fuchs. Frankfurt 1919.
S. 339. Volkstum u. Menschheit von Arnold Fritzsche. Leipzig, Neuer-Geist-Verlag 1920.
S. 341. Deutschlands wahre politische Mission von Graf Hermann Keyserling. Darmstadt 1920.

Professor D. Friedrich Niebergall

Praktische Auslegung des Alten Testam.

Methodische Anleitung zu seinem Gebrauch in Kirche und Schule.

Im Anschluß an „Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl" und mit besonderer Berücksichtigung der Perikopen.

Drei Bände, Lex.-8°.

1. Band: **Weisheit und Lyrik.** Mit Namen-, Sach- und Stellenregister. VIII, 406 S. 1912. Geh. 24 Mk.; geb. in Halbleinen 36 Mk.
2. Band: **Die Propheten.** Mit Namen-, Sach- und Stellenregister. VIII, 304 S. 1915. Geheftet 18 Mk.; geb. in Halbleinen 30 Mk.
3. Band: **Die Geschichtsbücher.** Angewandte Geschichte im Dienst religiös-nation. Volkserziehung. VI, 348 S. 1921.

Praktisch-theol. Handbibliothek. Herausgegeben von D. Friedrich Niebergall, Heidelberg. 23 Bände. 8°. Wo nicht anders angegeben, sind die Bände steif geh.

1. Niebergall, Friedrich: Die Kasualrede. 3. verb. Aufl. VIII, 174 S. 1917. 10 Mk.
11. —: Jesus im Unterricht. Handb. f. d. Behandlung d. neutst. Geschichten. 3. Aufl. VIII, 160 S. 1920. 12 Mk.
20. —: Theologie und Praxis. Hemmungen und Förderungen der Predigt und des R.-U. durch die moderne Theologie. VII, 112 S. 1916. 4,80 Mk., geb. 6,80 Mk.

Vollständige Liste kostenfrei.

Göttinger Predigt-Bibliothek v. d. 15. Reihe an herausgegeben von Fr. Niebergall. Vollständige Liste kostenfrei.

Die Schriften des Alten Testaments

in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D. Dr. Hermann Gunkel, Prof. D. W. Staerk, Prof. D. P. Volz, Prof. D. Dr. Hugo Greßmann, Prof. D. Hans Schmidt u. Privatdozent Pfarrer Lic. M. Haller.

I. Die Sagen des Alten Testaments.

1. Band: **Die Urgeschichte und die Patriarchen** (Das erste Buch Mosis). Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen in die 5 Bücher Mosis und in die Sagen des ersten Buches Mosis versehen von **Herm. Gunkel.** Mit Namen- und Sachregister. 2. unveränderte Auflage. 1921. X, 310 S. Lex.-8°. 1921. 25 Mk., geb. 37 Mk.
2. Band: **Die Anfänge Israels** (von 2. Mosis bis Richter und Ruth). Von **Hugo Greßmann.** Vergriffen. 2. Auflage in Vorbereitung.

II. Prophetismus und Gesetzgebung des A. T. im Zusammenhange der Geschichte Israels.

1. Band: **Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels** (von Samuel bis Amos und Hosea). Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen von **Hugo Greßmann.** 2., stark umgearbeitete Aufl. XVIII, 408 u. 16 S. Lex.-8°. 1921. 37 Mk., Hlwd. 49 Mk.
2. Band: **Die großen Propheten.** Von **Hans Schmidt.** 2. Auflage im Druck.
3. Band: **Das Judentum. Geschichtsschreibung, Prophetie u. Gesetzgebung nach dem Exil.** Von **Max Haller.** 2. Auflage in Vorbtg.

III. Lyrik und Weisheit.

1. Band: **Lyrik** (Psalmen, Hoheslied und Verwandtes). Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen von **W. Staerk.** 2. verb. und vermehrte Auflage. XLIII, 306 S. Lex.-8°. 1920. 20 Mk., geb. 32 Mk.
2. Band: **Hiob und Weisheit** (Das Buch Hiob, Sprüche und Jesus Sirach, Prediger). Übersetzt, erklärt u. mit Einleitungen versehen von **Paul Volz.** 2. verb. u. verm. Aufl. VIII, 270 S. Lex.-8°. 1921. 22 Mk., geb. 34 Mk.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Kulturgeschichte Israels

von

D. Alfred Bertholet,

o. Professor der Theologie in Göttingen.

VI, 294 S. Lex.-8°. 1919. Geheftet 26 Mk., gebunden 36 Mk.

Inhalt: **Die Entstehung einer bodenständigen Kultur Israels:** Das palästinensische Land und seine Kulturmöglichkeiten. Die vorisraelitische Kultur Palästinas. (Die vorgeschichtliche Zeit. Die geschichtliche Zeit. a) Die amonitische Periode bis zur Mitte des zweiten Jahrtausends. b) Die kanaanitische Periode; von der Mitte des zweiten Jahrtausends bis zur Einwanderung Israels.) Die Kultur der Einziehenden. Die Übergänge. **Israels Kultur in Palästina:** Das Leben in Familie und Haus. (Geschlecht, Familie und Ehe. Die Kinder. Die Sklaven. Die Wohnung. Die Kleidung. Die Nahrung. Die häuslichen Ereignisse.) Das berufliche Leben. Das soziale Leben. Das politische Leben. Das geistige Leben. (Das Recht. Das Wissen. Bildende Kunst, Musik und Literatur. Die Religion.)

Göttinger Handkommentar zum Alten Testament. In Verbindung mit anderen Fachgelehrten hrsg. v. **W. Nowack.** 3 Abteilungen. Lex.-8.

Zur Zeit ist noch lieferbar:

I. Abteilung. Die historischen Bücher:

1. Bd. Genesis, übers. u. erkl. v. H. Gunkel. 4. unveränderte Aufl. 1917. 48 Mk., in Halbfrzbd. 62 Mk.
2. Bd. 2. Teil. Numeri u. Einleitg. zu Ex.-Num., übers. u. erkl. v. Br. Baentsch. 1903. 17,40 Mk.
3. Bd. 2. Teil. Das Buch Josua, übers. u. erkl. v. C. Steuernagel. 1899. 8 Mk.
6. Bd. (2 Teile.) Chronik u. Esra, Nehemia, Esther. In Halbleinen 42 Mk.
   1. Teil. Chronik, übers. u. erkl. v. R. Kittel. 1902. 16 Mk.
   2. Teil. Esra, Nehemia, Esther, übers. u. erkl. v. C. Siegfried. 1901. 12 Mk.

II. Abteilung. Die poetischen Bücher:

1. Bd. Das Buch Hiob, übers. u. erkl. v. K. Budde. 2. neu bearb. Aufl. 1913. 22,80 Mk., in Halbfrzbd. 36,80 Mk., in Halbled. 42,80 Mk.
3. Bd. 1. Teil. Sprüche, übers. u. erkl. von W. Frankenberg. 1898. 13,60 Mk.

III. Abteilung. Die prophetischen Bücher:

1. Bd. Das Buch Jesaia, übers. u. erkl. v. Bernh. Duhm. 3. verb. u. verm. Aufl. 1914. 36 Mk., in Halbfrzbd. 50 Mk.
2. Bd. (2 Teile.) Jeremia u. Klagelieder des Jeremias. 21 Mk., zus. geb. 35 Mk., in Halbled. 41 Mk.
   1. Teil. Das Buch Jeremia, übers. u. erkl. v. Fr. Giesebrecht. 2. Aufl. 1907. 21 Mk.
   2. Teil. Die Klagelieder Jer., übers. u. erkl. v. Max Löhr. 2. Aufl. 1906. 3 Mk.
3. Bd. 1. Tl. Das Buch Ezechiel, übers. u. erklärt v. K. Kraetzschmar. 1900. 24 Mk.
4. Bd. Die kleinen Propheten, übers. u. erkl. v. W. Nowack. 2. Aufl. 1904. 30 Mk., geb. 44 Mk., in Halbled. 56 Mk.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Der Text des Buches Ezra. Beiträge zu seiner Wiederherstellung. Von **Julius Bewer.** IV, 96 S. gr. 8°. (Nov. 1921.) Etwa 12 Mk.

Joh. Hempel: Gebet und Frömmigkeit im Alten Testament. Erscheint im November 1921. Etwa 48 S. gr. 8°. Etwa 7,50 Mk.

Der Sinn des Gebets. Von Prof. D. **Emanuel Hirsch.** 29 S. gr. 8°. 1921. 5 Mk.

Verfasser spricht als Theolog vom Gebet und bringt ein persönliches Element in die Sache. Er wendet die Wahrhaftigkeit kritischer Selbstbesinnung und die Strenge unbestechlichen Denkens auf die Heiligtümer der Seele an.

Naumann, Friedrich: Der Gottesglaube. Der vergriffenen Gotteshilfe, Gesamtausgabe, 3. Teil. 128 S. 8°. 1921. Sehr fein u. fest kart. 15 Mk.

Vögel, Hermann, Prof. Dr.: **Das Rätsel des Todes und des Lebens.** Mit einer Titelzeichnung von **Hans Thoma.** IV, 64 S. 8°. 1921. Fein kart. mit Farbschnitt 10 Mk.

Inhalt: Das Gilgamesch-Epos und das Rätsel des Todes. Die Auferstehung Jesu. Das ewige Leben.

Reiß, Prof. Arthur: **Das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der Religionspsychologie.** VI, 64 S. gr. 8°. 1921. 6 Mk.

Bousset, W.: Kyrios Christos. Geschichte des Christusglaubens von den Anfängen des Christentums bis Irenäus. Mit ausführlichen Registern. 2. umgearb. Aufl. XXII, 394 S. gr. 8°. Geh. 55 Mk., geb. 67 Mk.

Ferner empfehlen wir: **Hermann Gunkel:**

Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung über Gen. 1 und Ap. Joh. 12. Mit Beiträgen von Heinr. Zimmern. 2. unveränderte Aufl., anastatischer Neudruck 1921. XIV, 431 S. gr. 8°. 40 Mk., Hlwd. 50 Mk.

Ausgewählte Psalmen, übersetzt und erklärt. 4. vermehrte u. verbesserte Auflage. IX, 258 S. gr. 8°. 1917. Gebunden 16 Mk.

Was bleibt vom Alten Testament? 34 S. gr. 8°. 1916. Geheftet 3,60 Mk.

Der Verfasser wendet sich an jeden Gebildeten; er wird aber namentlich Lehrer, auf deren besonderes Verlangen hin Professor Gunkel hier das Wort ergriffen hat, in schweren Zweifeln mit neuer Freudigkeit erfüllen.

Israelitisches Heldentum. Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament. 52 S. gr. 8°. 1916. 4,50 Mk.

Die Propheten. Die geheimen Erfahrungen der Propheten. Die Politik der Propheten. Die Religion der Propheten. Schriftstellerei und Formensprache der Propheten. 1917. 1.—4. Tsd. Kart. 5 Mk., geb. 8,50 Mk.

Reden und Aufsätze. VIII, 192 S. gr. 8°. 1913. 14,40 Mk.

Inhalt: Bernhard Stade. Ziele und Methoden der Erklärung des Alten Testaments. Die Grundprobleme der israelitischen Literaturgeschichte. Simson Ruth. Die Psalmen. Die Endhoffnung der Psalmisten. Ägyptische Parallelen zum Alten Testament. Ägyptische Danklieder. Jensens „Gilgamesch-Epos". Die Oden Salomos.

Psalmen, deutsch im Rhythmus der Urschrift. Von Prof. Dr. **Hans Schmidt** in Tübingen. Mit kz. Erklärungen u. Anmerkungen. 1917. Geb. 7 Mk.

„Es ist ungemein reizvoll, nicht bloß genau zu hören, wie sich so der Psalm im deutschen Gewande darstellt, sondern auch die beigegebenen feinen Nachzeichnungen der Gedankenlinien zu betrachten." (Prof. Wurster in der Monatschrift für Pastoral-Theologie 1918.)

Die Propheten. Von Prof. Lic. **Gustav Pfannmüller.** XIV, 312 S. 1913. Preis geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Die Schriften des Neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt

von Proff. DD. **O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel** und **W. Heitmüller**, Pastor Lic. Dr. **G. Hollmann**, Proff. DD. **A. Jülicher** und **R. Knopf** †, Pastor D. **K. Koehler**, Pastor Lic. **W. Lueken** und weil. Prof. D. **Joh. Weiß**.

In erster und zweiter Auflage herausgegeben von weil. Prof. D. **Joh. Weiß**, in 3. Auflage herausgegeben von Proff. DD. **W. Bousset** † und **W. Heitmüller**.

3. Auflage, 20. bis 28. Tausend

in vier handlichen Bänden, Lex. 8°. 1916–1918.

Vorzugspreis geheftet 84 Mark, gebunden in Halbleinen 132 Mark.

1. Band: Die Geschichte des Neuen Testaments. Die drei älteren Evangelien (Markus, Matthäus, Lukas) mit synoptischen Tafeln von J. Weiß. VI, 511 u. 14 S. Einzelpreis geheftet 27 Mk.; gebunden 39 Mk.
2. Band: Die paulinischen Briefe und die Pastoralbriefe. II, 460 S. Einzelpreis geheftet 27 Mk.; gebunden 39 Mk.
3. Band: Die Apostelgeschichte, der Hebräerbrief und die katholischen Briefe. II, 318 S. Einzelpreis geheftet 19,50 Mk.; gebunden 31,50 Mk.
4. Band: Das Johannes-Evangelium, die Johannes-Briefe und die Offenbarung des Johannes. Sachregister zum ganzen Werke. II, 319 u. 120 S. Einzelpreis geheftet 27 Mk.; gebunden 39 Mk.

Synopt. Tafeln zu den drei älteren Evangelien

mit Unterscheidung der Quellen in **vierfachem Farbendruck** von **Joh. Weiß**. 2. Aufl., neu bearbeitet von Rol. Schütz. 14 S. Lex.-8°. 1920. 2 Mk.

Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament, begründet von H. A. W. Meyer.

Zur Zeit können geliefert werden:

II. Ev. Johannis, v. B. Weiß. 1902. 9. Aufl.	30 Mk.,	geb. 45 Mk.
III. Apostelgeschichte, v. H. H. Wendt. 1913. 9. Aufl.	24 Mk.,	geb. 39 Mk.
V. 1. Korintherbrief, v. J. Weiß. 1910. 9. Aufl.	27 Mk.,	geb. 42 Mk.
VIII/IX. Gefangenschaftsbriefe, v. E. Haupt. 1902. 7. u. 8. Aufl.	30 Mk.,	geb. 45 Mk.
Daraus einzeln: Einleitung 4,80; Kolosser u. Philemon 9–; Philipper 8,40 Mk.		
X. Thessalonicherbrief, v. E. v. Dobschütz. 1909. 7. Aufl.	19,20 Mk.,	geb. 34,20 Mk.
XI. Timotheus u. Titus, v. B. Weiß. 1902. 7. Aufl.	17,40 Mk.,	geb. 32,40 Mk.
XII. Briefe Petri u. Judae, v. R. Knopf. 1912. 7. Aufl.	19,20 Mk.,	geb. 34,20 Mk.
XIV. Johannesbriefe, v. B. Weiß. 1900. 6. Aufl.	9,60 Mk.,	geb. 24,60 Mk.
XV. Jakobusbrief, v. M. Dibelius. 1921. 7. Aufl.	20 Mk.,	geb. 35 Mk.
XVI. Offenbarung Johannis, v. W. Bousset. 1906. 6. Aufl.	24 Mk.,	geb. 39 Mk.

In neuen Auflagen werden zunächst erscheinen: **Hebräerbrief** (v. Dobschütz), **2. Korintherbrief** (Windisch), **Römer- und Galaterbrief** (Jülicher).

System der christlichen Lehre

von D. Hans Hinrich Wendt.

2., neubearbeitete Aufl. VIII, 659 S. gr. 8°. 1920. Geh. 32 Mk., solid geb. 45 Mk.

Die ersterschienene, in Nummer 29 und 30 des **Kirchenblattes für d. ref. Schweiz** 1920 sich findende Besprechung schließt: „Meine Besprechung ist lang geworden; sie sollte ein Dank sein für das große und bedeutende Werk; ein System ist es, eine durchdachte Einheit, man erkennt dankbar die sittliche und religiöse Bedeutung einer solchen einheitlichen Durchdringung des Glaubens an."

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Hubert & Co. G. m. b. H. Göttingen.

Old Testament
Author Niebergall, Friedrich 295259 Bible Comment(O.T.)
Title Praktische Auslegung des Alten Testaments. N
Vol.3.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

bona
fide